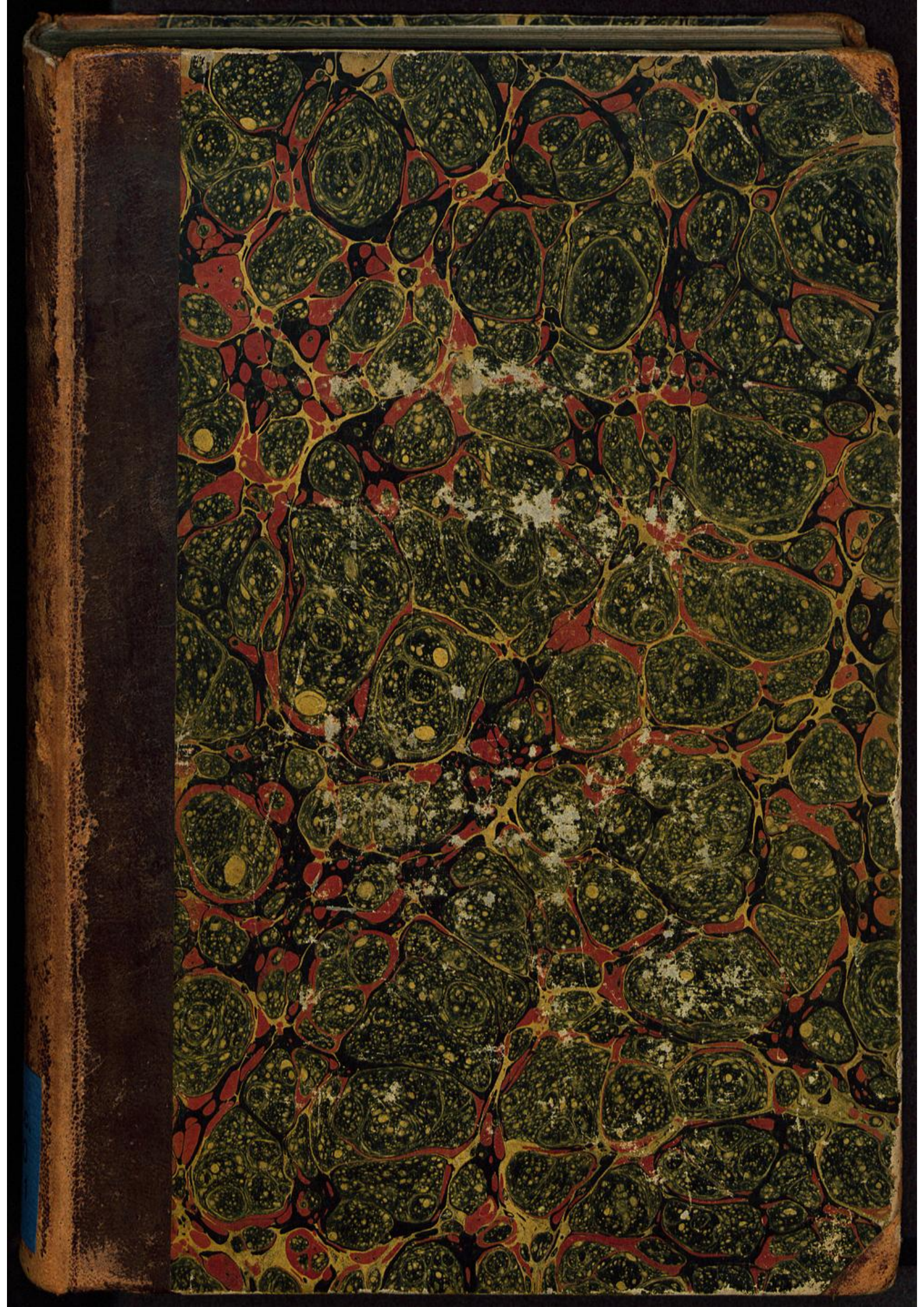

VI. 5. c. 2683.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.



Universität Bremen
Bibliothek

9. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1850.

BREM.
MUSEUM

Universität Bremen
Bibliothek

Fc 6173-9,2,1

Inhalt.

Nr. 27. Die Zollconferenz in Berlin. S. 1. — Englische Grobheit und englisches Selbstgefühl. S. 7. — Biographien unberühmter Russen. I. Schicksale eines polnischen Knaben. S. 13. — Pfaff vom Kahlenberg, ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün. S. 24. — Memoiren des Generals Wysocki. (Schluß). S. 29.

Nr. 28. Deutsche Dramatiker: Karl Malß. S. 41. — Die Union und die Liga S. 47. — Die dänische Revolution in Kopenhagen im Jahre 1848. S. 49. — Die russischen Findlinge in Polen. S. 59. — Ländliche Tagearbeit in Galizien. S. 66. — Der letzte Brief von Karl Graf Leiningen-Westerburg. S. 69. — Kleine Correspondenz und Notizen. S. 72.

Nr. 29. Politische Wochenschau: Preußen und Oestreich. S. 81. — Kleine Reisebilder: 1) Von Dower nach Antwerpen. S. 89. — Die Theaterbildung in Rußland und Polen. S. 96. — Der Ban und die Errungenschaften der Kroaten. S. 106. — Dr. Siegfried Becher über die östreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung. S. 111. — Literaturblatt. S. 114.

Nr. 30. Cäcilie von Albano. Trauerspiel von Mosenthal. S. 121. — Die Krisis in Frankfurt. S. 126. — Bilder aus dem Fürstenthum Serbien: 1) Die würdige Stadt Kragujewacz. S. 129.—2) Serbische Staatsmänner. S. 136. — Kleine Reisebilder: 2) Am Ostseestrande Holsteins. S. 140. — Dorfschulen in Rußland. S. 143. — Die Sachsen in Siebenbürgen. S. 151. — Haynau und Andrassy. S. 155. — Aus Prag. S. 158.

Nr. 31. Von Annaberg in Oberschlesien. S. 161. — Reden von Stahl. S. 170. — Der erste Kampf der Schleswig-Holsteiner 1 und 2. S. 175. — Zustände in den deutschen Alpen: I. Tyrol. S. 183. — Haynau und das Ministerium. S. 190 — Aus Pesth. S. 192. — Aus Prag. S. 196. — Zur neuen Postreform in Oestreich. S. 197. — Neue historisch-politische Schriften. S. 198.

Nr. 32. Literarische Hülfstruppen für Schleswig-Holstein. S. 201. — Karl Gützlaff und das Missionswesen. S. 210. — Die Berliner Abendpost. S. 215. — Die englischen Police-Courts. S. 222. — General Zachary Taylor. S. 229. — Literatur und Kunst. S. 232. — Geschichte. S. 235.

Nr. 33. Religiös-sociale Revolutionselemente in Rußland. I. S. 241. — Bilder aus dem Kaukasus: 1) Ein Pferd und zwei Jungfrauen. S. 250. — 2) Das Christenthum in Rußland. S. 256. — Die Entziehung des Postdebits vom Gesichtspunkte des englischen Rechts. S. 259. — Ledru Rollin. S. 262. — Dramaturgische Miscellen. S. 264. — Literaturblatt. S. 273.

Nr. 34. Religiös-sociale Revolutionselemente in Rußland. II. S. 281. — Zur Beurtheilung der Parteien in Ungarn. S. 289. — Die musikalische Physionomie Berlins. S. 295. — Friedrich Gerstäcker. S. 304. — Bibliothek der deutschen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts. S. 307. — Offener Brief an die Gesellschaft der Friedensfreunde. S. 314.

Nr. 35. Das Princip der Legitimität und die Constitutionellen. S. 321. — Der Geist in der Natur. S. 336. — Französisches Theater. S. 339. — Die Entstehung epischer Gedichte bei den Serben. S. 343. — Aus Wien. S. 348. — Aus Pesth. S. 352. — Kleine Correspondenz. S. 354. — Literaturblatt. S. 357.

Nr. 36. Die Union und die Liga. Preußischer Brief. S. 361. — Der Friedenscongreß zu Frankfurt. S. 365. — Die Legitimen und die Geächteten. S. 367. — Unter den Tscherkessen. I. S. 370. — Leipzig und die bildende Kunst. S. 377. — Nicolaus Lenau. S. 381. — Ein Anachronismus. Aus Prag. S. 385. — Kleine Correspondenz. S. 390. — Literaturblatt. S. 394.

Nr. 37. Ludwig Philipp und Robert Peel. S. 402. — Bemerkungen über Rachel und das Spiel des Théâtre-français. S. 408. — Die kurhessische Demokratie. S. 414. — Studien zur Geschichte der französchen Romantik: Honoré de Balzac. S. 420. — Der Notenwechsel zwischen Oestreich und Preußen. S. 430. — Aus Schleswig-Holstein. S. 433. — Literaturblatt. S. 436.

Nr. 38. Die Festungsanlagen in Polen. S. 441. — Patriotismus und Soldatenwillkür. Eine Episode aus dem ungarischen Kriege. S. 451. — Die Aufklärung und das Christenthum. S. 463. — Kleine Correspondenz. S. 471. — Neue Gemälde. Aus Leipzig. S. 474. — Literaturblatt. S. 477.

Nr. 39. Der Kampf um die Verfassung in Kurhessen und in Sachsen. S. 481. — Robert Schumann. 1) S. 489. — Deutsche Staatsmänner. 1) Heinrich Freiherr von Arnim. S. 497. — Dramaturgische Miscellen. II. S. 503. — Kleine Correspondenz. S. 509. — Literaturblatt. S. 516.

Die Zollconferenz in Berlin.

Die Partei der deutschen Union findet immer neue Gegner im Kreise der Kabinetspolitiker, und ihr Kampf hat bis jetzt noch zu keinem unbedingt glücklichen Resultat geführt. Sie hat aber auch verbündete Mächte, deren gewichtiges Schwert bis jetzt noch nicht auf dem Schlachtfelde gezogen ist und den Feinden Bedenken eingeflößt hat. Diese Verbündeten sind die materiellen Interessen der deutschen Völker, mit Ausnahme des Kaiserstaats, aber nicht mit Ausnahme Hannovers, Hamburgs und der übrigen Staaten des nordischen Zollsystems. Preußen ist der natürliche Vertreter der deutschen Agricultur- und Handelsinteressen gegenüber dem Auslande, durch seine Lage, seine Kraft, seine Politik, durch seine Schöpfung, den Zollverein. Durch den Zollverein hat Preußen in der That die Schnüre zu den Geldbeuteln Sachsens, Baierns und Würtembergs in der Hand, und von dem klugen Gebrauch dieser Macht über das Leben opponirender Staaten wird es abhängen, ob die Union eine deutsche Wahrheit werden wird. Sehr schnell ist der Idealismus aus unsern Einheitsbestrebungen geschwunden, die rohsten, egoistischen Interessen spreizen sich gegenwärtig überall, wo unsere Politik gemacht wird. So wird jetzt Preußens Aufgabe, dem Egoismus der Kabinette die höchsten Interessen der Staaten gegenüber zu stellen. Die Entwickelung der Union ist, wie die Dinge jetzt stehn, auf das innigste verknüpft mit der Entwickelung, welche die Interessen des Ackerbaues, der Industrie und des Handels in der nächsten Zeit erfahren. Spätstens mit dem letzten December 1851 mag die jetzige Gestalt des Zollvereins ihr Ende erreichen, denn länger als bis zu diesem Termin wird sich der gegenwärtige Zolltarif nicht verlängern lassen, und dieser Termin muß, wenn nicht frühere Entscheidung eintritt, für Leben und Zukunft der Union maßgebend werden. So haben wir jetzt dringende Veranlassung, die Angelegenheiten des Zollvereins in den Kreis der Besprechungen dieses Blattes zu ziehn, denn es ist klar, daß die Tarife der neuen Zollconvention jetzt die sicherste Grundlage bilden werden, auf welcher sich der neue Staat „Deutschland" zu erbauen hat. Die Kabinette aber müssen erkennen, daß es leichter ist, die gemüth-

lichen Stimmungen ihrer Völker zu verwirren, als gegen die zwingenden materiellen Interessen Front zu machen.

Von drei zu drei Jahren sind die Tarifverträge zwischen den Staaten des Zollvereins abgeschlossen worden. Bereits mit dem ersten Januar 1849 hätte eine neue Convention ins Leben treten sollen, die Zeitverhältnisse haben den Regierungen wünschenswerth gemacht, vorläufig an dem bestehenden Zolltarif festzuhalten und eine Generalconferenz in Zollvereinsangelegenheiten für den Juli dieses Jahres in Kassel zusammentreten zu lassen. Die preußische Regierung verstand vollständig die Wichtigkeit des Augenblicks. Es gilt für sie zunächst die süddeutschen Staaten, Baiern, Würtemberg in dem Verein zu erhalten, ferner die zum Theil entgegengesetzten Interessen der Nordseestaaten mit dem Zollverein zu versöhnen und endlich drittens nöthigenfalls in dem Zollverein ein Zwangsmittel zu finden, um Baiern, Würtemberg und Sachsen von ihrer undeutschen Politik abzubringen. Die preußische Regierung hat sich deshalb bei einem Congreß ihrer Industriellen Rath erholt und diese Zollconferenz, welche am 10. Mai 1850. in Berlin unter dem Vorsitz des Handelsministers von der Heydt eröffnet wurde, hat auf Grundlage der Regierungsvorschläge die Veränderungen berathen, welche aus den angeführten und aus Culturgründen in dem Tarif des Zollvereins wünschenswerth wurden. Die Resultate dieser Conferenz sind die Vorschläge, welche Preußen in Kassel machen wird. Eine spätere Conferenz mit den Vertretern der preußischen Agriculturinteressen hat einige Modificationen herein gebracht, welche zwar nicht gerade eine Verbesserung waren, auf das Hauptresultat keinen großen Einfluß ausüben. Da Preußen durch seine geographische Lage fast alle divergirenden Interessen des Handels und der Industrie in seinem Gebiet vereinigt, so werden die Resultate der Berliner Conferenz aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Entscheidung in Kassel den größten Einfluß ausüben.

Um diese Resultate zu würdigen, mögen unsere Leser einen schnellen Blick auf die bisherige Politik des Zollvereins werfen. Als der Zollverein mit dem Tarif vom 26. Mai 1818 ins Leben trat, war seine Politik nach allen Seiten hin eine sehr schüchterne und rücksichtsvolle. Die Einführung von Nahrungsstoffen, Getreide und Vieh war sehr niedrig besteuert, für fremde Manufactur- und Fabrikwaaren war eine Verbrauchsteuer projectirt, welche 10 p. C. des Werthes in der Regel nicht übersteigen, aber geringer sein sollte, wo dies ohne Schaden für die Gewerbthätigkeit des Inlandes möglich sei. Gegen diese fast freie Einfuhr der Nahrungsstoffe aber, sowie gegen den sehr ungenügenden Schutz deutscher Gewerbthätigkeit erhob sich seit dem Jahre 1818 eine Menge von Bedenken. Durch hohe Schutzzölle begünstigt erwuchs die englische, belgische und französische Industrie so mächtig, daß sie die des Zollvereins zu ersticken drohte. Fremde Linnen-, Baumwollen- und Wollenwaaren und die Bergwerksproducte des Auslandes fingen an, den deutschen Markt zu überschemmen, und die Capitalien,

welche sich in Deutschland in den langen Friedensjahren ansammelten, legten sich nur zaudernd, weder kräftig noch zahlreich genug, in industriellen Unternehmungen an, desto lieber im Grundbesitz, den sie zeitenweis zu hohen Preisen empor trieben; so entstand bei den Industriellen das stürmische Drängen nach Schutzzöllen für die Industrie, und von Seiten der Grundbesitzer bei den hohen Güterpreisen ganz consequent ein eben so energisches Drängen nach Schutz der landwirthschaftlichen Producte, der Nahrungsstoffe; und so erlitt der Tarif des Zollvereins seit dem Jahre 1818 allmälig eine Reihe von Veränderungen, welche weder consequent, noch nach einem Prinzip eingerichtet waren, weil man nur dem Drängen des jedesmaligen Bedürfnisses mißtrauisch und bedenklich nachgab, welche im Ganzen aber den sich entwickelnden Industrieanlagen einen bescheidenen Schutz gaben und auf die landwirthschaftlichen Producte einen mäßigen Einfuhrzoll legten. Unter diesem Schutz aber entfaltete sich die deutsche Industrie des Zollvereins, zwar in steter Progression, aber nicht auf ganz gesunde Weise. Fremde Fabrikmaterialien und fertige Fabrikate waren besteuert, die Einfuhr der Halbfabrikate, der fremden Garne und Gewebe war begünstigt. Die Spinnereien und andere Fabriken für Halbfabrikate kamen deshalb in Deutschland zu keinem Gedeihen, der Fabrikant fand es vortheilhaft die billigen Halbfabrikate vom Ausland zu beziehen. Dadurch erhielt die deutsche Industrie einen unsichern, ja schmarozerhaften Anstrich, und je größer die Zahl der deutschen Webereien wurde, desto fühlbarer wurde das Bedürfniß, die deutsche Industrie ganz unabhängig von den Fabrikanlagen des Auslandes zu machen. Dazu kam, daß der deutsche internationale Handel an zu hohen Durchfuhrzöllen krankte, und daß die Erleichterung der Einfuhr von Lebensmitteln sich als eine national-ökonomische Nothwendigkeit, schon früher als in den Hungerjahren, herausgestellt hatte. Es galt, zunächst von diesen Gesichtspunkten aus den Tarif zu modificiren.

Die Resultate der Zollconferenz sind günstig gewesen, und es macht Freude auf die Tüchtigkeit zu blicken, welche sich unter den Beamten sowohl, als unter den Intelligenzen der Industrie- und Handelswelt zeigte. Die Majorität der Deputirten trat mit geringen Modificationen den Vorschlägen der Regierung bei. Es wurde beschlossen, den Einfuhrzoll auf Nahrungsstoffe: Getreide, Butter, Reis, Vieh bedeutend herabzusetzen, sie zum Theil fast frei zu machen, ferner Fabrikmaterialien: die Farbestoffe, Bruchsteine, Talg, Harze, Flachs, Brennholz beim Wassertransport u. s. w. mit wenigen Ausnahmen ganz frei zu geben, die Transitoabgaben bedeutend zu ermäßigen, den Einfuhrzoll für fremde Garne und Gewebe dagegen zu erhöhen und als nothwendige Folge davon, den fertigen Fabrikaten, welche dadurch vertheuert werden, bei der Ausfuhr einen entsprechenden Rückzoll zu gewähren, damit unsere Industrie im Ausland ihren Markt nicht verliere.

Die Prinzipien, welche das Ministerium bei seinen Vorschlägen geleitet haben,

sind gewiß die richtigen: Zuerst Herabsetzung des Zolls für Lebensmittel und für Colonialwaaren. (Die Colonialwaaren aber sollen erst dann in dem Zolltarif erniedrigt werden, wenn die Unterhandlungen mit den Nordseestaaten über ihren Anschluß an den Zollverein zu einem günstigen Resultate geführt haben. Man will die Herabsetzung der Zölle auf Colonialwaaren dem Küstenverein als Concession machen, und diese Concession als Basis für die Unterhandlungen benutzen.) Ferner Herabsetzung oder Aufhebung des Zolls für das Material der Fabrikation, endlich ein angemessener, zeitweiser Schutzzoll für die Industriezweige, welche erziehungsfähig sind. Zugleich Aufhebung oder Erniedrigung der Durchfuhrszölle. Wenn die Vorschläge weder in einer, noch in der andern Richtung so weit reichen, als man es von manchen Seiten gewünscht hat, so soll man darin kein Unglück sehen. Wo es gilt, eben so wohl Baiern, Würtemberg und Baden dem Zollverein zu erhalten, als die Küstenländer demselben zu gewinnen, da ist ein sorgfältiges Vermeiden aller extremen Richtungen gerade die beste Politik. Eben, weil die Vorlagen von allen extremen Parteien angegriffen werden, sind sie gut, und man muß sich eben so wenig von dem Berliner Agriculturcongreß irre machen lassen, welcher nur die landwirthschaftlichen Gewerbe geschützt wissen will, als von den Ostseeblättern und den Hamburger Marktberichten des Herrn Baron Merck, in denen er vom Standpunkte eines Freihändlers gegen die Resultate der Conferenz polemisirt. Unsere Freihändler in den Hafenstädten glauben, sie können nichts Besseres thun, als Weizen und Wolle ausführen und uns mit englischen Fabrikaten überschwemmen. Unsere Industriellen aber werden den Landwirthen ihren Weizen besser bezahlen, als England, das nur bei Mißerndten größere Quantitäten nimmt, und wie lange wird England bei den enormen Zufuhren von Australien und vom Cap noch deutsche Wolle kaufen? Die Schutzzöllner sind natürlich auch unzufrieden und nennen die vorgeschlagenen Zölle halbe Maßregeln. Auch gegen die Rückzölle wird von vielen Seiten gekämpft und doch sind sie nöthig, um das Exportgeschäft zu erhalten, wenn unsern Fabrikanten, den Webern nämlich, ihr Material, das Halbfabrikat Garn, durch den erhöhten Eingangszoll vertheuert wird. Man wendet gegen die Rückzölle ein, daß sie eine Industrie ins Leben rufen, die auf das Ausland angewiesen und deshalb tausend Wechselfällen unterworfen ist, welche den Absatz stocken machen und die Bevölkerung ins Elend werfen können. Wenn aber Industrien, wie unsere Wollen-, Baumwollen- und Leinenwebereien so weit vorgeschritten sind, daß sie den vollen Bedarf des Inlandes decken, dann haben sie eine gesunde Basis und das Recht ihren Absatz im Auslande zu suchen. Was ist endlich das Ausland? Das sind alle fünf Welttheile; geht es nicht hier, so geht es dort. Und die Möglichkeit eines Krieges mit einer Seemacht soll nicht unsere Industrie zu einem Feigling machen, sondern durch einen starken Verkehr unserer Industrie mit dem Ausland unsere Marine zu männlicher Kraft bringen.

Gerade die richtige Mitte, welche der preußische Vorschlag zwischen den leidenschaftlichen Parteiwünschen hält, macht ihn unsrem Blatt höchst respectabel und die besonnenen Männer beider Parteien werden ihm Anerkennung nicht versagen können. Eine Staatsregierung hat am wenigsten das Recht, da mit Theorien zu experimentiren, wo ein solches Experiment auch bei gutem Erfolge Capitalien von vielen Millionen aus einem Säckel plötzlich in den andern wirft, und so groß der Gegensatz zwischen dem demokratischen Freihändler ist, welcher den Staat als ein reactionäres Institut von Privilegirten betrachtet, und zwischen dem eingefleischten Schutzzöllner, welcher eine russische Zollmauer für seine Fabrik fordert, so können doch die verständigen und gemäßigten Männer aus beiden Parteien, der Freihändler sowohl, welcher einen allmäligen Uebergang von dem gegenwärtigen Zustand zur unbedingten Handelsfreiheit ersehnt und die Zölle als Finanzquelle, aber nicht als eine Beförderung des inländischen Wohlstandes betrachtet, und wieder der weiterblickende Schutzzöllner, welcher den Wohlstand des Volkes durch solche Schutzzölle zu vergrößern hofft, welche allmälig kleiner werden und endlich aufhören, sobald die einheimische Industrie festen Halt und Kraft gewonnen hat; beide können sich über den preußischen Entwurf die Hand reichen, ohne ihren Prinzipien untreu zu werden. Denn auch der Freihändler kann sein Prinzip darin anerkannt finden, und wird nur mit dem Grade der Energie und Schnelligkeit unzufrieden sein, mit welcher das Lebendigwerden desselben vorbereitet wird.

Unter den Persönlichkeiten des Berliner Congresses waren Diergardt aus Viersen, Daniel von der Heydt, der Bruder des Ministers, aus Elberfeld und Elbers aus Hagen die entschiedensten Schutzzöllner. Die ersten Beiden sind sehr befähigt, namentlich Diergardt, der die industriellen Verhältnisse besser, als jeder Andere kennt, den Beamten mit einer Zähigkeit entgegentritt, die unüberwindlich ist, und aus jedem Kampfe siegreich hervorgeht. Der Mann hat immer ein ganzes Archiv auf und unter dem Tisch und tausend Briefe in den Taschen. Es ist manches Komische in ihm. Wenn sich der lange Herr langsam erhebt und immer größer wird, glaubt man, er werde endlich zur Decke wachsen und sie emporheben. Er ist sehr reich und soll allein 500,000 Thlr. in der preußischen Bank Antheil haben. Daniel von der Heydt zeichnet sich durch eine höchst sorgsame Vorbereitung aus und durch eine glänzende Redegabe. So oft der stattliche Mann, das Gesicht fest auf den Gegner gewendet, in zierlicher aber lebendiger Rede erwiederte oder angriff, machte es eine gute Wirkung.

Rahm und Sturm aus Stettin und Kruse aus Stralsund waren die thätigsten Verfechter des Freihandels, mit ihnen stimmten Goullon aus Königsberg, Gibson aus Danzig, Treppmacher aus Posen und zwei Preußen, welche später ankamen. Rahm und Sturm machten des Prinzips wegen dauernd Anträge, von denen sie im Voraus wußten, daß sie durchfallen würden. Ihre Reden waren stets mit

stacheligen, oft beleidigenden Ausfällen gegen die Schutzzöllner und die Organe der Regierung gemengt und sie gaben sich häufig Blößen. Kruse ist ein heftiger alter Herr, der nur mit zornfunkelnden Augen und geballter Faust, dabei aber gar nicht schlecht spricht. Von den Uebrigen waren Scheel aus Lissa und Baum aus Rawicz brave, aber nicht sehr hervortretende Männer. Conrad aus Berlin war gut, Baudouin aus Berlin unklar, Kupfer aus Berlin Schutzzöllner für alle Industrie-Branchen, ausgenommen Rübenzucker (er ist Director einer indischen Zuckerfabrik) und Eisen. Den Grund seines speciellen Hasses gegen schlesisches Eisen haben die Grenzboten nicht ermitteln können. Reichenheim aus Berlin, ein starker Egoist, der nur im eigenen Interesse spricht und stimmt. Milde's bekannte Persönlichkeit wirkte sehr gut, er vermittelte, und zeigte eine liebenswürdige diplomatische Gewandtheit, die ihn nur da verließ, wo er über die Stellung der Ostseeprovinzen sprach. Th. Molinari, ebendaher, ein klarer sehr tüchtiger Mann von großen Kenntnissen mit einem Feuergeist und von höchst uneigennützigem Patriotismus, war eine der interessantesten Gestalten unter diesen Notabilitäten der preußischen Handelswelt. Von Kopf bis zum Fuß ein englischer Gentleman, immer sicher, überzeugend, und mit Wohlwollen Freund und Gegner übersehend, übten großen Einfluß auf seine Partei aus. v. Löbbeke aus Breslau war unbedeutend, Alberti aus Waldenburg, in der Leinenbranche die erste Autorität, verdarb sich Alles mit seinem wirren Pathos und sprach oder schrieb in nie gehörten fremden Ausdrücken und Wendungen. Deneke aus Magdeburg und Jacob aus Halle, brav und tüchtig, bedenklich und vorsichtig, als ächte Sachsen. Kunkell aus Dingelstedt, ohne die Politur, welche auch der Tüchtigkeit wünschenwerth ist, um ihr Geltung zu verschaffen. Lucius aus Erfurt, höchst ehrenwerth, wohlwollend, von regem Eifer für das allgemeine Beste beseelt und vom eigenen Interesse absehend, war in der Zeit des allwaltenden Egoismus eine sehr erfreuliche Erscheinung. Brandt aus Blotho, noch sehr jung und ohne Routine, aber nicht ohne Kern, Bolenius aus Bielefeld, recht tüchtig, aber im kleinen Kreise wirkend, über den er nicht hinwegsehen kann; Klein aus Siegen, zu schüchtern, um sich geltend zu machen. Langen, Präsident der Cölner Handelskammer, ein tüchtiger Geschäftsmann, aber nicht so gewandt wie seine Freunde wünschen; van Gülpen, bedächtig, wie ein alter ehrenwerther Franzose, starb leider, in Folge einer Erkältung, in Berlin.

Der Minister zeigte sich unterrichtet und tüchtig, in einigen Fällen aber war er verletzend grob. Der Referent, Geheime Regierungsrath Delbrück war in allem Detail außerordentlich unterrichtet, wie man selten bei einem Beamten findet, und entwickelte in besonnener Rede immer schlagende Gründe. Er wird eine nationalökonomische Autorität für Preußen werden und wir können uns zu einem solchen Talent in unsrer Beamtenwelt Glück wünschen. Der Unterstaats-Secre-

tär von Pommer-Esche zeigte viel Gewandtheit, und Dach, der Geheime Finanzrath, vollständige Kenntniß des Verfahrens bei der Zollerhebung.

Der Congreß hat gezeigt, daß die preußische Regierung den ernsten Willen hat, die materiellen Interessen der Völker zu vertreten, und daß in unsrer Handelswelt kein Mangel an Persönlichkeiten ist, welche begreifen was uns Noth thut. Ueberhaupt kann man es als ein gutes Resultat der letzten Jahre betrachten, daß sie einer Menge von Geschäftsmännern den Gesichtskreis erweitert und dieselben belehrt haben, in welchem Verhältniß ihr geschäftliches Interesse zu den Interessen der Nation steht. Andererseits hat auch das deutsche Volk Gelegenheit gehabt eine Anzahl von nationalökonomischen Größen kennen und verehren zu lernen. Wir können nicht umhin zu den Sachverständigen in Handels- und Industriesachen, welche oben erwähnt sind, noch eine Autorität beizufügen, die, obgleich kein Preuße und nicht bei der Zollconferenz in Berlin thätig, doch viel dazu beigetragen hat, den Interessenten im Zollverein klar zu machen, worauf es gegenwärtig bei uns ankommt. Diese Autorität ist F. A. Regenauer, Großherzoglich Badischer Staatsrath a. D. Im März 1849 schrieb er eine Beleuchtung des Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland, welcher von Abgeordneten des Handelsstandes im November 1848 der deutschen Reichsversammlung vorgelegt worden war *).

Diese Kritik eines Entwurfes, welcher wie vieles Andere aus dem Jahre 1848 von der sandigen Strömung der letzten Vergangenheit bedeckt worden ist, enthält Alles, was sich vom Standpunkt unserer Partei über einen deutschen Zolltarif sagen läßt. Der Verfasser ist sehr gut unterrichtet und das Buch ist so vortrefflich, daß wir seine Lectüre allen Lesern der Grenzboten, welche ein Interesse an Finanzfragen haben, dringend empfehlen.

Englische Grobheit und englisches Selbstgefühl.

Der preußische Minister Ritter Bunsen hat in der Sitzung des Oberhauses vom 17. Juni mit seinen Damen auf der Zuhörergallerie Platz genommen, welche

---

*) Der vollständige Titel ist: Beleuchtung des von Abgeordneten des Handelsstandes norddeutscher Handels- und der vereinsländischen Meßplätze Frankfurt a. M. und Leipzig bearbeiteten und im November v. J. der deutschen Reichsversammlung vorgelegten Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland von F. A. Regenauer. (Karlsruhe, Malsch und Vogel, 1849.)

sonst dem diplomatischen Corps bestimmt war, seit kurzem den Gemahlinnen der Pairs designirt ist. Der Platz ist ihm vom Pedell des Hauses angewiesen worden. Da erhebt sich Lord Brougham und dringt unter dem Gelächter des Hauses darauf, den preußischen Gesandten von seinem Platz, der den Damen gebühre, wegzuweisen. Der Beamte des Hauses erscheint in der Gallerie, Herr Bunsen verläßt das Haus. —

Der rohe Antrag des Lord Brougham, — dieses widerwärtigen Hanswurstes der Pairie — hätte wenigstens an der Stelle, wo er die Ausweisung des Gesandten einer befreundeten Macht aus einer öffentlichen Staatsaktion forderte, lebhafte Zeichen von Mißbilligung von Seiten des Hauses zur Folge haben sollen. Leider besaßen die anwesenden Pairs nicht Takt genug, dies zu thun, und obgleich die Mitglieder des Oberhauses durchaus nicht Anspruch darauf machen, Vorbilder guter Sitte zu sein, so wäre es in diesem Fall doch nicht unpassend gewesen, wenn sie mehr an die Würde des Hauses, als an das Komische der Situation gedacht hätten. Bei uns in Deutschland würde bei der Sitzung jeder Kammer in ähnlichem Fall ein allgemeines Geräusch der Mißbilligung den taktlosen Antragsteller zur Ruhe bringen.

Indeß die Kränkung war einmal zugefügt, so ziemlich wider den Willen des Hauses durch die Flegelei eines Einzelnen und den Mangel an Geistesgegenwart, welchen der Beamte, Sir A. Clifford gezeigt hat. Der Aufforderung des Lord Brougham ohne Weiteres nachzukommen und zögernd auf der Gallerie an Herrn Bunsen zu treten, war nicht passend, er hatte zuvor den Usher der Gallerie zu fragen, ob er Herrn Bunsen diesen Platz angewiesen habe, darauf aber dem Haus anheimzugeben, ob dasselbe ein Mißverständniß oder Versehen durch Verletzung des Vertreters einer fremden Macht repariren wolle. Das war versäumt, es galt Herrn Bunsen in anderer Weise Genugthuung zu geben.

Außer dem obligaten Entschuldigungsschreiben des Ministeriums, einem Antrage des Marquis von Lansdowne im Oberhaus, Gesandtschaftsplätze zu besorgen, einem Toast Wellingtons auf die preußische Armee, massenhaften Besuchen der Pairs bei Bunsen und andern ähnlichen Mitteln, durch welche man einen solchen unangenehmen Vorfall mit mehr oder weniger Takt und Glück gut zu machen sucht, hat auch die englische Presse übernommen, die Sache des preußischen Gesandten zu führen. Und die Art und Weise, wie die großen Blätter, Times, Daily News u. s. w. den Vorfall besprechen, kann wohl einen deutschen Journalisten neidisch machen. Es ist nicht möglich, zarter und verbindlicher gegen den Verletzten zu sein, schöner und männlicher den Unwillen der Gebildeten über die Plumpheit des Lord Brougham, die Trauer der Wirthe über die Beleidigung eines geachteten Gastes auszudrücken. Sehr besorgt reden sie von dem Eindruck, den die Sache in Preußen machen müsse, sehr eifrig streben sie, dem Gesandten jede Art von Ehrenerklärung zu geben! Wahrlich, so warm und tief kann eine

Ehrenkränkung, welche die Seele eines andern Volkes erfahren hat, nur die Nation empfinden, welche selbst ein edles und schönes Selbstgefühl besitzt. — Und wir Deutsche? und die Preußen? Ich merke nicht, daß man bei uns diese Kränkung sonderlich tief empfunden hat, wenigstens aus den Zeitungen ist nicht viel zu sehen. Die englische Presse scheint in diesem Fall fast scrupulöser um die deutsche Ehre besorgt, als wir selbst. Woher kommt das? Man kann es nicht sagen oder niederschreiben, ohne zu erröthen. Und doch muß es gesagt werden: Wir in Deutschland sind gewöhnt, polizeilich behandelt zu werden, und daß bei uns Jemand irgendwo ausgewiesen wird, kommt alle Tage vor. Warum sollten wir großen Lärm darüber machen, wenn das auch einmal im Ausland einem von unseren Gesandten begegnet?

Wir wollen eine andere Frage stellen. Dieselbe Sitzung, in welcher der preußische Gesandte durch die Brutalität eines dünkelhaften Parvenu's beleidigt wurde, war noch in anderer Hinsicht merkwürdig. In derselben Sitzung tadelte das Oberhaus durch sein Votum den Minister Palmerston, weil er die Interessen englischer Bürger gegen einen auswärtigen Staat zu leidenschaftlich und rücksichtslos vertreten hätte. Es ist hier gleichgültig, aus welchen Parteimotiven dieses Mißtrauensvotum hervorgegangen ist. Jedenfalls war es, wie man auch Palmerstons Verfahren gegen Griechenland beurtheilen mag, ein unpatriotisches Votum, unpassend für den Adel eines Volkes von gesunder Selbstliebe, auch wird eine glänzende Satisfaktion vom Unterhaus dem Ministerium nicht ausbleiben. Für uns Deutsche aber ist eine solche Abstimmung so wunderbar, daß wir sie kaum begreifen, und wenn wir sie begreifen, so müssen wir wieder mit Schmerz auf uns und mit Neid auf eine Nation sehen, bei welcher ein solches Votum überhaupt möglich ist. Wie? Einem Minister des Auswärtigen wird vorgeworfen, daß er zu energisch und leidenschaftlich die Interessen seiner Mitbürger gegen Fremde vertreten habe? Schmach und Schande, daß wir keinen Minister haben, dem so etwas vorgeworfen werden kann! — Solcher Vorwurf wenigstens trifft keine deutsche Regierung. Die kleinen Staaten Deutschlands sind hierin unzurechnungsfähig, wie hoch das große Oestreich Leben und Eigenthum seiner Bürger achtet, wissen wir; die preußischen Minister aber beschweren sich allerdings, wenn ein preußischer Staatsbürger in Rußland bis auf den Tod gehauen wird, oder wenn der junge Brandt aus Breslau zu östreichischer Schanzarbeit verurtheilt wird, weil er in einem Brief an seinen Vater in Preußen von Ungarn aus Thatsachen und Gerüchte aus dem ungarischen Kriege erzählt hat, welche dieser einer schlesischen Zeitung zur Benutzung gab. Unsere Minister beschweren sich über so etwas bei der befreundeten Regierung, wenn das Geschrei der Presse oder einzelner einflußreicher Personen gar zu lästig wird. Es läuft eine höfliche Antwort ein, von den Todten werden die Kleider an die Verwandten zurückgeschickt, den Gefangenen wird vielleicht ihre Strafzeit etwas verkürzt, und Alles ist in

Ordnung. — Denn bei uns lautet die Rechnung auch der Besseren so: was ist Leben und Wohlfahrt eines Einzelnen gegen Leben und Wohlfahrt der 40, oder 15, oder auch 2 Mill. Uebrigen? Es ist besser, daß um den kleinen Bruchtheil kein großer Lärm gemacht wird, als daß die ganze Summe der Uebrigen in die Gefahr eines Conflictes mit einer andern Macht komme. — So gut kann freilich der trotzige Minister der „Krämernation" nicht rechnen. Für ihn ist jeder einzelne Engländer in der Fremde ein Repräsentant des ganzen, großen, mächtigen Englands, und sei er ein Thor, und sei er ein Schelm, die Majestät seines Heimathlandes schwebt unvertilgbar um sein Haupt, und den Adel, so will jener, sollen die Fremden ehren. Ein höchst anmaßender, übermüthiger Lord! — So ist's kein Wunder, daß der Engländer durch fremde Länder und Meere zieht, mit gleichgültiger Miene, die Hand in der Rocktasche, und daß er, wo auch das Schicksal ihm Haus und Heerd aufbaut, bis zu seinem letzten Lebenshauch Jedem entzückt die Hand schüttelt, der Etwas von Alt-England zu erzählen weiß. Es gibt sehr viel abgeschmackte Reisende unter den Engländern, und doch sind sie das Volk, welches am besten zu reisen versteht.

Ein liebenswürdiges Beispiel dieses englischen Selbstgefühls findet sich in der Reise Sir Gardner Wilkinsons nach Dalmatien und Montenegro*). Der englische Reisende hat Lust Montenegro, das berüchtigte Räuberland, zu besuchen. Er schreibt von Dalmatien aus an den Vladika, unsern Freund Peter Petrovich Negosch, Eminenz: Mylord, ich wünsche Ihr Land zu besehen und bitte um Gastfreundschaft. Der Vladika antwortet darauf, wie sichs für einen feinfühlenden Gentleman schickt, und unser Reisender besucht wohlwollend den Wohlwollenden. Als christlicher Mann kränkt er sich aber über die alte Liebhaberei der ehrlichen Bergbewohner, ihren Feinden, den Türken, die Köpfe abzuschneiden, und beschließt diese Unart abzuschaffen. Er macht also dem Vladika ernsthafte Vorstellungen. Der Vladika, ein sehr fein gebildeter Mensch, zuckt die Achseln und sagt entschuldigend, die Hunde von Türken sind schuld, meine Leute würden die häßliche Angewohnheit allenfalls ablegen, aber bei diesen Türken ist ja gar keine Billigkeit, die können's nicht lassen. — Gut, sagt Sir Gardner Wilkinson, ich werde selbst mit den Türken darüber sprechen, diese gegenseitige Behandlung ist zu unsittlich, sie muß aufhören. Er schreibt also an den Vezir der Herzegowina, Ali Pascha Rizvan Begovich, drückt demselben seinen Wunsch aus, ihn zu besuchen, und bittet um Gastfreundschaft. Auch der Türke antwortet, wie sich's für einen gebildeten Mann schickt. Darauf setzt sich der Engländer auf sein Rößlein und reitet durch das Narentathal in die Herzegowina, durch türkische Dörfer und Bäche, unbekümmert um die mißtrauischen Glotzaugen, welche ihn unter den bosniakischen Turbanen anstieren. Er kommt über eine Brücke, auf welcher gerade nur ein Paar Christen-

---

*) Deutsch von W. A. Lindau. Leipzig, Gustav Mayer 1849, in den Grenzboten bereits besprochen.

köpfe stecken, nach Mostar, der Residenz, und trifft gleich beim Eintritt in den Pallast einen Sohn des Vezir's, einen leidenschaftlichen Christenhasser, der kurz vorher als Gesandter zum Vladika gereist, auf dessen Gebiet verrätherisch von einigen Montenegrinern überfallen und mit Mühe dem Tode entronnen war. Der schien dem Reisenden grade der rechte Mann für sein menschenfreundliches Vorhaben, und er machte ihm sogleich die nöthigen Andeutungen, welche der Jüngling aber mit finstrem Stolz von der Hand wieß. Thut nichts, denkt der Engländer, junge Türken sind heftig und unartig, sie pflegen erst im Alter liebenswürdig zu werden. Demnach nimmt er sich den alten Vezir vor, und ermahnt ihn zum Frieden mit den Montenegrinern, dessen einzige Garantie sei, daß das landesübliche Renommiren mit abgeschnittenen Köpfen aufhöre. Ja, sagt der weise Türke, das ist Alles wahr, diese Hunde von Montenegrinern haben die schlechte Sitte eingeführt, meine Türken würden es allenfalls lassen, aber diese Griechen haben ja keinen Sinn für Gerechtigkeit. Der Engländer läßt sich nicht stören, er stellt dem Türken die Sache so dringlich, ja und so verständig und wacker vor, daß der alte Fuchs ganz nachgiebig wird und sich bereit erklärt, das Abschneiden abzuschaffen, wenn es der Vladika auf seiner Seite auch abschaffe und mit den Montenegrinern in Friede und Freundschaft zu leben, wenn der Vladika das Entsprechende wolle. Darauf empfiehlt sich Wilkinson und schreibt an den Vladika, unterrichtet ihn vom günstigen Stande der Angelegenheit und fordert ihn dringend auf, jetzt seinerseits Schritte zu thun. Noch nicht genug, er geht nach Constantinopel, und dringt bei Stratford Canning darauf, durch die Pforte den Vezir zu bearbeiten. Leider erwies sich die Pforte sehr kühl, leider schrieb der Vladika an ihn: Glauben Sie mir, es geht nicht, das Mißtrauen und der Haß zwischen uns und ihnen ist zu groß; leider schneiden die feindlichen Nachbarn einander noch immer die Köpfe ab, aber der Engländer hat doch die Freude, etwas Nützliches unternommen und so weit an ihm lag, auch durchgeführt zu haben, er hat die persönliche Genugthuung, daß beide Parteien ihn als einen tüchtigen und guten Menschen ehren, denn auch der alte Türke schrieb noch in die Ferne an ihn und bewies ihm aufs Neue Vertrauen und guten Willen; und vor Allem hat er die Empfindung, eine gute Saat gesät zu haben, welche doch wohl früher oder später aufgehen mag. — Als einzelner Reisender gleichgültig unter Türken und Montenegriner zu treten, den wilden Häuptlingen Peinliches ins Gesicht zu sagen, Forderungen zu stellen, welche sie im Stillen für höchst unverschämt halten, und das Alles, um beiläufig etwas Gutes durchzusetzen, wozu sich gerade auf der Straße eine Gelegenheit bietet, das setzt einen Charakter voraus, über den zu lächeln möglich ist, der sich aber überall Achtung erzwingen wird. Muth haben viele Menschen, wenn sie in die Gefahr geworfen werden, fliegenden Enthusiasmus haben manche Völker im Ueberfluß, aber diese gentile, imperturbable, kühle Zähigkeit, die tapfere selbstvertrauende Sicherheit ist in Europa vorzugsweise eine eng-

lische Eigenschaft. Sie entspringt aus dem Gefühl, Mitglied eines mächtigen, großen Volkes zu sein, dessen Regierung auf dem Vertrauen des Volkes wurzelt und Leben und Wohlfahrt der einzelnen Bürger für gleichbedeutend mit des Landes Wohlfahrt erachtet. Sie entspringt aus einer männlichen Sittlichkeit des Volkes, wie des Einzelnen, welche nie verkümmert wird durch alle die unzähligen kleinen lächerlichen Tyranneien und Bevormundungen, welche anderswo den einzelnen von der Wiege bis zum Grabe umgeben, und welche nicht getödtet wird durch die Auflösung aller staatlichen Rechtsbegriffe, durch Ehrlosigkeit, Willkür, Mangel an Treue und Mangel an gesundem Menschenverstand in der Regierung. Dieselbe englische Regierung, welche so unwiderstehlich energisch gegen das Ausland auftritt, ist so bescheiden und ängstlich gegen ihr eigenes Volk, so peinlich beflissen, seine Rechte zu wahren. Ein befreundeter Gesandter wird von einer Zuhörertribüne heruntergewiesen, die Minister müssen es geschehen lassen, weil ein altes Herkommen zu ehren ist, sie dürfen ihm auch für die Zukunft nicht einmal einen Sitz zutheilen, sondern müssen beim Oberhaus den Antrag stellen, daß dasselbe den Gesandten Sitzplätze erlaube. Es gibt dagegen andere Regierungen, welche höchst unselbstständig, höchst kriechend gegen fremde Mächte sind, und wieder sehr dreist und unternehmend gegen das eigne Volk, nicht in Anweisung von Sitzplätzen, sondern in übermüthiger Disposition über seine Rechte und sein Eigenthum; ja es gibt Staaten, wo verurtheilte Fälscher auf dem Ministerstuhl sitzen, trotz dem Zorn des Volkes, welches diese freche Verhöhnung aller Sitte als eine tiefe Kränkung seiner Ehre empfindet. — Man wundert sich, daß es in Europa ein Volk gibt, ein großes Volk von edler Anlage, dessen Söhne in der Fremde so schnell als möglich das Kleid fremder Völker anziehen. In England werden sie Engländer, in Frankreich Franzosen, in Belgien werden sie Belgier, in Ungarn Magyaren, in Krakau Polen, ja in Rußland sogar Russen. Es ist ihnen kein Vorwurf daraus zu machen. Wo auch der Engländer in der Fremde lebt, die politische Ehre seiner Nation begleitet ihn, das Vertrauen darauf sitzt tief in seiner Seele, sie heiligt und weiht auch sein einsames, mühevolles Leben an den Grenzen der bewohnten Erde; der Sohn jenes andern Volkes hat zwar sein Ehrgefühl als Privatmensch; der Mantel politischer Ehre aber, welcher ihm in seiner Geburt umhangen wurde, ist so fadenscheinig, durchlöchert und beschmutzt, daß er sich seiner schämt; er weiß nicht übermäßig viel Großes, Ehrenvolles und Männliches vom Staatsleben seiner Heimath; keine Festigkeit der Gesetze und des Rechtes, überall Willkür; er weiß die Majestät der Souveraine herabgewürdigt zum Executor und Büttel einer ungeschickten Partei, er weiß die Völker entsittlicht, verwirrt, zänkisch und kleinmüthig. Wie soll er ein starkes, schönes Selbstgefühl, Stolz auf sein Vaterland in der Fremde bewahren, während bei ihm zu Hause diese Tugenden so selten sind?

Biographien unberühmter Russen.

I.

Schicksale eines polnischen Knaben*).

Ein Herr von D., welcher an der lithauisch-podolischen Grenze ein Dörfchen besaß und dasselbe wegen der Möglichkeit eines ungünstigen Ausgangs der polnischen Revolution im Mai 1831 verkaufte, sah sich nach dieser Revolution, die er als Offizier desselben Corps mitmachte, in welchem die berühmte Gräfin Emilie Plater als Capitain focht, zur Flucht gezwungen. Er ging, mit einer kleinen lithauischen Mannschaft in dem romarinoschen Corps auf östreichisches Gebiet und kam ohne besondere Hindernisse nach Belgien und England.

Vergebens versuchte seine Gattin mit ihrem dreizehnjährigen Knaben und den beiden noch jüngern Töchtern ihm zu folgen. Die Bewachung der Gerichtskreise und besonders der Grenzdistricte wurde gleich nach der Unterwerfung Polens so forcirt, daß an keine Auswanderung und noch weniger an einen Auszug mit dem Vermögen gedacht werden konnte.

Eine Folge der Revolution war die Bildung der Adelsprüfungsdeputationen. In dem Gerichtskreise, wo die Familie des flüchtigen D. sich dauernd aufgehalten, hielt eine solche Deputation im März 1833 ihren Einzug und begann unverweilt ihre Arbeit.

Auch Frau von D. meldete sich im Namen ihrer Familie, besonders aus Rücksicht auf ihren Knaben, der durch den Verlust des Adels am meisten leiden konnte. Die Deputation forderte, im Juli die Frau von D. auf, ihre Documente oder sonstigen Beweismittel vorzulegen. Sie besaß eine alte Urkunde, deren lateinischer Text allerdings auf der einen Seite, und zwar an einer nicht unwichtigen Stelle ein wenig unkenntlich geworden war; allein das Document war im Uebrigen so beweiskräftig, daß nur böser Wille seine Echtheit bestreiten konnte. Der zweite viel kräftigere Beweis war der Nachweis, daß noch jüngst die Familie ein Dorf mit Gerichtsbarkeit frei und erblich besessen hatte.

---

*) Die Person, von welcher vorzugsweise gesprochen wird, so wie deren Familie, befinden sich noch in Rußland; dies hat den Einsender dieser Mittheilung veranlaßt, auch da die Namen nur durch Buchstaben anzudenten, wo der Leser das Recht hat, ein ausgeschriebenes Wort zu verlangen. Das Mitgetheilte sind Auszüge aus Briefen, welche der Held dieser Geschichte in die Hände seiner Verwandten zu bringen wußte. Vielleicht findet sie der Leser deßhalb anziehend, weil sie nichts in Rußland Ungewöhnliches enthalten.

Die Deputation dagegen achtete diese Beweise geringer als die Ueberzeugung, daß man den Sohn eines Revolutionärs nicht in den Rechten seines Vaters verbleiben lassen müsse; das alte Document wurde als ein „unlesbarer Zettel" für ungiltig erklärt und ging in der Hand der Deputation verloren; die Frau von D. konnte nicht wieder in Besitz desselben gelangen. Der Nachweis dagegen von dem Besitze eines Dorfes wurde für nichtssagend erklärt, denn nicht Besitzungen gehabt zu haben, sondern Besitzungen noch zu haben, gehöre zur Legitimation des Adels. Die Deputation hatte, wie bei vielen andern Familien, bösen Willen, und da war alles Vorlegen von Tauf-, Trau- und Sterbezeugnissen, welche ausdrücklich in der Verordnung zu den giltigen Beweismitteln gezählt waren, umsonst. Die Familie D. wurde in die heer- und steuerpflichtigen Stände einregistrirt und eine Protestation der Frau von D. beim Gouverneur blieb ohne Erfolg, zwei Briefe unbeantwortet.

Diese Behandlung mußte natürlich die Familie empören. Solche Aeußerungen eines empörten Gefühls mochte der noch nicht vierzehn Jahr alte Sohn der Frau von D. aufgefangen haben. Der dritte Lehrer des Gymnasiums, ein um seiner Carrière willen dem russischen Gubernium ergebener Mensch, fand in dem russischen Schreibebuch des Knaben auf die innere Seite des Umschlags die Worte geschrieben: „man muß sich neue Adelsdiplome mit moskowitischem Blute schreiben."

Der Lehrer nahm das Schreibebuch in Beschlag und überlieferte es der Polizeibehörde. Der Knabe wurde noch an demselben Tage aus dem Hause seiner Mutter geholt und in ein Polizeigefängniß geführt. In dem Verhör, an welchem der Rector des Gymnasiums als Beisitzer Theil nahm, gestand der Knabe ohne Zagen, daß er selbst die Worte geschrieben habe, dagegen bestritt er mit einer fast über sein Alter gehenden Energie, sie von irgend Jemandem vernommen zu haben.

So wurde er als der Urheber des Verbrechens behandelt, blieb mehre Monate im Gefängniß und wurde zur Erziehung in einer Militärschule im Innern Rußlands designirt. Diese Militärschulen sind keineswegs zur Bildung brauchbarer Offiziere bestimmt und durchaus nicht mit den Academien des Heeres zu verwechseln. In diesen nur werden die Offiziere gebildet und nur adlige Jünglinge aufgenommen. Die sogenannten Militärschulen, deren Zahl ziemlich groß ist, sind nur dem gemeinen Soldatenstande gewidmet und werden unter gewissen Verhältnissen als Strafanstalt für Kinder betrachtet.

Vergebens suchte die Frau von D. um Milderung des Urtels nach; ihre letzte Bitte wurde endlich erhört, daß der Sohn, wenn das Urtel nicht augenblicklich vollzogen werde, bis dahin noch den Schulunterricht genießen dürfe. Die Behörde entschloß sich nicht, einen so schweren Verbrecher dem Schulcarcer anzuvertrauen, und Frau von D. mußte sich entschließen, einen Kosaken, als tägliche

Escorte ihres Sohns, zu besolden. Verschiedene Versuche der Frau von D., ihrem Knaben bei diesen Gängen vom Gefängniß zur Schule, die Flucht möglich zu machen, blieben, da eine vollkommene Verständigung mit demselben unmöglich war, ohne Erfolg.

Endlich im Frühjahr 1834, als ein Trupp von 84 polnischen Knaben in das Innere Rußlands escortirt wurde, gelangte auch das Urtel des kleinen D. zur Vollstreckung. Unter einer Bewachung von zwei Kosaken mit einem Unteroffizier wurde er der Escorte jenes Knabentrupps übergeben. Man hatte ihm seine Civilkleidung genommen und dafür eine grüne Tuchjacke mit rothem Kragen und grobe graue Tuchbeinkleider angezogen, und so den kleinen Herrn zum Kroneigenthum gemacht.

Der Weg führte zunächst nach Kleinrußland. Etliche russische Kibitken, für deren Bespannung von Station zu Station die Bauern sorgen mußten, begleiteten den Zug. Theils waren sie mit Nahrungsvorräthen und grauen wollenen Mänteln beladen, theils zur Beförderung der Kranken und Maroden bestimmt.

Es wurde häufig, und hier, wo die Ortschaften noch dicht bei einander lagen, jedesmal in einem Dorfe Rast gemacht. Man quartierte die Knaben nicht in verschiedene Häuser ein. Vielleicht mißtrauete man ihnen mehr noch als den gemarterten Soldaten des Heeres. Die ganze Schaar wurde stets in irgend ein Gebäude, eine Scheune, einen Stall oder dergleichen getrieben. Ein mitleidiger Pole, L., räumte einmal den Kindern seinen Speisesaal ein und bewirthete sie mit Kaffee, Wein und guten Speisen. Beim Abschied schenkte er jedem Knaben dreißig Kopeken. Dieses Geld nahm natürlich vor seinen Augen der Führer der Eskorte mit dem Bemerken in Beschlag, daß die Knaben durchaus kein Geld besitzen dürften.

Die Kost, von den Bauern der Dörfer genußfertig geliefert, bestand fast überall in Kartoffelstücken, denn brachte ein Bauer einmal Erbsen, Hirse oder Grütze, so wurde dies entweder von der Eskortmannschaft weggenommen, oder mit in die Kübel vertheilt, in welchen sich die Kartoffelspeise befand, so daß bisweilen ein seltsames Gemisch entstand. Trotz dem war die Kost in der Ortschaft genießbar und für so jugendliche Magen erträglich. Nur dann jammerten die Kinder, wenn sie im Freien rasten und die Commißgrütze essen mußten, welche die Eskortmannschaft in unappetitlicher Weise mit etwas Talg geschmalzt, zubereitete. Der Arzt, eine Art Barbirgesell, welcher den Trupp begleitete, kümmerte sich um die Speisen nie und glaubte sich nur dann zu Dienstleistungen verpflichtet, wenn ein Bein- oder Armbruch stattfand.

Endlich erreichte man die Stadt, in deren Thor sich einst der König Boleslaw von Polen mit seinem Säbel ein Denkmal gegraben. Die Kinder wurden in ein Local der Kaserne gebracht und waren sehr froh, denn sie erhielten auf Befehl und vielleicht auch auf Kosten des Gouverners, eines Kurländers,

eine gute Mahlzeit mit Bier. Fünfundzwanzig der Knaben hatten hier ihre beschwerliche Reise vollendet und wurden in die dasige Militärschule, welche sich in einem andern Flügel der Kaserne befand, aufgenommen.

Nach einer zweitägigen Rest wurde der Marsch fortgesetzt, er wurde jetzt viel beschwerlicher, da die Ortschaften viel entfernter von einander lagen. Aber die Behandlung durch die escortirenden Mannschaften wurde besser. Vorher hatte meist alle vier Meilen weit, also von Tag zu Tag ein Escortenwechsel stattgefunden, so daß die Soldaten mit den Kindern gar keine Bekanntschaft machen konnten. So lange aber diese fehlte, wurden die Kleinen roh und barsch behandelt. Jetzt blieb bei der Kindertruppe oft zwei und drei Tage lang dieselbe Mannschaft, so daß eine gewisse Befreundung stattfand. Die Militärstationen wurden weiterhin noch seltener. Auf jeder wechselte die Mannschaft; nur der Führer der Escorte, ein Kosakenoberlieutenant, welcher entlassen war, oder vielmehr mit diesem Dienste seine militärische Laufbahn beschloß, blieb immer derselbe; und dieser war nicht gerade ein Barbar, ja erlaubte sich sogar, mit den Knaben kindische Possen zu treiben. Ueberhaupt schien den Kindern der russische Soldat um so sanftmüthiger, je tiefer sie in das wüste Reich hineingelangten.

Nach einer Wanderung von anderthalb Monaten erreichte der hinkende und höchst bejammernswerthe Zug von Kindern, die Gubernialstadt K. Die kleinen Genossen des Knaben, er selbst nicht ausgeschlossen, waren nicht besser wie Sterbende. Das fortdauernde Wandern hatte sie in den Hüften völlig gelähmt und ihnen den Appetit so geraubt, daß sie, wie leer auch ihr Magen gewesen, kaum einige Bissen täglich genießen konnten; dabei waren sie gräßlich abgemagert und so von Kräften gekommen, daß bisweilen fünf, sechs Knaben zugleich wie todt hingesunken sind. Man flößte ihnen dann Branntwein ein und legte sie auf eine Kibitke. Da aber die Geschirre für die Menge der Maroden nicht zureichten und in der Steppengegend keine Bauergeschirre zu bekommen waren, so mußte man des Tages oft zehn und zwölf Mal rasten. Auf Befehl des Lieutenants haben zwar bisweilen die Kosaken von ihren Pferden steigen und sie den Knaben überlassen müssen, allein diese Gnade ist nur den Lieblingen des Offiziers zu Theil geworden, auch war es bei der unerträglichen Hitze oft keine Wohlthat für die erschöpften Kinder, zu vieren, zuweilen sogar zu fünfen auf dem scharfen Rückrat eines dürren Kleppers hocken zu müssen. Neun Personen starben auf diesem Wege. Die christliche Weihe gab der Kosak diesem Grabe, indem er aus Binsen einen kurzen und einen langen Zopf flocht und beide in Gestalt eines Kreuzes auf den Hügel heftete.

In K. war der Adjutant des Gouverneurs, ein Capitän, so mitleidig, den jammervollen Wesen eine achttägige Rastzeit auszuwirken und sie bei den Bürgern ins Quartier zu legen, wie Soldaten. D. schreibt, er habe zwei Tage und zwei Nächte ohne Unterbrechung geschlafen, und dies habe ihn vom Tode gerettet.

Hier wurde die Truppe wieder verringert. Die letzten sieben, welche zur Strafe in russische Militäranstalten gebracht wurden, waren nach O. an der asiatischen Grenze bestimmt, bis wohin sie von K. aus noch einen 180 Meilen langen Weg zurückzulegen gehabt hätten. Allein der Umstand, daß der Führer der Escorte im Wolgagebirge seine Heimath fand und hier seine militärische Dienstpflicht zu Ende ging, hatte die Mächtigen veranlaßt, die sieben politischen kleinen Verbrecher nach S. an der Wolga gleichsam zu begnadigen und sie von einer gräßlichen, fünfundneunzig Meilen langen Reise durch Steppen und Gebirgswüsten zu befreien.

Drei Kosaken und der Lieutenant mit zwei Kibitken begleiteten die sieben Kinder, von denen eins im Suwalafluß beim Baden ertrank oder, wie die andern sagten, sich ertränkte. Es war ein stiller Knabe gewesen, und hatte am meisten von Allen geweint. Die Gegend wurde abscheulich. Die Dörfer lagen auf fünf bis sieben Meilen Entfernung auseinander, und obschon man stets auf dem Heerwege blieb, der durch hohe, mit Schilfflaggen versehene Stangen bezeichnet war, fand man doch zwischen den Orten nicht einmal eine Zemblanka, ausgenommen da, wo ein nach Norden, und zwar Moskau, führender Weg, den nach Osten gehenden durchschnitt. Der Führer aber freute sich über die Nähe seiner Heimath und gestattete den Kindern große Bequemlichkeiten. So wanderten sie jetzt gar nicht mehr, sondern ritten auf den Kibitkenpferden.

Endlich mit Herbstseinbruch langten sie zu Sa. an der Wolga an. Das war eine hölzerne, meist mit Schilf, Reisig und Stroh gedeckte Stadt, von etwa sieben tausend Einwohnern. Die Straßen sind ungepflastert und hier und da sogar mit Gesträuch bewachsen, aber sehr breit. Dies- und jenseits des Stromes ist die Gegend von Gebirgen begrenzt, deren Thäler bis nahe an die Stadt heran das Ansehen von Wüsten haben und keine Spur von Landwirthschaft zeigen, nur seltene Häuflein weidender Pferde oder Ziegen sieht man. Man ißt dort viel grüne Speisen, aber sie bestehen aus wilden Kräutern. Das häufigste und beliebteste Gemüse sind Pilze, welche aus den Gebirgen und Birkenwaldungen in ungeheurer Masse herauskommen. Das wilde Thier war sehr zahlreich. Weißgraue Kaninchen, Hasen, von ganz lichtgrauer Farbe, Füchse und Wölfe, auch von viel hellerer Farbe als in Polen, begegnen Einem zahlreich auf allen Wegen. Auch Bäre gibt es in den Gebirgen viele. Wölfe und Füchse werden hier zum genießbaren Wildpret gerechnet. Fische sind keine Marktwaare, und wer welche genießen will, läßt sie sich fangen, so viele als ihm belieben. Die Menschen, welche nicht kaiserliche Beamte und Soldaten sind, sehen aus wie Zigeuner, gehen bis zu den Knien barfuß und tragen selten Röcke, häufig Felle, nach Art der spanischen Mäntel zum Theil graue, starre Zipfelmützen, zum Theil auch gar keine Kopfbedeckung. Die vornehmen Bürger bedecken den Kopf mit Pelzmützen und tragen Röcke von Hanfleinwand.

Die Kinder wurden in die Kaserne gebracht, welche ein hölzernes, von einem Erdaufwurfe rings umgebenes Gebäude ist und sich außerhalb der Stadt dicht am Strome befindet. Sie enthielt eine kleine Abtheilung Kosakenartillerie, einige Schwadronen Kosakencavalerie und zwei kleine Compagnien Infanterie von den sogenannten „Grünen". In diesen beiden Compagnien befanden sich vierzehn Polen.

Die Militärschule, in welche die Knaben am Morgen des andern Tags gebracht wurden, befand sich zwischen der Kaserne und Stadt und war von einer Pfahlwand umgeben. Sie enthielt sechzig Zöglinge, Söhne theils von Kosaken, theils von Kronbauern, in drei Classen; in jeder mußte ein Schüler zwei Jahre bleiben. Lehrgegenstand der Untersten war Lesen und Schreiben; denn nur in äußerst seltener Ausnahme kam einmal ein Schüler auf diese Schule, welcher schon etwas vom Lesen und Schreiben verstand. In der mittleren Classe Rechnen, ein wenig Zeichnen, russische Sprache und etwas Geometrie und dasselbe in der obersten Classe, hauptsächlich aber großrussische Sprache, russische Geschichte und die Geographie des Reiches. Die Geschichte Rußlands, welche hier im Gebrauch war, war in Petersburg auf Befehl des Ministeriums verfaßt worden und war daher so eigenthümlicher Art, daß sie kaum einige Aehnlichkeit mit der russischen Geschichte hatte, welche man in Lithauen kannte. Aber in sofern war sie dem jungen Polen interessant, als sie die Geschichte des asiatischen Rußlands ausführlicher enthielt, als er sie kannte; auch schien diese viel weniger verzerrt zu sein, als die Geschichte des europäischen Rußlands.

Zwölf Schüler logirten in einer Kammer, und bei ihnen befand sich ein Unteroffizier, der ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie der Repetent eines Cadettenhauses.

Außer den Unterrichtsstunden bestand die Beschäftigung der Schüler in Holz- und Schilfhacken, Reinigen der Classen und Kammern, Fischefangen, Füttern einer Heerde von Ziegen und Pferden, die den Lehrern und Unteroffizieren gehörten, und Bearbeitung eines großen, am Strome gelegenen Feldstückes, auf welchem alljährlich Hafer und eine Art Haidekorn erbaut wurde. Man grub mit hölzernen Spaten, und dies war natürlich für Kinder im hohen Grade anstrengend.

Nachdem der Director die Knaben mit seinen Unglücksgefährten in Empfang genommen, warf er die Verzagten mit eigener Hand in die düstern Lehmzellen, das künftige Wohnzimmer, und fluchte dabei sehr.

Die Mitschüler kamen aus der Classe zurück und erfuhren, wer der Neue sei. Da warfen sie sich auf das Commando des Unteroffiziers über ihn her und prügelten ihn so unsanft, daß er mehrere Wochen lang Beulen an seinem Körper trug. Nach abgemachten Empfangsprügeln machten sie doch niemals mit ihm Gemeinschaft. Die Lehrer und Aufseher nährten diesen Haß, indem sie den kleinen Polen zum Sklaven der russischen Buben machten, die ihm an Kenntnissen und Sitten

doch weit nachstanden. Er mußte täglich die Schuhe seiner Stubengenossen, vom ältesten bis zum jüngsten hinab, mit Thran putzen, er allein mußte die Nachtgefäße täglich aus dem Schlaflocale tragen, gerade er mußte, und das war am schwersten, jeden Freitag das Hemd des Unteroffiziers seiner Zelle waschen und erlitt dabei regelmäßig arge Mißhandlungen. Alles, was ihm wehe that, bereitete man ihm, und mit Dienstverrichtungen wurde er so überladen, daß er oft noch arbeitete, wenn die russischen Knaben längst im Schlaf lagen. Die meisten Mißhandlungen zog ihm seine Sprache zu; jedes polnische Wort, welches ihm von der Zunge glitt, hatten Rippenstöße und Schläge zur Folge, und auf das Recht zu diesen Mißhandlungen waren die russischen Zöglinge geradezu angewiesen. „Es ist", schreibt er, „unbeschreiblich, was ich hier gelitten habe," und man darf dies wohl glauben.

Im Jahre **1836** rückte er in eine höhere Classe. Nach dem Schulgesetz sollten die Knaben der untersten Classe denen der höheren dienstbar sein; allein er mußte auch den Schülern der untersten Classe die Schuhe mit Thran reiben und die Töpfe austragen. Auf seine weit über diese Schulanstalt hinausgehenden Kenntnisse nahm man keine Rücksicht; ja gerade wegen seiner überlegenen Kenntnisse wurde er wieder in die unterste Classe zurückversetzt. Denn von der Erinnerung an des Mickiewicz begeisternde Gedichte ergriffen, zugleich von dem Druck seiner Lage zu einer Seelenergießung gedrängt, hatte er eine Menge kleiner Poesien geschrieben und diese in einem Heftchen vereinigt. „Diese Verse", schreibt er, „waren meine Gesangsbuchslieder und meine Bibelverse; ich las sie gern, weinte dabei und phantasirte mich in eine bessere Zukunft." Das Heftchen aber wurde ihm von einem russischen Knaben weggenommen und dem Director übergeben. Statt daß dieser böse Mensch sich über eine frische Entwickelung von Geistesgaben hätte freuen sollen, ergrimmte er, zerschlug das Heft an dem Kopfe des Poeten und setzte denselben in die unterste Classe zurück.

Die martervollen sechs Jahre strichen vorüber. Vor der Entlassung wurde D. noch aufgefordert, sich in die griechische Kirche aufnehmen zu lassen, aber trotz verschiedenen Drohungen entschloß er sich nicht dazu, und man mußte sich mit der Erklärung beruhigen, daß er ja mit seinen Schulgenossen alle religiösen Handlungen mitmache und für sein Verhältniß daher genügend zur griechischen Kirche gehöre.

Endlich, zu Anfang des Jahres **1841**, wurde er in eine der beiden Infanteriecompanien zu S. als gemeiner Soldat eingestellt. Der Hauptmann, ein leutseliger und den Polen nicht allzu grimmiger, jedoch sehr roher Mensch, benutzte die Kenntnisse des jungen D. in seiner Kanzlei und behandelte den Schreiben nicht ohne Liebe, so daß dieser den Aufenthalt bei ihm „die goldene Zeit seines verdorbenen Lebens" nennt. Daß er die Kinder der Frau Hauptmännin warten, sogar waschen mußte, nennt er ein poetisches und belustigendes Schicksal.

Allein diese goldene Zeit währte nur ein Jahr. Im Januar 1842 wurde das Regiment nach Südrußland geschickt, und zur Besatzung einer Menge kleiner Militärposten unterhalb der Nogaischen Steppe und an der Dnieprkrümmung verwendet. D. ward mit 19 andern unter dem Commando eines Lieutenants in ein Steppendorf gesandt. Das Dorf besteht aus neun Hütten, sämmtlich unter der Erde, sind kaum in der nächsten Nähe sichtbar. Von Feldbau keine Rede. Das Dorf ist ein Eigenthum der Krone. „Hunderttausend solche Perlen", schreibt der russische Soldat aus dem Erdloch der Steppe an seine Mutter, „machen die Krone des Kaisers noch zu keiner Kostbarkeit."

Dicht beim Dorfe befand sich das Wachhaus, aus Steppenkalk erbaut, dabei Küche und Stall unter der Erde mit einem Dach von Schilf bedeckt. Von Seite dieser Leute wurden die Soldaten und auch D. mit großer Freundlichkeit behandelt. Der Lieutenant schien die Mißhandlung des Polen für eine Dienstpflicht zu halten. Im Frühjahr 1843 hatte er Briefschaften nach dem fast 80 Meilen entfernten O. abzusenden. Sowohl die kertscher Caravane als auch die Militärbotschaft von Petrowskaja bot ihm die geeignetesten Mittel dazu. Allein er befehligte D. zu diesem fürchterlichen Botendienst und schrieb ihm die Route so vor, daß es kaum möglich war den Dienst zu leisten. Er hatte nach derselben täglich fünf Meilen oder fünf und dreißig Werst zurück zu legen, und sollte am 19 Juni, also nach 38 Tagen, wieder eintreffen. Und damit er vom Wege nicht abweichen könne, hatte er sich in acht Städten bei bestimmten Offizieren an genau angegebenen Tagen zu melden und von denen sein Reisegeld in Empfang zu nehmen. Funfzig (Palky) Knutenschläge bedroheten seinen Rücken, sofern er der Vorschrift nicht nachkomme oder sie übertrete. D. schreibt, er habe vor Wuth und Verzweiflung knirschend seine Wanderschaft angetreten. Der Gedanke zu desertiren, sagt er, sei hundert Mal in seinem Kopfe lebendig geworden und die Lust dazu sei groß gewesen; allein die Unmöglichkeit eines glücklichen Davonkommens habe ihm doch zu klar vor Augen gestanden. Endlich beschloß er, sich an den General G. II. oder an den General R. im O. mit einem Bittgesuch um Versetzung in ein anderes Regiment zu wenden, und dieser Gedanke erfüllte ihn aufs Neue mit Muth und Trost.

Am ersten Tage legte D. sechs volle Meilen zurück und freuete sich, durch dieses Mehr etwas gewonnen zu haben; allein schon am anderen Tage spürte er eine merkliche Abnahme der Kräfte, doch hielt er sieben Tage lang genau seine Marschroute, wie entsetzlich auch die Wanderung wegen der theils sehr schlechten, theils ganz mangelnden Bahn war. Obschon seine Fußsohlen hart wie Horn waren, erhielten sie doch eine Menge Blasen, die ihn zwangen barfuß zu gehen; doch hätte ich noch lieber die Qual an den Füßen, als den Druck des Tornisters, Czakos und Gewehres ertragen. Am elften Tage schwollen ihm die Füße um die Knöchel herum und es war ihm kaum mehr möglich zu gehen. Doch hätte er

gern die durch ihre Universität in Rußland berühmte Stadt Ch. erreicht, um sich in ein Militärspital aufnehmen zu lassen, welches ihn wegen der Verspätung ein respectables Entschuldigungsattestat hätte ausstellen können; allein dies war nicht möglich. Er schleppte sich bis zu einer Zomblanka. Der Besitzer derselben, ein alter Kelinrusse bemühete sich, dem armen Soldaten die kranken Füße mit einem gekochten Kräuterbrei zu heilen, aber wie wohl ihm auch diese Behandlung that, hätte er doch die Reise nicht unverweilt fortsetzen können, wäre ihm nicht das Glück widerfahren, mit einem deutschen Ansiedler, Namens Seidelmann, hier Bekanntschaft zu machen. Dieser Mann hatte vor Jahren unfern von dem Geburtsorte des D. auf den Gütern des Grafen O. als Commissar gelebt, sich später bei Akierman in einer deutschen Steppencolonie angesiedelt und zuletzt hier, wo ihn D. fand, ein Dörfchen gekauft. Das Loos des D. nahm ihn in so hohem Grade in Anspruch, daß er ihm ein Pferd zum Reiten, wenn auch nicht gerade ein vortreffliches, schenkte und ihn mit Nahrungsmitteln für die Reise reichlich versah. So setzte D. seine Reise reitend fort. Das Pferd machte freilich dem Polen bei den Städten, in denen er Meldung zu leisten hatte, viel zu schaffen, da er als Infanterist unmöglich auf demselben seinen Einzug halten konnte. Doch war es für ihn ein Rettungsmittel. Er traf sogar noch einen Tag früher, als die Ruthe bestimmte, zu O. ein und gewann dadurch Zeit, ein Bittgesuch zu verfassen und durch den Unteroffizier der Hauptwache an den General R. gelangen zu lassen. Er hoffte einen schnellen Bescheid, allein diesen erhielt er nicht, und mußte daher ungewiß über seine Zukunft die Rückreise antreten.

Er kehrte wieder bei Seidelmann ein, um ihm das Pferd zurückzugeben, dieser aber nahm es nicht an, und D. vollendete auf demselben seine Reise.

Zwei Monate später ging ein Bescheid auf sein Bittgesuch ein. Doch kam es nicht in seine, sondern des Lieutnants Hände und schien auch nicht zusagender Art zu sein. Was es enthielt, hat D. nicht erfahren. Dem Lieutenant aber war es Pflicht oder Bedürfniß des Herzens, dem gequälten Menschen dreißig Knutenschläge zutheilen zu lassen. Ich hatte schon ärgere Mißhandlungen ertragen, daher erschöpfte auch diese meinen Muth und meine Kräfte nicht; viel härter war es, daß mich der Lieutenant ferner ein ganzes Jahr lang ununterbrochen mit ähnlichen Botendiensten quälte. Diese fortwährenden Wanderungen machten mich zuletzt wirklich zum Krüppel. Siebzehn Wochen lang mußte ich in dem Spital zu G. liegen, die gebräuchliche Hungerkur nahm mir alles Fleisch von den Knochen, aber ich erhielt mich doch und lernte wieder gerade gehen.

Sein Bittgesuch schien indessen doch eine neue bessere Folge gewonnen zu haben. Im Spital noch erhielt er Befehl mit 182 verschiedenen Genossen unter dem Befehl eines Hauptmanns in ein Regiment am Kaukasus einzurücken. „Sollte ich einst in meinem Vaterlande eine Hochzeit feiern", schreibt D., „so wird an meinem Ehrentage meine Freude nicht größer sein als bei dem Empfang dieses Befehls.

Nachdem die Mannschaft ihre Uniformstücke abgegeben und dagegen mit Kitteln, desgleichen mit doppelten Waffenstücken und Quersäcken, statt der Torniſter, versehen worden, trat sie ihren Marsch an. Er wurde sehr forcirt; aber der Führer war ein menschenfreundlicher Mann, der zwar von dem erbärmlichen Sold regelmäßig die Hälfte in seine Taschen steckte, aber desto eifriger die Dörfer zwang, für die Ortschaften Branntwein und Nahrungsmittel zu liefern. „Ich hatte seit vielen Jahren nicht gesungen," auf diesem Marsche lernte ich es wieder; der Hauptmann, welcher selbst als Vorsänger agirte, zwang mich dazu; er fand ein besonderes Interesse an mir, ich mußte neben seinem Pferde marschiren, ihm die Geschichte meines Vaterlandes und sogar die Biographien des Cornelius Nepos mittheilen, über welche er sich sehr wunderte, so daß er in großer Freude mit dem Kantschu in der Luft herumfuhr und immer wieder rief: Sehr wunderbare Menschen! Bisweilen schenkte er mir als besondern Huldbeweis in einem Papier oder Läppchen einige Prisen Schnupftabak. Habe ich ja etwas Schlimmes von diesem sehr guten Manne zu erleiden gehabt, so war es, daß er mich jedes Mal, wenn er bei recht fröhlicher Laune in Gelächter ausbrach, mit der Fußspitze oder dem Steigbügel in die Rippen stieß.

Wir erreichten das Gebiet des Kaukasus im August. Auf dem Kampfplatze war es sehr ruhig. Es schienen für dieses Jahr alle Operationen aufgegeben zu sein. Wir wurden in die erbärmliche Festung Jek. am Kuban, deren Besatzung aus achthundert Mann bestand, gelegt.. Der General H., den später das Unglück getroffen, zum gemeinen Soldaten degradirt zu werden, forcirte hier die Exercitien auf eine entsetzliche Weise, besonders die Tirailleurübungen. Häufig wurden wir von früh bis in die Nacht umhergetrieben, ohne daß Jemand darnach fragte, ob unsere Magen eines Bissens bedürften. Dabei war der Wachtpostendienst sehr beschwerlich, um so mehr, da die Unteroffiziere, die sich ebenfalls nicht wohl dabei befanden, ihre Wuth faustkräftig an uns ausließen, wenn sie nicht irgend eine fremde Person zum Ziele ihres Ingrimms machen konnten. In Kurland gibt es ein gemeines Soldatensprichwort, welches wahrscheinlich aus Deutschland stammt, „im Frieden heißt's Luder, im Kriege Bruder. Dieses Sprichwort ist beim russischen Heere gar nicht wahr. Wir befanden uns hier auf dem Kriegsschauplatze, hätten aber im Frieden keine schlechtere Behandlung erdulden können. Sold bekamen wir fast gar nicht. Alle vier Monate sollte uns ein Silberrubel ausgezahlt werden. Statt dessen erhielten wir der Mann alle Monate neun Kopeken. Die andere Hälfte des Soldes blieb natürlich in einer fremden Tasche sitzen, und darüber den Mund zu öffnen, würde sehr gefährlich gewesen sein. Da freilich auch der Sold von einem Rubel so viel als nichts war, so konnten wir über den Verlust des halben Soldes ganz beruhigt sein, zumal wir an Nahrungsmitteln nicht gerade Mangel litten."

Im Frühjahr begann die Kriegsoperation. Aber sehr lange wurden die Truppen

in den Hügeln unterhalb des Kaukasus zwecklos umhergetrieben. Die Tscherkessen behandelten den Krieg wie eine Neckerei. Sie erschienen stets da, wo die Russen nicht waren, und überrumpelten die kleinen elenden Forts da, wo die Russen einen Angriff am wenigsten vermutheten. Erst im Juli kam es zu einigen ernsten Kämpfen. Im ersten und zweiten kam ich nur in ein schwaches Feuer; das dritte war ein nächtlicher Ueberfall, bei diesem wurden mir zwei Finger an der linken Hand zerschmettert.

Die schlechte Behandlung der Wunde machte, daß der Arm ein steifes Handgelenk bekam. Er war über dieses Unglück entzückt, in der Meinung, daß es ihn vom Militärdienst befreien und den Weg nach dem Vaterlande bahnen werde. Allein seine Hoffnung täuschte ihn. Er wurde in das Fort J. k. zum Patronenmachen geschickt. Diese für ihn wegen seiner gelähmten Hand viel mehr als für einen andern mühselige Arbeit mußte er drei Jahre lang verrichten, „die Höllenzeit seines Lebens".

Als endlich die Besatzung der Festung gewechselt wurde, wagte es D., ein Gesuch einzureichen, um in einer anderen Weise verwendet zu werden. Der Oberst behandelte diese Vermessenheit aber wie der Lieutenant auf der Dnieprpaste, und D. hatte zwanzig Knutenschläge zu erdulden. Dieses schreckte ihn indeß nicht ab, ein zweites gleiches Gesuch einzureichen, der Oberst beschied aber wiederum mit zwanzig Knutenschlägen und kündigte dem Supplicanten an, daß, wenn er „„abermals einen solchen Wisch schicke, er ihn todtschlagen lassen wolle"". Auch diese Drohung hielt ihn nicht ab, dem General W., welcher die Festung inspicirte, ein, wie er selbst sagt, wirklich rührendes Gesuch persönlich zu überreichen und es mit einer mündlichen Auseinandersetzung zu begleiten, die der General gnädig anhörte. „Er hatte die Kaukasusarmee erst übernommen und war daher bei guter Laune." Noch an demselben Tage, und zwar mündlich, erhielt er durch einen Adjutanten Resolution. Das Glück sollte ihm zu Theil werden, als Straßenwächter in K., ziemlich nahe seinem Vaterlande, zu figuriren. Dieser Soldatendienst, vor dem ich stets ein jämmerliches Grauen empfunden, mußte mir wegen seiner allzugroßen Erbärmlichkeit natürlich als eine fast unerträgliche Schmach erscheinen; allein — nur 79 Meilen von meiner Heimath: „das war mir ein Himmelsglück." Nachdem er seine Montirungsstücke abgegeben und schlechtere dafür empfangen, machte er sich, von dem Adjutanten im Namen des Generals W. mit einem Silberrubel beschenkt, auf den Marsch und erreichte K. noch vor Ende des Jahres.

Von hier aus gelang es ihm, Briefe und eine umständliche Schilderung seines bisherigen Ergehens an seine Mutter beizubringen. Bisher hatte seine oft nachfragende Mutter nur erdichtete Auskunft von dem Militärbureau des Ortes erhalten, in welchem sie lebte. Die Nachrichten aber, welche er seiner Familie gegeben, hatten für ihn eine heilsamere Folge, als alle seine früheren Bittschriften. Durch Fürsprache erwirkte man ihm zwar nicht Entlassung, aber doch eine große Erleich-

terung seines Looses. Ein Oberst nahm ihn in seine Kanzlei als Schreiber und schenkte ihm sogar eine Unteroffizierstresse. In dieser Kanzlei befindet sich D. noch gegenwärtig.

Pfaff vom Kahlenberg,

ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün.

(Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1850).

Er hat die Freude am Gesange nicht verloren. Als er in unserer Literatur auftrat, in Wehr und Waffen, statt seiner Grafenkrone einen Rosenkranz auf dem Helm, ein frischer junger Gesell, da war noch gute Zeit unter den östreichischen Poeten. Damals erhoben sie noch so hoffnungsvoll ihre Häupter und träumten von einem neuen schönen Leben für die östreichische Kunst und den östreichischen Staat. Wo sind die Sänger hin? Lenau, der größte unter ihnen, Karl Beck und die kleinern Herren, welche damals zu Leipzig in Herberge lagen und ihre Gedichte, als Kriegsgeschrei, bei Nacht über die schwarzgelben Schranken sendeten? Anastasius Grün ist fast allein geblieben, und ist für uns fast ganz geblieben, wie er war. Das ist ein zweifelhaftes Lob für den Dichter, für den Menschen ein großes. Die Grundstimmung seiner Seele ist noch jetzt die alte, derselbe leichte fröhliche Sinn, welcher sinnig und nachdenklich alle Empfindungen durchgenießt, wie sie die wechselnden Stunden bringen, ohne sich an eine zu verlieren; dieselbe warme Begeisterung für alles Brave und Schöne, dieselbe milde Trauer über das Schlechte und Häßliche. Er ist ein freier, unabhängiger Mann geblieben, der aus dem Sturm der letzten Jahre sich seinen reinen Idealismus gerettet hat, ein Patriot im besten Sinne des Worts, der seinen Liberalismus besser bewahrt, als Manche von den ruppigen Krähen, welche ihn damals vor des Märzen Idus anschrieen, weil er zu Hofe gegangen war, und sich ein Weib genommen hatte.

Aber auch als Dichter ist er geblieben, wie er war. Weder der Umfang, noch die intensive Kraft seines Talents zeigt sich größer. Damals, als er auftrat in den dreißiger Jahren, machte die deutsche Lyrik eine Schwenkung nach dem Epos hin, Rückerts schöne Bearbeitung von Rosten und Serab, Immermanns Tulifäntchen, Lenau's Savanarola u. s. w. charakterisiren, nächst dem

„letzten Ritter" diesen kleinen Abschnitt einer interessanten Periode. Der Baum deutscher Lyrik, welcher seit fast hundert Jahren das deutsche Volk beschattet hatte, fing an seine Lebenskraft zu verlieren, alle möglichen Empfindungen, Töne und Weisen hatten Sänger, Bewunderer und Typen gefunden, und die nervöse und neuerungslustige Gegenwart suchte nach neuen reizenden Stoffen für die Phantasie. Piquante Bilder und zeitgemäße Reflexionen lockten den Schaffenden und Genießenden, unbefriedigt durch die umgebende Wirklichkeit versenkte sich die Seele der Dichter träumerisch in die Natur oder die Geschichte, um Vergleiche und Gegensätze zu den Stimmungen, welche ihre eigene Zeit gab, zu finden. Das tendenziöse Wesen störte alles künstlerische Reifen der Stoffe, welche die Dichterseelen noch zur Production reizten. Was geschaffen wurde, waren fast immer abgerissene Einzelheiten, Spiegelbilder der aufgeregten Seelen, Gespenster der Gegenwart, durch deren lockere Hülle man das kalte Knochengerüst der mehr oder weniger raffinirten Reflexion durchsah. Daher kam es auch, daß die Dichter dieser Richtung zu keiner künstlerischen Durchbildung der Form kamen. Eine große Rohheit und Ungeschicklichkeit in der Versifikation bezeichnete auch äußerlich den Verfall der Lyrik. Wenige Jahre nach Platens Tode, konnten die meisten jüngeren Dichter kein Gedicht von tadelfreier Form mehr machen, und suchten vergebens durch den Flitterstaat gehäufter und seltsamer Bilder den Mangel an Formensinn und an dichterischer Potenz zu verdecken. Eine von den wenigen Ausnahmen war Herwegh, aber selbst Lenau's mächtiges Talent krankte an dem Leiden, dem Schwinden der productiven lyrischen Kraft in der Nation. Dieser Auflösungsprozeß der Lyrik ist ein nothwendiger, er wird bereits das zweite Mal nach einem Zwischenraum von 400 Jahren in so großem Maßstabe von den Deutschen durchgemacht, er ist ein folgerichtiger, in seinem Verlauf, dem Zusammenhang seiner Momente und in seinen innern Gesetzen verständlicher. — Auch unser Dichter zeigt alle Eigenthümlichkeiten seiner Bildungszeit, ihre Virtuositäten und ihre Fehler, beide in hohem Grade. — Es sei der Kritik erlaubt, das Lebendige in eine Formel zu fassen. Sein Talent ist: irgend ein Object, das seine Seele reizt, zu schildern, eine Reflexion daran zu knüpfen und das Geschilderte in eine Metapher für seine Reflexion zu verwandeln. Der Kreis der Stoffe, welche er ausmalt, und an welche sich sein sinniges Vergleichen anknüpft, ist nicht sehr groß. Der Wald, der Strom, die Morgenröthe, die Blumen, behagliche Situationen des Menschenlebens, Schlösser, Ruinen, der Pomp und die Gefühle des Mittelalters. Der Ritter und der Sohn der östreichischen Berge sind überall herauszuerkennen. Das Schöne in seiner Darstellung liegt darin, daß er zuweilen geistreich, in der Regel aber mit liebender Zartheit sein warmes Gefühl mit diesen Objecten in Verbindung zu setzen weiß; ihm eigenthümlich ist, daß er glänzende und anmuthige Bilder und Vergleiche den entgegengesetzten vorzieht, auch aus Tod und Verwesung die Keime neuen Lebens zu erkennen liebt,, daß

er gern den Stoffen eine launige Seite abgewinnt und leicht und überall Gelegenheit zu einem zierlichen Spiel der Phantasie findet. Es macht deshalb bei seinen Gedichten keinen großen Unterschied, ob er selbst die Sentimentalität seiner Reflexionen ausspricht, oder ob er sie bestimmten historischen Personen in den Mund legt, denn der charakterisirenden Situationen gibt es bei ihm für seine Helden nur wenige und seine Figuren sind eigentlich nur dazu da, um einen losen Faden zu halten, an welchem er die zahlreichen, einzelnen Anschauungen und Betrachtungen aufreihen kann. Und doch ist die Beschaffenheit dieses Fadens, für die Wirkung seiner einzelnen Werke von Wichtigkeit. Bei seiner Vorliebe für die Romantik des Mittelalters kann es ihm wohl begegnen, daß er zu Trägern seiner Poesie phantastische Figuren nimmt, deren innere Nothwendigkeit dem Publikum nicht recht begreiflich wird. An diesem Uebelstand, auf den hier kein Gewicht gelegt werden soll, der aber den Erfolg seiner Schöpfungen beeinträchtigen kann, leidet auch das Gedicht, welches hier zu besprechen ist.

Im „Pfaff vom Kahlenberg" hat er zwei Figuren aus den komischen Volkserzählungen des Mittelalters, den derben Minnesänger Nithart, den Bauernfeind, und den Pfaff vom Kahlenberg mit dem Herzog Otto, Albrecht des Ersten Sohn, in Verbindung gebracht. Die Neckereien und Schwänke des Sängers Nithart mit den Bauern sind zunächst benutzt, die Geschichte mit dem Veilchen, die nackten Bauern als Büßer, die Jupe mit Stecknadeln gefüttert und ähnliche Züge, welche der alte Volkswitz erfunden hat. Ebenso läßt er im letzten Theil den Pfaff vom Kahlenberg seiner Gemeinde, welche keine Kirchenfahne kaufen will, die schwarzen Pfarrhosen auf die Fahnenstange stecken, er läßt ihn bei einem Besuch der jungen Herzogin die Holzbilder der Apostel aus der Kirche holen und ins Feuer werfen u. s. w. Da aber diese alten Eulenspiegel bei Grün's Behandlung die derbe Narrennatur, welche sie in dem Volksbuch haben, verlieren und namentlich der Kahlenberger in seinem Gedicht die Bestimmung hat, eine fein gebildete heitere Lebensweisheit zu vertreten, so paßt, zumeist bei diesem, der burleske Inhalt einzelner Nummern nicht zu der Physiognomie, welche die Figuren im Allgemeinen haben, und der Dichter verfehlt oft seinen Zweck, den Leser lustig zu stimmen. Zumal da er ohnehin geneigt ist, in solche Possenstreiche einen tiefern klugen Sinn zu legen. Dergleichen Schwänke pflegen nicht zu gerathen, wenn sie von gebildeten Leuten unternommen werden. Außer diesen Narrenstreichen der launigen Figuren enthält das Buch in dem mittelsten Abschnitt, welcher „Otto" überschrieben ist, eine Bergreise des Herzogs mit seinen zwei Begleitern nach Kärnthen, wo derselbe nach dem bekannten Brauch auf dem Steinsitz von einem Bauer mit dem Lande belehnt wird. Dieser Theil und nächst ihm der erste, „Nithart", enthalten das meiste Liebenswürdige, darunter Seiten von großer Schönheit. Ueberall aber in dem Buche ist das Landleben Oestreichs als Grundlage zu einer Menge von bunten Reflexen benutzt, die Bauern, der Sänger, der Fürst, der weise Land-

pfarrer erscheinen in gemüthlichem Sinnen und Träumen innerhalb der Landschaft, welche dieselben umgibt ihre Thätigkeit segnend, ihr Leben verschönernd, sie zur praktischen Weisheit führend. — Ein Widmungsgedicht schenkt das Buch dem Freunde des Dichters, dem armen Lenau. Er kann sich nicht mehr daran erfreuen.

Zunächst eine kurze Stelle als Probe der Behandlung, aus der Schilderung einer Bauernstube:

Vom Ecksims zwischen zweien Wänden
Blickt die Madonna traurigmild,
Die schwarze Maria heißt solch' Bild
Laßt seinen Goldgrund euch nicht blenden!
Er malt den Brand ägypt'scher Sonne,
Der Kind und Mutter sengte braun
Auf wilder Flucht nach fremden Gau'n;
Das ist des Bauers ächte Madonne!
Das Kind an der Brust, du braune Maid,
Du kennst, wie er, der Sonne Glüh'n,
Der Nächte Kummer, des Tages Müh'n,
In schlechtem braunen Lodenkleid,
Und deine Hände braun und rauh,
Sie kennen, wie er, die Arbeit genau
Für deine Lieben, für dein Kind! —
Du aber, Himmelskönigin,
Geschirmt vom damastnen Baldachin,
Mit Wangen, die Milch und Rosen sind,
Mit dem lächelnden, wangenrothen Kind,
Mit Haaren, gedreht aus Sonnengold,
Mit Fingern, aus Elfenbein gerollt,
In Stoffen, die den Kaufherrn loben,
Die Tyr gefärbt, Damask gewoben,
Des Reichthums Tochter bleib' in Palästen,
Hüt' ihren Hort vor schlimmen Gästen,
Schirm' ihre Kinder vor dem Gleiten!
Gewohnt, auf Marmorgetäfel zu schreiten,
Hast du die Scholle nicht betreten;
Der Bauer kann zu dir nicht beten.
Sein eignes Sein nur hat verklärt
Der Mensch im Göttlichen, das er ehrt.
Nur wenn dir einst am Herzen liegt,
Anstatt des Kinds, das Siebenschwert,
Des Schmerzes Göttlichkeit bekehrt
Dann Alle dir, die Alle besiegt! —

Die Methode seines Schaffens ist aus allen Gedichten leicht zu erkennen, z. B. dem ersten Veilchen. Der Sänger Nithart geht durch die Auen, wo seine Lieder durchs Land schwärmen, wie Lerchen, wie Honigbienen, die auch ihren Stachel haben; das ganze Volk singt seine Lieder, denn die Gabe des Gesanges trägt Feldblumen in die Hütte, hängt Nachtigallenbauer in der Fürstenhalle auf. Es war im März, überall noch Ahnung künftiger Herrlichkeit, wie in den Kindern vor Weihnacht; die Natur war noch wie eine Jungfrau im Uebergang vom Kinde

ist, bis endlich der Mai als Bräutigam kommt u. s. w. In Nithart's Seele sproßten Liederkeime, wie kleine Feldblumen, die noch nicht zum Strauß gebunden sind, wie Küchlein, die noch den Flaum tragen. Da sieht er das erste Veilchen, er nimmt den Hut ab und begrüßt es. Es ist ihm ein Herold des Frühlings mit blauem Barett, grünem Stab, grünem Wappenrock. Von dem Herrn des Veilchens, dem Frühling, trägt auch sein Herzog Otto sein Land zu Lehn, am Lehnsbrief hängt der Vollmond als Siegel, die rothen Initialen sind die Morgenröthen, die Buchstaben geschwungne Blumendolden, die Interpunktionen Sterne, in dem Briefe steht: wie der Frühling die Natur öffne, so solle der Herzog das Volk zum Blühen bringen und das Eis sprengen, das noch um des Volkes erwachendes Herz liege; und deshalb ziemt sich, daß das Veilchen, als Gesandter des hohen Frühlings, vom Herzog mit seinem Hofe begrüßt werde. Deßhalb deckt Nithart vorläufig seinen Hut mit weiß und rothen Federn auf das Veilchen, als Gesandtenhaus, von dessen Zinnen die Landesfarben wehn, und geht den Herzog holen. — In seiner Abwesenheit kommen die Bauern, sehen Nithart's Hut und das Veilchen darunter; ihr Sprecher spricht in derselben Manier, in einer Fülle von kleinen Bildern und Vergleichen: Das Veilchen gehört uns, es ist ein Bild der freien Natur, die uns gehört und unserer bescheidenen Thätigkeit. Es ist ein kleiner Bischof im violetten Barett, den Nithart in den Kerker gesetzt hat; wir befreien's und stecken's auf eine Stange und begrüßen es mit Musik und Tanz. — Sie gehen und nehmen das Veilchen mit, ein Bäuerlein bleibt zurück und setzt an des Veilchens Stelle unter den Hut, „was sich nicht singen und sagen läßt". Herzog Otto kommt feierlich; Nithart hebt den Hut auf, sie finden kein Veilchen, sondern „was sich nicht singen und sagen läßt". Da schwört Nithart den Bauern Rache u. s. w. In dieser spielenden Weise geht es fort. Ueberall eine Menge bunter wechselnder Bilder, welche oft durch große Schönheit überraschen, oft durch Künstelei unangenehm werden, immer aber zerstreuen und zuletzt dazu aufgehäuft sind, irgend eine Metapher oder Allegorie liebenswürdig zu machen, oder eine ethische Betrachtung einzuleiten. Eine sehr merkwürdige, aber für die Kunst der poetischen Darstellung verderbliche Richtung seines liebenswürdigen, aber sehr einseitigen Talentes.

28: Eine dringende Bitte aber, welche alle Leser an den Poeten richten werden, ist die, daß er mehr Aufmerksamkeit auf Sprache und Vers verwende. So geht es wirklich nicht weiter; auch die schönsten Stellen seiner Gedichte sind in Gefahr ungenießbar zu werden. Gegen Gesetz und Brauch unserer Muttersprache treibt er's geradezu wie ein rother Republikaner, alle Arten unerhörter Freiheiten verletzen das Ohr, kränken das Auge, betrüben den Sinn für Ordnung. Außerordentliche Inversionen, vor deren Waghalsigkeit der Leser starr wird; unheimliche Auslassung kleiner, aber höchst wünschenswerther Wörter; tyrannisches Zusammendrücken von

Wörtern oder Sätzen; ungenirtes Bilden höchst neuer Zusammensetzungen kommt auf jeder Seite vor. Z. B:

Nun meine Muf' in ferne Zeiten
Sich schwingt, zwei Wandrer zu begleiten
Durch dieses Thal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbekränzte, —
Welch finstre Oedniß noch! Sie findet
Kein Siedlerhaus, sie zu bewirthen u. s. w.

Man bemerke die Abkürzung „Muf'", die Inversion „sich schwingt", die Concession an den Reim „felsumglänzte" (ein waldbekränztes Thal können Felsen nicht gut umglänzen, denn offenbar sind sie mit Holz bewachsen und glänzen nicht; aber auch abgesehen davon glänzen Felsen um das Thal nur selten, etwa Kalkformation auf der Sonnenseite, und auch dann ist „umglänzen" noch ein etwas gezierter Ausdruck); die harte Apposition „(das) von Erz durchblinkte", wobei das Particip des Passivs eine kühne Bildung genannt werden darf; die neue Form „Oedniß"; die Härte des wiederholten „Sie," das erste ist auf Muse zu beziehen, nicht aber, wie man versucht ist, auf Oedniß u. s. w. — Zuweilen geht Pegasus eine Seite lang in den Versen ziemlich glatt vorwärts, dann aber kehrt sicher der harte Oppositionstrab gegen Grammatik und Verskunst mit verdoppelter Schnelligkeit der Stöße wieder. Das geht nicht länger so; eine respectable, dem deutschen Volke theure Dichterkraft ist in dringender Gefahr durch solche Nachlässigkeiten ungenießbar zu werden und zu verkommen; noch ist es bei einiger Anstrengung dem Dichter möglich, die Sprache seiner Dichtungen zu verbessern; aber freilich ist's auch die höchste Zeit. — Das herrschende Versmaß des Gedichtes der gereimte Jamb aus vier Hebungen, ist für das Deutsch des 19. Jahrhunderts in langen Gedichten zu monoton. Die deutsche Sprache zur Zeit Gottfrieds von Straßburg und des Strickers war sehr viel melodischer und sinnlich schöner, als unser Deutsch ist, damals klapperte das kurze Metrum noch nicht, was jetzt nicht zu vermeiden ist; und doch ist es auch in den alten Gedichten schon ermüdend.

Und so zieh in die Welt, Pfaff vom Kahlenberg, die Grünen in Leipzig haben nach ihrer groben Art auch dir einige Schläge auf die Kapuze gegeben, du wirst dich deshalb dem deutschen Publicum doch als das gemüthliche, launige Kerlchen erweisen, das du von Haus aus bist.

Memoiren des Generals Wysocki*).

Nach dem Polnischen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von Nagy Szarlo marschirte meine Brigade die ganze Nacht bis an die Knie im Koth und Wasser nach Komorn, später kam der Rest der Görgeyschen Armee. Wir ruheten einige Tage, während der eine Brücke über die Donau geschlagen wurde. Den 26. April ging die Brigade Knesycz hinüber und griff mit dem Bayonnet die östreichischen Schanzen an, Klapka ging nach mit seinem Corps und auch meine Division, und nun kam es zu einem heftigen Kampf, in

*) Diese Memoiren, vom General selbst niedergeschrieben, etwa 20 Bogen Manuscript, erschienen im Feuilleton der polnischen Zeitung in Posen. Wir theilen die wichtigsten Abschnitte in wörtlicher Uebertragung hier mit. Die Red.

dem wir siegten. Der Feind zog sich nach Raab zurück. Ein Moment war in der Schlacht uns gefahrbringend; ein Corps ungarischer Husaren riß in wilder Flucht, nachdem ihm ein Angriff mislungen war, unsere Reiterei unter Poninski mit sich, und glücklicherweise hielt nur noch unsere Infanterie und Artillerie den Choc aus. Großes Murren entstand hieraus in der polnischen Legion, und ich hatte viele Mühe, die jungen Leute davon abzuhalten, die Dimission zu nehmen. Obschon sich die polnischen Truppen bei Komorn ausgezeichnet hatten, erhielten sie doch keine militärischen Ehrenzeichen, so daß selbst Klapka, Damianicz und Szandor den Görgey auf diese Ungerechtigkeit aufmerksam machten. Ich bat auch, mir das Commando meiner Division zu nehmen, da ich blos die polnische Legion befehligen wolle. Hierauf bat mich Görgey zu sich und dankte mir in Gegenwart der Generale Klapka und Szandor für meine erfolgreichen Dienste, lobte die Tapferkeit der polnischen Legion und entschuldigte die bisherige Unterlassung eines offiziellen Anerkenntnisses durch politische Rücksichten, außerdem erklärte er, der Moment wäre gekommen, daß die Polen allein an ihr Vaterland würden denken können; alle polnische Legionen sollten unter meinem Oberbefehl vereint werden und vielleicht in Pesth. Unterdessen sollte ich eine Division mit Artillerie bilden und, um die Sache zu fördern, mit Klapka, der zum Kriegsminister ernannt sei, nach Debrecyn fahren; übrigens hatte er mich zum General vorgeschlagen. Auf dem Wege nach Pesth traf ich unser 2. Ulahnenregiment, welches ich nach Pesth einführte, um sich später mit der ganzen Legion zu vereinigen. In Debreczyn erhielt ich meine Ernennung zum General, Hauptführer aller Polen in Ungarn und der Vollmacht, eine Division in Miskolez zu organisiren, in welcher ich alle östreichische Ueberläufer aus Galizien aufnehmen dürfte. Allen Polen in ungarischen Regimentern sollte freistehen, in die polnische Legion überzugehen, alle Vorschläge zu Ernennungen jedes Rangs sollten nur von mir ausgehen, und nach Organisation der polnischen Division wurde ich zum Corps des in Oberungarn commandirenden Dembinski gestellt. In einer Audienz, die ich bei Kossuth hatte, schien dieser viel Zutrauen in mich zu setzen; wir sprachen von unsern Verhältnissen, dem drohenden Einbruch der Russen, und endlich eröffnete er mir, daß Dembinski in Galizien einrücken wolle, daß er aber unter den bestehenden ganz entgegengesetzter Meinung sei, indem Dembinski nur schwach sei und blos ungarische Truppen befehlige; er wünsche, daß die Polen zuerst in Galizien einrücken, wenn sie dazu stark genug sein möchten. Die magyarischen Truppen wären noch in Ungarn sehr nöthig, später erst würden sie helfen können. Schließlich ersuchte er mich, dieses dem General Dembinski mündlich auseinander zu setzen.

Sogleich begab ich mich ins Dembinski'sche Hauptquartier; unterwegs traf ich eine Abtheilung Polen unter dem Major Englert, der zum Bataillon Idzikowski gehörte und meist aus östreichischen unzuverlässigen Ueberläufern bestand; ich gab

ihm den Befehl, nach Miskolcz zu marschiren. Dem General Dembinski theilte ich offen die Absicht meiner Sendung mit, und wir waren einig, nur zusammen in Galizien einzurücken. Nachdem ich dies dem Kossuth mitgetheilt und hinsichtlich der Bildung der polnischen Division beim Ministerium die nöthigen Schritte gethan hatte, ging ich nach Miskolcz. Den 20. Mai kam zuerst meine Legion von Ofen hier an, nachdem sie von meiner ungarischen Division, von welcher die Polen sehr geachtet wurden, mit großer Rührung sich getrennt hatte. Zugleich kam auch die erste Abtheilung des 2. Ulahnenregiments unter Tchórznicki, meist lauter junge polnische Emigranten. Auf diese konnte man sich verlassen, und wenn wir deren 10,000 gehabt hätten, wer weiß, wie sich die Sache, trotz der Russen, gewendet hätte. — Leider waren ihrer aber nur etwa 2000 überhaupt in Ungarn und kaum tausend in der polnischen Legion. Nach Siebenbürgen gingen mehrere, die ich wegen Feigheit oder aus andern Gründen entfernt hatte, und wurden dort Offiziere, indem sie vorgaben, nur aus Anhänglichkeit zum General Bem gekommen zu sein. Der Major Englert kam mit 800 Mann, meist östreichischer Deserteure, dann der Rittmeister Toczyski mit der 2. Escadron des 1. Ulahnenregiments, die gut eingeübt war. Idzikowski mit seinem Bataillon und 4 Kanonen blieb bei Dembinski. Ein Capitän Kowalski, der 2 Compagnien und 1 Schwadron Cavallerie in Siebenbürgen commandirte, wollte sich auch mit uns, selbst gegen den Befehl der Regierung, vereinigen, wurde aber aufgehalten. Um die östreichischen Deserteure unserer Legion, die ununterbrochen Meutereien machten, in Ordnung zu erhalten, ließ ich einen erschießen und mischte sie mit den polnischen Emigranten. Aus Krakau, unter Anführung Kuczynski's, kam eine zahlreiche Abtheilung junger Leute, meist Studenten; — sie wurden aber vom Major Görgey aufgehalten, erst der deutschen Legion beigegeben, dann bildeten sie unter ungarischem Commando ein eigenes Corps, welches überfallen, wohl 30 Mann verlor; der Rest kam zu uns. Das Avancement bei der nun entstehenden polnischen Division machte mir unendlich viel Unannehmlichkeit. Alte verdiente Offiziere rangirte ich ihrem Range nach ein, und dies erregte bei den jungen Offizieren Murren. Mehrere, namentlich vom Corps des Rembowski, wollten von militärischer Subordination und Militärstrafen nichts wissen.

Die Körperstrafen waren alle abgeschafft, doch mußte ich nothwendig Arrest, Todesstrafe und Kettenstrafe einführen, und ließ eine Deputation, die dagegen demonstriren wollte, gar nicht vor. Die Organisation war schwierig, Gewehre fehlten; nach der Eroberung Ofens schickte ich den Capitain Stobiecki, der mir einige 100 Gewehre und 3 Kanonen brachte. Jeder Offizier commandirte nach seiner Art, es gab keine Vorschriften, keine Uebereinstimmung Während ich in Miskolcz auf diese Weise sehr thätig war, erhalte ich den 5. Juni plötzlich den Befehl von Kossuth und dem Kriegsminister Görgey, das Commando des Dembinski in Oberungarn sofort zu übernehmen, da derselbe entlassen sei, und daß

ich sofort den Obristen Bulharyn und Major Idzikowski von jedem Commando zu entfernen hätte. Die Generale Döseöffy und Kazenczy sollten unter mir das 9. und 10. Corps befehligen. Der Brief Kossuth's enthielt Klagen über den Undank der Polen. Ich ging nun nach Damiaty zu Dembinski, der mir sagte, daß er die unangemessenen Befehle der Regierung nicht ausführen könne und deshalb die Entlassung gefordert, neuerdings aber noch einen neuen Plan vorgelegt habe. Ich ergriff diese Erklärung, um ihm vorzustellen, das Commando zu behalten, schrieb nun selbst für Dembinski sehr dringend an die Regierung, zeigte den Brief dem Adjutanten des Generals, Sigismund Jordan, vor dessen Abgange. In der That hatte ich großen Widerwillen gegen dieses Commando, da die ausländischen Generale den Ungarn immer Mistrauen erregten, ferner besaß Dembinski großes Zutrauen bei seinem Corps und der Bevölkerung, und gingen wir nach Galizien, so konnten wir nur vereint auf alle Parteien wirken. Hierauf ging ich nach Miskolez zurück und ließ die Truppen täglich zweimal tüchtig üben, hatte aber mit dem Mangel an Subordination so zu kämpfen, daß ich einen Capitain und zwei Offiziere entlassen mußte, ihnen jedoch freistellte, als Gemeine einzutreten.

Schon den 14. Juni erhielt ich wiederholt den Befehl, dem Dembinski das Commando abzunehmen. Der Brief Görgey's war trocken und bitter hinsichtlich Dembinski's. Ich war seit jeher gegen das Zusammenstoßen verschiedener Nationalitäten, schrieb er, Ihr richtiger Tact, welcher dem Dembinski ganz fehlt, bestimmt das Ministerium, Ihnen das Obercommando anzutragen, sollten Sie Gründe haben, es abzulehnen, so übergeben Sie es dem General Döseöffy. Anfangs war ich noch sehr unschlüssig, doch der Gedanke, daß ich meinem Vaterlande durch dieses Commando nützlich sein könne, bewog mich zur Annahme. Den 15. Juni übernahm ich demnach das Commando. Dembinski theilte mir mit Bereitwilligkeit bei der Uebergabe alle nöthigen Nachrichten über die Lage seines Corps mit, war auch so edelmüthig, der Regierung nach seinem Abgange zu erklären, daß, wenn das Corps nicht bedeutende Verstärkungen erhielte, es sich unmöglich halten könne; ich von meiner Seite erzeigte ihm alle nur mögliche Hochachtung und bat ihn in Gegenwart Döseöffy's, uns als jungen Generalen mit seinem erfahrenen Rathe beistehen zu wollen. Den Bulharyn und Idzikowski entfernte ich, trotz des Regierungsbefehls, nicht, schlug sie vielmehr zum Avancement vor, obschon sie gegen mich nicht aufrichtig handelten, da sie Verdienste hatten. Ich hatte 10,000 Mann nicht sehr geübter Truppen. Die Menge großer und kleiner Uebergänge aus Galizien nach Ungarn erforderten mindestens 30,000 Mann, um sie auch gegen sehr überwiegende Kräfte mit Erfolg zu vertheidigen, und mit der Reserve anzugreifen und zu vernichten. 60,000 Russen standen bei Dukla in Galizien und 18,000 waren bei Lubomla in Ungarn eingedrungen.

Vom 18. Juni an fingen die Russen an uns zu drängen. Da die jungen ungarischen Truppen bei der Defensive leicht den Muth verloren, ließ ich die polnische Infanterie aus Miskolez auf Wagen herbeikommen und wollte die Offensive ergreifen, aber die Uebermacht war auf allen Punkten so groß, daß ich, um Pesth zu sichern, mich zurückzuziehen gezwungen sah. Wir retirirten langsam nach Miskolez zu, und ich verlor in einem Gefecht den Chef meines Stabes, Stobiecki, beim Recognosciren — einen trefflichen Offizier und redlichen Mann. Mit ihm gingen meine wichtigsten Papiere verloren. Da die Russen jedes Gefecht vermieden, jedoch mit ihrer Uebermacht uns auf beiden Flügeln umgingen, so ging der Rückzug sehr langsam, und wir ruheten jede Nacht gut aus.

Bei Uebernahme des Commando's in Oberungarn schrieb ich, von meinen Freunden gebeten und vom Wunsch geleitet, für unser Vaterland gemeinschaftlich zu wirken, an Bem und suchte dem Egoismus und Stolz desselben auf jede Weise in demselben zu genügen. Ein Capitän Zarski, der unter ihm 1831 gedient hatte, war dessen Ueberbringer, doch wollte ihn General Bem Anfangs gar nicht sehen, dann empfing er ihn zwar, aber mit unangemessenen, unwürdigen Worten und ohne mir schriftliche Antwort zu geben.

Während meines Rückzugs hatte ich einige Mal die Regierung um Hilfstruppen oder um die Bewilligung ersucht, mich mit Görgey's Corps bei Gödöllö oder Waitzen zu verbinden. Den 2. Juli erhielt ich folgendes Schreiben:

Pesth, den 1. Juli 1849, Nachts 12 Uhr.

Leider machte General Görgey die Ausführung des Ihnen gestern mitgetheilten Operationsplans unmöglich, indem er, seiner bereits gegebenen Zustimmung entgegen, nun sich gegen die angetragene und allseitig angenommene Concentrirung erklärte. Herr General haben somit auf eine Unterstützung von Görgey aus nicht mehr zu rechnen und wollen sich demnach nicht nach Hotvan, sondern nach Szolnok ziehen. General Perczel hat in Eile sein Reserve-Corps bei Czegled zusammengezogen und wird Sie nach Kräften unterstützen. In Szolnok wollen der Herr General die weitern Dispositionen erwarten.

Der Landes-Gouverneur L. Kossuth. Minister-Präsident Szemere.

Auf dieses Schreiben berichtete ich dem Gouverneur, daß ich von nun an nur seinen Befehlen gehorchen werde, da es wohl kommen könne, daß man mir entgegengesetzte geben könne. Den 4. Juli erhalte ich wieder von Dembinski ein Schreiben, den 2. Juli datirt, in dem er sagt: „„Meszaros ist zum Obergeneral der ungarischen Armee ernannt. Marschire so eilig wie möglich nach Czegled, wo Du von Perczel weitere Befehle erhalten wirst. Deinen Rapport, was Du vom Feinde weißt, schicke sofort an mich. Heinrich Dembinski, General.““

So sehr ich mich wunderte, daß Dembinski, der uns nach zweimaliger Dimission erklärt hatte, daß er nach Frankreich zurückkehren und auf keine Weise ein Commando mehr übernehmen werde, nun doch wieder unter der Maske

Meszaros commandire, so war ich doch zufrieden, daß wieder Uebereinstimmung in den Operationsplan kommen werde. Den 6. kam ich nach Czegled und erhielt dort den Befehl von Perczel, den 9. in Felegy Haza einzutreffen, wo General Vetter mir fernere Befehle ertheilen werde. Da der Feind nicht drängte, ging ich nach Pesth, um den General Dembinski zu sprechen, der mir mündlich den letzten Befehl wiederholte, um dem Jellachich eine Schlappe beizubringen, der jetzt am gefährlichsten erscheine.

Während meines Aufenthalts in Pesth lernte ich den Obersten Bystrzanowski kennen, der mit sehr günstigen Instructionen der französischen Regierung und durch Vermittelung des Fürsten Czartoryiski mit den Agenten Serbiens, Croatiens und Böhmens eine Einigung mit Ungarn bewirken sollte, behufs namentlich eines Bundes gegen Oestreich, den gemeinschaftlichen Feind. Die Mission kam zu spät und mißglückte, Bystrzanowski wagte beinahe das Leben, das Kniczanin ihm rettete. Denselben Abend erfuhr ich, daß Dembinski meinen Brief an den Gouverneur Kossuth, in welchem ich ihm schrieb, daß ich nur seinen Befehlen gehorchen werde, gelesen habe, dieses auf sich bezöge und sehr heftig gegen mich sich ausgesprochen hätte. Ich bat einen Bekannten, das Mißverständniß dem Dembinski schon in Folge des Datums aufzuklären — aber Dembinski faßte gegen mich von diesem Augenblick an einen unversöhnlichen Haß. Den 8. Juli bekam ich von Perczel den Befehl, mit meinem Corps nach Ketskemet zu marschiren, selbst aber mit Döseöffy sogleich nach Czegled zu einem Kriegsrath zu kommen. Nachdem Kossuth uns vorgetragen hatte, daß die Russen über die Theiß gegangen und Perczel zu schwach sei, so müsse sich das 9. Corps unter dessen Commando vereinigen. Als ich bemerkte, daß es vielleicht geeigneter wäre, dem General Dembinski dieses Commando zu übertragen, mindestens seinen Rath einzuholen, fuhr Perczel mit großer Heftigkeit gegen mich auf, und machte mir über mein Mißtrauen heftige Vorwürfe, die Kossuth bald unterbrach, und versprach, mit Dembinski gleich selber die Sache abmachen zu wollen.

Des Abends erhielt ich nach meiner Rückkehr noch folgende Depesche:

Der Landesgouverneur an Herrn General Visoczky in N. Körös.

Mit der Oberleitung des heute Morgens kriegsräthlich beschlossenen Operations-Plans — die Uebersetzung der Theiß durch die unter Ihrem und dem Commando des Generals Perczel stehenden Truppen betreffend — habe ich den im Range ältern General Perczel betraut. Ich ersuche Sie, Herr General, zum Gelingen dieses Operations-Plans auch Ihrerseits alles aufbieten zu wollen, denn es hängt hiervon die Zukunft des Landes ab.

Czegled den 8. Juli 1849. Der Landes-Gouverneur Kossuth.

Jeden Unparteischen frage ich, ob ich diesem Befehl nicht gehorchen sollte? — ich marschirte demnach mit dem 9. Corps, welches unmittelbar Döseöffy befehligte, nach Tortel und von dort auf Befehl Kossuth's nach Solnok.

In Solnok erfuhr ich die Anwesenheit Dembinski's und ging sofort zu ihm; ich traf bei ihm den Minister Meszaros. Dembinski begann sogleich mit rücksichtsloser Heftigkeit mir vorzuwerfen, den Befehlen Kossuth's gehorcht zu haben; zugleich warf er mir mit hartnäckiger Unbilligkeit meine Unredlichkeit hinsichts seiner vor, indem er auf obigen Brief an Kossuth, in welchem ich nur den Befehlen desselben zu gehorchen erklärte, anspielte. Da auch Meszaros mir wegen dienstwidrigen Verfahrens Vorwürfe machte und ich vergebens ihnen die Lage der Verhältnisse erklärte, blieb mir nichts übrig, als sofortige Entlassung zu fordern. Ich schrieb deshalb an Kossuth und erhielt von demselben aus Szegedin, wo man meine Bitte um Entlassung im Ministerrathe vorgetragen hatte, folgende eigenhändige Antwort:

Mein wertheſter Herr General!

Ihr Brief in Betreff der unangenehmen Vorfälle mit General Dembinski hat mich höchst unerwartet — — Ihre angesagte Dimission hat mich außerordentlich schmerzlich, hat mich wie ein Donnerschlag berührt. Herr General, Sie sind ein Mann von Ehre, Sie fühlen das Gewicht der Verhältnisse, Sie sind ein Mann nicht von kleinlichen Empfindungen, sondern von dem großen Princip; unserer heiligen Aufgabe geleitet. In dieser sturmbewegten Zeit, die so unendlich groß ist und wo doch so wenig klassische Charaktere erscheinen — in diesem Augenblicke, wo niedrige Parteisucht unsere unbesiegbare Kraft zu sprengen trachtet, — in solcher Zeit, in solchem Augenblicke muß ich unwandelbar an der Bitte festhalten, daß Sie sich dem Lande, dem Riesenkampfe der Freiheit nicht entziehen.

Ich kann, ich darf Ihre Dimission nicht annehmen. Ich beschwöre Sie vielmehr im Namen von Allem, was ehrlichen Menschen heilig ist, Ihre gerechte Empfindung der großen Sache zum Opfer zu bringen und das Commando Ihres Armeecorps und dazu gehörender Divisionen zu behalten.

Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß Sie gegen General Dembinski ein so zartes Benehmen und stets so viel Rücksicht beobachtet haben, daß er sich gegen Sie zu großem Dank verpflichtet fühlen müßte — und hat er das nicht gethan, hat er Sie vielmehr, anstatt mit Dank mit Beleidigungen berührt, so hat er ungerecht gehandelt.

Aber Sie sind zu sehr Mann der Freiheit, zu sehr ergeben der heiligen Sache, der wir uns geweihet, als daß Sie fähig wären, die Ungerechtigkeiten des Generals Dembinski mir, der Regierung, dem Lande und der Freiheit entgelten zu lassen, und wenn Sie bei Ihrer Dimission beharren wollten, so möchte das Gewicht Ihres gerechten Unmuths nicht an Dembinski, sondern an uns fühlbar werden — an uns, die wir Sie als eine feste Stütze unsers Freiheitskampfes betrachten und ehren.

Das kann, das darf nicht sein. Ich kann Ihre Dimission nicht annehmen.

Das Betragen des Generals Görgey ist mindestens höchst zweideutig. Der Feind wirft die Fackel der Zwietracht zwischen uns. Die obere Donauarmee ist inficirt durch Intriguen, die übrigen Armeen aber nicht; und wenn wir einig sind, werden wir auch dieser Gefahr trotzen können, und die Hydra der Zwietracht, die Polen untergehen machte, bei uns nicht aufkommen lassen.

Aber wir dürfen keine Stütze, keinen uneigennützigen Helden mehr verlieren, denn allein wäre ich zu schwach, den Sturm zu beschwören. Darum kann und darf ich Ihre Dimission nicht annehmen. Will der General Dembinski seine Talente ohne leidenschaftliche Parteisucht unserer Sache weihen, wohl — ich werde es mit Dank annehmen. Wenn er aber glaubt, meine Dispositionen beseitigen, die Männer, die ich ehre, kränken zu können,

so wird er finden, daß er sich in seiner Rechnung sehr stark getäuscht hat. Bleiben Sie, Herr General, behalten Sie das Commando, das ich vertrauensvoll in Ihre Hände gelegt. Harren Sie neben mir aus. Wir retten das Vaterland, retten die Freiheit. Ich rechne darauf, daß Sie mich nicht verlassen. An den Herrn Meszaros ergehen die nöthigen Befehle. Ich beschwöre Sie nochmals von Ihrer Dimission abzustehen. Bringen Sie mir das Opfer, und Gott segne sie dafür.

Szegedin, am 12. Juli 1849.

Ihr aufrichtiger Freund und Verehrer L. Kossuth, Gouverneur.

P. S. Ich werde vermuthlich in die Lage kommen, das Ober-Commando aller Armeen, selbst unmittelbar, von der Regierung aus, leiten zu müssen.

Nach Empfang dieses Schreibens blieb ich beim Commando, da jedoch Perczel Corpsbefehlshaber war, hatte ich mit Meszaros und Dembinski keine Berührung und bekam meine Befehle von Perczel. Dembinski hatte keinen Grund auf mich erbittert zu sein, noch Ursache zum Mißtrauen, wofern dies nicht daher datirte, daß wir in Frankreich entgegengesetzten Parteien angehört hatten.

Bei Solnok vereinte sich mit uns das 3. Bataillon des Major Englert. Die polnische Legion bestand nun aus 3 Bataillonen, 4 Schwadronen und 8 Kanonen. Zum Unglück waren die Mehrzahl östreichische Gefangene, auf die im ungünstigen Falle nicht zu rechnen war und die stets auf Complotte sannen, so daß ich wieder einen Unteroffizier erschießen lassen mußte. In Solnok standen wir einige Tage, dann begannen Hin- und Hermärsche. Bei Abona ging unsere ganze Cavalerie mit den Generalen Meszaros, Dembinski, Perczel, und Döseöffy mit Artillerie zu einer großen Recognoscirung; ich behielt das Commando der Infanterie.

Bei diesem Recognosciren kam es zu einem heftigen Gefecht bei Turo, nach welchem wir uns zurückzogen, und das verloren wurde, weil alle vier Generale commandirten und verschiedene Befehle ertheilten. Woycik, ein Artillerieoffizier, fiel hier. Den 23. Juli berief in Abona der General Perczel alle Stabsoffiziere zu sich und zählte uns in einer langen Rede alle seine dem Staate geleisteten Dienste auf, fügte dann hinzu, daß Kossuth im Civildienste Opfer gebracht hätte, er aber hätte auch im Kriege das Seinige tüchtig geleistet; Kossuth wäre sein Freund, ihm aber hätte Niemand das Recht zu befehlen, da er allein Ungarn erretten könne. Ich merkte gleich, auf was es abgesehen sei, und beschloß, mich in nichts zu mischen. Des Abends erhielt ich noch folgenden Brief.

Vom Armee-Commando an den General Visoczky: Der Herr General wollen durch Ueberbringer dieses mir erklären, ob Sie den von der Regierung ernannten Obergeneralen selbst dann gehorchen wollen, wenn selbe solche Befehle gäbe, die den Anordnungen des Herrn Generals entgegen wären. Antwort erwartet gleich

23. Juli Abends $9^3/_4$. Meszaros Lazar.

Ich antwortete, daß ich in jedem Fall die Befehle der von der Regierung bestimmten Generale, sobald ich sie auf dienstlichem Wege erhielte, befolgen würde. Döseöffi erwiederte so wie ich die Anfrage des Meszaros, der Obrist Gall hingegen erklärte, nur den Befehlen Perczels gehorchen zu wollen. Unter Perczels Commando marschirten wir nun bis Szegedin. In Ketskemet gab Perczel allen Stabsoffizieren einen großen Mittag; ich blieb unter der Entschuldigung des Unwohlseins aus, weil ich Erklärungen befürchtete. Perczel aber vergaß dies mir und den Polen nicht. Eine Kleinigkeit vermehrte noch seinen Aerger auf die Polen. In Ketskemet waren unsere jungen Polen in einen Zuckerbäckerladen gekommen und hatten in einem Augenblick Gefrornes und Kuchen für gute Bezahlung rein vertilgt, so daß der später ankommende magyarische Generalstab Perczels nichts mehr vorfand und sehr ärgerlich dem Perczel dies als Insubordination und Rücksichtslosigkeit der Polen darstellte. Perczel ließ nun auf dem ganzen Marsch seinen Unmuth gegen die Polen auf so unangemessene Weise

aus, daß ich ihm zuletzt beim Rapport mit allen Stabsoffizieren der Legion das Beleidigende seines Verfahrens öffentlich vorhalten mußte. In Szegedin vereinten wir uns mit Guyons Corps. Kossuth berief uns den 29. Juli 1849 in Szegedin zum Kriegsrathe; wir waren 10 Generale; Perczel ergriff zuerst das Wort und begann mit Kossuth einen sehr lebhaften Streit, aber der Gouverneur trat mit einer solchen Energie auf, daß dem Perczel nichts übrig blieb, als seine Entlassung zu fordern. Hierauf las Kossuth ein Schreiben Görgeys aus Debreczyn, in welchem er ausdrücklich erklärte, daß seine Armee so demoralisirt sei, daß sie gegen Uebermacht nicht kämpfen könne, und er demnach meine, man könne mit den Russen eine Convention schließen, auf eine für Oestreich sehr verletzende Weise. Hierauf wurde über den Oberbefehl deliberirt, Meszaros lehnte ihn entschieden ab. Man flüsterte, Dembinski würde ihn annehmen, und wie ich später erfuhr nur deshalb, um für Polen desto kräftiger wirken zu können; aber es wurde nichts entschieden. Denselben Abend erhielt ich folgendes Billet. Der Landes-Gouverneur an Herrn General Viszoczki hier. Szeged. d. 29. Juli 1849. Ich ersuche Sie hiermit, Herr General, im Vertrauen, sich unumwunden darüber sogleich äußern zuwollen, ob Sie der Wahl des Feldmarschall-Lieutenants Dembinski zum Ober-Commandanten, Ihrer innern Ueberzeugung nach, beypflichten würden. Der Landes-Gouverneur L. Kossuth.

Diese Anfrage setzte mich in große Unruhe; ich hatte damals weder Herz noch Zutrauen zu Dembinski; seine militärische Tüchtigkeit hatte ich nie zu beurtheilen Gelegenheit gehabt; die Heftigkeit seines Charakters, durch welche er so oft schon verletzt hatte, fürchtete ich der ganzen Sache wegen. Zu meiner Beruhigung ging ich zum Obristen Zamoyski, den ich zwar nicht kannte, der aber mit Dembinski genau bekannt war, und sagte offen meine Meinung und mein Anliegen. Hierauf ging ich zu Kossuth und erklärte ihm meine günstige Entscheidung für Dembinski, bemerkte jedoch, daß es gerathen sei, so lange mit der Ernennung zu zögern, bis das Görgey'sche Corps angelangt wäre, um diesem kein Motiv zu geben, sich den Russen zu ergeben. So wurde Dembinski Oberfeldherr, Meszaros General-Quartiermeister. Ich sollte an Perczel's Stelle das Corpscommando übernehmen, schlug es jedoch aus, und bat den General Dembinski, da ich unwohl war, um Urlaub auf einige Tage. Anstatt der Antwort hierauf, erhielt ich den Befehl, den 1. August auf's linke Theisufer überzugehen. Es ereignete sich am zweiten Tage hierauf, daß ich einen Unteroffizier, wegen Insubordination zum Erschießen verurtheilte; deshalb ging ich mit dem Obristen Poninski zu Dembinski zur Meldung. Anstatt einer trocknen militärischen Antwort, sagte er mir, er hätte zwar noch kein Todesurtheil unterschrieben, er stimme jedoch meiner Meinung bei; hierauf unterhielt er sich mit mir über die Bewegungen der Feinde und gab mir zum Abschiede freundlich die Hand. Dies Verfahren entwaffnete mein Mißtrauen, und ich beschloß, ihm treu zu helfen. Zum Unglück erkrankte ich bedeutend. Die Oestreicher schlugen eine Brücke über die Theis, obgleich die polnische Legion sich tüchtig hielt und viel Leute verlor, unter diesen den Lieutenant Januszkiewicz. Dieses war die letzte Schlacht, der ich beiwohnte. Den 5. August griffen uns die Oestreicher mit ganzer Macht an, trotz der Tapferkeit Dembinski's, dem ein Pferd erschossen und der von einer Granate an der Schulter verwundet wurde, retirirten wir ununterbrochen, die Polen deckten am häufigsten die Nachhut.

Die Obristen Zamoyski und Bystrzonowski begleiteten den General Dembinski als Freiwillige und setzten sich ununterbrochen dem feindlichen Feuer aus. Den 9. August kam es endlich zur Schlacht bei Temeswar. General Bem war angekommen, nach dem ausgesprengten Gerücht mit 40,000 Mann und ungeheurer Artillerie, in der That aber allein, um den Oberbefehl zu übernehmen. Seine Ankunft hatte aber wirklich eine muthige Aufregung im ganzen Heere veranlaßt und deshalb wohl entschied sich Bem, ohne seine, noch des Feindes Kräfte zu kennen, sofort eine Schlacht zu liefern gegen die Absicht Dembinski's, der ihm den Oberbefehl übergab, und auf die Bitte Bem's, das

Commando der Infanterie zu übernehmen, entrüstet antwortete: wenn Du Dummheiten machen willst, mache sie allein; ich mische mich nicht in dieselben. Um 10 Uhr fing das Kanoniren an. Anfangs gings gut, der General Kmety drängte das Centrum und den linken Flügel der Oestreicher zurück, aber nach Mittag wuchs die Uebermacht der Feinde und es kam zur wilden Flucht. Wäre nicht eine finstere Nacht eingebrochen, die ganze Armee würde vernichtet worden sein. Die polnische Legion verdient auch in dieser letzten Schlacht ehrenvoller Erwähnung; der Artillerielieutenant Bentkowski und Hauptmann Horodynski deckten den Rückzug; wir verloren viel Leute; mein Adjutant Krobicki fiel und Horodynski, der Bruder des oben erwähnten. Da kein Ort bestimmt war, wo sich die fliehende Armee sammeln sollte, so flohen die aufgelösten Haufen nach allen Seiten hin. Da die Magyaren allen Muth verloren hatten und nur an Uebergabe dachten und den polnischen Generalen und den Polen alle Schuld gaben, beschloß ich in Lugos die Reste der Legion zu sammeln und mich mit bewaffneter Hand über die türkische Grenze durchzuschlagen, wenn die Serben und Walachen uns daran hindern wollten. Der Uebergang bei Orszowa war leicht, doch der auf die Polen rachsüchtigen Russen wegen gefährlich. Mehr konnten wir auf die Zuneigung der slavischen Serben rechnen, so erbittert sie auch gegen die Magyaren waren. Gerade als ich in Lugos bei Dembinski war, traf ich die Obristen Zamoyski und Bystrzonowski, die mir, namentlich der erste, in Serbien bekannt und in mancherlei Verbindungen ihre Hilfe anboten und Wort hielten. Der verwundete Dembinski bat mich um einige Offiziere zur Begleitung und reiste sofort ab. Den andern Morgen kam mein ganzes Offiziercorps zu mir, mit der Bitte, die Legion aufzulösen oder sie zu entlassen, da die Ungarn sie für das einzige Hinderniß einer günstigen Convention mit den Russen ansähen, sie aber auf Amnestie nicht rechnen könnten, auch nicht weiter mit guter Aussicht kämpfen könnten, indem die Legion nicht mehr aus 1000 Mann bestand. Ich schrieb an Bem und bat um Erlaubniß, die Legion aufzulösen, der auch dieselbe sogleich ertheilte. Indem kam Kossuth aus Arad und sagte mir, daß Görgey die Dictatur übernommen habe und eine Convention abschließen werde, und daß wohl etwas daran sei, daß die Polen ein Hinderniß des Vertrags wären. Eine Stunde hierauf kam der Obrist Zamoyski zu mir mit der Mittheilung, ich werde sofort den Befehl erhalten nach Karansebes zu marschiren und die Uebergangspunkte zu besetzen; heimlich fügte er hinzu, daß Kossuth mit uns gehen werde. Den Befehl erhielt ich sofort, er lautete:

Armee-Obercommando an Herrn General Wyszoezzy. Hauptquartier Lugos, den 12. August 1849, um 9 Uhr Nachts. Der Herr General übernehmen das Commando sowohl der ganzen polnischen als italienischen Legion unter Obrist Monti, und marschiren um Mitternacht in Eilmärschen über Szokul nach Karansebes; dort angelangt, übernehmen Sie das Commando aller dort anwesenden Truppen, um mit ihnen den Bezirk des walachischen Grenzregiments zu decken, und sich mit dem Herrn Obrist Kollmann, der von Pancsowa retirirt, in Verbindung zu setzen. Die nöthigen Lebensmittel refluiren Sie gegen Quittung. Guyon, General.

Diesem Befehle gemäß ging ich mit beiden Legionen und einem Bataillon Ungarn, welche sich uns anschlossen, in der Nacht nach Karansebes; Bystrzonowski war mit uns, Kossuth und Zanoyski fuhren kurz vor uns, um unsern Uebergang über die Grenze und unsere Aufnahme vorzubereiten. Obrist Kollmann kam ohne Truppen; zugleich erhielt ich die gewisse Nachricht, daß Görgey sich ergeben, Bem sich nach Siebenbürgen zurückgezogen hätte, Dembinski, Meszaros und Perczel schon über die Grenze gegangen wären. Den 17. August erhielt ich noch vom Obrist Lazar die Mittheilung, daß er von Bem zum Anführer aller Truppen zwischen Karansebes und Orszowa ernannt sei, und mich demnach auffordere, die beiden ungarischen Bataillone, welche sich uns angeschlossen hatten, zurückzuschicken. Frei von allen Verpflichtungen, hatte ich nun allein die Sorge für die polnische Legion. Den 18. August begann unser Uebergang

über die Donau, und da wir nur einen einzigen großen Uebergangskahn hatten, währte er drei Tage. Es setzten 800 Polen und 400 Italiener über. Aus Orszowa erließ ich noch eine Proclamation an das ungarische Volk, in welcher ich sagte:

„Ich spreche zum ungarischen Volke, nicht zur Regierung, denn diese ist der Gewalt eines Eurer Generale gewichen, der den Krieg durch eine Convention beenden will, an der wir keinen Antheil haben können noch wollen; wir wollen demnach kein Hinderniß bei Verträgen sein, in welchen Ihr Eure letzte Rettung sehet. Wir haben mit und für Euch gekämpft nicht als Söldner, sondern in der Aussicht, das stete Ziel unsers Lebens, die Unabhängigkeit Polens durch Ungarns Freiheit zu erreichen. Erhaltet, so wie wir die Treue fürs Vaterland und den Glauben an seine Zukunft und Freiheit und die unzähligen Opfer, die wir gemeinschaftlich gebracht, werden nicht verloren sein. Die Zeit wird kommen, wo wir den heiligen Kampf fortsetzen werden.

Die Obristen Zamoyski und Bystrzonowski theilten das Loos der Legion. Wir lagerten in Tekia, einem serbischen Dorfe, Orszowa gegenüber; nach drei Tagen kam ein türkischer Beamter, der unsern Abmarsch nach der bulgarischen Grenze in Eilmärschen betrieb. Die armen serbischen Bewohner wollten uns die nöthigen Lebensmittel ohne baare Zahlung nicht geben und wir hatten nur ungarische Banknoten; es entstand hieraus große Noth, welche Zamoyski dadurch endete, daß er für uns zahlte. Mit den Serben, bei welchen jeder Mann mit Gewehr, Pistolen und Handzar stets bewaffnet gehen, kam es aus Mißverständniß beim Fouragiren, wie wir noch in Tekia standen, zum Gefecht, wobei zwei unserer Pferde verwundet wurden. Nach gelöstem Mißverständniß endeten Umarmungen und das Geschrei Zywio Polaki, die sonderbare Scene.

In Widdin lagerten wir unter türkischen Zelten an der Donau, mit türkischen Wachen umstellt; die Generale Dembinski, Meszaros und Perczel fanden wir schon hier; Bem, Stein, Kmety und Guyon kamen mit ungefähr 4000 Ungarn und 100 Polen von der siebenbürgischen Legion einige Tage später an. Die Polen verbanden sich mit uns. Der Kaiser Nicolaus verlangte durch den Fürsten Radziwill unsere Auslieferung; der Sultan war edeldenkend und verweigerte dieselbe, während England und Frankreich glaubten, den Frieden Europa's nicht gefährden zu dürfen, wegen einiger zum Galgen verurtheilten Aufrührer. Die Einwirkung des Fürsten Czartoryiski und seiner Freunde wurden in Constantinopel unsere Retter. Zu unserer größern Sicherheit empfahl man uns den Uebergang zum Islam. Bem und zwei ungarische Generale ergriffen diese Hilfsmittel, einige Polen und Italiener und eine bei weitem größere Anzahl Ungarn folgten ihnen.

Auch der entschiedenste Feind wird dem General Bem nicht den Vorwurf machen können, diesen Schritt aus Furcht gethan zu haben, es leitete ihn darin die Hoffnung, gegen unsere ärgsten Feinde kämpfen zu können. Wir folgten einem andern politischen Standpunkt. Konnte denn dieses ungeheure Opfer unserm Vaterlande wirklich Nutzen bringen? Endlich ziemt es sich auch nicht, zur Erreichung auch des größten Ziels Mittel zu ergreifen, welche unser Gewissen zurückstößt. Unsere jungen Polen fühlten ebenso und zogen den Tod am Galgen dem Uebergange zum Islam vor. Die Klage, daß die polnischen Emigranten heftig, streitsüchtig, mit allem unzufrieden, Niemandem vertrauend, selbst nicht wissen, was sie wollen, hört man sehr oft. Diese Klage kann wohl wahr sein, aber man denke sich junge Leute, die von edlem Feuer getrieben, das väterliche Haus verlassen, in dem sie alle Freuden und Bequemlichkeiten genossen hatten, jetzt allen Entbehrungen ausgesetzt, auf bloßer Erde in zerrissenen Kleidern liegend, ohne ordentliche Nahrung als Gefangene in immerwährender Sorge um die Zukunft. Bei dieser Veranlassung muß ich auch meines persönlichen Verhältnisses mit Dembinski erwähnen. Ein Danksagungsbrief, den ich an den Sultan als Commandant der polnischen Legion schrieb, schien Dembinski als Intrigue, um ihm zuvorzukommen, ein türkisch-polnisches Commando zu erhalten. Wer aber hatte ein größeres Recht zur Theilnahme an der

polnischen Legion? — ich hatte sie gestiftet, hatte ihr mein ganzes Wirken und Leben gewidmet, hatte sie den ganzen Krieg hindurch geführt und sie gerettet, hatte sie nie verlassen, lag mit ihr im Koth im Bivouak, wenn die andern Generale bequem in ihren Quartieren ruheten. Ich habe mich oft an die türkischen Behörden gewendet, um für die Bedürfnisse der Legion zu sorgen, da es Niemand that; was ist es also Besonderes, daß ich dem Sultan dankte? Wahrlich, mir geht es nicht um den Titel Pascha oder Legionscommandant, ich will und werde fremden Göttern nicht mehr dienen, nur wenn es die Vorsehung will, in Polen für Polen. Von armen Eltern geboren, von Jugend auf an Entbehrungen und Arbeit gewöhnt, strebe ich nicht nach materiellem Genuß, Reichthum, nach Würden. Außer diesem Rencontre mit Dembinski mußte ich leider auch mit Bem in fremdem Lande in Streit gerathen. Die Türken forderten ein Verzeichniß der Offiziere, ich gab es treulich ab, indem ich auch den jungen Leuten, die Verdienste hatten, beim Entlassen Offiziersrang ertheilte, dieses aber bemerkte.

Bem, der schon als Murad-Pascha auftrat, wollte diese Stufen nicht anerkennen, setzte vielmehr unsern Offizierrang im Vergleich mit dem türkischen, vom Capitain an um eine Stufe niedriger, was einen ungeheuren Unterschied, hinsichtlich der Unterstützungssummen machte. Ich protestirte daher und erkannte ihm nicht das Recht zu, dieses zu bestimmen, setzte auch meine Absicht mit Hilfe Zamoyski's, welcher die Türken geschickt zu behandeln wußte, durch. So viel unangenehm Reminiscenzen der Widdiner Aufenthalt hat, so hat er auch die angenehmen unsers Gottesdienstes im Freien. Unter einem offenen Zelt stand ein einfacher Altar mit einem Kreuz und dem Czestochauer Mariabilde, vor welchem der Priester Niewiadomski die Messe las und wir still beteten oder gemeinschaftlich sangen. Besonders das erste Mal war der Eindruck ein höchst ergreifender, als gerade die Umtriebe begannen uns zum Islam zu bekehren; dort standen Renegaten in Träumereien des Stolzes und der Sinnlichkeit, hier knieten ein Häufchen Unglücklicher, die ihre Auslieferung und ihren Tod oder ein eben so schreckliches Leben ohne Resignation erwarteten, einige mit weißem Haar, andere kaum Jünglinge.

In Widdin erfuhren wir alle Ereignisse in Ungarn, auch den Verrath Görgey's an Rußland. Als die in Arad zurückgebliebenen Polen ihn fragten, was er ihnen zu thun riethe? antwortete Görgey schroff: Ich habe Euch nicht gebeten nach Ungarn zu kommen und denke auch nicht daran, Euch einen Rath zu geben, geht dahin, woher Ihr gekommen seid.

In den letzten Tagen des Octobers schickte man uns und die Ungarn nach Schumla, die Italiener nach Gallipolis.

Die „Grenzboten" beginnen am 1. Juli das **III. Semester** des **IX. Jahrgangs.** Wir erlauben uns zur Pränumeration derselben einzuladen und bemerken, daß alle **Buchhandlungen** und **Postämter** Bestellungen darauf annehmen. Da diese Wochenschrift nur **halbjährig** abgegeben wird, so kann ein Abonnement **vom October** an **nicht** stattfinden. Preis des Semesters ist 5 Thlr.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Deutsche Dramatiker:

Karl Malß.

(Volkstheater in Frankfurter Mundart. Frankfurt a. M. Sauerländers V. 1850.)

Am 3. Juni 1848 starb Karl Malß im Alter von 56 Jahren, eine originelle Celebrität Frankfurts, der berühmte Verfasser des alten Bürgercapitäns. Ein Frankfurter Kind, zuerst selbst Kaufmann, dann Offizier im Freiheitskriege, Ingenieur beim Festungsbau in Koblenz, zuletzt Theaterdirektor, hat er seit dem Jahr 1821 einen bescheidenen, aber sehr behaglichen Platz in dem Saale deutscher dramatischer Schriftsteller eingenommen. Die Localstücke, welche er für seine Frankfurter schrieb, sind zwar für andere deutsche Bühnen schwer zu geben, denn die Reize und Geheimnisse des Dialekts der Mainstadt werden nicht so ohne Weiteres von jedem Profanen verstanden, aber der Ruf wenigstens von Einzelnen seiner Dramen hatte sich bis in alle entlegensten Stämme verbreitet, welche in unserm guten deutschen Fragezeichenlied aufgezählt werden. Wer durfte sich in Frankfurt aufhalten, ohne über Herrn Hampelmann oder den würdigen Kimmelmeier zu lachen? Und wer hätte nicht gern gelacht? Und beim Ende der Komödie sich gesagt, daß er Etwas in seiner Art Vortreffliches gesehen habe?

Jetzt liegen seine Theaterstücke in einem hübschen Bändchen zusammengelegt vor uns. Sie sind freilich in dieser Form nur getrocknete Blüthen, mehr und noch in anderem Sinne, als jedes gute Theaterstück, welches wir durch Lektüre in uns aufnehmen.

Der Dialekt, dessen eigenthümliche Laute sich durch Buchstaben nur sehr unvollkommen darstellen lassen, erregt dem Leser immer ein gewisses Unbehagen; die unzähligen kleinen Redensarten und Curiositäten, welche der Zunge des Einheimischen so geläufig sind, und von ihm selbst mit Heiterkeit als charakteristisches Eigenthum seiner Landsleute genossen werden, sind an andern Orten unbekannt und bleiben ohne Wirkung; dazu kommt, daß die dramatische Voraussetzung solcher

Dialektstücke, Vertrautheit mit den localen Verhältnissen, den Eigenthümlichkeiten im Familien- und bürgerlichen Leben, auch in der Charakterzeichnung und den Situationen manches Unregelmäßige verursacht, auf der einen Seite in den Situationen zu große Breite, auf der andern Seite in den Charakteren porträtähnliche Umrisse und viele Lücken, welche die Gewandtheit des Schauspielers auszufüllen hat. Deßhalb also gibt die Lektüre dem Fremden eine sehr unvollständige Vorstellung von den Wirkungen solcher Stücke, und auch der sehr achtungswerthe Humor in den Stücken von Malß, wird den Lesenden oft nicht zum Lachen bringen. Er muß sich denselben erst in die deutsche Schriftsprache oder das Gebahren seines eigenen Dialekts übertragen. Was ihn etwa erwärmt, ist doch nur reflectirtes Licht. Und die Position eines deutschen Localstückes in unserer Literatur ist deßhalb nicht weniger kritisch, als die Uebersetzung eines Gedichts aus einer fremden Sprache.

Trotzdem werden auch die Norddeutschen einzelne Stücke des Frankfurter Dichters aus der Lektüre liebgewinnen, und da Malß der bedeutendste unserer dramatischen Localdichter ist (zu denen ich hier Raimund nicht rechne) und sich aus seinen Lustspielen manches Merkwürdige und Lehrreiche erkennen läßt, so mögen hier einige Bemerkungen über sein Talent und sein Genre Raum finden. Viererlei ist zunächst an ihm interessant. Er arbeitet sorgfältig, und es ist viel kleiner, sauberer Zierrath an seinen Werken; seine Kenntniß nicht nur des Frankfurter, sondern mehrerer oberdeutscher Dialekte ist wunderbar genau, und ihre Handhabung im Dialog vortrefflich; er ist ein gebildeter Mensch, dessen Lustspielweisheit nichts weniger als weichlich erscheint; auch er verfällt allmälig den Dämonen seines beschränkten Genres, aber nicht in der gewöhnlichen Weise, daß sich sein Charakterisiren in abgeschmackte Fratzen und widerliche Sentimentalität auflöst, sondern er endet respektabler, als ein hypochondrischer Humorist, in dessen Anlagen etwas Herbes und Strenges gewesen sein muß, in der Art, daß der Idealismus aus seinen Figuren und der Handlung zu sehr schwindet, und die gemeine Wirklichkeit des kleinen Lebens unschön abconterfeit wird. Dieses allmälige Dahinsterben eines zwar beschränkten, aber gesunden Talentes ist charakteristisch für die gegenwärtige Entwickelungsstufe unseres Volkes und seiner Lustspielkunst.

Das erste und bedeutendste seiner Stücke ist der alte Bürgercapitän. Als er unternahm, dies Charakterbild zu schreiben, war sein Bestreben dasselbe, welches fast überall der Ausgangspunkt für die neuere Localkomödie gewesen ist. Er wollte Zustände der Wirklichkeit schildern, das beschränkte, behagliche, komische Familienleben der kleinen Welt, welche ihn umgab, deren wunderliche Gestalten ihn lebhaft anregten. Es waren nur Zustände, die er darstellte, Situationen und drollige Charaktere auf Frankfurter Grund; die Handlung wurde deßhalb Nebensache, sie lief so nebenbei, und hatte weder Einheit noch innere Nothwendigkeit. Der alte ehrliche Gastwirth Kümmelmeier mit seinem Bürgerwehr-Selbstgefühl, seiner

Feuerspritze und seinen Stammgästen, ein ausbrechendes Feuer, eine verständige Tochter mit einem biedern und langweiligen Geliebten, eine leichtsinnige Nichte, welche von dem obligaten Berliner Windbeutel entführt, aber durch tapfere Stammgäste reuig und unversehrt zurückgebracht wird, das ist der locker zusammengewebte Inhalt des Stückes, dessen Reiz in der wohlthuenden Wärme des Schaffenden liegt, durch welche er die lächerlichen Figuren komisch, das Wunderliche anziehend zu machen weiß. — Der ungewöhnliche Erfolg des Stückes lockte zu weiterer Production. Aber da die jungfräuliche Freude des Dichters am Schildern und sorgfältigen Ausmalen der localen Zustände, in welche dramatisches Leben zu gießen ohnedies sehr schwer ist, vorbei war, so that er den zweiten Schritt, welchen die Localkomödie zu machen pflegt; seine Charaktere verwandelten sich in stereotype Masken, bei denen nicht die charakteristische Wahrheit der genauen Zeichnung, sondern das Possierliche der Erscheinung und ihrer Reden die Hauptsache wurde; es kam weniger darauf an, ob Alles, was sie sprachen und thaten, zu ihrer Persönlichkeit stimmte, sondern vielmehr darauf, daß sie durch närrisches Gebahren Heiterkeit erregten; die Handlung blieb locker, aber sie setzte sich nicht mehr zusammen aus dem Gegenspiel mehrerer Charaktere, sondern die Hauptperson occupirte das ganze Terrain, die andern wurden nur Staffage oder Motive, welche den Komiker in seine Situationen hineinschleppten; das Lustspiel wurde zur Posse. So sind die Stücke: Herr Hampelmann im Eilwagen, die Landpartie nach Königstein und Herr Hampelmann sucht ein Logis. Hampelmann ist in diesen drei Stücken der Hanswurst als Bourgeois, wie er in unzähligen ähnlichen Possen, z. B. der Reise auf gemeinschaftliche Kosten (Liborius) vorkommt. Daß dieser moderne Frankfurter Hanswurst sehr drollig und in höchst komischen Situationen auftritt, macht die Stücke zu vortrefflichen Acquisitionen für einen süddeutschen Komiker, der ungefähr die Komik hat, welche dem Schauspieler Beckmann in seinen besten Zeiten zu Gebote stand. — Von Sentimentalität ist in diesen gemüthlichen, närrischen Possen keine Spur, sie wollen durch nichts Anderes fesseln, als durch die Drolligkeit der Hauptfigur, welche allerdings nichts ist als eine Maske für den Schauspieler — In dem kleinen Stück, die Bauern (in wetterauer Mundart) und die Jungfern Köchinnen ist der Dichter wieder bemüht, das Charakterisirende in den Vordergrund zu stellen, und in Hinsicht auf Technik sind diese beiden Stücke die besten der Sammlung; aber ihre Wirkung wird durch einen andern Uebelstand verkümmert. Die Genauigkeit, mit welcher die Figuren nach der gemeinen Wirklichkeit gezeichnet sind, macht auch ein scharfes Abwägen und Darlegen ihrer relativen ethischen Berechtigung im Stück nothwendig; denn je genauer und wahrer nach dem Leben Charaktere gezeichnet sind, desto genauer muß auch ihr Schicksal im Stück nach den Forderungen der sittlichen Welt, welche wir in uns tragen, bestimmt werden. Bei den Maskenspielen der italienischen Komödie verlangen wir

noch wenig „poetische" Gerechtigkeit; wir finden noch so wenig von unserem menschlichen Wesen in den einzelnen Masken, daß wir geringe sittliche Anforderungen an sie machen. Indeß einige doch schon, wir wollen den hohlen Prahler, den schleichenden Aufpasser geprügelt sehen, ja wir wünschen, daß Pantalon zuletzt eine, wenn auch gezwungene Einwilligung zu Colombinens Verbindung mit Harlekin gebe u. s. w. — Auch in der Posse, wo einzelne Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten die Grundlage bilden, auf welchen der Schein eines menschlichen Lebens flüchtig aufgebaut wird, ist für die komische Wirkung der Action bereits Bedingung, daß die Schelmenstreiche der modernisirten Masken einen gewissen ethischen Fond als Gegengewicht haben, der entweder in der Persönlichkeit dieser Maske selbst liegt, oder in den Folgen ihrer Thaten, d. h. in der Handlung des Stückes. Ein pfiffiger und gewandter Betrüger z. B. wird uns als Hauptheld der Posse auch dann noch verstimmen, wenn er mit größtem Witz und bester Laune seine Gaunerstreiche glücklich zu Ende führt, so fern nicht in ihm selbst Momente zu Tage kommen, aus denen wir das Verkehrte und Beschränkte seiner Handlungsweise so schlagend hervortreten sehen, daß wir mit superiorer Ruhe und Heiterkeit seinen Lauf durch das Stück verfolgen können. Da aber, wo künstlerisch geschlossene Bilder wirklicher Menschen auftreten, wie in den erwähnten beiden Stücken von Malß, verletzt uns ihre sittliche Verkehrtheit, weil sie kein genügendes Gegenwicht in der Idee des Stückes findet, welche wenigstens am Schlusse hervortreten sollte. Zwei Bauern, Freier eines kaltblütig calculirenden Bauernmädchens gerathen in Händel um ein Stück Feld, das sie gemeinschaftlich durch allmäliges Abpflügen dem Gutsherrn gestohlen haben, das aber durch den Gutsherrn dem Mädchen als Aussteuer geschenkt wird. Der eine Schelm, den das Mädchen wählt, ängstigt und straft den andern. Er selbst geht frei aus. Zu solcher leichten Auffassung einer unsittlichen That paßt nicht gut die Portraitausführung, welche die Bauern zumeist durch den Dialekt erhalten. Im zweiten Stück treiben nichtsnutzige Dienstboten eines Hauses ihr Wesen, machen einen Küchenpunsch und werden von der Herrschaft überrascht, die eine Magd bringt heimlich die andere aus dem Dienst u. s. w. Auch hier Schilderung einer gemeinen Wirklichkeit, welche mit unserem sittlichen Empfinden nicht versöhnt wird. Die Vorwürfe, welche die Frankfurter Hausfrauen dem letzten Stück machten, daß es keine Freude sei, das Misère ihres Haushalts so nackt auf den Brettern zu sehen, war ganz begründet. Das Stück erhält gerade durch die — an sich gute — Charakteristik eine unangenehme Rohheit, die es in dem französischen Original, welchem die Situationen entnommen sind, nicht hat.

Der Rest des Buches, eine Posse und einige Puppenspiele, zuletzt der literarische Nachlaß, darunter einige scherzhafte Briefe im Ton unserer „fliegenden Blätter", sind für uns nicht von großer Wichtigkeit.

Mit der einfachen Handlung, auf welche Malß seine Figuren gründet, nimmt

er's nicht eben genau. Es ist französischer Einfluß bei ihm nicht zu verkennen, war er doch in seiner Jugend in einem Geschäft zu Lyon gewesen. Sein Name klingt gewiß fremd in vielen Ohren, welche seine Stücke doch gehört haben. Sie erschienen anonym, der wunderliche Mann behielt sein Incognito noch bei, als es längst ein öffentliches Geheimniß war. In der letzten Zeit seines Lebens machte ihm das Theater viele Sorge, zumal seitdem er auch das Geldrisiko dafür übernommen hatte. Seiner Bildung nach war er ein Vielwisser, er las leidenschaftlich und ohne Prinzip; am liebsten alte Drucke, Chroniken und seltsame Originalwerke. Das Gelesene speicherte er ordnungsliebend und mit gutem Gedächtniß in seinem Kopf auf und überraschte seine Freunde oft durch ungewöhnliche Gedankenverbindungen und historische und antiquarische Notizen. Uebrigens scheint er nichts weniger, als leicht zugänglich und von leichtem Anschluß gewesen zu sein, denn sein Biograph wundert sich, woher ihm die genaue Kenntniß der Dialekte gekommen sei. Es ist auch hierbei einige künstlerische Täuschung; denn bei der Benutzung eines Dialekts für die Poesie ist gar nicht nöthig, ja nicht einmal wünschenswerth, daß alle Abweichungen von der Schriftsprache treu copirt sind. Sondern die Wirkung hängt beim Autor, wie beim Darsteller davon ab, daß einzelnes besonders Charakteristische in Endungen, oft wiederkehrenden Wörtern und Redensarten geschickt angebracht und ausgedrückt werde. Es gibt Schauspieler, welche bei nur oberflächlicher Kenntniß viele Dialekte auf der Bühne gut zu sprechen wissen, weil sie die ihrer Kunst eigenthümliche Fähigkeit in ausgezeichnetem Grade besitzen, nach einem innern Bilde, das sie vom Charakteristischen ihrer Rolle haben, schnell das Detail der äußern Erscheinung ausdrücken zu können; so nehmen sie auch das Charakteristische im Klange eines Dialekts in schnellem Verständniß auf, die Sprechwerkzeuge fügen sich gehorsam dem schaffenden Triebe, und Ausdruck des Gesichtes und Geberde unterstützen die Nachahmung so glücklich, daß der Hörer gar nicht die Freiheit behält, auf einzelne Unregelmäßigkeiten zu achten und das zu erkennen, was dem Spielenden zur genügenden Kenntniß des Dialekts fehlt. Auch hierin ist die Kunst des Schauspielers die Kunst des schönen Scheins.

In Berlin und Wien hat die Localkomödie größere Ausdehnung und eine — freilich im Ganzen nicht sehr erfreuliche — Geschichte erhalten. In mehrern andern größern Städten, z. B. Hamburg, gibt, oder gab es einzelne Localpossen, welche eine feste Stelle auf dem Repertoir ihrer Theater haben. Wie das Gedeihen der gesammten Komödie unter anderm abhängig ist von dem Grade des Selbstgefühls, mit welchem die Nation sich und ihre Zustände betrachtet, so ist auch dies Dialektlustspiel je nach dem Grade des Behagens, womit eine Gegend ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten genießt, mehr oder weniger cultivirt worden. Städte, deren Einwohner geringe Freude an ihrer Nationalität haben, z. B. Dresden und Leipzig, haben gar keine erwähnenswerthen Local-

stücke. Da jetzt eine Zeit ist, wo wir in Deutschland weder am Alten noch am Neuen besondere Freude haben, ist nicht anzunehmen, daß irgend eine Art des Lustspiels gerade jetzt große Fortschritte machen würde.

Und doch, wer sich für das deutsche Theater interessirt, oder selbst dafür arbeitet, mag unsere Dialektstücke nicht aus dem Auge verlieren. Denn in den Dialekten sowohl, als in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der deutschen Stämme liegt ein Schatz von prächtigem Material für eine neue höhere Form des deutschen Lustspiels, von welchem wir wohl noch einige Zeit hoffnungsvoll träumen werden. Was unser Holtei mit so vieler Wirkung in kleinem Kreise versucht hat, (Wiener in Berlin, Berliner in Wien, Wiener in Paris, dreiunddreißig Minuten in Grünberg) verschiedene Provinzialismen einander gegenüber zu stellen, dasselbe müßte sich noch in weit größerm Maßstabe bei anderer Beschaffenheit der Handlung thun lassen, denn die größte komische Wirkung erhalten die Dialekte erst, wenn sie einander gegenüber gesetzt werden. Durch unsere humoristischen Blätter, die Münchner, Düsseldorfer u. s. w. sind die Hauptdialekte allgemeiner bekannt und die Freude an localen komischen Figuren gesteigert worden. Es kommt darauf an, daß frischer Muth versucht, Etwas daraus zu machen. Die Hauptschwierigkeit liegt für den, welcher das Charakteristische der Hauptdialekte selbst inne hat, nicht darin, daß die Schauspieler so etwas nicht spielen könnten, — es ging ja mit dem Schwäbisch von „Dorf und Stadt" in Norddeutschland so gut, als für die Wirkung nöthig war; — sondern sie liegt darin, daß bei unsern Verhältnissen eine Handlung zu erfinden ist, welche frei von verstimmendem Parteihaß bleibt.

Die Union und die Liga.

Das Fürstencollegium in Berlin, welches jetzt die Functionen des frühern Verwaltungsrathes übernommen hat, berath eine Anzahl Unionsgesetze, welche dem nächsten Parlament vorgelegt werden sollen. Ein Gesetz über Unionsbürgerrecht ist darunter bis jetzt das erfreulichste. In Hessen-Darmstadt ist Jaup abgegangen, Hassenpflug dagegen in Hessen-Cassel bis jetzt noch nicht, beide Staaten aber sind mit Sack und Pack in das Lager der Liga hinübergezogen. In Frankfurt keine Resultate, die Verhandlungen zwischen Oestreich und Preußen noch ohne Resultat; in allen deutschen Angelegenheiten die größte Confusion; ein Friede mit Dänemark nicht zu erzielen; eine deutsche Flotte ohne rechtmäßigen Eigenthümer, Bundesfestungen ohne Eigenthümer, die Stimmung ärgerlich, unsicher, zänkisch, feindseliges Mißtrauen von unten nach oben, wie von oben nach unten. — Es wäre Unrecht, zu leugnen, daß nicht Alles noch viel schlimmer sein könnte, aber es ist auch so wahrhaftig Alles schlimm genug.

Täuschen wir uns nicht, durch die Form von Verträgen ist eine Lösung dieser gräulichen Wirren nicht mehr zu hoffen. Es ist möglich, daß die Unsicherheit des preußischen Cabinets immer wieder gute Positionen furchtsam aufgibt, aber das Cabinet wird durch keine Unwürdigkeit und Feigheit, durch keinen Verrath an seinen treuen Verbündeten, durch keine Nachgiebigkeit gegen die kaiserliche Regierung seine Gegner versöhnen und zum festen Frieden bringen. Denn der Feind, welcher seinen hohlen Todtenschädel jetzt gespenstig gegen die deutschen Stämme erhebt, ist der alte Erbfeind unserer Freiheit und Ehre, der immer geschlagene und immer wieder lebendige Egoismus einer einzelnen Regentenfamilie. Oestreich ist unter seiner jetzigen Regierung ein despotischer Staat, welcher alle die alten unholden Feinde unseres Gedeihens, die pfiffige Dummheit der römischen Pfaffen, die Hausinteressen der kleinen Regentenhäuser, das Mißtrauen unserer großen Nachbarn unermüdlich in Bewegung setzt, sich zu behaupten. Ein solches Regiment aber kann sich nur behaupten, indem es jede freiere Entwickelung neben sich niederdrückt. Jetzt will es seinen jüngern und fähigern Nebenbuhler, Preußen, durch ein Protektorat über die nördliche Hälfte Deutschlands zufrieden stellen, Sachsen, Hannover und Hessen natürlich ausgenommen. Nicht lange, und es müßte die Existenz auch des bisherigen Preußens unerträglich finden. Schlesien ist in diesen Kreisen unvergessen, der Protestantismus, das preußische Selbstgefühl, die größere Freiheit der Gedanken und der Sprache werden unerträglich sein, und Preußen wird in Jahren doch thun müssen, woran

es jetzt einen Augenblick wie im Traume dachte, es wird an das Schwert greifen müssen, für sein Prinzip, für unser Prinzip.

Wäre es möglich, Serben, Polen, Walachen, Magyaren, Italiener und Deutsche in ein großes Mittelreich von 70 Millionen zusammenzubringen, wir könnten uns das Experiment wohl gefallen lassen, wenn wir Feinde des östreichischen Staates wären. Denn eine solche Fülle von Völkerkraft in einen so großen Bau zusammengezwungen, würde blitzschnell eine solche Fülle von Energie und Selbstgefühl entwickeln, würde eine neue paneuropäische Demokratie und ihre conservativen nationellen Gegensätze so schnell entwickeln, würde eine solche Masse von feindlichem Stoff an unseren Grenzen frei machen, daß der künstliche Staat in schneller Explosion gesprengt und der Thron der Habsburger in alle Winde gestreut würde. Aber wir wünschen weder den Untergang des Kaiserstaats, noch lieben wir gefährliche Experimente im Leben unserer Staaten.

Wenn Preußen jetzt festhält an der Union, die kläglichen Frankfurter Verhandlungen behandelt, wie sie es verdienen, so wäre wohl das Aergste überstanden und unsere Zukunft für gesichert zu halten sein. Der Auflösungsprozeß, welchen die kleinen deutschen Staaten, die außerhalb der Union stehen, gegenwärtig durchmachen, ist in seinem Verlauf sehr traurig; Preußen und die Union kann ihn ruhig fortschreiten und sich vollenden lassen. Wenn sie den Beitritt zu sich offen erhält, so wird für Sachsen und Würtemberg sehr bald, später für Baiern und endlich auch für Hannover die Zeit kommen, wo die weitere Unmöglichkeit einer eigenen Existenz die Völker dieser Staaten zur Union treibt. Für beide Hessen ist diese Zeit schon jetzt gekommen, und der Austritt aus der Union war bei diesen eine selbst in Deutschland ungewöhnliche Thorheit ihrer Regierungen.

Freilich aber hat die Union vor Allem ihren Bruderstämmen den Beweis zu führen, daß es vortheilhaft ist, in sie zu treten. Es gibt für Preußen auch deshalb keine klügere Politik, als so schnell wie möglich das Parlament zusammenzuberufen und eine Reihe von organisirenden Gesetzen zu geben, durch welche das Zusammenwachsen der Unionsstaaten eine Wahrheit wird. Heimathsrecht, Rechtsverfahren, Hypothekenordnung, Bildungsanstalten, Heerwesen gleich und gemeinsam, dazu ein kräftiges Auftreten gegen die Regierung Schwarzenbergs, was könnte uns dann noch verhindern, als Nation ein gesundes Aussehen zu bekommen, frische und runde Wangen und einen trotzigen Tritt in der Weltgeschichte?

Die dänische Revolution in Kopenhagen

im Jahre 1848*).

König Christian VIII. war am 6. Januar erkrankt. In jenen Trauertagen des nahenden Endes hat mehr als Einer den Kronprinzen sagen hören: „was soll daraus werden! was soll ich thun, wenn der König stirbt!"

Seit dem 8. Januar hielt die Partei des „Fädrelandet" bei dem Professor der Theologie Clausen Versammlungen, eine Adresse zu berathen, in der man gleich beim Thronwechsel die Bitte um eine freie constitutionelle Verfassung an den neuen Monarchen bringen wollte. Es befanden sich in diesen Berathungen die Herren Schouw, Hvidt, Drewsen, B. Christensen u. s. w. Durch Hvidt wurde eine ähnliche Adresse Seitens der Bürgerrepräsentanten vorbereitet. Die fieberhafte Spannung, in der des Königs Krankheit vierzehn Tage lang die Residenz erhielt, diente im hohen Maaße dazu, den Gedanken an die Zukunft zu wecken und das allgemeinste Interesse auf die politische Lage des Staates zu lenken.

Nach dem Wunsche des sterbenden Königs hatte Friedrich VII. sofort den Grafen C. Moltke zum Geheimen Staatsminister ernännt. An den Staatsrath, der unmittelbar nach dem Abscheiden des Königs gehalten wurde, nahmen C. Moltke und Etatsrath Bang Theil, dann folgten Sitzungen der beiden Kanzeleien. Das Ergebniß dieser Sitzungen war die königliche Urkunde vom 20. Januar, mit ihren beruhigenden Phrasen.

Aber jetzt erhob sich rasch die radicale Partei. Schon zwei Tage nach des Königs Tode erschien die Broschüre der Professoren Clausen und Schouw, welche

---

*) Was wir hier mittheilen ist ein Auszug aus dem letzten Abschnitt der gründlichen und bedeutenden Schrift: Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806 (von Joh. Gust. Droysen und K. Samwer) 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1850. — wohl des besten Werkes unter den zahlreichen Abhandlungen über die schleswig-holsteinische Frage. Es enthält sehr viel Neues und ist für den Historiker wie für den Publicisten gleich unentbehrlich. Wie kommt es doch, daß dies Werk, welches im Auslande, zumal in Dänemark, so viel Aufsehen gemacht hat, in Deutschland immer noch verhältnißmäßig wenig gekannt ist? Außer einer gründlichen Geschichte der alten dänischen Bemühungen, die Herzogthümer zu incorporiren, enthält es eine vollständige Darstellung des Rechtskampfes bis zu dem letzten Kriege, Schilderung der Zustände und Parteien am dänischen Hofe, Charakteristik der Stellung des Herzogs von Augustenburg, und im Text wie in den Beilagen eine Anzahl höchst interessanter Notizen und Briefe, unter letzteren Briefe des Königs von Dänemark und des Herzogs von Augustenburg. Möge die folgende Mittheilung dazu beitragen, die politische Wichtigkeit des Werkes, welches unter anderen über die Revolution in Kopenhagen selbst für die Dänen neue und überraschende Thatsachen mittheilt, dem deutschen Publicum zu empfehlen.

mit äußerster Schärfe und Energie die Politik Dänemarks, wie sie nach der Meinung dieser kühnen Partei aufgefaßt werden sollte, darlegte: Die Verfassung, die 1839 wünschenswerth gewesen, sei jetzt eine Nothwendigkeit; und diese Verfassung müsse Schleswig mit Dänemark vereinigen; Holstein seine eigene Verfassung mit eigenem Finanz- und Kriegswesen erhalten. „Sie empfehlen, wie Fädrelandet am 27. Januar zusammenfaßt, eine möglichst enge Verbindung Schleswigs mit Dänemark, eine möglichst scharfe Trennung Schleswigs von Holstein, als die wirklich dänische Politik", eine Politik, „welche sich nicht daran genügen lasse, die historisch begründete, staatsrechtliche Trennung zwischen beiden Herzogthümern als einen theoretischen Satz hinzustellen, sondern diese Trennung zur geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit zu machen suche, indem sie eine scharfe und bestimmte Grenze zwischen beiden Herzogthümern ziehe." — Es war das alte Project des „jungen Dänemark", das scharf und sicher in dies chaotische Gewirr der neuen Verhältnisse eintrat. In demselben Geiste plädirte Hvidt; der Jubel der Tausende, die ihn den 24. Januar von der Börse heimgeleiteten, das Geleit, das Tausende der städtischen Glückwunsch-Deputation nach dem Schlosse gaben, bezeichnete hinlänglich die herrschende Stimmung.

Es ist begreiflich, daß auf den neuen König Friedrich VII. die Scenen der Sterbetage, die Schmerzen des Kranken, das letzte Abendmahl, das Todesröcheln erschütternden Eindruck gemacht hatten. Und wie ein Vermächtniß hatte er das System des Vaters und die Staatsmänner, die es vertraten, übernommen. Gedachte er in dem Geleise des Vaters zu bleiben? Man rühmt den Sinn König Friedrich VII. für trauliche Genossenschaft. Am 24. Januar ward der aus Odensee berufene Stiftsamtmann von Bardenfleth zum Staatsminister ernannt.

Sofort die wichtigste Frage war die Emanirung des von Christian VIII. hinterlassenen Entwurfs der Gesammtstaats-Verfassung. „Differenzen darüber im Kabinet waren Folge der neuen Umgebung und der Neuheit des Thrones, der noch dicht umringt war von den alten Rathgebern des verstorbenen Herrn, unter denen Oersted, Criminil und Moltke dem Emporkömmling Bardenfleth das Terrain streitig machten, und ihn durch größere Geschäftskunde und Erfahrung zu erdrücken den Anlauf nahmen. Es ist notorisch, daß Criminil und Moltke, obschon Anhänger der Gesammtmonarchie, auf das lebhafteste in den Vorberathungen über das Rescript vom 28. Januar für die Unzertrennbarkeit der Herzogthümer gekämpft haben, daß die heftigsten Scenen, namentlich zwischen dem stets die Zähne zeigenden scharfen C. Moltke und dem nicht minder klopflustigen und in seiner Unerfahrenheit kühneren v. Bardenfleth stattgefunden haben, die bis zum 28. Januar stets zu Niederlagen des letzteren führten und führen mußten, weil Moltke und Criminil in ihren alten und vieljährigen Collegen eine sichere Majorität für das zu Recht Bestehende mit Leichtigkeit erwarben. Bardenfleth fühlte das Ungenügende, Unhaltbare seiner Stellung solchen Collegen gegenüber, mußte deutlich das Schei-

tern seiner nur dänischen, Schleswig umfassenden, Pläne wahrnehmen und blieb aus Vorliebe für letztere, so wie aus Ehrsucht, den gleichen Bestrebungen der aufgeregten, kundigen und gut geschulten Kopenhagener Opposition nicht fremd, an deren Spitze die spätern Minister Hvidt, Clausen, Tscherning, Monrad standen, während sie Orla Lehmann und Andere die Rolle der Schreier und Schreiber übernehmen ließen.

Das „Rescript wegen Einführung einer Verfassung" wurde am 28. Januar erlassen. Es enthielt folgende Hauptpunkte: 1) gemeinschaftliche Stände für das Königreich und die beiden Herzogthümer, denen die beschließende Mitwirkung bei Steuern und Finanzen, bei Gesetzen über gemeinschaftliche Angelegenheiten, sowie das Recht zu Anträgen über gemeinschaftliche Interessen zustehen solle; — 2) diese ständische Verfassung soll in der bestehenden Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, in der bestehenden Verbindung Holsteins und Lauenburgs mit dem deutschen Bunde, in der Verfassung Lauenburgs nichts ändern; — 3) ehe den in die Verfassung aufzunehmenden Bestimmungen Gesetzeskraft verliehen wird, sollen dieselben erfahrenen Männern zur Prüfung vorgelegt werden; — 4) Wahlmodus und Ernennung dieser erfahrenen Männer; — 5) diese erfahrenen Männer versammeln sich spätestens zwei Monate nach der Wahl in Kopenhagen.

Wohl durfte man in diesem Entwurfe die ganze Art des verstorbenen Königs wieder erkennen. Wie fein war es, daß aus dem Königreich und aus den Herzogthümern eine gleiche Zahl erfahrener Männer, sowohl erwählte wie ernannte, kommen sollten; indem die Regierung aus Dänemark acht, aus jedem Herzogthum vier ernannte, durfte sie gewiß sein, durch diese 16 mit den 18 Gewählten der Herzogthümer eine conservative Majorität gegen die Dänen, mit den 18 Gewählten des Königreichs eine nationale Majorität gegen die Deutschen zu haben. — Die Bevölkerung von Kopenhagen war still, — die Presse desto lauter und heftiger.

Schon am 27. hatte Fädrelandet einen vortrefflich geschriebenen Artikel über die „dänischen Schleswig-Holsteiner, die am Ruder sind"; man stellte die Sachlage so vor, als sei König Friedrich VII. von den Ministern Christians VIII. übertölpelt und müsse durch das Volk von diesen Hemmnissen befreit werden. Gleich nach Erlaß des Patents proclamirte Kjöbenhavnspost: „durch Friedrich VII. sei also die von Friedrich III. gegründete Alleinherrschaftsmacht aufgehoben; — aber diese sei ein Vertrag gewesen mit dem ganzen Volk; dem ganzen Volke müsse also zustehen, was davon zurückgegeben werde, anzunehmen. König Friedrich VII. sei ein demokratischer König."

Den 15. Februar hielten gleich nach einer Tags vorher überreichten Bauerndeputation von 7240 Unterschriften, mehrere hundert Landleute in Kopenhagen eine Versammlung, beschlossen eine Adresse an den König, luden dann auch mehre

Mitglieder der Gesellschaft der Bauernfreunde, namentlich B. Christensen und Capitän Tscherning dazu, brachten am andern Morgen im feierlichen Zuge die Adresse nach dem Schloß, die Anfangs von dem Kammerherrn von Tillisch zurückgewiesen, zuletzt „mit allerhöchster Erlaubniß" entgegengenommen wurde; sie enthielt den Ausdruck der Besorgniß über die unglückliche Zusammensetzung der Versammlung, die das Patent berufe, sprach zu Sr. Majestät das Zutrauen aus, daß er einmal hierauf aufmerksam gemacht, thun werde, was noch möglich sei, namentlich durch sorgfältige und volksthümliche Wahl der sechszehn, die der König ernenne." —

Während die Presse mit immer schärferen Artikeln die Stimmung steigerte und concentrirte — namentlich Madvig, Monrad, Clausen trieben vorwärts — während selbst die Berling'sche Zeitung bereits der Eiderpartei Zugeständnisse machte und nur noch aufrecht hielt, „daß die Verbindung zwischen Schleswig und Holstein durch so starke vieljährige Bande geknüpft sei, daß es moralisch ungerechtfertigt und fast unmöglich sei, sie zu zerreißen, während die Schmähungen gegen die Deutschen, gegen die Schleswig-Holsteiner, gegen den Herzog von Augustenburg immer bitterer wurden, während dessen traten (am 16. Februar) 43 „patriotische Männer" — eben die, welche schon beim Professor Clausen sich zu versammeln gewohnt waren — zu einer „beständigen Gesellschaft" zusammen, und faßten den Beschluß, auch dänischer Seits erfahrene Männer nur mit Vorbehalt zu wählen.

Die günstige Aufnahme, die eine Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, die um die Bestätigung der Landesprivilegien zu bitten gekommen war, allerhöchsten Ortes fand, das Gerücht, daß es in Absicht sei die Provinzialstände der beiden Herzogthümer zu vereinigen, ihre Befugnisse zu erweitern und die Gesammtrepräsentation auf ein Minimum zu beschränken, brachte die äußerste Unruhe hervor. Bereits am 23. Februar erließen die 43 eine Erklärung, die einen förmlichen Protest gegen den Gesammtstaatsentwurf enthielt, statt dessen in sehr scharfen Wendungen die Vereinigung der Inseln, Jütlands und Schleswigs in Einer Verfassung, mit Vorbehalt eines besondern Landtags für Schleswig, die völlige Scheidung Schleswigs von Holstein, eine gesonderte Verfassung für Holstein forderte.

Am folgenden Tage veröffentlichten 18 in Kopenhagen anwesende Ständedeputirte, daß sie bei der Wahl der erfahrenen Männer die Erklärung abzugeben gedächten: „sie wählten in der Voraussetzung, daß die Bestimmungen, welche in die verheißene Verfassung aufzunehmen seien, nicht eher Gesetzeskraft erhalten würden, als bis sie von einer Volksvertretung erwogen und angenommen seien, einer Vertretung, die gewählt wäre nach einer die gerechten Ansprüche des Volkes erfüllenden und der Größe ihrer Aufgabe entsprechenden Wahlart.

So weit war man in den Herzogthümern und im Königreich vor der französischen Revolution!

Und nun kamen die dröhnenden Schläge der Pariser Revolution, die mächtigen Erschütterungen des halben Welttheils; immer näher heran schwoll die ungeheure Welle allgemeinen Umsturzes. Metternich ward gestürzt, in Berlin wurde das System gewechselt; Deutschland schien sich einigen, sich einheitlich verjüngen zu wollen.

Nach Kopenhagen kam die erste Nachricht von den Pariser Ereignissen am 1. März; die beiden Parteien der Opposition waren zu gut organisirt, um nicht die Bewegung der Masse in der Hand zu haben; ihre Interessen hatten zu viele Momente der Gemeinsamkeit und zu nahe Aussicht, um sich nicht gegenseitig zu unterstützen. Auf dem Wege des Radicalismus hoffte die Eiderpartei Schleswig sicher zu fassen; durch Vernichtung des „conservativen Schleswig-Holsteinismus" hofften die Radicalen eine Verfassung zu gewinnen, wie sie ihnen Bedürfniß schien.

Am 7. März enthielt Fädrelandet eine Einladung von Hvidt, „im Auftrage" unterschrieben, zu einer Versammlung im Casino am 11. d. M.: „von den Gefahren, hieß es darin, welche die Selbstständigkeit des dänischen Volks bedrohen, ist der Einfluß der schleswig-holsteinischen Partei die nächste und größte; es ist nothwendig, durch gesetzliche und geziemende Mittel die constitutionelle Vereinigung Schleswigs mit Dänemark zu erwirken." Die Versammlung, etwa 2500 Menschen, fand statt: „Man habe jetzt, sagte Professor Clausen, einen volksthümlichen (folkelig) und wirklich dänisch gesinnten König, um den man sich sammeln könne;" und ein unermeßlicher Beifall folgte den Worten. „Es könne, äußerte Capitän Tscherning, gar nicht davon die Rede sein, was Schleswig wolle oder nicht wolle, Schleswig sei kein eigener souveräner Staat, sondern wie Lolland und Fühnen ein Theil der dänischen Monarchie; wolle sich Schleswig losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig einem fremden Staat anzuschließen, so wäre ein solcher Schritt geradezu Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen, sei in diesem Fall Pflicht der Regierung; ob man ihm Recht gebe?" Mit lautem Zuruf antwortete man Ja!

Ein „Nein" ward gehört von dem Schullehrer Rasmus Sörensen; dann wurde noch von mehrern Seiten gegen die Eroberung Schleswigs Widerspruch erhoben, aber derselbe wurde durch den brausenden Lärm übertäubt. Schließlich legte der Candidat Goldschmidt, Redacteur des „Nord und Süd" gegen die Einstimmigkeit des gefaßten Beschlusses Widerspruch ein. „Mitten im tobenden Lärm hatte er die Geistesgegenwart, der Masse die zwei wichtigen Wahrheiten zuzurufen, welche man durch Toben bei Seite werfen wollte: erstens daß es eine Revolution, eine auf die Macht der Massen gestützte Staatsveränderung sei, welche man vollziehen wolle, und zweitens, daß diese Revolution soweit sie Schleswig angehe, und soweit man das Schicksal des schleswigschen Volks ohne

es um seine Meinung und seinen Willen zu fragen, abmachen wolle, ein Unrecht sei." Man wollte ihm nicht einmal erlauben, den Protest vorzubringen, und als ihm einer der Leitenden die Erlaubniß verschafft hatte, wurde er doch sogleich wieder unterbrochen und durch die allgemeine Entrüstung (!) übertäubt.

Ein Protest im Namen des Rechts ward von dem Baron Dirckink-Holmfeld beim Vorsitzenden, Etatsrath Hvidt, eingegeben, dieser aber hielt es für passend, den Protest nicht mitzutheilen.

Folgenden Tages, am Sonntag den 12. März ward eine andere Versammlung im Hippodrom gehalten, wohl 2000 Personen waren anwesend; sie alle unterschrieben eine Adresse an den König um Erweiterung des Wahlrechts; nach der Audienz beim König sollte die gewählte Deputation eine neue Versammlung berufen, ein „permanentes Comité" niedergesetzt werden. Auch hier plädirte Orla Lehmann für die Eidergrenze.

Eine dritte Partei versuchte sich gleichfalls am 11. März zusammenzufinden. Unter Etatsrath Bang, Grafen Sponneck, Etatsrath Francke (Erstere Dänen), bildete sich im Phönix ein Club mit dem ostensiblen Zweck, einen Anhaltepunkt für die erfahrenen Männer zu bilden; im Hintergrunde lag die Absicht, die conservativen Elemente zu sammeln und die Verbindung zwischen den Dänen und Deutschen aufrecht zu erhalten; eine glänzende Gesellschaft, aber der Lage der Sache nach außer Stand irgend eine Einwirkung zu gewinnen.

Bereits am 13. las man an den Straßenecken einen Aufruf der Casinopartei an alle patriotischen Dänen: „Dänemarks Existenz stehe auf dem Spiel, es werde untergehen, wenn jetzt nicht Schleswigs Trennung von Holstein bewirkt werde; zu dem Zwecke möge man mit Geldbeiträgen mitwirken." Schon wußte man, daß in einigen Tagen große Versammlungen sein, auch viel Landvolk dazu hereinkommen werde. Die Nachrichten von Wien und Berlin vollendeten die Stimmung für alles Aeußerste.

Am 18. März, drei Tage vor der Katastrophe, empfing der König den kurz vorher aus Holstein gekommenen Obergerichtsrath Ekhard von Glückstadt in einer Audienz, unmittelbar nach Orla Lehmann. Der König fragte: wie es in den Herzogthümern aussehe? die Antwort war: ruhig, wenn aber durch eine Volksdemonstration oder durch eine Maßregel der Regierung ein Schritt geschehe, um Schleswig in Dänemark zu incorporiren, so werde die Folge ein allgemeiner Aufstand sein. Auf die weitere Frage, was in solchem Falle wohl die Truppen und die Beamten thun würden? antwortete Ekhard, daß sie nach seinem Dafürhalten sich mit wenigen Ausnahmen der Sache der Herzogthümer anschließen würden; darauf der König: „mir fällt dergleichen auch nicht ein; wenn Sie nach den Herzogthümern kommen, so autorisire ich Sie in meinem Namen zu erklären, daß ich von meinem Rescript vom 28. Januar nicht abgehen werde, ich werde keinen Beschluß fassen, ehe die erfahrenen Männer hier sind.

Ich erwarte von ihrer Einsicht und Vaterlandsliebe, daß sie mir Vorschläge machen werden, um die Differenzen zu beseitigen. Ich werde auf keinen Fall vorher einen Beschluß fassen. Sagen Sie nur, man könne sprechen und schreiben, so viel man wolle; handeln aber solle man nicht, sonst würde ich blank ziehen" (bei diesen Worten den Degen halb aus der Scheide ziehend und wieder zurückstoßend) „ich riethe stille zu sein, weil mein Wunsch sei, daß die erfahrenen Männer ehrlich und offen die Wahrheit sagen sollen."

So sprach der König an demselben Tage, da sich in den Herzogthümern die Rendsburger Versammlung auch ihrerseits dafür entschied, loyal bei der Sendung der erfahrenen Männer nach Kopenhagen zu beharren: „das ist unsrer Seits versprochen und muß gehalten werden."

Die Nachrichten von der Rendsburger Versammlung kamen am Montag den 20. früh nach Kopenhagen, zugleich die Nachricht, daß am 22. die schleswig-holsteinische Deputation eintreffen werde. Die Kunde verbreitete sich schnell, mit immer wachsenden Uebertreibungen. Bereits um 11 Uhr war der Parolebefehl da, daß eine Defensionscommission, bestehend aus dem Obristlieutenant Hansen, Commandeurcapitän Zahrtmann u. s. w. zu bilden, daß die kleine Festung Friedrichsort bei Kiel sofort vollständig zu armiren sei und zwei Compagnien des 4. Bataillons dahin abgehen sollten; — als rechnete man schon nicht mehr auf die in den Herzogthümern stehenden Truppen.

Für die Volksmeinung war mit jenen Nachrichten die Sache völlig abgemacht; wie auch mochten sich die Provinzen unterstehen, eine Deputation zu senden.

Die Entscheidung sollte vor der Ankunft der Deputation erfolgt sein.

Die zum Mittwoch verabredete Casinoversammlung wurde noch am Montage auf denselben Abend angesetzt. Orla Lehmann lud dazu in gewohnter Weise ein: „Das Vaterland ist in Gefahr! Die Herzogthümer sind in Aufruhr! Jeder wahre Vaterlandsfreund wird aufgefordert, sich am Abend im Casino einzufinden."

Man mußte, da Hvidt präsidiren sollte, auf den Schluß einer Berathung der Bürgerrepräsentation in derselben Angelegenheit warten.

Endlich erschien Hvidt, wurde mit lautestem Jubel empfangen, berichtete, daß die städtische Versammlung den Beschluß gefaßt habe, den König um Entlassung der Minister zu bitten.

Dann trat Orla Lehmann auf, schilderte die unerhörte Gefahr, in der man sich befände, bezog sich auf die in der Residenz verbreiteten Nachrichten, daß sich in Rendsburg eine provisorische Regierung gebildet, daß man die Hauptcasse genommen habe, daß das Bataillon Bandissin übergegangen sei, im Kampfe innerhalb der Festung ein Hauptmann erschossen sei u. s. w.

Ihm entgegen trat, obwohl Schleswig-Holsteiner, Francke, der den Phönix-club so eben inmitten völliger Rathlosigkeit und Auflösung verlassen hatte, mit

der ganzen Zuversicht der Wahrheit geflissentlichen Schwindeleien gegenüber; er redete Deutsch; aus Kieler Briefen konnte er nachweisen, daß Nichts von allem Diesem vorgefallen war; er forderte, daß man die Beschlußfassung vertage, bis die Deputation der Herzogthümer gekommen sei und gehört werden könne. Wohl machte dies stolze und muthige Auftreten Eindruck. Aber „wahr oder nicht wahr, was der Redner vor mir gesagt hat," begann Orla Lehmann seine Gegenrede, und mit gewohnter Begeisterung und Berechnung sprechend, verwischte er jeden Eindruck des Vernommenen: „wenn die Revolution in den Herzogthümern noch nicht ausgebrochen sei, so werde sie ausbrechen." Er erklärte, „der König — und er werde sich nicht scheuen, ihm das ins Gesicht zu sagen — sei seiner Aufgabe nicht gewachsen; die Minister hätten weder die Einsicht, noch den Willen, noch die Kraft für ihr Amt; es sei auch schwer, Minister zu finden, und es seien in Dänemark nicht gerade Viele, aber Einige, Wenige" — „und er halte, schrieb ein Mitanwesender, nicht nöthig hinzuzufügen, die Bescheidenheit verbiete ihm ihren Namen zu nennen, so aufdringlich war sein Patriotismus." Aber er riß die Versammlung hin zu unermeßlichem Beifall.

Dann trat Capitän Tscherning auf: „es frage sich, was demnach zu machen sei? ein neues Ministerium natürlich; und wann?" „Noch heut Abend," rief die Versammlung; umsonst widersprach Tscherning; „bewaffnet müsse man zum Schloß ziehen," ward gerufen. „Zeigen wir," sagte der Capitän, „daß unser Wille fest genug ist, um darauf schlafen zu können!" Also Morgen! stimmte die ganze Versammlung ein. „Aber man müsse dem Könige," fuhr Capitän Tscherning fort, „doch auch Bedenkzeit lassen," und schlug vor „bis zum Mittwoch früh, ehe noch die Deputation komme," zu warten. So ward beliebt.

Auch Professor Madvig, Verfasser einer glänzenden Flugschrift gegen das Patent vom 28. Januar, noch jetzt Minister, sprach: „da nach den ungeheuren Concessionen des Patents vom 28. Januar, nach denen Dänemarks Hauptstadt nicht mehr Hauptstadt sein, seine Reichsstände vagabondirn sollten, die Schleswig-Holsteiner jetzt so antworteten, wie da vorher berichtet sei, so bleibe nichts übrig, als Schleswig zu incorporiren."

Man hatte sich zugleich verständigt, die Deputation der Bürgerrepräsentanten, die andern Tages zu Mittag mit ihrer Adresse auf das Schloß ziehen wollte, im großen Zuge zu begleiten. Diese Adresse besagte, daß das jetzige Ministerium nicht das Zutrauen des Volkes habe, den Umständen nicht gewachsen sei, entlassen werden müsse: „wir rufen Ew. Majestät an, die Nation nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu treiben." (ikke at drive Nationen til Fortvivelsens Selvhjelp.)

Vorübergehend erinnern wir, daß denselben Montag Abend auch Massen Arbeiter im Hippodrom versammelt waren, daß die Studenten, die bereits am 18. eine Versammlung gehalten und Offiziere hinzugezogen hatten, um ihre Be-

waffnung zu organisiren, in der Zusammenkunft am 20. ein Comité erwählten, welches sie bei den bevorstehenden Begebenheiten vertreten sollte, daß sie beschlossen, die Deputation der Herzogthümer solle unter den „Schutz der dänischen Nationalehre" gestellt sein, daß sich ihnen die Künstler, die Polytechniker demnächst anschlossen.

An demselben Montag (20. März) Abends befand sich Herr v. Bardenfleth auf Christiansburg beim Könige, als in später Stunde die Nachricht von den Beschlüssen und der Drohung der Bürgerrepräsentanten, den Vorgängen im Casino, der Unfähigkeitserklärung des Königs und den dort gefaßten Resolutionen ins Schloß gelangte. Von den nächst weiteren Vorgängen auf dem Schloß sind wir nicht unterrichtet. Die entscheidenden Entschlüsse wurden gefaßt.

Am andern Morgen Dienstag den 21. nach neun Uhr war Sitzung des Staatsrathes. Der König kündigte an, „daß die Umstände eine Aenderung des Systems forderten, Bardenfleth werde das Weitere mittheilen, er der König hoffe, daß sämmtliche Minister an ihrem Posten bleiben würden."

Die Basis des neuen Systems, das Herr v. Bardenfleth entwickelte, war die Incorporation Schleswigs in Dänemark. Der Prinz Ferdinand, Oheim des Königs, stellte Nachgeben gegen das andrängende Volk als Feigheit dar. Er wurde nicht gehört. Die Minister sämmtlich erklärten ihre Entlassung zu nehmen. Nur den Finanzminister Grafen Wilhelm Moltke zu Bregentved bat der König „mit Thränen in den Augen" zu bleiben. Sie beharrten sämmtlich bei ihrem Entschluß. Der König entließ sie.

Graf Carl Moltke fragte: „ob Se. Majestät befehle, daß er bis zur Ernennung seines Nachfolgers die Geschäfte führen sollte." Herr v. Bardenfleth, die gefährliche Zähigkeit des Gegners sofort überschauend, antwortete, dem Könige vorgreifend, „das sei nicht nöthig," — entweder die Kühnheit eines Neulings, oder der Meisterzug eines Demagogen, der eben diese Schwierigkeit voraus berechnend, die Zügel der Regierung während der Tage wichtigster Entscheidungen am Boden schleifen lassen wollte, damit die ganze Wucht des Volkswillens sich entwickeln, sich consolidiren, alles allein entscheiden könne. Aber Herr v. Bardenfleth wird vorziehen weder das eine noch andere für richtig zu halten.

Das Casino hatte vollkommen gesiegt; das Ministerium und die Verfassung vom 28. Januar waren über Bord geworfen, gegen die Herzogthümer der Krieg entschieden.

Graf Carl Moltke eilte knirschend vor Wuth von dem jüngsten besiegt zu sein aus dem Schlosse; Graf Criminil, dem längst Unheil vorschwebte, folgte tief entrüstet über die formlose Verwegenheit, das alte Gebäude mit Einem Schlage zu vernichten; die anderen schlichen unmuthig nach Hause; Oersted, dem noch immer die Erkenntniß fehlte, daß auch die Dänen ihn längst der Vergessenheit

übergeben hatten, nicht am wenigsten erbittert über seine schroff hingeworfene Entbehrlichkeit.

Gleich nach diesen Scenen gegen 12 Uhr Mittags erschien die Deputation der Kopenhagener Bürgerrepräsentanten, an ihrer Spitze Etatsrath Hvidt; es begleiteten sie gewiß 15,000 Menschen in großer Stille, in geordnetem Zuge, vor dem Schlosse auf die Antwort harrend.

Der König, Herr v. Bardenfleth an seiner Seite, empfing im Schlosse die Adresse aus Hvidts Hand. Er antwortete: „Er freue sich ihren Wünschen bereits zuvorgekommen zu sein; das alte Ministerium sei entlassen; wollen Sie, schloß er, gleiches Vertrauen zu Ihrem Könige haben, wie ich zu meinem Volke, so will ich Ihnen ein treuer Führer zu Ehre und Freiheit sein!"

Und also, sagen die Dänen, haben wir gar keine Revolution gehabt. Und Herr v. Rosenörn, jetziger Minister, erklärte jüngst in einer Wahlrede, „seit 1660 sei es ein Privilegium der Stadt Kopenhagen, dem Könige ihren Willen kund zu geben."

Welche Machtmittel besaß man gegen die angedrohte Selbsthilfe der Verzweiflung? etwa die Truppen unter Offizieren, von denen Viele im Casino mitgetagt und jene öffentliche Unfähigkeits-Erklärung mit angehört hatten, ohne daß auch nur Einer sich verpflichtet gehalten hätte, für seinen König die Stimme zu erheben? Man erzwang eine Veränderung, die den Krieg des Königs von Dänemark gegen den Herzog von Schleswig-Holstein zur Consequenz haben mußte.

Die Wahrheit ist, daß, mag des Königs individuelle Ansicht gewesen sein, welche sie will, seine Allgewalt nach dem Königsgesetz an der Königsau aufhörte, jenseits derselben ihn, den Herzog, Pflichten banden, die er selbst noch im Patent vom 28. Januar anerkannt hatte. Nicht die Person des Regenten, wie würdig oder unwürdig sie sein mag, macht die Legitimität, sondern daß in derselben die Continuität des Rechts sich unverrückbar darstellt. Des Regenten Person mißbrauchen, legitimirt den Frevel nicht, mit wie vielem Anstande er geübt werden mag. Friedrich VII. war, wollend oder nicht, in der Gewalt einer Partei, mochte sie die ganze dänische Nation umfassen, von dem Augenblick an, wo dieser Herr v. Bardenfleth und das Kopenhagener Volk die Executive auch für die Herzogthümer übernahmen, und die Allgewalt des Königsgesetzes, welches man gerade abschüttelte, nunmehr auf die Herzogthümer anwendete, wo seine Geltung nie behauptet war.

Die russischen Findlinge in Polen.

Gestatten Sie mir, Ihnen diesmal die innere Politik des Czarenreiches an einer geheimnißreichen Stelle zu zeigen. Ich werde so viel als möglich vermeiden indiscret zu sein. Verschmähen Sie es deshalb nicht, mit mir vor das Spital „Kindlein Jesus" in Warschau zu treten, eine katholische klösterliche Wohlthätigkeitsanstalt, die an äußerer Großartigkeit in Polen ein Seitenstück nicht hat. Das Hauptgebäude nimmt eine ganze Straßenseite ein und die Menge der Hintergebäude, welche sich auf dem der Anstalt zugehörigen ungeheuern Raume zwischen der Kreuz-, Masuren- und Gärtnerstraße befinden, bilden ein Ganzes, welches für sich mit mehr Recht den Namen einer Stadt in Anspruch nehmen könnte, als mancher Mittelpunkt eines Provinzialkreises.

Die Anstalt enthält außer dem Klostergebäude und der Kirche ein Spital, eine Irrenanstalt für weibliche Geisteskranke und verschiedene andere wohlthätige Institute. Hier über das Findelhaus derselben.

Als ich mich zum ersten Male, bei meiner ersten Reise durch Polen, in dieselbe führen ließ, befand sich diese Anstalt noch in ihren alten Verhältnissen. Sie stand unter der Direction der Priesterschaft der Kreuzkirche, ernährte noch nicht 300 kleine Findlinge, wurde durch ein geistliches Bureau verwaltet, und die barmherzigen Schwestern hatten sehr ausgedehnte Rechte in Betreff der Verwendung des Vermögens. Das Vermögen der Anstalt war ein fast unermeßliches. Das Grundcapital, hervorgequollen unter den Stufen des östreichischen Kaiserthrones, hatte sich nicht verhundert-, sondern vertausendfacht. Zumeist hatte die Unsittlichkeit der Vornehmen dies bewirkt. Die freundliche alte barmherzige Schwester, welcher ich mich, bevor ich die Schwelle des zweiten Thores überschreiten durfte, vorstellen mußte und durch eine umständliche Legitimation und den polnischen Handkuß zu Gnaden empfahl, versicherte mich mit mehr Plauderhaftigkeit als Zartgefühl, daß oftmals die Anstalt durch ein einziges Kind um viele Tausende von Gulden bereichert worden sei. So sei in demselben Jahre, in welchem sie ihr Gelübde abgelegt habe, von einem Ungenannten ein kleiner Knabe, in einer Schachtel wohl verwahrt, eingeschickt worden, unter dessen Bettchen sich 60,000 Gulden und ein Schreiben befunden habe, nach welchem das Findelhaus die Hälfte für sich, die Hälfte für den Knaben bewahren solle, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich mit dieser Summe in der Wojewodschaft Podlachien ankaufe. Den Knaben zu zeichnen, hatte der Einsender ausdrücklich verboten, dagegen eifrig geboten, ihn nicht zu verwechseln. Dem ähnlich, erzählte die alte Dame, sei von dem Grafen P. der Anstalt ein Kind mit einem Geschenk von 3000 Ducaten, von einem Herrn aus Niederpolen ein kleines, fünf Tage altes Mädchen mit einem

Geschenk von 12,000 Gulden, von einem Herrn aus der Wojewodschaft Augustow ein Knabe mit einem Geschenk von 6000 Thalern preußischen Gepräges aus der Zeit Friedrichs des Großen übergeben worden. Das Register so freigebiger Väter unglücklicher Kinder, welches die gewandte Lippe der gefälligen Schwester der Barmherzigkeit mir aufschlug, war ziemlich lang. Aber sie bezeichnete als Lieferanten des Findelhauses nur Herren, sie schonte aus Parteisinn ihr Geschlecht; denn der Apotheker der Anstalt wußte eine sehr große Zahl von vornehmen Damen zu nennen, welche für die Zwecke der Anstalt gesorgt hatten. Unter ihnen nannte die Chronique scandaleuse des Hauses eine Dame, welche einen durch ganz Polen, ja durch Europa berühmten und am russischen Hofe beliebten Namen trug.

Ueberhaupt schien mir, daß die Findelanstalt verhältnißmäßig zumeist von den vornehmen Ständen benutzt wurde, und das lag vielleicht weniger in der stärkeren Sittenlosigkeit, als in der größeren Bereitwilligkeit, mit welcher die Anstalt sich ihnen aufthat. Denn natürlich mußte es dieser lieber sein, eine Dame brachte Zuwachs, welche im Stande war, aus ihrem Strickbeutel einige 1000 Gulden zu schütteln, als daß ein armes Wesen kam, welches nicht mehr als das gesetzliche Minimum von 45 Gulden besaß, oder sich wohl gar ohne irgend eine Zahlung davon zu stehlen versuchte.

Für die Armen war allerdings die Anstalt nicht völlig verschlossen. Allein der Mittelstand, wenn ich den gewerbtreibenden Bürgerstand so nennen darf, hatte auch hier noch immer seine gute Sitte bewahrt und war selten in der Verlegenheit, sich nach dem Findelhause umsehen zu müssen; die Personen der ärmsten Classen dagegen, welche keine Zahlung machen konnten, waren einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt, die zu umgehen sie oft lieber ihre Kinder behielten, oder auf eine andere Weise los zu werden suchten.

Es bestand nämlich folgende seltsame Einrichtung. Ein riesenhafter Kerl befand sich hinter dem verschlossenen, von Innen leicht zu öffnenden Thore, das Ohr an dem Pfosten, das Auge an einem kleinen von Außen unsichtbaren Guckloche, fortwährend auf der Wacht. Dicht neben dem Thore war in einer Oeffnung der Mauer die berühmte sogenannte Wiege. Wie das Aufnahmegefäß zu diesem Namen gekommen, weiß ich nicht, er ist ein trauriges Witzwort; denn es gleicht durchaus nicht einer Wiege, sondern einer riesenhaften, aufrecht stehenden Kaffeetrommel. Es ist ein auf einem Zapfen stehender Cylinder, von roth gestrichenen Bretern, der früher mit einer Abbildung Christi in der Scene, wo er die Kindlein zu sich kommen läßt, bedeckt gewesen sein soll. Auf der einen Seite enthält dieser hölzerne Cylinder eine fast ebenso große Oeffnung als die Oeffnung in der Mauer, und ist er leer, so steht jene Oeffnung in dieser so, daß von der Straße aus in den Cylinder hineingereicht werden kann. Diese Trommel war dazu bestimmt, im Namen der Anstalt die Kinder derjenigen Personen in Empfang zu nehmen, welche nicht die gesetzliche Zahlung von 45 Gulden an das Findelhaus

entrichten konnten. Sobald ein Kind in diese Trommel hineingethan wird, dreht sie sich in Folge der Belastung mit ihrer Oeffnung nach Innen und setzt zugleich eine Glocke in dem Expeditionszimmer, in welchem sich fortwährend zwei der barmherzigen Schwestern befinden mußten, in Bewegung. Eine derselben hatte nun das Kind aus der Wiege zu nehmen und in das Bad und zur Taufe zu bringen. Doch bevor zu diesen beiden Acten geschritten wurde, mußte abgewartet werden, ob es dem Wächter möglich war, die Ueberbringerin des Kindes einzufangen. Dieser nämlich hatte die Verpflichtung, sobald er gewahrte, daß ein Kind eingelegt wurde, aus dem Thore zu stürzen, die Trägerin gefangen zu nehmen und in das Haus zu schleppen. Hier mußte sie unverweilt vor den beiden barmherzigen Schwestern bekennen, ob sie die Mutter des Kindes war. War sie es muthmaßlich und leugnete sie, so wurde sie untersucht. Ergab sich ihre Verdächtigkeit, so wurde sie gefragt, ob sie 45 Gulden bezahlen wolle. War ihr das unmöglich, so wurde sie — selbst die kräftigsten Einwendungen waren ungültig und unwirksam — in das Haus der Säuglinge gebracht und hatte hier das fürchterliche Schicksal zu erdulden, auf so lange, als ihre Brust Milch gab, vier, fünf und noch mehr Säuglingen als Amme zu dienen. Da den Kindern nur vier Wochen lang die Brust vergönnt wurde, so erhielten diese Ammen alle Augenblicke andere Säuglinge und dies mochte das Schrecklichste in ihrem Schicksale sein; wenigstens äußerte eine gegen mich: „Herr! fortwährend zwei, drei, ja fünf Kinder an der Brust haben, und noch dazu immer wieder andere; sich fortwährend auf neue „„Säuglingsmucken"" einlernen müssen — o da verflucht man sein Leben!"

Die armen Dirnen, in der Furcht vor einem solchen Schicksal, pflegten die Früchte ihrer Liebe des Nachts durch alte Frauen in die Wiege schaffen zu lassen, waren aber deshalb durchaus nicht gesichert, sobald sie nicht die Stadt und ihr nächstes Gebiet verlassen hatten. Und auch diesen alten Frauen drohete eine andere unheimliche Gefahr. Weigerten sie sich fünfundvierzig Gulden zu erlegen oder die Mutter des Kindes nachzuweisen, so wurden sie selbst in der Anstalt zurückbehalten und zu den unangenehmsten Dienstverrichtungen im Hof und in den Krankensälen gezwungen. Meist ließen sich die entsetzten alten Damen durch die Schilderung des ihnen bevorstehenden Looses bewegen, an der vertrauten Dirne den Judas zu spielen. Es war dann die Sache eines Klosterknechtes, diese aus ihrer Wohnung zu holen, wobei es bisweilen ohne skandalöse Balgereien nicht abging, wie denn auch oft bei dem Einfangen derjenigen Personen, welche Kinder in die Wiege legten, nichtswürdige Raufereien stattfanden. Ich selbst habe einmal mitten in der Nacht eine solche Scene mit angesehen. Auf der einen Seite kämpften drei Straßenwächter, welche ihre Bude an der Ecke des „Kindlein Jesus" hatten, als Alliirte des Klosterknechts, auf der andern zwei Freunde des Mädchens mit großen Fäusten; es floß sogar Blut, denn der eine der Straßensoldaten hieb seine Hellebarde in das Genick eines der beiden jungen Männer,

so daß dieser unverweilt in das Spital des Kindlein Jesus getragen werden mußte.

Das Recht des Findelhauses auf die Mütter der Findelkinder brachte aber bisweilen auch Anekdoten heiterer Art hervor. So z. B. trug ein junger Herr von B., als Weib verkleidet, das Kind einer Dirne, die er kurz vorher aufgespürt hatte, in die Wiege und ließ sich geflissentlich gefangen nehmen. Nachdem die beiden barmherzigen Schwestern bei der Prüfung mit großem Schrecken und noch größerem Geschrei entdeckt, daß er eine Mannsperson sei, wurde er den vier Klosterknechten für ein halbes Jahr zum Gehilfen übergeben, denn zu einer Erlegung von fünfundvierzig Gulden für das Kind entschloß sich der junge Herr nicht. Er verfiel mit Klagen und sehr traurigen Mienen der Jurisdiction des Klosters, und wurde Arbeiter im Kloster. Es waren kaum vier Monate verflossen, als man entdeckte, daß der Gehilfe der Klosterknechte der alte Geliebte einer der jungen barmherzigen Schwestern, und die ganze Geschichte eine verzweifelte Gaunerei der Liebe sei. Zum größten Unglück war das junge, erst neunzehn Jahre alte Mädchen, trotz ihrem Gelübde, in die peinliche Lage gerathen, selbst die Arbeit der Anstalt vermehren zu müssen. Die Priesterschaft der heiligen Kreuzkirche wurde durch diesen tollen Streich des verliebten Paares in die bitterste Verlegenheit versetzt. Man wußte weder was mit dem jungen Herrn, noch was mit der jungen Dame anzufangen war, um so weniger, da man die Geschichte unmöglich konnte offenkundig werden lassen. Man beschloß nach langem Seufzen und Beten, die barmherzige Schwester in das Kloster eines strengen Frauen-Ordens zur Bußleistung, den jungen Herrn in ein Mönchskloster in Niederpolen zu stecken. Allein das Liebespaar fand Gelegenheit, der Hand der strengen katholischen Geistlichkeit zu entwischen, und so wurde die Geschichte doch offenkundig und für die Herren der römischen Kirche um so ärgerlicher, da die griechischen Beherrscher des Landes sich nicht verpflichtet erachteten, die Entflohenen auszuliefern. Die Sache endete mit einer Vermählung und die lustigen Sünder leben noch heute in höchst anstößiger, glücklicher Ehe.

Für die Erziehung der Kinder wurde in der Anstalt bis zu einem gewissen Grade redlich Sorge getragen. Vier Wochen lang blieben sie in derselben und wurden unter Aufsicht einer der barmherzigen Schwestern gesäugt. Das Haus, in welchem die Säuglinge sich befinden, steht auf der zweiten Hälfte des Klosters dicht am Garten und ziemlich frei. Es enthält zwei Säle, in deren jedem sich bis neunzig Wiegenbettchen in langen Reihen neben einander befinden. Die Ordnung und Reinlichkeit ist bewundernswürdig, und trotz allerlei Rücksichtslosigkeiten der kleinen Wesen die Luft so rein und frisch, daß man sich darin wohl befinden kann. Die Ammen schlafen paarweis in kleinen Zellen unter dem Dache, wodurch natürlich wegen der Nächte ihr entsetzlicher Dienst sehr erschwert wird, denn oft kommt es dann vor, daß eine von denjenigen Ammen, welche gerade

den Nachtdienst zu leisten hat, mehrere Kinder nach einander an die Brust legen und beruhigen muß.

Nachdem die Kinder vier Wochen lang gesäugt worden, vergibt sie die Anstalt an Bauersleute und läßt sie von diesen bis zum fünften Lebensjahre erziehen. Für ein jedes Kind zahlt sie dann allhalbjährlich 1 Thlr. 8 Ngr. Mit dem zurückgelegten fünften Jahre mußten, und müssen noch jetzt die Kinder zurückgebracht werden und genießen nun der Pflege und des nöthigen Unterrichts in der Anstalt einige Jahre lang, früher sowohl die Knaben als die Mädchen bis zum vierzehnten Jahre. Sie wurden dann aus der Anstalt entfernt, die Mädchen in Dienste, die Knaben in Werkstätten vergeben; doch blieben sie noch einige Tage unter der Vormundschaft und Fürsorge der Anstalt, wenn dieser die Kinder nicht förmlich abgekauft waren; und dies konnte und durfte stattfinden. Der Käufer hatte der Anstalt für ein Kind, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, vierzig Gulden zu zahlen und gewann dadurch ein förmliches Leibherrnrecht über dasselbe, ohne gerade zugleich Vaterpflichten zu übernehmen. Um die Osterzeit wurde derartiger Menschenhandel abgemacht. Besonders pflegten sich viele lüsterne Herren zum Kaufe hübscher Findelmädchen einzufinden.

Der Kauf von Mädchen findet auch jetzt noch statt. Die andern Verhältnisse aber haben sich gänzlich, und zwar theilweis zur Beschämung der frühern Direction des Findelhauses verändert. Die russische Regierung hatte sich schon vom Jahre 1834 mehr und mehr der polnischen Schulen und Erziehungsanstalten zu bemächtigen gesucht, um die Russifizirung des polnischen Volks recht gründlich angreifen zu können. Ueber die polnischen Gymnasien wurde mit dem Titel Procurator des polnischen Schulwesens ein russischer General gesetzt, und der erste und berüchtigtste dieser Schulgenerale verstand es nicht blos, die beiden obersten Classen der Gymnasien aufzuheben, oder vielmehr in Städte des innern Rußlands zu verlegen und so den Polen die Anwartschaft auf die wichtigeren Staatsämter zu entziehen, sondern auch Anstalten, die nicht in seinem Bereiche lagen, in den russischen Plan zu schieben. Durch seine Vermittelung waren bereits eine Menge Mädchenerziehungsanstalten, unter andern auch die berühmte, jetzt von den Polen fast ganz verlassene alexandrinische Schule, genöthigt worden, die Kaiserin zur Vorsteherin zu wählen. Endlich hatte er es auch beim Findelhause so weit gebracht, und nun war es der Regierung ein Leichtes mit diesem, und dem ganzen Kindlein Jesus, zu machen, was man wollte. Im Jahre 40 kam das Schicksal über sie; die geistliche polnische Direction wurde aufgehoben, eine militärisch russische eingesetzt und die Stiftung zu politischen Zwecken in ein öffentliches Institut verwandelt.

Ein Oberst, Namens Lepigé, erhielt die Direction; eine Menge geringerer Soldaten wurde in das Kloster gesetzt, um den Haushalt zu besorgen, die Rechnungen zu führen und Anderes zu thun. Es wurden Militärärzte an die Stelle der

früheren von den barmherzigen Schwestern Verpflichteten gesetzt, durch russische Köche vertrieb man die polnischen Köchinnen und das Lehramt bei den Findelkindern wurde den barmherzigen Schwestern entnommen und russischen Offizieren übertragen. — Die barmherzigen Schwestern, welche mit dem Eintritt in das Kloster diesem ihr ganzes Vermögen vermacht hatten, welches niemals unter dreißigtausend (?) Gulden betragen durfte, waren dadurch bloße Krankenwärterinnen geworden.

Das Findelhaus erschien der Regierung als eine schätzenswerthe Hilfe, sowohl die Bevölkerung ihres öden Gebietes als auch die Russifizirung Polens zu befördern, und wenn dabei ein nachtheiliger Einfluß auf die Sittlichkeit als eine unvermeidliche Bedingung hervortrat, so hatte dies, gegenüber dem Prinzip, keine große Bedeutung. Als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Warschau das „Kindlein Jesus" besuchte — Mittags nach ein Uhr — befand sich eine gemeine Frau an der Wiege beim Eingange und legte ohne Furcht ein in Windeln gewickeltes Kind in dieselbe. Als ich dieselbe barmherzige Schwester, welche mir sechs Jahre früher so freundschaftlich die Besichtigung der Anstalt gestattet hatte, frug, woher eine solche Erscheinung komme, sagte sie mit großer Bitterkeit: „Mein Herr, dieselbe Frage müßten Sie, das „„Kindlein Jesus"" durchschreitend, jetzt mindestens zweihundertmal thun, denn Sie finden alle Verhältnisse, vom ersten bis letzten, gänzlich verändert und müssen dies sehr natürlich finden, wenn Sie Leute mit Epauletten und Federhüten in diesen einst so heiligen Räumen umherlaufen sehen, wie in einer Regimentskanzlei." Die Kinder waren nach ihrer Aussage jetzt nicht mehr ein Eigenthum der Anstalt, sondern des Kaisers, so wie die Anstalt selbst seit ihrer Umgestaltung von dem Kaiser als ein Eigenthum betrachtet wurde, für welches sie einleitungsweise bereits die Kaiserin als Procuratorin angesehen hatte. Ebenso wie früher das Unterbringen der Findlinge in der Anstalt erschwert worden, so wurde es jetzt erleichtert. Das abgeschmackte Einfangen der Kinderträgerinnen und der Zwang der Mütter zum Ammendienst war gänzlich aufgehoben, desgleichen die Entrichtung einer Geldsumme. Während sich früher die armen Dirnen bei Nacht hatten heranschleichen müssen, um ihre Kinder ohne eigene Gefahr an das Findelhaus zu bringen, kamen sie jetzt ganz ungenirt zu jeder Stunde des Tags; und während früher viele uneheliche Kinder von ihren Müttern erzogen wurden, weil diese sich jener Gefahr nicht aussetzen mochten, wurden jetzt ohne Ausnahme alle dem Findelhause übergeben. Ja selbst Eheleute gingen hin und lieferten ihre Kinder in das Findelhaus, um sie nicht ernähren und kleiden zu müssen. So war nach Aussage der barmherzigen Schwester der Fall vorgekommen, daß eine Mutter ihre sämmtlichen vier Kinder in die Anstalt gebracht hatte, und einem Manne hatte es sogar mehre Tage vor meinem letzten Besuche des Hauses beliebt, seine drei schon halb erwachsenen Kinder zum Thor hereinzustoßen und sich ohne Weiteres kaltblütig zu entfernen.

Die Aufhebung aller erschwerenden Umstände hatte ein ungeheures Zunehmen

der Ablieferung, ja auch der Geburten unehelicher Kinder hervorgebracht. Vom Jahre 1819 bis 1830 hatte das Findelhaus im Durchschnitt jährlich zweihundertundachtzig, vom Jahre 1832 bis 1839 durchschnittlich dreihundertundfünfzehn, vom Jahre 1840 bis 1846 aber im Durchschnitt siebenhundertundneunzig Kinder erhalten, und von 1840 bis 1846 hatte die Steigerung jährlich 11 Procent betragen.

Betrachtet man die Verhältnisse, in welchen die Freudenhäuser zum Polizeiwesen stehen, wie die Polizei gestattet, daß die 340 Kaffeehäuser zugleich Freudenhäuser sind und sich die Bordelle täglich vermehren; betrachtet man die skandaleusen polizeilichen Begünstigungen der Maitressenwirthschaft, die polizeiliche Schutzlosigkeit der Eherechte und vieles andere, so ist es schwer, sich den Verdacht fern zu halten, daß die Regierung recht geflissentlich die Sittlichkeit in Polen verringern hilft, um die neuen polnischen Geschlechter ihres Markes zu berauben.

Das Wachsthum der Volkszahl ist allerdings ein Grund zur völligen Freigebung des Findelhauses gewesen. Ein anderer Grund aber ist der, die polnischen Findelknaben zur Vernichtung der polnischen Nationalität zu gebrauchen. Seit nämlich die Anstalt und mit ihr die Zöglinge ein Eigenthum der russischen Krone geworden, dürfen die Knaben nicht mehr in polnischen Werkstätten untergebracht und nach Erlangung eines Lehrbriefs frei gegeben, sondern müssen, sobald sie ihr achtes Lebensjahr und die nöthige körperliche Tüchtigkeit erlangt haben, in das Innere Rußlands transportirt werden. Hier werden sie in Militärschulen vertheilt, lernen russische Sprache und Sitte, nehmen die griechische Religion an, werden in alle dem bestens durch einen fünfundzwanzigjährigen Soldatendienst confirmirt, und kehren als geborene Polen in ihr Vaterland zurück. Welchen vernichtenden Einfluß auf die polnische Nationalität diese geborenen, vollkommen in Russen verwandelten Polen im Umgange mit ihren Landesbrüdern ausüben, ist wohl denkbar.

Die Zahl der Knaben, welche durch das Findelhaus alljährlich nach Rußland gebracht werden, beläuft sich auf etwa vierhundert, und die Zahl der russifizirten Polen, welche nun bald alljährlich regelmäßig zu Erziehung ihres Volkes in ihr Vaterland zurückkommen werden, wird ungefähr auf die Hälfte anzuschlagen sein. Die Hälfte der Kinder dürfte umkommen oder sich in Rußland verlieren.

Die Polen freuen sich über die Bequemlichkeit, die man ihrer schlechtesten Leidenschaft gewährt, ohne zu begreifen, wie bei dieser Freiheit ihre edelste Leidenschaft beeinträchtigt wird. Die russische Regierung freut sich natürlich auch über die vielen Wege, welche sie sich geebnet hat, um Polen zu russifiziren. Allein in diesem Falle dürfte ihr es leicht gehen wie dem Gärtner, der Giftsamen in die Pflanzung seines Nachbars warf und sich dabei selbst vergiftete. Diese vielen Polen in der russischen Armee, in allen Militäranstalten des Landes, deren Demoralisation ziemlich sicher, deren russischer Patriotismus aber sehr zweifelhaft ist,

erscheinen auch Russen von Urtheil und Vaterlandsliebe als eine Gefahr, welche im Augenblick unbedeutend ist, bei irgend einer Krisis verderbliche Macht gegen das jetzige Rußland gewinnen wird.

Ländliche Tagearbeit in Galizien.

Es ist belehrend für unsere Gutsbesitzer jetzt vor der Erndte zu erfahren, auf welche Art im Zloczower und Brzezaner Kreise voriges Jahr die Erndte eingebracht worden ist. Wenn das Erzählte sie nicht zur Nachahmung reizt, so wird es sie vielleicht dankbar gegen die Vorsehung machen, welche ihnen ihren Grundbesitz anderswo als in Galizien angewiesen hat.

Wenden Sie die Augen von jenem schönen, am Brodyer Wege gelegenen Vorwerk nach der Straße. Eine dichte Staubwolke wälzt sich schwerfällig auf der Heerstraße voran. Sie kommt näher; schon hört man das Geräusch eines rollenden Wagens, schon erblickt man ein stattliches Viergespann, dessen Huf im Galopp dem steinigen Boden Funken entlockt. Ist das ein russischer Feldjäger, der mit wichtigen Depeschen nach Brody eilt? Es ist kein Feldjäger und kein Russe; der Wind zertheilt den aufgewirbelten Staub, es ist ein krakauer Fuhrwerk, die Pferde im nationalen Kummet, der Fuhrmann in seiner Sukmanka und viereckigen Mütze, auf welcher sich eine Pfauenfeder wiegt. Lustig klingt der Knall der Peitsche in die weite Welt hinein, man sieht, der Führer ist guter Dinge und stolz auf seine Ladung. Er biegt von der Chaussee ein, und jagt wie wahnsinnig über Beete, Raine, Furchen und Maulwurfshügel ins offne Feld hinein — endlich geht es langsamer; der Krakowiak erhebt sich auf seinem Sattelpferde, knallt zweimal mit der endlosen Peitsche und fährt vor, nicht vor das gastliche Thor eines Edelhofes, nein, vor eine Hufe, auf der sich der schwere Weizen in goldnen Aehren wiegt. Der Fuhrmann springt behende vom Pferde, tritt an den Wagen, und reicht den darauf sitzenden Damen die Hand, um ihnen zum Boden zu helfen. Die Frauen, welchen der Krakowiak mit so viel Courtoisie den Arm bietet, auf den sie sich so herablassend stützen, um die Mutter Erde zu erreichen, sind — „Bürgerinnen" aus dem nächsten Dorfe, welche der Gutsherr hat bitten lassen, ihm den Weizen mit schneiden zu helfen, und welche dies Viergespann an den Ort ihrer Thätigkeit gebracht hat.

Gleich hinter dem ersten Wagen zeigt sich ein zweiter. Auch er ist mit vier wackeren Thieren im Krakauer Kummet bespannt, doch macht dieser Fuhrmann nicht solch fröhliches Gesicht und knallt nicht so lustig mit der Peitsche, wie sein

Vordermann, denn seine Fracht ist nur — ein Schnitter, zwar kräftig von Bau, doch nicht hinreichend für das 100 Morgen haltende Gerstenfeld, dessen Segen geerndtet werden soll, und vor dem das Fuhrwerk still hält. Es war nicht möglich, mehr als einen männlichen Arbeiter zu fangen, trotz der vier Pferde und des krakauer Geschirrs. Den Schluß der Auffahrt bildet ein gemeines Bauernwäglein von zwei schwermüthigen, lebensmüden Gäulen gezogen, denen man den Futtermangel von Weitem anmerkt. Der Fuhrmann, ein naturwüchsiger Ruthene, in blauer, schwäbischer Schlafmütze, sitzt gesenkten Hauptes auf seinem Bund Stroh und regiert die Peitsche mehr zum Zeitvertreib und aus alter Gewohnheit, als um das erbärmliche Vieh damit anzutreiben. Er biegt auch nicht von der Straße ab, sondern steuert geraden Wegs auf das Vorwerk zu, denn sein Fuhrwerk ist leider leer; vergebens waren seine Bemühungen und glatten, verführerischen Worte, willige Hände auf das gutsherrliche Feld zu locken. Und warum war er weniger glücklich als seine Kameraden? Seltsame Frage; wie konnte er sich unterstehen, mit zwei unscheinbaren Mähren und einem gewöhnlichen Dorfwagen nach Arbeitern herumzufahren. Welches galizische Mädchen, welcher faustkräftige Herr Landmann wird die Güte haben, dir gegen Tagelohn und Branntwein dein Getreide zu schneiden, wenn du ihnen nicht die Aufmerksamkeit bezeigst, sie mit Vieren in stattlichem Wagen holen zu lassen, durch einen schmucken und lustigen Krakowiak, mit vornehmem Peitschenknall und mit abgezogener Mütze? O du reactionärer, dem Fortschritt abholder Edelmann, weigere dich nicht, dem Rufe der Zeit, der da lautet: Gleichberechtigung, dein Ohr zu öffnen, deine reiche Erndte bleibt sonst unberührt von den Händen, welche die Sense und Sichel führen.

Ein anderes Bild. O du glückseliger Edelmann. Auf deinem unermeßlich großen Felde wimmelt es von Menschen in verschiedenen Trachten von keineswegs ländlichem Zuschnitt; alles ist ja bei dir Leben und Arbeit, und rührig fährt die Sichel in die gelben Halme. Woher diese außergewöhnlichen Arbeitskräfte? Sie sind das Product einiger schlaflosen Nächte und des Scharfsinns eines gutsherrlichen Kopfes. Da es durchaus nicht glücken wollte, das störrische Bauernvolk zur Arbeit heranzulocken, schickte der bedrängte Edelmann einige vierspännige Wagen mit Musikanten, Branntwein und lieblich klingenden Zwanzigern befrachtet, zwei Meilen weit nach Lemberg, um die städtische Intelligenz in Anspruch zu nehmen und sich Gehülfinnen von dorther zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß die „Bürgerinnen" mit Sang und Klang und ihrer Weltstellung gemäß abgeholt, aufs freigebigste bewirthet, genügend honorirt, und Abends mit allen Zeichen von Dankbarkeit, Ehre und Hochachtung in den herrschaftlichen Wagen zurückgebracht wurden.

Hat im Zloczower Kreise das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern eine für die Sache des Socialismus so günstige Physiognomie bekommen, so

muß zur Ehre des Adels im Brzezaner Kreise gesagt werden, daß auch er den Forderungen der Neuzeit auf eine bewundernswürdige Art Rechnung trägt.

Betrachtet einmal jenes große, noch ungeschnittene Getreidefeld. In der Mitte desselben erhebt sich eine hohe Stange, geschmückt mit Bändern von verschiedener Farbe, Korallenschnüren, Tüchern und anderm weiblichem Putz und umgeben von einer Menge Volks. Was ihr von Menschen um die Stange handtiren seht, ist eitel schönes Geschlecht, ächtes Vollblut galizischer Jungfrauen, welche, gleich dem Fuchs durch die Witterung, durch einen glücklichen Einfall des Gutsherrn hierher gelockt worden sind. Flink bewegen sie das Erndtemesser und blicken dabei oft nach dem in der Mitte stehenden Palladium, denn wer am meisten vor sich bringt, hat Anspruch auf die oben flatternden Preise, und guter Wille wird mit klingender Münze belohnt. Die Pointe ist, das Feld vor Abend noch leer zu machen, und die Mägde thun das Mögliche, um dies Ziel zu erreichen. Der Schweiß trieft ihnen vom Angesicht, so emsig arbeiten sie; doch die Sonne senkt sich hinter die westlichen Höhen, es wird finster und die Aufgabe ist nicht gelöst. Die Stange bleibt also gleich einer Lockspeise unberührt über Nacht an ihrer Stelle.

Die Sonne steht Tags darauf schon hoch über dem Horizont, aber in besagtem Getreidefelde ist's öde und leer. Was soll daraus werden? Nirgend eine Hand, die sich rühren will. Die Mägde, schon an den Anblick der Stange gewöhnt, zeigen wenig Lust fortzusetzen, was sie gestern begonnen haben. Geschwind also einen anderen Kunstgriff. Unser scharfsinniger Edelmann hat die Möglichkeit des Mißlingens vorausgesehen, und als kluger Feldherr bereits einen zweiten Plan in Bereitschaft.

Horch vom Gute her erschallt rauschende Musik. Der Gutsherr ist noch nicht ganz emancipirt, er schiebt also den Amtmann vor, und dieser, entweder zu Fuß oder auf einer kopfhängenden Stute mit obligatem Füllen sitzend, stellt sich an die Spitze des Hofgesindes und der Musik. Schlaff hängt der in Ruhestand versetzte Kantschu an seiner rechten Hand, in der erhobenen linken hält er die Oriflamme der Neuzeit, das „Quartierchen", und eine gewichtige Flasche Fusel, und so schreitet er vor dem Haufen her und hält vor jeder Hütte, um die „Brüder" mit einem Labetrunk zu erfreuen. Die Musik spielt, der Branntwein glänzt in der Sonne, die Knechte des Hofes singen und jubeln. Daß der Amtmann so etwas von Lümmeln und Bestien in den Bart brummt und zeitweise mit den Zähnen knirscht — auch der Amtmann hat noch seine Vorurtheile — wird bei so eindringlichen Argumenten überhört; man plaudert anscheinend ganz gemüthlich vor den einzelnen Hütten, wird warm, und nickt beifällig mit dem Kopfe, wenn der gestrenge Beamte so nebenbei etwas von Arbeit fallen läßt und goldene Berge verspricht. Hier und da nimmt auch der „Sohn des Edelhauses" an diesem Kreuz- und Werbezug Theil. Der junge Herr ist Studirens halber in Lemberg gewesen, also natürlich

Radikaler. Die lärmende Musik ruft schon von weitem die neugierigen „Bürger" vor die Thüren, denn auch sie, die Musik, ist in die Fluthen der Neugestaltung hineingerissen worden und tritt in andern Tönen auf, als früher. Vordem bestand das Dorf-Orchester aus Hackebret und Baßgeige; heute reiht sich an diese als drittes im Bunde und als bleibende Errungenschaft das rasselnde Tamburin. Das letztere Instrument verdient in Wahrheit das höchste Lob und kann jedwedem galizischen Landwirthe als nöthiges und unentbehrliches Geräth nicht genug empfohlen werden. Kaum erklingt es in lieblicher Harmonie, so öffnen sich die Thüren der armseligen Hütten und Evens Töchter kommen zum Vorschein tänzelnd, lächelnd und mit den Augen zwinkernd. Ist jetzt ein junger Gutsherr da, der mit lieblichen Worten in die Bresche dringen kann, die das Tamburin in den Seelen der Mädchen bereits gemacht, so ist sein Sieg sicher, und die Mädchen kommen wieder einen Tag zur Arbeit. — Der seit den Februartagen des Jahres 1846 gestreute Samen wuchert üppig empor und es sieht in Galizien recht einladend und hoffnungsvoll aus für den strebsamen Landwirth. v. F.

Der letzte Brief von Karl Graf Leiningen-Westerburg.

Der jugendliche Held, einer der Häupter des ungarischen Kampfes, welcher zu Arad am 6. October 1849 hingerichtet wurde, gehörte zu den hellsten und ritterlichsten Gestalten aus der großen Tragödie, welche im Lande der Donau und Theiß die Seelen der lebenden Generation erschüttert hat. Als Sproß einer der ältesten, auch um die Erhaltung des Hauses Habsburg-Lothringen vielfach verdienten, mit dem englischen Hofe verschwägerten Familien Deutschlands, war er durch seine ungarische Gattin und Besitzungen in Ungarn an das Land gebunden, und gehörte überdies zu einem ungarischen, den Namen seines Onkels des k. k. Feldmarschall-Lieutenant August Graf Leiningen-Westerburg führenden Regimente; der Ausbruch des Nationalkrieges in Ungarn traf ihn als Hauptmann mit Urlaub im Lande, und er zögerte nicht, sich der Sache seines neuen Vaterlandes mit Eifer anzuschließen. Mit der seiner Familie eigenthümlichen Tapferkeit, zeichnete er sich in vielen Schlachten und Gefechten, insbesondere am 11. April bei Waitzen und bei der Erstürmung von Ofen aus; ward während des Krieges zum Major, Oberstlieutenant, Oberst und zuletzt zum General und Corpscommandanten befördert. Ein großer Verehrer und Anhänger Görgeys, war er besonders in letzter Zeit immer um seine Person und verlor den Glauben an ihn,

selbst bei seinem letzten verhängnißvollen Gange zum Galgen nicht. Er hatte sich willig zur Waffenstreckung in Villagos entschlossen, der er am 6. October als Opfer fiel.

Der letzte Brief, welchen der blühende Mann, der im Alter von 30 Jahren einem furchtbaren Schicksal verfiel, an sein Weib schrieb, ist in Bruchstücken schon vor längerer Zeit durch deutsche Zeitungen gegangen. Diesem Blatt ist so eben eine Abschrift durch General Klapka mit dem Wunsch zugegangen, daß dasselbe diese letzten rührenden Worte eines braven und hochherzigen Soldaten dem deutschen Publikum mittheilen möchte. Die letzten Worte eines Mannes, der auf das Blutgerüst tritt, werden, so hoffen wir, der Theilnahme unserer Freunde selbst dann sicher sein, wenn ihnen Einzelnes aus dem Briefe bereits bekannt sein sollte.

Meine einzige, bis zum letzten Athemzuge geliebte Lisa!

Die Würfel sind gefallen, und nur wenige Stunden bleiben mir auf dieser Erde übrig, um mich auf den bittern Schritt vorzubereiten. — Der Tod wäre mir nicht fürchterlich, stünde ich allein: aber der Gedanke an Dich, meine theure Lisa! an meine unschuldigen Kinder, liegt schwer auf meiner Seele. Der Schlag traf mich nicht unvorbereitet; ich glaubte, auf Alles gefaßt zu sein, und doch in diesem Augenblicke zuckt mir das Herz krampfhaft zusammen bei dem Gedanken, Dich, mein Theuerstes, auf immer zu verlieren. Nein, nicht auf immer! Fest steht mein Glaube, daß auf dieses Leben ein besseres, schöneres folge. Mein Geist wird Dich umschweben, denn die Heimath des Geistes ist ja überall, so weit Gottes Allmacht reicht. Jetzt, in dieser ernsten Stunde, wo alles Irdische in seiner Vergänglichkeit vor mir steht, wo die Vergangenheit vor mir aufgerollt liegt — jetzt kommen alle Erinnerungen auf mich los und machen mir das Scheiden schwer. Wie steht Dein Andenken jetzt rein und erhaben vor meiner Seele; wie möchte ich Dir in Worten ausdrücken können, mit welcher Wehmuth ich mich dem Gedanken an Dich hingebe. Gott, der Allmächtige, der in mein Herz sieht, möge mir Stärke verleihen, daß ich sterben kann wie ein Christ! — Ich war dem Glauben meiner Väter stets treu ergeben und habe seine Tröstung aus der Hand des Priesters empfangen und bin bereit, vor den Richterstuhl meines Herrn und Schöpfers zu treten. Und Du, meine Lisa, die Du wie ein Engel des Trostes und der Hoffnung an meiner Seite standest, der ich schwach vergolten für das Glück, das Du mir mit überschwenglicher Liebe bereitet, Dir möge Gott Muth und Stärke verleihen, Dein hartes Geschick zu ertragen; mir aber verzeihe, meine theure Lisa, wenn ich Dir im Leben wehe that und hart gegen Dich war! Ich kann Deine Stimme nicht mehr hören, aber mein Herz sagt es mir, daß Du mir verzeihst. Und meine armen Kinder — o großer Gott! ihnen mußt Du leben, theure Lisa! Dein Loos ist härter wie meins, Du

mußt den Kummer Jahre lang an Deine Brust drücken; aber dankbar werde ich noch von jener Welt herüber blicken, wenn Du unsern Kindern erhalten bleibest. Erziehe sie in der Furcht des Herrn und mache brave und edle Menschen aus ihnen. Wenn ich auch nicht über ihnen wachen kann, so mögen sie doch eine Mutter haben, eine Mutter, die sie lehrt, das Andenken ihres unglücklichen Vaters zu ehren. Könnte ich nur meine Hände segnend auf ihre Häupter legen, könnte ich nur noch einmal Dein Auge sehen! — Vielleicht aber ist es besser, daß mir und Dir dieses letzte Begegnen erspart wird. — Gottes Wille möge geschehen! Leopold, der gute, edle Leopold, den mein böses Geschick nicht treffen wird, hat mir versprochen, wie ein Vater für Dich und Deine Kinder besorgt zu sein: er wird sein Versprechen lösen. In weltlichen Dingen habe ich Dir nichts mitzutheilen. Du wirst in dieser Beziehung wenigstens keine Sorgen haben; denn Dein Vermögen kann man nicht antasten. Doch eine Bitte habe ich noch. Ich bitte Dich, die Verpflichtungen, die ich gegen Andere habe, zu erfüllen, damit mein Name ehrlich dastehe. Die Schuld an Fritz und Viktor kennst Du; dem General Damjanich schulde ich 1400 fl. C. M.; zahle diese Schuld an seine künftige Wittwe, denn auch er stirbt morgen früh den Märtyrertod. Dann dem Major Albrecht ebenfalls 400 fl.; wo er ist, weiß ich nicht, er wird sich schon selbst melden. M. D. . . . schuldet mir noch 500 fl. Die Kaution bleibt Dir jedenfalls ungeschmälert; sie ist Dein Eigenthum. Meinen Brüdern und meinen Angehörigen gebe ich meinen besten Segen. Ich bete für ihr Glück. Mein Viktor; er ahnt vielleicht gar nicht, daß mein Leben in Gefahr ist; ihn wird der Schlag hart treffen; doch Gott, der die Wunden schlägt, reicht uns auch Balsam und heilt sie wieder. Ja, meine Lisa, ich hoffe es, daß auch Du einst, wenn auch schmerzlich, aber doch ergeben und voll Demuth, Deinem Schicksale ins Auge siehst; ich bete für Dich und meine Kinder, und man sagt, die Gebete und der Segen eines Sterbenden hätten besondere Kraft. Dein Herz wird bluten, ich weiß es, aber das Bewußtsein Deiner Pflichten für die Kinder wird Deinen Schmerz lindern, und mit der Zeit wirst Du ja an unserm Hermann, der mir so ähnlich sieht, mein Ebenbild haben. — Den Kleinen ist der Schmerz noch erspart, und das ist gut. Sie werden ihren Vater nur durch Deinen Mund kennen lernen, und wer könnte besser wie Du ihnen sagen, daß ihr Vater, wenn auch menschliche Gesetze ihn verdammten, doch im Herzen ein redlicher Mann war, der für seine Ueberzeugung starb. Die Zeit ist mir kurz bemessen, die ich noch auf dieser Erde wandle; auch muß ich den Brief bald abgeben; und doch wird mirs schwer, mich von diesem Blatte zu trennen; es sind ja die letzten Worte, die ich Dir schreibe. Gott segne Dich und beschütze mein theures Weib! Er verleihe Dir Stärke und Kraft, und mir schenke er seinen ewigen Frieden! Meine theure, theure Lisa, meine Kinder lebt wohl! Bald werde ich ausgerungen haben. Noch einmal Dank für Deine treue Liebe, für

Alles, was Du mir gethan. Gott, Gott! ich kann nicht mehr. Lebe wohl, mein Leben, mein Alles! — Arad, am 5. Octbr. 1849.

Dein bis in den Tod treuer Karl Leiningen.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Ein Ministerdebut in Prag.

Vor wenigen Tagen hat der Justizminister Schmerling Prag besucht, um das Oberlandesgericht und die Staatsprokuratur feierlich zu installiren, indem mit dem 1. Juli die neuen Gerichsbehörden, das öffentliche Strafverfahren mit Schwurgerichten, in das Leben treten sollen; ob neben diesem Leben auch der Ausnahmszustand in Prag fortleben wird, ist ungewiß, obwohl gar nicht unwahrscheinlich, denn die Ausnahmszustände haben in Oestreich ein noch zäheres Leben, als Frösche in den Donausümpfen.

Im Grunde war die ganze Installationsceremonie durchaus überflüssig, da auch ohne dieselbe am 1. Juli alles seinen Gang hätte gehen können: ein vernünftiger Grund für die Vornahme jenes pomphaften Aktes konnte also höchstens darin zu finden sein, daß der Minister durch sein öffentliches Auftreten sich und das von ihm geschaffene Institut populär zu machen wünschte.

War dies der Zweck des Ministers, so hat er ihn leider verfehlt, er hat ihn verfehlt aus purem Ungeschick. Eben weil unsere Herren in ihren provisorisch autokratischen Kabineten vergessen, daß sie des Volkes wegen da sind; weil sie sich nicht mit Vertretern der Volkswahl, sondern mit leidigen Vertrauensmännern ihrer Wahl umgeben, so verstoßen sie leicht gegen die Empfindungen des Volkes. Minister Schmerling hatte durch das rüstige Vorschreiten der Arbeiten in seiner Branche in Böhmen in der That eine Art von Beliebtheit erworben, und die viel angefeindeten Slaven Prags sind keineswegs so oppositionell, um Minister Schmerling deshalb anzufeinden, weil er Reichsminister gewesen, oder weil er in jenen Septembertagen bedeutende Energie gegen die rothe Demokratie entwickelte.

Da aber hat Schmerling durch einen kleinen unüberlegten Passus seiner Installationsrede eine unfreundliche, ja eine erbitterte Stimmung gegen sich heraufbeschworen.

Gefüllt war der große Saal in der Hofburg, an zwei Tausend Personen waren anwesend, alles, was Beamter heißt, war erschienen, um die stattliche goldverbrämte Uniform zur Schau zu tragen und durch den Goldprunk einen angenehmen Contrast mit unserer Gold- und Silbernoth zu bilden. Ich fürchte, das unverhältnißmäßig hohe Goldagio läßt sich mit aus dem übermäßigen Bedarfe von Goldborten und goldenen Degenkuppeln der Beamten erklären, da jeder, auch der niedrigste, mit nur 400 Papiergulden jährlich Besoldete, zur Goldkuppel verurtheilt ist. Warum hat man den Richterstand — wenn nun einmal Kostüm nöthig war — nicht wenigstens in die ehrwürdige

Robe gekleidet, und ihm den an russische Mode mahnenden soldatischen Aufputz erlassen? Das Schwert der Gerechtigkeit hat nicht nöthig, in einer Goldkuppel an der Seite jedes Assessors, Adjuncten, Auskultanten und Kanzleischreibers zu hängen.

Das Gesammtbild der Versammlung ließ deshalb eher einen großen Kriegsrath, als die Installation der Justizbehörden erwarten, wer hätte in all den bewaffneten Männern in knappen Waffenröcken, die Männer der modernen constitutionellen Gerechtigkeit erkennen mögen? Die Wahl dieses Richterkostüms deuten unsre Böswilligen auf bedeutend kriegerischen Sinn nach Innen. Das Publikum im schwarzen Frack, das eigentliche Volk, das unbewaffnete, belagerte, nahm sich neben den bewaffneten Richteramtsleuten und Staatsanwälten recht traurig aus. Den Staatsanwälten schleift der Schwertfeger den Degen an ihrer Hüfte um billigen Preis, wir wollen sehen, wie es um ihre Zungenschärfe stehen wird; die Wahl der Persönlichkeiten läßt in dieser Hinsicht manche stumpfe Waffe erwarten.

Der Minister, von dem Präsidenten des Oberlandesgerichtes Grafen Mittrowsky und dem Generalprocurator Herrn Hikisch begleitet, betrat eine Art erhöhten Scabellums, und eröffnete die Feier mit einer ziemlich langen Rede, in deren Eingang er sich über die hohe Wichtigkeit des ehemaligen Königreiches, dermal zum Kronlande avancirten Böhmens aussprach, welche dasselbe für den Gesammtstaat Oestreich von jeher bewährt habe. — Jeder anwesende Böhme dachte sogleich an die weißenberger Schlacht, an die Metzelei, welche dieser auf den vielen Schaffoten und Rädern folgte, und an die neulichen blutigen Pfingsttage. — Der Minister erinnerte weiter, wie in allen wichtigen Ereignissen, welche Oestreich betroffen, in allen Schlachten u. s. w. stets ein böhmischer Name hervorgeragt und geglänzt habe. — Wurde nicht bestritten — Für die neueste Zeit war dem Minister eben kein anderes Compliment, keine andere Schmeichelei für Böhmen zur Hand, als die Anführung „auch in neuester Zeit, als in der Hauptstadt Oestreichs eine ehrsüchtige (?) Faction den Umsturz beabsichtiget habe, sei es eben wieder ein Böhme gewesen, welcher diese meuterisch gewordene Hauptstadt Wien zu Paaren trieb!!"

Böhmen hat also in den Augen des Ministeriums sein Hauptverdienst für die neueste Zeit darin, daß es — obendrein vermeintlich — den Fürsten Windischgrätz geboren hat! Um wie viel höher mag das Ministerium wohl die Hessenkassel'schen Lande anschlagen, in welchen der kühne Haynau geboren worden; das Verhältniß dieser Werthschätzung läßt sich durch eine Gleichung nach den Siegen und Niederlagen der beiden Generale berechnen. —

Die Versammlung frug sich verwundert, weßhalb man die Inauguration neu östreichischer Gerechtigkeitspflege zu einer Lobrede des Fürsten Windischgrätz, des Vaters der Belagerungszustände und Militärgerichte hat benutzen müssen, und vollends in einer Stadt, deren überwiegende Mehrheit diesen Namen nicht ohne bedeutendes Mißbehagen nennen hört, in einer Stadt, welche dieser vom Hrn. Justizminister gefeierte Mann ebenfalls erobert hat, wie die Czechen behaupten, ohne Noth.

Es hieß vor einiger Zeit, der Justizminister sei zu einer diplomatischen Sendung nach Frankfurt ausersehen; diplomatische Sporen hat sich der Mann durch jenes Compliment an Böhmen nicht verdient. Denn die Böhmen, gleichviel, ob Deutsche oder Czechen, sind durchaus nicht eingebildet auf die Ehre, daß Fürst Windischgrätz einigen Grundbesitz in Böhmen ererbte, auch zu sehr billigem Preise vom Staate erworben

hat — und sich deßhalb als Böhme gerirt: daß die Rechte des seligen Reichstages, die Böhmen an der Spitze, das Prinzip des Rechtes in stürmischen Tagen mit Erfolg verfocht, daß die Böhmen im October jedem Aufstandsgelüste im Lande beschwichtigend entgegentraten, hätte der Hr. Minister allenfalls erwähnen können, wollte er sich überhaupt auf das gefährliche Feld der Retrospektive begeben; aber mit der Justiz, beziehungsweise mit der Gerechtigkeit, hat nun einmal Fürst Windischgrätz durchaus nichts gemein, das beweiset der Wiener Stadtgraben deutlich genug.

Das am 24. Juni versammelte Publikum war in der That nicht aus demokratischen Elementen gebildet, dennoch machte jene ministerielle Taktlosigkeit einen sichtlich peinlichen Eindruck. Was der Minister im weiteren Verlaufe über die Wichtigkeit des neuen Gerichtsorganismus, über die Bedeutung des Instituts der Jury, was er über verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Volksstämme Gutes und Treffendes sprach, fand nicht mehr den beabsichtigten Anklang in dem erkalteten Auditorium, besonders, da er am Schlusse wieder die Kämpfe zwischen Czechen und Deutschen Böhmens besprach, und sehr eindringend zu nothwendiger Versöhnung mahnte, während thatsächlich gegenwärtig solche Kampfesverhältnisse gar nicht bestehen, und die beiden Volksstämme wirklich ganz friedlich neben einander stehen, in der Hauptstadt sowohl, wie im Lande selbst, was sich wohl daraus am unzweifelhaftesten ergibt, daß selbst die Journale ausgeprägt slavischer und ausgeprägt deutscher Richtung sich nicht mehr befehden. Auch aus dem Schlusse der Rede war zu entnehmen, daß der Hr. Minister unter ganz falschen, von außen her aufgefangenen Voraussetzungen mit dem Vorsatze nach Prag gekommen sei, die Böhmen, beider Racen, gelegentlich abzukanzeln.

Das Debut des Herrn Ministers kann demnach kein glückliches genannt werden, und kaum lassen sich nach solchen Vorgängen bedeutende parlamentarische Successe der Minister erwarten. Um östreichischer Minister zu sein, muß man die Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnvolkes der Monarchie kennen, und muß, kommt man in das Kronland, die Wiener Lorgnette zurücklassen, und mit eigenen Augen sehen. In dem centralisirten Oestreich, das ihr Herren von Wien schaffen wollt, werdet ihr das nie lernen.

Dem Präsidenten Grafen Mittrowsky ward die jedenfalls schwierige Aufgabe, durch seine Rede den sichtlich üblen Eindruck der Ministerial-Allocution zu verwischen, und er hat diese Aufgabe glücklich gelöst. Die Rede war mit einer gewissen Innigkeit und Wärme gehalten, welche an sich wohlthat, im Vergleiche mit der Rede des Vorgängers. Der Präsident hielt sich an die Frage des Tages; die bedeutende Popularität, welche Graf Mittrowsky sich seither zu erwerben wußte, machte ihm die Lösung seiner Aufgabe leicht; den Schluß der Rede trug er czechisch in correcter Aussprache vor, und wir können dem Präsidenten zu dem Erfolg seines Maidenspeech nur Glück wünschen. Ueberhaupt ist Graf Mittrowsky einer der wenigen, wo nicht der Einzige, welcher es verstand, die ganze Zeit der Bewegung hindurch allen Parteien gerecht zu bleiben, welcher human und allgemein beliebt vor dem März 1848, nicht nöthig hatte, nach dem März erst um Beliebtheit ängstlich zu buhlen, wie seine Standesgenossen; daher fiel er auch nach Eintritt der Reaktionsperiode nicht in die vormärzliche Aufgeblasenheit und gelegentliche Grobheit seiner Genossen zurück.

Der Generalprocurator Hikisch, vordem Appellationsrath, diente durch seine Schlußrede dem Präsidenten bedeutend zur Folie, denn hatte uns bei Mittrowsky das Natürliche, Ursprüngliche und Herzliche der ganzen Auffassung angenehm berührt, so mußte das

Gemachte und auf Effekt Berechnete der übrigens geläufig gesprochenen Rede des Generalprocurators um so unangenehmer auffallen. Es gab der Sache einen wunderlichen Anstrich, daß der Generalprocurator sein dramatisches Auftreten nach dem Muster der Alten mit einem griechischen Chorus geschmückt hatte, welchen neun Stück ihm untergeordnete und hinter ihm gruppirte Staatsanwälte, wohl eingeübt, repräsentirten, diese mußten die Schlußworte der Rede auf das gegebene Zeichen mit Emphase wiederholen, denn seine Einleitungsphrase verstanden Vollblutczechen dahin: „er nehme sogar keinen Anstand, auch einige czechische Worte zu sprechen." — Wäre das böhmische Proformareden ganz weggeblieben, so würde das nirgend Anstoß gefunden haben, war doch der Minister die Hauptfigur der Action, und dieser versteht ohnehin kein Wort czechisch.

Bemerkenswerth ist es übrigens, daß das offizielle Regierungsblatt des nächsten Tages die Reden des Präsidenten und des Procurators, nicht die Rede des Ministers veröffentlicht hat. So haben wir die Gerichtsorganisation erhalten, laßt uns sehen, was sie uns bringen wird, Gutes oder Schlimmes. Wir sind auf Beides gefaßt.

— h —

Charakterzüge aus dem Leben Amurath Pascha's. — Von einem Honvedoffizier. — Der Verfasser befand sich während dem ersten Feldzuge des General Bem in Siebenbürgen, zu Klausenburg, und nahm Theil an den letzten Gefechten der Armee. Er hatte Gelegenheit, in des Feldherrn nächster Nähe zu verweilen.

Das erstemal, als ich ihn sah, umstand ihn eine jauchzende Bevölkerung auf dem Gipfel der Freude. Er war als Sieger in der Hauptstadt des Landes eingerückt, auf welcher während mehr als einem Monate der Zorn des Feindes, Schrecken und Angst vor Plünderung und Brand durch wilde Räuberhorden, die Walachen, geruht hatte.

Dem General war ein hoher Ruf strategischen Talentes vorangegangen. Man drängte sich, den Retter der Stadt zu sehen, auf den die Blicke aller patriotischen Ungarn voll Hoffnung gerichtet waren. Umgeben von seinem Stabe ging er auf das Haus zu, das, als seine Wohnung, das Hauptquartier der obern siebenbürgischen Armee geworden war. Ich sah einen ziemlich hagern Mann mittlerer Größe, in den braunen Attila der Honved gekleidet, mit der Auszeichnung seines Ranges, dem goldbetreßten Kragen und dem Federbusche auf dem Tschako. Ein mageres Gesicht, mit sehr vorspringenden Backenknochen; graue, durchdringende Augen, etwas kurze zurückgebogene Nase; freundlicher Mund, schwacher grauer Backen- und Schnurrbart, graues Kopfhaar, etwas gebeugte Haltung; fester, obwohl langsamer Schritt.

Der General lebte äußerst mäßig. Beständig beschäftigt mit seinen Plänen gönnte er sich keine oder nur wenig Zeit der Erholung und verschmähte die Genüsse der Tafel, gleich Napoleon, dessen viertelstündige Diners bekannt sind. Alles an ihm war einfach, oft noch mehr als dies. Den hohen Gehalt, den er von der Regierung bezog, verwendete er zu Geschenken an Offiziere und Soldaten und spendete freigebig vierzehntägige Löhnungen an die Armee, wenn er einen Sieg erfochten hatte.

Als im Monat Mai der General siegreich die Oesterreicher und Russen aus Siebenbürgen vertrieben hatte, ließ sich eines Abends ein Fremder — es war, wenn ich nicht irre, in Mühlbach — bei ihm melden, welcher vorgab, Dinge von hoher Wichtigkeit dem General mittheilen zu müssen. Ohne seinen Namen nennen zu wollen, beharrte

er auf dem Vorhaben, Bem zu sprechen, noch, als man ihm bedeutete, namenlose Fremde könnten keinen Zutritt finden. Der General, welcher das lauter werdende Zwiegespräch gehört hatte, machte demselben ein Ende, indem er den Fremden einlud, einzutreten. Dieser sprach zuvörderst den Wunsch aus, mit dem F.-M.-L. allein zu reden. Bem gab sogleich den Anwesenden ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Da eine sehr schmale Wand das Vorzimmer von dem Saale, worin sich Bem befand, trennte, so hörten die Offiziere, ohne zu lauschen, ein jedes Wort der Unterredung trotz der Bemühung des Fremden, seine Stimme zu dämpfen.

Der Fremde kam im Namen einer sehr hochgestellten Person, um dem F.-M.-L. eine bedeutende Summe anzubieten, wenn er seine Stelle in der ungarischen Armee niederlegen wolle. Bem's Antwort war kurz, wie gewöhnlich: „Sagen Sie dem, der Sie zu mir geschickt hat, daß ich Morgens meinen Kaffee trinke, Mittags ein oder zwei Gerichte habe, wenn sie zu haben sind, und daß ich in meinem Mantel schlafe, wenn kein Bett zu haben ist. Ich brauche keinen Luxus und keine Bequemlichkeit, also auch Ihr Geld nicht. — Gehen Sie in Gottes Namen!"

Sogleich nach seiner Besetzung Klausenburgs am 25. Dez. 1848 meldete sich der Postmeister, welcher unter der östreichischen und der ungarischen Regierung eine etwas zweideutige Rolle gespielt hatte, und bat um eine Unterredung mit dem General. Er frug, ob er auch jetzt wie früher verdächtige Briefe anhalten und dem General überliefern solle. Bem antwortete: „Gott soll mich bewahren, fremde Briefe zu öffnen und zu lesen, wie es die O.... thun. Lassen wir die Leute schreiben, was sie wollen, und befördern Sie Alles in gehöriger Ordnung!"

Der Feldmarschalllieutenant war mit der Strenge, mit welcher gegen die offenen Anhänger Oestreichs verfahren wurde, nicht einverstanden und tadelte die Einsetzung der Blutgerichte gegen entschiedene Verschwörer. Obwohl diese Blutgerichte sehr selten Todesurtheile über Solche fällten, die als Parteilenker und Agitatoren in die Hände der Ungarn gefallen waren — weit strenger war man gegen die Chefs walachischer Räuberhorden — so war des Generals Meinung doch immer, daß man mit einem Loth Güte mehr ausrichte, als mit einem Pfund Strenge. Ueber die Hinrichtung des Pfarrers Roth von Meschen sprach er sich bitter tadelnd aus. „Ich wollte, dies Blut wäre nicht vergossen worden," sagte er, „wir haben den Sachsen einen Märtyrer geschenkt."

Bem's mildes Verfahren gegen den Hauptsitz der sächsischen Opposition, Hermannstadt, ist bekannt. Am Tage nach der Einnahme dieser Stadt ließ er durch Plakate veröffentlichen: daß er die Freiheit der Presse, eines der höchsten Güter constitutioneller Staaten, achten wolle, und daß ein Jeder drucken und drucken lassen könne, was ihm beliebe. Es gibt wohl wenige Beispiele in der Geschichte, wo der Eroberer einer Stadt, eines Landes, sogleich nach dem Siege dem Worte freien Lauf gegönnt hätte. Freilich, er war kein angestammter und legitimer Regent, sondern ein Verschwörer, der konnte Preßfreiheit aufrecht erhalten, ohne an Macht und Verehrung einzubüßen.

Als Anfangs März 1849 der General Tag und Nacht Schäßburg verschanzen ließ, als ob er sich auf Leben und Tod vertheidigen wolle, fragte ihn einer seiner Stabsoffiziere, was dies zu bedeuten habe. „Können Sie schweigen?" frug Bem den Grafen geheimnißvoll. — „Ja, General." — „Nun, ich kann's auch, Herr Major!"

Nach Hermannstadts Einnahme wurde viele junge Mannschaft in den sächsischen

Distrikten ausgehoben: Ungarn, Szekler, Sachsen und Walachen. Die erstern Beiden traten mit Freuden ein; die Sachsen schickten eine Deputation an den General, mit der Bitte, nicht dienen zu dürfen. Es waren viele junge Leute darunter. „Wer seid Ihr," fragte Bem. „Ach, wir sind Sachsen und sollen Soldaten werden." — „Seid ruhig," sprach lächelnd der General, „Euch kann ich nicht brauchen. Geht nach Hause."

Gegen seine Soldaten und Offiziere war er bekanntlich sehr streng im Dienste und strafte unerbittlich, wo er Faulheit, Insubordination, wissentliche Verletzung seiner Befehle fand. Wie mancher Offizier wurde vom Heere entfernt, wegen Dienstfehlern, Mangel an Muth, wegen schlechter Behandlung oder Verpflegung der Soldaten. Wie mancher Soldat büßte auch auf feindlichem Gebiete sein Gelüst nach fremdem Eigenthum, oder brutale Behandlung des Bauers oder Bürgers mit dem Tode!

Dagegen sorgte er aber auch für gehörige Verpflegung der Mannschaft, soweit es irgend thunlich war, ohne dem Eigenthum der Bevölkerung zu nahe zu treten. In keiner Armee war das Verpflegungswesen so vortrefflich eingerichtet, als in der von Bem, — und doch war auch keine wieder so abgehärtet gegen die größten Strapazen aller Art. Die Ursache hiervon war, daß Siebenbürgen, dies unglückliche Land, schon früher theilweise von den Walachen zu einer Wüste gemacht worden war. An 2000 Edelhöfe mit einem ungeheuren Fruchtvorrath waren geplündert worden oder verbrannt, und das Getreide meist verschleudert. So kam es, daß Bem's Armee zuweilen mehrere Tage hindurch auf großen Märschen Hunger litt. Und doch verlor sie nie ihr unbedingtes Vertrauen auf den alten Feldherrn.

Denn sie sah, wie der General sein letztes Brod selbst mit Offizieren und Soldaten theilte, und wie er überall in Schlachten und auf Märschen an der Spitze war und sich mehr, als der Soldat selbst, der Todesgefahr aussetzte.

In der ersten Schlacht bei Hermannstadt, welche die Ungarn verloren, weil der Feind fast 5mal stärkere Uebermacht entgegenzustellen hatte, (Puchner in seinem offiziellen Berichte sprach bekanntlich von ungeheurer Uebermacht der Ungarn, obwohl Bem's Armee nur 4000 Mann zählte) da befand sich der alte Herr mit seinem Generalstabe an der Spitze der äußersten Avantgarde, als die ersten Kugeln des Feindes dicht neben ihm den Obersten Graf K. Mikes und den Adjutanten Terey tödteten. Bem blieb noch eine Weile rekognoscirend auf dem Platze, trotz des dichten Regens von Kanonenkugeln rings um ihn. Dann ließ er das Geschütz vorfahren, beorderte die Infanterie an ihre Stellungen und stellte sich selbst an die Kanonen, die er eigenhändig richtete. Dasselbe that er am nämlichen Abende auf dem Rückzuge abermals, und zwar zum großen Verluste des Feindes, strafte und schalt saumselige Offiziere und Feuerwerker persönlich, während diese Batterie beständig dem schärfsten Feuer des Feindes ausgesetzt war.

Als es gegen Mittag an Munition zu fehlen begann, und der Commandant der Batterie meldete, es sei bei der seinigen keine mehr vorhanden, befahl ihm der General, 100 Schritte weit vorzurücken und, nachdem er Position genommen, abzuprotzen, als ob diese Batterie noch schärfer zu spielen beabsichtige. Das Manövre gelang, die feindliche Geschützabtheilung zog sich zurück, und Bem war auf dieser Seite etwas freier geworden. —

Als die ungarische Armee nach der unglücklichen Schlacht bei Vizakna (Salzburg) nicht viel mehr als 1000 Mann zählte und auf ihrem Rückzuge in Broos ankam, entspann sich ein leichtes Gefecht. Bem's meisterhafte Dispositionen bewahrten die Armee vor

gänzlicher Zerrüttung. Er hatte nur noch 5 Kanonen, der Feind führte 36 mit sich, und seine Armee zählte 12,000 Mann, ohne die sächsischen Nationalgarden und den walachischen Landsturm. Eben befand sich der alte Herr neben einer Kanone, als eine kleine Abtheilung östreichischer Infanterie von einem polnischen Regimente heranstürmte, die Kanone zu nehmen. Bem ritt auf die Soldaten zu, hieb links und rechts mit seiner Reitpeitsche, der einzigen Waffe, die er führte, auf sie ein und rief: „Was wollt Ihr? Das ist meine Kanone, nicht Eure! Packt Euch!" Diese Verwegenheit und die heimathlichen Laute aus dem Munde eines offenbar hohen Stabsoffiziers versetzten die Soldaten in Bestürzung, und sie liefen davon. Einer derselben aber drehte sich zuletzt noch um und schoß dem General einen Finger ab. Der Stabschirurg rieth mit zögernder Stimme, eine Amputation des übrigen Gliedes vorzunehmen, um den Brand zu verhüten. „Schneiden Sie es nur ab, es nützt mir doch nichts mehr," sagte der General ärgerlich.

Einen Tag später befand sich die Armee in Mühlbach. Das kleine Corps war noch mehr geschmolzen und hatte sich in der Stadt verbarrikadirt, welche nun vom Feinde stark beschossen wurde. Ein Theil der Truppen stand an den Mauern der Häuser dicht am Thore, eines Sturmes gewärtig. Beständig flogen die Kugeln auf allen Seiten in die Häuser und auf das Pflaster. Bem befand sich in der Mitte und schaute ruhig dem Lärm um ihn zu. Gegen Abend frug einer der Stabsoffiziere, in welcher Nachtstunde Befehl zum Aufbruche gegeben werden solle. „Morgen früh um 9 Uhr," antwortete der alte Herr zum großen Erstaunen aller Anwesenden. In der Nacht schickte Puchner einen Parlamentär mit der Aufforderung an Bem, sich zu ergeben. Als Letzterer erfuhr, der Abgesandte sei ein Pole, weigerte er sich, mit ihm zu reden, und verwies ihn an seinen Adjutanten, indem er sagte, er könne nicht begreifen, daß ein gebildeter Pole und ein Edelmann in der östreichischen Armee dienen könne. Um 9 Uhr in der Frühe nahm er den Parlamentär eine halbe Wegstunde mit sich und schickte ihn dann zurück. — Die Armee war gerettet. —

Auf noch auffallendere Art als in Mühlbach setzte sich der General bei Mediasch der Gefahr aus, wo während der ganzen Schlacht der größte Kugelregen auf die Stelle gerichtet war, wo er sich befand. Viele Offiziere seines Gefolges fielen oder wurden verwundet; er allein und sein schlachtengewohntes Roß blieben unverletzt. Fast kein Gefecht wurde gefochten, in welchem Bem's Mantel oder seine Uniform nicht Spuren von „durchgegangenen" Kugeln zeigte, und trotz dem, daß der alte Feldherr aus diesem schrecklichen Kriege in Siebenbürgen 10 Wunden davon trug, glaubten ihn die Szekler doch unverwundbar und stich- und hiebfest. Ihnen war er ihr „Táti" Vater; fuhr oder ritt er an einem Szeklerbataillon vorüber, so grüßten ihn Alle, Offiziere und Gemeine; letztere mit einem herzlichen: „Jo reggel, táti," guten Morgen, Vater, oder: „Isten acdjon meg, öreg ur! Gott segne Sie, alter Herr!" Auf ihn hofften und schauten sie, wie auf den Abgesandten Gottes. Außer der Tapferkeit des berühmten 11. Bataillons und einiger Husarenschwadronen, verdankte Bem das Gelingen seines Sturmes auf Hermannstadt (11 März 1849) einem Bataillon Szekler Rekruten, die seit 8 Tagen Soldaten, mit ihren Piken die russischen Bataillone vor sich her trieben. —

Lessings „Huß vor dem Scheiterhaufen." — Aus Düsseldorf. — Seit einigen Tagen ist Lessings neuestes Bild „Johannes Huß vor dem Scheiterhaufen"

im Saale des Galleriegebäudes hier ausgestellt. Sie werden aus früheren Zeitungsberichten erfahren haben, daß der amerikanische General-Consul Boeker, der von Düsseldorf nach New-York übersiedelte, Besitzer des Gemäldes ist. Bereits Ende Juli geht dasselbe über den Ocean, um — höchst wahrscheinlich — nie wieder auf deutschem Boden von einem deutschen Auge gesehen zu werden. Vielen Besuch aus Nähe und Ferne wird das Bild bekommen, ehe mit dem Abend des 15. Juli der „Kunstbeförderer", unser akademischer Schreiner, den letzten Nagel in die Kiste schlägt und im vollen Bewußtsein seiner Würde den fernen Bestimmungsort auf den Deckel malt.

Mächtig ist die Wirkung des Riesenwerkes; ich gebe Ihnen eine kurze Beschreibung seiner Gruppen: Auf einer Anhöhe in der Nähe von Constanz (dessen Thürme man in der Nähe sieht) ist der Scheiterhaufen errichtet; um einen seiner Aeste beraubten Baum sind große Bündel Holz und Stroh aufgeschichtet. Einer der Henker legt noch einen Holzhaufen dazu, drei andere stehen bereit, den Verurtheilten in Empfang zu nehmen. Rings um den Richtplatz in weitestem Kreise ist ein Cordon von bewaffneten Schaaren gezogen. In der Mitte desselben weht das Banner von Constanz, seitwärts sehen wir die kaiserliche Fahne. Zwei Henker tragen brennende Fackeln zum Anzünden; ruhig den Zeitpunkt abwartend, stützt sich einer auf den langen Stiel der Fackel, während ein dritter Henker, der die Stricke zum Fesseln des Gefangenen trägt, beide Arme in die Seite stemmt und ungeduldig dem Gebete des Huß zusieht.

Huß ist im Mittelgrund, in einiger Entfernung vom Richtplatz, auf die Knie gesunken; mit gläubigem Vertrauen blickt er auf zum Himmel, dessen Sonne, zwischen den leichten Wolken hervorblickend, sein Angesicht mit ihren Strahlen verklärt. Während des Niederkniens ist ihm die papierne Mütze, worauf drei Teufel mit der Ueberschrift „Erzketzer" gemalt, entfallen. Die bewaffneten Bürger von Constanz, die in den verschiedenartigsten Costumen, theils mit Partisanen, theils mit Schwertern versehen sind, und sich durch Kleidung sowohl, als auch durch den Ausdruck der Rohheit in ihren Zügen, als dem Pöbel angehörig darstellen, haben den Märtyrer zur Richtstatt geleitet und sind ihm auf dem Fuße gefolgt. Der erste unter ihnen, in die roth und weiße Farbe der Stadt Constanz gekleidet, hat die Ketzermütze vom Boden aufgehoben und ist eben im Begriff, sie Huß wieder auf's Haupt zu stülpen; ein zweiter, etwas vorgebogen und mit der linken Hand auf's Knie, mit der rechten auf seinen alten Säbel gestützt, grinzt höhnisch unter dem grauen Hut hervor, während ein dritter, im Kriegerpanzer, die Faust gegen den betenden Huß ballt. Während das Opfer und sein Geleite die Anhöhe im Mittelgrunde zur Hälfte bestiegen haben, sind die Anführer des Zuges in der Ebene geblieben und ganz im Vordergrunde des Bildes sehen wir den Herzog Ludwig von Baiern, der vom Kaiser Sigismund mit der Execution beauftragt war, auf einem Falben reitend, den Commandostab in der Hand. Er wendet sich halb zur Seite, um zu einem ebenfalls zu Pferde sitzenden Bischof zu reden; außer diesem bemerken wir in derselben Gruppe noch am Rande des Bildes die Figur eines Cardinals; gleich hinter den Herren ragt das Banner des bairischen Herzogs, getragen von einem jungen Krieger, hervor. Zwischen den Pferden des Herzogs und des Bischofs, ganz im Vordergrunde, steht ein alter Franziskanermönch; neugierig staunend, setzt er die alte Kneifbrille auf die Nase, den Blick auf den „Ketzer" gerichtet.

Indem so die ganze r e c h t e Seite des Bildes, das durch die Figur des Huß in zwei Hauptgruppen getheilt ist, die Richter und Henker des Glaubenshelden darstellt, besteht

die linke Seite größtentheils aus seinen Anhängern, und wie dort Gleichgültigkeit, Wuth und gemeiner Haß in ihren Schattirungen sichtbar sind, finden wir hier Trauer, Mitleid, unentschiedene Theilnahme an seinem Schicksal. Die vordere Spitze der linken Gruppe bildet ein junges Mädchen, voll Mitleid auf Huß schauend, wie dieser niederkniet, um für seine arme Seele zu beten. Ihren Rosenkranz verbirgt sie hinter dem Felsblock, zu schüchtern, ihre Theilnahme an dem Verdammten sehen zu lassen. Ein böhmischer Edelmann, einer von den Rittern, die Huß zum Concil geleiteten, betet dagegen offen für den Verurtheilten. Mehr menschliches Gefühl als besondere Theilnahme spricht sich in der Figur eines alten Constanzer Bürgers aus, wogegen ein junges Weib neben ihm voll edlen Wohlwollens zu Huß empor sieht. In der dichtgedrängten Gruppe sehen wir noch den neugierigen Kopf eines alten Weibes, die mitleidige Miene eines Jünglings, ein schönes, junges Mädchen, einige Kinder ꝛc. Ein Trinitariermönch steht ganz im Vordergrunde, seine Miene prägt indeß nicht die innige Theilnahme aus wie die des hinter ihm stehenden jungen Klosterbruders von den Augustinern, welcher zerknirscht, die Hand auf die Brust gepreßt, zur Erde sieht. Nahe am Scheiterhaufen blickt ein junger Ungar, ebenfalls von dem Gefolge des Huß, hervor.

Am entschiedensten für den Verurtheilten spricht die Figur eines böhmischen Bauern. Finster grollend, in der geballten Faust seinen Stab unter dem Arm verbergend, blickt er auf den Anführer der Execution, den Herzog von Baiern. Seine Gestalt deutet bereits auf die fürchterliche Rache hin, die später in Böhmen durch den Hussitenkrieg für die grausame Hinrichtung des Glaubenshelden genommen wurde.

Die Landschaft erscheint im Halblichte eines von leichten Wolken zum Theil verhüllten Himmels.

Etwa 27 Figuren des Bildes, das bei einer Höhe von 15 Fuß eine Breite von 18 Fuß hat, sind in Lebensgröße. Es wird Ihnen wohl bekannt sein, daß Lessing auch seine lebensgroßen Bilder bis ins Detail durchführt, — was namentlich die französischen Künstler nicht thun — und ohne ängstliche Quälerei die Figuren so malt, daß sie in unmittelbarer Nähe besehen werden können. In der Malerei des Bildes hat Lessing seine Doppel-Virtuosität in Figuren und Landschaft erprobt; er hat in diesem Bilde auch nicht *eine* überflüssige Figur, wie sie sonst so häufig als Lückenbüßer bei großen Bildern vorkommen. Gleichwohl beeinträchtigt das Einzelne nicht die Klarheit der Idee, und die äußerst geschickte Eintheilung der Gruppen läßt die Hauptfigur in gebührender Auszeichnung zuerst den Blick auf sich ziehen.

Alle Hoffnungen, das Werk im Lande zu behalten, sind gescheitert. Lessings Freunde haben Alles aufgeboten, das Bild im Vaterlande unterzubringen; in Königsberg und Frankfurt hatten die Museen kein Geld, und Ihr gutes Leipzig, das früher einmal für den „Huß auf dem Concil" ein schönes Gebot that, hat diesmal gar nicht auf den Handel reflectirt. Auch der König von Preußen hatte keine Lust dasselbe zu kaufen, dagegen ist eine frühere Composition Lessings, welche die Monarchie auf Kosten der Kirche verherrlicht, nämlich die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V." in ähnlicher Größe vom König bestellt worden und wird das erste große Bild sein, welches der Künstler nach diesem malt.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Politische Wochenschau.

Preußen und Oestreich.

Der Luftzug unserer Julimorgen weht die Rosenblätter vor unsere Füße, im Felde reifen die Aehren, riesige Heuwagen streuen ihre grünen Büschel in die Furchen der Feldwege und der Schnitter hämmert und wetzt an seiner Sense. Und in den Fabriken dampft der Schornstein heiß und eifrig, es schnurrt das Rad, die Spindel dreht sich in hastigem Tanze. Ueberall in den kleinen Kreisen unseres Lebens emsige Arbeit, Verdienst und Hoffnung. Der Arbeiter hat jetzt keine Zeit und Lust, auf seine Demagogen zu hören, und die bange Furcht der Besitzenden weicht dem Behagen an lohnender Thätigkeit. An unserem politischen Himmel aber hängen die Wolken noch dick und schwer, und vergebens sucht das Auge in den veränderlichen Luftgebilden feste Formen und einen reinigenden Luftzug. Viele Neuigkeiten hat die letzte Woche gebracht, aber Wichtiges ist uns noch nicht bekannt genug, um ein definitives Urtheil darüber auszusprechen. Deßhalb sei es gestattet, mehrere solcher Einzelheiten zusammen zu fassen und einen prüfenden Blick über den Horizont zu werfen, welcher uns und unsere Schicksale einschließt.

Amerikanische Kriegsschiffe vor Lissabon, von dem armseligen Staate Forderungen einzukassiren, englische zu gleichem Zweck vor Neapel; Spanien in Hoffnung auf einen Thronerben, und durch eine kräftige Regierung und verständige Zollgesetzgebung in langsamer Genesung von seinen alten Fieberschauern; Italien durch die Zwiste der päpstlichen Regierung mit Sardinien, das brutale Aufgeben der constitutionellen Formen in Neapel, die sichern Fortschritte der Oestreicher und eine höchst radikale Volkspartei in seinem Auflösungsprozeß immer weiter schreitend; die Türkei trotz der triumphirenden Rundreise des Sultans durch russische Agenten und rohe Unbändigkeit der einzelnen Provinzen in krampfhaften Zuckungen, das ist der Eindruck, den die südlichen Halbinseln des europäischen Continents machen. Daß

die Zeit großer politischer Aufregungen die Schwachen schwächer, die Starken größer macht, zeigt sich auch im Leben dieser Staaten; in Portugal, Italien und der Türkei, wie in dem kleinen Griechenland ein Siechthum, welches nach menschlichem Urtheil unheilbar scheint. In Frankreich ist die Dotationsfrage mit mürrischer Nachgiebigkeit von Seiten des Präsidenten wie der Nationalversammlung ausgeglichen worden, die Haltung beider Theile zeigte von geringem Selbstvertrauen, aber großem Uebermaß von Schwäche. Unterdeß ist Paris wieder voll von Fremden, namentlich Engländern, und der Pariser amusirt sich und macht Geschäfte wie ein Mensch, der sich gewöhnt hat, auf einem Vulkan zu wohnen. Daß ein solcher Zustand der totalen Unsicherheit mehr demoralisirt, als irgend eine große politische Aufregung, haben auch wir in der letzten Zeit erfahren. In England aber wurde die Freude über den Sieg des Ministeriums im Unterhause plötzlich unterbrochen durch die ernste Trauer über den Tod Robert Peel's. Alle Parteien waren beflissen, dieß wichtige Ereigniß als ein Nationalunglück darzustellen; Reden im Ober- und Unterhaus, die Läden der City geschlossen, die Schiffe der Themse unter Trauerflagge. Was ein großer englischer Staatsmann zu bedeuten hat, merken auch die Gleichgültigen, sobald er stirbt; es zieht dann wie ein Trauerton durch die Luft über die ganze Erde.

Und Deutschland? Alles Interesse, aller Eifer concentrirt sich in einem wichtigen Ereigniß: Der Friede zwischen Preußen und Dänemark ist am 2. Juli unterzeichnet worden. Noch ist der offizielle Text nicht publicirt, wir theilen seinen Inhalt mit, so weit ihn die deutsche Reform giebt: „Preußen hat im Namen des Bundes, gestützt auf die allgemeine Vollmacht desselben, einen einfachen Frieden mit Dänemark unterzeichnet, unter Vorbehalt der Ratification der einzelnen Bundesregierungen und seiner eigenen, innerhalb einer Frist von drei Wochen. Unter der gegenseitigen Versicherung: Alles zu vermeiden, was den Frieden stören könnte, treten alle Verträge wieder in Kraft, welche vor dem Kriege bestanden haben, und die Contrahenten verwahren sich ausdrücklich alle Rechte, welche ihnen gegenseitig vor demselben zustanden. Durch eine besondere Declaration zu Protokoll geschieht Dies für Deutschland noch mit specieller Hinweisung auf den Bundesbeschluß vom 17. Sept. 1846. Nach dem Friedensschluß kann und muß der König von Dänemark als Herzog von Holstein die Intervention des Bundes in diesem Herzogthum für den Fall anrufen, daß er selbst die Ausübung seiner legitimen Autorität in Holstein nicht im Wege der Verständigung wiederherstellen kann und also mit den Waffen in der Hand in einem Bundeslande auftreten will. Er theilt dann gleichzeitig seine Plane über die Pacificirung des Landes mit. Der Bund entscheidet, ob nach dem Bundesrecht, nach Maßgabe des Antrags und der dänischen Intentionen, er mit seiner vollen Competenz selbst einzuschreiten hat oder die streitige Angelegenheit vorderhand der eigenen Entwickelung überlassen will. Dieser Entwickelung freien Lauf lassen, heißt nichts Anderes, als die Her-

stellung der Autoritätsübung des Landesherrn einerseits diesem, die Vertheidigung der streitigen Landesrechte anderseits dem Lande anheimgeben. Hierbei ist zu bemerken, daß die legitime Autorität des Landesherrn an sich weder von den Herzogthümern noch von Deutschland jemals in Frage gestellt ist, die Ausübung derselben während des Kriegszustandes aber suspendirt war. Die Modalitäten dieser Ausübung zu regeln, machen jetzt der König Herzog und das Land einen selbständigen Versuch. Der Friedensvertrag läßt also dem Bunde alle die Alternativen offen, die ihm bisher geboten waren. Sobald bei der Selbstentwickelung der Angelegenheit in den Herzogthümern mittelbare oder unmittelbare Rechte des Bundes afficirt werden, tritt er als Selbstinteressent sogleich wieder in der Sache auf. Ohne vorgängige Prüfung seinerseits dürfen keine Rechtszustände aus dem Streite hervorgehen und seine Anerkennung nie stillschweigend vorausgesetzt werden, da die Basis des Friedens die gegenseitige Rechtsverwahrung ist. Eine letzte Bestimmung des Friedensvertrags setzt für die Regelung der Grenzen zwischen dem Bunde und Dänemark eine Commission fest, die nach sechs Monaten zusammentreten soll. Außer dem Friedensvertrag und der dazu gehörigen Declaration der deutschen Rechte, von dem wir oben sprachen, erforderte die Abwickelung der aus der Waffenstillstandsconvention hervorgegangenen Besatzungsverhältnisse Verabredungen zwischen Preußen und Dänemark. Sie sind in einem Protocoll niedergelegt, welches allen denjenigen Regierungen mitgetheilt wird, die dem Waffenstillstand formell adhärirten.

Preußen zieht in 11 Tagen seine Truppen aus dem südlichen Schleswig, 11 Tage später aus Holstein, die Dänen dürfen die Demarkationslinie nicht eher überschreiten, bis die Preußen das Herzogthum Schleswig geräumt haben.

Das ist kein ruhmvoller Frieden, aber auch kein Frieden, der Preußen Unehre bringt. Den Rechten der Herzogthümer ist nichts vergeben, sie sind vielmehr von Preußen aufs Neue anerkannt worden, die Bundesrechte Deutschlands an Holstein, und das Entscheidungsrecht der Bundesstaaten in der Differenz zwischen Holstein und Dänemark sind gewahrt. Die Herzogthümer und Dänemark sollen zuerst versuchen, unter einander den Streit zu schlichten, ob durch Krieg, ob durch Vertrag; das Feststehen auf den Bundesverhältnissen Holsteins und Dänemarks schließt vorläufig implicite fremde Intervention aus, und ist für die nächste Zeit ein Vortheil; welches Verfahren die deutschen Regierungen als Bund (welcher factisch nicht existirt) in der Zukunft einschlagen werden, ist freilich nicht voraus zu sagen; doch läßt sich annehmen, das Kabinet Schwarzenberg und die vier Königreiche werden gern diese Gelegenheit benutzen, sich in Deutschland ein volksthümliches Ansehen und Popularität zu verschaffen, zumal sie Aussicht haben, durch Beschlüsse, Phrasen und Nichtsthun, ohne weitere Anstrengung den Herzogthümern einen Dienst zu leisten, und Preußen in der öffentlichen Meinung noch mehr in den Schatten zu stellen, Preußen, welches sich am thätig-

sten und ehrlichsten gegen die Herzogthümer gerirt hat, und in seinem guten Willen, ihnen zu helfen, nur an Hindernissen gescheitert ist, welche es zu besiegen nicht stark genug war. Es ist kein Frieden, der Preußen Unehre bringt, ja er ist besser, als wir nach den bestehenden Verhältnissen zu hoffen wagten. Nicht die Erbitterung der Dänen gegen seine Paragraphen beweist dies, sondern ein Blick auf die Situation der Herzogthümer. Sie standen mit Preußen allein gegen Dänemark, Rußland, England, und so lange Preußen die Hand über ihnen hielt, auch gegen Oestreich und seine Partei. Nicolaus hatte seit dem Herbst 48 für Dänemark lebhaft Partei genommen, im Winter von 48 waren deßhalb seine Beziehungen zu Preußen sehr kühl, im Sommer 49 während dem Feldzug unter Prittwitz war sein Auftreten drohend geworden, und fast jedes Vorrücken der Preußen mußte das Berliner Kabinet mit einem kalten Warnungsruf von Rußland bezahlen. Wenn Preußen im Frühjahr 49, damals als seinem König die Kaiserkrone angetragen wurde, großes Spiel spielte, mit Rußland, Oestreich, vielleicht auch mit Frankreich brach, und sich den Ungarn verband; wenn es damals zum Aeußersten entschlossen, den Kampf gegen die conservativen Staaten unternahm, selbst geschwächt durch die Revolution von 48, fast nur auf seinen eigenen Conservativen ruhend, in tödtlicher Feindschaft mit allen Kabineten und Dynastien und auf der andern Seite wieder im Kampf mit dem Fluch des Jahres 48, der radikalen Demokratie; wenn es unter solchen Verhältnissen mit einem genialen Fürsten Alles, seine eigene Existenz und die Existenz Deutschlands für ein großes Prinzip hätte einsetzen wollen, damals, nur damals konnte es viel mehr für die Herzogthümer thun. Seit der Zeit, bei anderer Politik und geringener Kühnheit wenig mehr, als es gethan hat. Im Sommer, im Herbst des vorigen Jahres, in diesem Frühjahr vollends, war es durch 800,000 unbeschäftigte Russen und 500,000 Oestreicher, durch den klagenden Schrei nach Frieden, der aus seinem Ostseegebiete erscholl, gefesselt. Und wohl war zu besorgen, daß die preußische Regierung auf Kosten der Herzogthümer einen schlechten Frieden schließen werde, dessen Verzögerung ihm in Deutschland selbst die Hände band. Die Herzogthümer hatten keinen Freund unter den einflußreichen Mächten Europa's, ihre gerchten Forderungen wurden von allen Kabineten, als den europäischen Frieden störende Prätensionen, oder als rebellisches Auflehnen gegen ihren Souverain betrachtet. War das nicht so? Und war es nicht Preußen allein, welches wieder in diesen Verhandlungen ihre Ansprüche, den Mannsstamm der Erbfolge und die Untheilbarkeit vertrat? Und diese Forderungen der Herzogthümer hat es vertreten mit einer Energie und einer persönlichen Entschlossenheit seines Regenten, die wir bei andern Gelegenheiten mit Schmerz vergebens ersehnt haben. Eine spätere Zeit wird auch darüber schriftliche Beweise bringen, vorläufig haben wir keinen Grund, an dem zu zweifeln, was von zuverlässigem Munde aus der Umgebung der preußischen Fürsten in das Publikum gekommen ist.

Rußland hatte an Preußen die drohende Forderung gestellt, es solle mit Dänemark Frieden schließen und die Herzogthümer zur Ordnung zwingen helfen; es hatte mit seiner Intervention und einem Arrangement der Angelegenheit durch die auswärtigen Mächte gedroht, für welches die Unterhandlungen in London bereits so im Gange waren, daß Preußens definitiver Beitritt vorausgesetzt wurde. Da wurde in Berlin die Reise des Prinzen von Preußen nach Warschau beschlossen, und seine Abschiedsconferenz mit dem König war eine Scene auch von persönlicher Bewegung. „Sage ihm," soll der Fürst dem scheidenden Bruder gesagt haben, „daß ich zum Aeußersten entschlossen bin. Meine Ehre ist verpfändet, ich werde die Herzogthümer nicht verrathen, und bestehen die Gegner auf ihrer Forderung, so will ich und Preußen lieber untergehen, als falsch und treulos handeln." Mit diesem Entschluß reiste der Prinz nach Warschau und Petersburg, und seiner festen Erklärung gelang es, den Kaiser von einem direkten feindlichen Auftreten abzubringen und endlich die Zusicherung zu erhalten, daß er, der Agnat, Dänemark und die Herzogthümer ihrem eigenen Schicksal frei überlassen wolle. Er instruirte in diesem Sinne seine Gesandten und darauf ward erst der Friede möglich, dessen Bedingungen Dänemark mit Trotz zurückgewiesen hatte, so lange von ihm eine direkte Einmischung Rußlands zu hoffen war.

Die deutsche Presse hat bis jetzt fast allgemein sehr wegwerfend über den Frieden gesprochen und behauptet, daß Preußen durch ihn sich völlig discreditirt habe. Diese Behauptung wäre unbegreiflich und unverzeihlich, wenn man nicht berücksichtigen müßte, daß die Trauer und der Aerger über den Mangel großer Resultate in einer Herzensangelegenheit unseres Volkes das Urtheil der Schreibenden überstürzt hätte. Es ist aber die Pflicht von Allen, welche ein Urtheil abgeben über dies ernste Fakt, mit leidenschaftsloser Ruhe die gegenwärtigen Verhältnisse der europäischen Staaten zu betrachten. — Preußen hat für die Herzogthümer Alles gethan, was es jetzt thun konnte.

Von den Herzogthümern aber hat Preußen allerdings Dank verdient, einen kühlen Dank, wie wir ihn dem ehrlichen Mann schuldig sind, der den guten Willen hat, uns aus einer Gefahr zu helfen, aber nicht ebenso die Macht. Sie gehen einer schweren Zeit entgegen, aber, wie auch der Krieg sich entscheide, ihre Rechte können ihnen nicht mehr genommen werden. Selbst wenn das Traurigste, was wir nicht fürchten, geschieht, und dänisches Gelüst über gutes deutsches Recht den Sieg davon trüge, die Eroberung, der Zwang des Krieges hebt die Rechte dieses Volkes nicht mehr auf. Sie sind in dem Friedensschluß Preußens reservirt, sie sind durch die letzten Jahre eine nationale deutsche Forderung geworden, und jetzt oder später, einmal kommt die Stunde, wo sie durchgesetzt werden. Uns aber, den Einzelnen, ist bei dem bevorstehenden Kampf eines Brudervolkes Recht und Pflicht, nach unserer Kraft die Alleinstehenden zu stützen, durch die Feder, durch unser Vermögen und so weit sie es begehren, durch unsere Glieder.

Unterdeß geht Oestreich seinen Weg neben drohenden Abgründen ruhig weiter. Nach außen bemüht, die Union zu vernichten, nach innen in eifriger, nicht immer glücklicher Arbeit sich zu verjüngen. Das gegenwärtige Ministerium durch sein schlechtes Princip in eine gefährliche Bahn hineingetrieben, macht alle die Stadien durch, welche sich ihm seit vorigem Herbst voraussagen ließen: Kampf mit den Generälen, den Prätorianern in den pacificirten Provinzen, welche fast den ganzen Kaiserstaat ausmachen; Besiegung der Militärgewalt; unumschränkte Herrschaft seiner Bureaukraten, und endlich eine ministerielle Katastrophe durch die finanzielle Fäulniß im Staatskörper.

Die stolzen Pairs von Frankreich wallfahrten nach dem kleinen östreichischen Städtchen Frohsdorf, um dort der geduldeten Majestät von Chambord den legitimen Weihrauch zu streuen, und die Goldgrafen von Albion beeilen sich in einem parlamentarischen Gefecht gegen den eifrigen Palmerston dem armen Oestreich ihre Huldigung darzubringen. Natürlich mußte diese Rehabilitirung Oestreichs im Auslande auch auf die innern Angelegenheiten des Kaiserstaats von Einfluß sein, und wir sehen verwundert das Ministerium Schwarzenberg mit einer Energie auftreten, die ihm vor Kurzem von niemandem zugemuthet worden wäre.

Vor einigen Tagen brachte die Reichszeitung einen Protest der östreichischen Regierung an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, weil er sich erdreistet hatte, darzuthun, daß er die Unabhängigkeit Ungarns im Falle eines Sieges der Insurgenten anerkannt hätte; und heute trifft die telegraphische Depesche aus Wien bei uns ein: „General Haynau ist wegen Nichtbefolgung kaiserlicher Befehle seines Commandos und seiner Vollmachten enthoben worden.“ Ja es mußte so kommen. Das Blatt hat sich gewendet; das unterthänigst gehorsamste Ministerium geht aus dem Kampfe mit der allmächtigen Soldateska sehr siegreich hervor, man wird bei Haynau nicht stehen bleiben, sondern Welden und Consorten werden folgen, ja selbst die souveränen Leibadjutanten der Majestät stehen auf wankendem Grund.

Der Sieg des Ministeriums Schwarzenberg scheint ein großer und vollständiger und doch ist derselbe in seinen Resultaten bedenklich. Die östreichische Regierung kämpft im Auslande wie im Inlande auf feindlichem Boden, und wie der Eroberer nach jedem Siege sein Heer durch Besatzungen, welche er in dem occupirten Terrain zurückgelassen, schwächt, bis es endlich der concentrirten Macht des Feindes unterliegen muß, so kostet Schwarzenberg jede Spanne Boden, die er in Deutschland gewinnt, ein Stück von der octroyirten Charte, und wenn einst Preußen wieder die ihm gebotene Stellung in Deutschland einnimmt und die Restauration von 1815 über den Haufen wirft, wird der Fürst mit Bewunderung wahrnehmen, daß er nicht nur Deutschland verloren, sondern auch von den 123 Paragraphen von Olmütz nur einen kleinen unbedeutenden Rest in seiner Hand behalten hat. Wichtiger als die errungenen Vortheile in Deutschland ist der Sieg über

die Soldateska. Mit Säbelpatenten und den grün bebuschten Rebellentödtern im Vordergrund ließ sich zwar nicht immer in Ehren, aber doch mit Kraft und einiger Sicherheit regieren, und der Philosoph Welden hat schon längst gesagt: „Die Herren Minister gebrauchen uns nur als Blitzableiter.“ Aber jetzt, wenn die Regierungsgewalt ungetheilt in die Hände der Civilverwaltung fällt, soll auch der Belagerungszustand seinem Ende zugeführt, dann sollen constitutionelle Formen beobachtet, die Landtage und endlich gar der Reichstag berufen werden, und diese an und für sich unschuldigen Dinge werden selbst diesem Ministerium Verlegenheiten bereiten, welches sich nicht durch Blödigkeit auszeichnet.

Man ist geneigt, den Sieg des Ministeriums dem Einfluß der in Wien versammelten Vertrauensmänner zuzuschreiben, die ihre Theilnahme an der Constituirung der Kronländer verweigert haben sollen, so lange die Generäle allmächtig und die Maßregeln der Regierung illusorisch sind. Das ist von den italienischen, aber nicht von den ungarischen Vertrauensmännern zu glauben. Die Lombarden und Venetianer haben von Oestreich nie etwas für ihre Nationalität, ihr Bestehen als italienischer Volksstamm gefürchtet, denn sie wohnen unvermischt auf ihrem Territorium, und an ihren Grenzmarken noch Millionen ihrer Brüder bis an die Alpen und das Cap Passaro. Der Haß gegen die Herrschaft der Tedeschi ist ein alter, aus den Zeiten der hohenstaufischen Kaiser auf sie vererbter, und da sich ihnen diese Herrschaft in alter wie in neuerer Zeit meist durch Soldatenhaufen manifestirte, so werden sie die Aufhebung der Soldatenherrschaft als eine respektable Concession betrachten. Ganz anders in Ungarn. Das ungarische Volk bildet eine vereinzelte Insel in dem großen Ocean der Völkerstämme. Der Spruch: „extra Hungariam non est vita“ ist keine patriotische Phrase, sondern eine ernste Wahrheit, denn außer Ungarn kann der Ungar nirgends kein Vaterland finden. Haynau hat ihm seine Helden geschlachtet, aber er hat sich wenig mit Politik und am allerwenigsten mit der Schwarzenbergischen Centralisation befaßt; die Bestrebungen, das Land zu einer Provinz, und seine Einwohner deutsch oder slavisch zu machen, sind von dem Bureau ausgegangen, die Beamten, die diese Maßregeln ausführen sollen, sind von dem Ministerium entsendet worden, und die Schwierigkeiten, die diesen von den Generälen in den Weg gelegt wurden, dienten dem Lande einigermaßen zur Genugthuung. Als Beweis für diese Ansicht brauchen wir nur die bekannte Brochüre von Zsedényi anzuführen, die von der Partei der ungarischen Vertrauensmänner ausging, und die, nicht aus Furcht, sondern aus Prinzip den Obercommandanten schonte, während sie der Regierung die Verkehrtheit ihrer Maßregeln zu beweisen suchte. Und so fiel Heynau, als er auf eigne Faust *human* gehandelt hatte.

Das Niederreißen der ungarischen Zollschranken ist ein anderes Zeichen von Energie der Regierung und wenn man den Gerüchten glauben darf, so soll die

Schwierigkeit, welche die offengebliebene Frage des Tabakmonopols zu bieten schien bereits gehoben sein, da die Einführung des Tabakmonopols in Ungarn und seinen früheren Nebenländern bereits im Ministerium beschlossen sei; aber eben diese Maßregel, so maßgebend und bedeutungsvoll sie auch für die Centralisation des Kaiserstaats erscheint, wird die Sympathie für die Regierung in Ungarn nichts weniger als vermehren. Zwar der Freihandel zwischen Ungarn und den übrigen Kronländern bringt für die in den fruchtbaren Ebenen wohnenden Magyaren und Deutschen bedeutende Vortheile, da sich ihren Producten neue und ungehemmte Canäle öffnen werden, aber schon die armen Nordslaven, die nichts oder nur wenig nach Oestreich auszuführen haben, und bis jetzt von ihrer schwachen Industrie lebten, sehen jetzt einer furchtbaren Concurrenz mit den großen Fabriken Böhmens und Mährens entgegen, und manches Spinnrad in den Comitaten Arva, Thuroz, Liptau, Zips und Saros, welches seinem Besitzer Brod und Wein aus dem feisten Magyarenlande erschnurrte, wird nach dem 1. October verstummen müssen. Das Tabakmonopol dagegen wird zwar nur die rebellischen Magyaren treffen, aber diese Maßregel ist Ungarn so verhaßt, daß sich der größte Widerstand erwarten läßt. Schon als die Metternichsche Regierung im Jahre 1847 das Tabakmonopol durch Errichtung von kaiserlichen Trafiken anbahnen wollte, erhob sich ein allgemeiner Sturm im ganzen Lande, und sehr treffend sagte ein Redner im Pesther Comitatshause: „Möge die östr. Regierung uns unsere alte Hundshaut*) nehmen. Das Volk, das keinen Theil an derselben hat, wird mit Achselzucken zusehen; möge sie dem Ungarn sein liebstes, sein Pferd nehmen, er wird seinen Schnurbart maltraitiren, einen Fluch in den Bart brumen, aber er wird keine Revolution machen; nur seine Pfeife soll sie ihm nicht anrühren, sonst macht sie ihn zum Teufel.

Fruchtloser Lärm! Das Ministerium hat den Besieger der Magyaren niedergeworfen, es wird auch die ungarische Tabakstaude niederwerfen, bis es endlich selbst geworfen werden wird durch einen Regen kleiner, leichter, schmutziger, werthloser Papierschnitzel, welche jetzt von seinem Tische so weiß und leicht in die Kassen der Besitzenden herniederflattern.

---

*) Das Pergament der Verfassung.

Kleine Reisebilder.

Von Dover nach Antwerpen.

Montag ausgenommen, — weil Sonntags das General-Post-Amt in London keine Briefe befördert, weder für's Inland, noch ins Ausland — dampft täglich ein Regierungs-Packetboot, den Briefbeutel am Bord, von Dover nach Ostende. Jenen Briefbeutel überbringt ein Eisenbahnzug, welcher Abends acht Uhr London verläßt. Dover hat keinen pier, keinen Uebergang vom Lande auf die Schiffe zur Zeit der Ebbe. Die Schiffe liegen am Quai, hoch, wenn Fluth, tief, wenn Ebbe ist, und mittelst Leitern steigt man aufs Verdeck. Deshalb bestimmt die Fluthzeit das Auslaufen und das der Packetboote erfolgt zwischen der elften Nacht- und der fünften Morgenstunde, nie früher, nie später.

An dem Morgen, wo ich mein Haupt in Wasserdampf hüllen wollte, war halb fünf Uhr die Abfahrtzeit. Halb fünf ist in dem englischen Hotels eine sehr frühe Stunde, der Abreisende erhält den Morgenimbiß, wenn es just nicht mehr Zeit ist, ihn zu genießen, und die Rechnung, wenn es nur eben noch Zeit ist, zu bezahlen, nicht sie zu prüfen. Also wollte ich jedem Dover-Hotel ein Schnippchen schlagen und die Nacht auf dem Dampfschiffe bleiben. Hatte deshalb bei meiner Ankunft den Gepäcksträger bedeutet, mich dorthin zu führen. Er that's ohne Einwand. Was hätte er auch einwenden können, da ich in London auf dem betreffenden Büreau mich ausdrücklich erkundigt, ob das Schiff Betten habe, und noch überdies ein Deutscher, ein Landsmann, mir die Frage bejaht? Dennoch meine ich, daß, wenn Dover ein französischer oder deutscher Hafenort und der Träger nicht Engländer, sondern Deutscher oder Franzose gewesen wäre, er etwas eingewendet haben würde. Der Engländer schwieg ungerührt. Und als mir an Bord bemerkt wurde, daß zwar mein Gepäck, aber nicht ich daselbst bleiben, ich erst eine halbe Stunde vor der Abfahrt Aufnahme finden könne, verhehlte er nicht, daß er das auch gewußt, doch, Sir, entgegnete er, „Sie wollten an Bord". Das konnte ich nicht bestreiten. Aber in London war ich betrogen worden und von einem Landsmanne. Mein Aerger über die Täuschung ergoß sich gegen den Steward, der mir den abfälligen Bescheid gegeben und mich theilnahmlos, die Pfeife im Munde, gegen die Kajüte gelehnt, anhörte. Er sollte wenigstens meinen deutschen Zorn über den Londoner Büreaumenschen billigen, aber auch er schwieg ungerührt, und Alles, was ich ihm zuletzt abdrückte, war die Aeußerung, daß in London viel gelogen werde — „they tell such lies there." Es ist möglich, daß ich ehedem in London seltener mit Unwahrheit bedient worden bin, als diesmal. Nur bleibt das Wort: Lügner, immer noch die Herausforderung zu einem Faustschlag, und ein Zweifel an der Wahrheit einer Versicherung wird bisweilen mit einer Weise erwidert, die einem geschulten Deutschen

kaum in den Sinn käme. — Ein Beispiel: Ich war mit einem Freunde von London nach Richmond auf dem Dampfschiffe gefahren. Wir hatten hinwärts die Billets zugleich für die Rückkehr genommen, saßen während der Rückfahrt einander gegenüber, als der Capitän bei Einsammlung der Fahrgelder an meinen Freund kam und — ob er sich vom Morgen her seines Gesichts erinnerte oder nicht — statt ihm das Geld abzufordern, ihn frug, ob er bereits ein Billet habe? Mein Freund bejahte. „So zeigen Sie es," sagte jener. Mein englischer Freund ist nicht warmblütig. Aber er runzelte die Stirn, ein scharfer Blick maß den Capitän, und er antwortete, daß er das nicht thun werde — „I will do no such thing." Der Capitän wiederholte sein Begehren mit dem ganz vernünftigen Zusatze, daß Jeder sagen könne, er habe ein Billet, auch wenn er keins habe. Mein Freund würdigte ihn keiner Antwort, sagte keine Silbe, als jener kategorisch fragte, ob er das Billet zeigen wolle oder nicht, und verzog keinen Muskel, während ich Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken, und der Capitän zornglühend und weiter gehend ihm die Warnung zurief, daß er nicht von Deck kommen solle, ohne sein Billet gezeigt zu haben. Jetzt frug ich meinen Freund, warum er dem Manne nicht den Gefallen thue, das Billet aus der Westentasche zu nehmen, das Verlangen sei ja sehr in der Ordnung. „No, it isn't," versetzte mein Freund und erläuterte, daß, nachdem er gesagt, er habe ein Billet, jener sich nicht unterfangen dürfe, sein Wort zu bezweifeln; ein Recht für jenen, das Billet zu sehen, und die Verbindlichkeit für ihn, es zu zeigen, erwachse erst beim Landen; „habe ich es dann nicht," fügte er hinzu, „und hätte ich es vorher zehnmal gezeigt, muß ich das Fahrgeld nochmals bezahlen; also ist das frühere Vorzeigen nutzlos." — Die Logik leuchtete mir ein. Aber es ist englische Logik, die, wie gesagt, einem geschulten Deutschen nicht in den Sinn käme. Und der Capitän mit seiner Zornglut? Nach zehn oder fünfzehn Minuten kam er wieder heran, blieb vor meinem Freunde stehen und sagte: „Hab' ich Sie beleidigt, so bitt' ich um Verzeihung." Er wisperte das nicht, er sprach es ebenso laut, wie er vorher die Drohung ausgerufen, und das war wieder englisch. Desgleichen die kurze, offene Antwort meines Freundes: „Never mind — Lassen Sie's gut sein."

Ich weiß, daß es lächerlich werden kann, aus einzelnen Zügen einen Nationalcharakter zu construiren. Aber das weiß ich nicht, wie durch Anschauung im Gegensatze zum Geschichtsstudium ein Nationalcharakter zu erkennen ist, wenn nicht aus einzelnen Zügen. Sehe ich eine von einer andern Nationalität abweichende Eigenthümlichkeit unter verschiedenen Verhältnissen und in verschiedenen Ständen sich wiederholen, so bin ich wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß es eine Eigenthümlichkeit, ein Charakterzug der Nation sei. Als ausnahmlose Regel kann der natürlich nicht gelten. Niemand erwartet eine solche, am wenigsten bei Vergleichung civilisirter Völker, denn mehr oder weniger nivellirt die Civilisation, schleift zu gleicher Glätte ab und impft dieselben Laster und Thorheiten ein.

Aber ich stehe in Dover am Quai und suche ein Nachtlager. Alle Hotels präsentirten sich, ich hob nicht eine einzige der bald großen, bald kleinen, bald einfachen, bald geschnörkelten Karten auf, die aus den Händen der am Quai stationirten Hoteldiener wie ein kleines Schneegestöber wirbelnd vor mir niederfielen, nahm, was der humanisirte Mensch für Nacht und Morgen braucht, aus der Reisetasche, war taub allen Anempfehlungen und hatte meinen Entschluß gefaßt. Ich wollte in dem scheinbar respektabelsten Hause von der Art übernachten, an welchem ich die Aufschrift fände: „Good beds, gute Betten." Ein kecker Entschluß. Derlei Häuser stehen in London in keinem ehrenvollen Ruf, und es begreift sich, warum sie in einem Hafenorte in noch schlechterm stehen. Aber ich hatte nie in einem übernachtet; es verlangte mich nach eigener Erfahrung, es konnte mit Häusern sein, wie mit Menschen, daß sie besser sind, als ihr Ruf.

Dover hat eine Unzahl guter Betten, dafern die Betten alle gut sind, deren Tugend die Aufschriften an den Häusern rühmen. Offenbar aber liegt es im Interesse jedes Hauseigners, welcher Betten vermiethet, daß nicht schon das Aeußere seines Hauses abschrecke, und unter den vielen Häusern, die jenen Erwerbszweig treiben, waren eine Menge, deren Außenseite sehr bedenklich war. Sie hatten das Gepräge des Lasters und die Farbe des Schmutzes. Unbescholten erschien mir endlich ein Haus, das zugleich nahe am Quai. Es nannte sich Kaffeehaus und war ein einstöckiger, vier Fenster breiter Bau. Ein Mann begrüßte mich, wollte mir ein Zimmer zeigen und führte mich in dem anscheinend kleinen Hause über lange Gänge nach einer Schlafstube, auf welche das beste Hotel sich etwas einbilden konnte. Der Preis für eine Nacht achtzehn Pence, ein halber Thaler. Der Abend war spät geworden, als ich mich hinauftrollte. Eine geschäftige, saubere Hand hatte meine Stube geordnet, blüthenweiß das Bett überzogen, jede Kleinigkeit wohlwollend bedacht. Ich forderte Thee. Ein Nebenzimmer ging auf, ein Zimmer mit Allem, was in England einem sitting-room gebührt, und der Thee war vortrefflich, und sein englisches Gefolge, das Fleisch, das Brod, die Butter.

Ein Schilling für den Aufwärter that seine Wirkung. Schlag halb vier Uhr: „hot water, Sir;" um vier der Kaffee, für Thee, Kaffee und Bett vier Schillinge! Ich weiß nicht, welchen Ruf dieses Haus in Dover genießt. Aber das Haus erwies sich als ein gutes Haus, sie leerten nicht die Taschen aus, wie zu Eastsheap.

Dem schönen, warmen Gestern folgte ein häßliches Heute — ein kalter, stürmischer Morgen. Die Wolken jagten, Regenschauer strömten und mannshohe Wellen schüttete das Meer über unser Deck. Das Schiff stöhnte, die Passagiere auch — ein widriger Einklang. Obschon der Wind zum Sturme wurde und schräg auf uns einschnitt — Britannia ließ sich nicht irren, furchte das Meer, tanzte über das schäumende, kämpfte und siegte. Vor wenigen Jahren noch dauerte die günstige Fahrt acht Stunden. Seitdem hat die Handhabung des

Dampfes beträchtliche Fortschritte gemacht. In kaum mehr als vier Stunden war unser Schiff vor Ostende und der kleine Capitän wußte es sicher in den schwierigen Hafen zu führen. Die Küste, so weit das Auge sie aus der Ferne bestreicht, ist ein kahler, öder Anblick; ein oder zwei Thurmspitzen, deren eine der Kathedrale von Brügge gehört, sind die einzigen Haltpunkte. Nach und nach taucht der dicke Kirchthurm von Ostende auf und was sich längs der andern Seite des Sandgestades dreht, sind ein halbes oder ganzes Dutzend Windmühlenflügel.

Wenn Ostende 12000 Einwohner hat, und jene nicht Badegäste waren, die den Landungsplatz in großem Kreise umgaben, so mußte ein großer Theil der Bevölkerung zu unserem Empfange versammelt sein. Gewiß Jeder von uns hätte ihnen diese Aufmerksamkeit und auch das Bedauern erlassen, welche unsere fahlen, bleichen Gesichter ihnen entlockten. Nur die zahlreichen Agenten der Hotels und Gasthäuser kannten kein Mitleid. Halb flämisch, halb französisch, halb englisch zerrissen sie Luft und Ohren mit ihren Ausrufen, und während das Gepäck rechts nach einer Zollbaracke gerollt wurde, drängten sie uns links der Stadt zu. Mein Gepäck kümmerte mich nicht. Ist es einmal in den Händen der Zolloffizianten, ist es in der Regel sicher, und Reisende, die viel gereist, wollen bemerkt haben, daß das letzte zu revidirende Stück schneller durchgeht als das erste. Ich verlangte nach Obdach, ergab mich dem Ersten, der sich meiner bemächtigte, und war trefflich aufgehoben. Ausgeruht und gestärkt, empfing ich mein Gepäck, ohne es öffnen zu müssen, und Niemand fragte nach Pässen. Wäre es wahr, was ein kluger Staatsmann geäußert, daß Europa nicht eher Ruhe und Glück besitzen werde, bis jeder Einzelne ohne Paß von Petersburg nach Lissabon reisen könne, so scheint die Zeit solchen Besitzes zu nahen. Aus der Mitte Deutschlands durch vieler Herren Lande war ich bis London gekommen, ungefragt nach meinem Passe, und ich bin zurückgekehrt in die Mitte Deutschlands, und kein Visum steht auf meinem Passe.

Rings von der Landseite ist Ostende mit Wall und Graben umschlossen, so eng und hoch, daß es in einer Art Kessel liegt, über dessen Rand kein Blick hinaus kann. Lüstern nach dem Jenseit glaubte ich kein Verbrechen zu begehen oder dachte vielmehr nur an die Erfüllung meines Wunsches, als ich eine Stelle des Walles erstieg — kein gebahnter Weg allerdings, aber kurzes, weiches Gras. Kaum hatte ich die Höhe erklommen und die Gegend von Blankenberghe erspäht, umrollt mich das Gebrüll des belgischen Löwens in Gestalt eines mannhaften Dragoners, der, wie aus der Erde aufgewachsen, in donnerndem Französisch die Keckheit schalt, mit welcher ich das Gras, des Königs Eigenthum, zertreten. Ich motivirte den Frevel mit meiner Unwissenheit und hätte ich mich gleichzeitig auf den Rückzug begeben, wäre der Löwe wohl ruhig geworden. Statt dessen entschuldigte ich meine That ferner auf deutsche Weise wortreich und durch Analogien, mit meiner Ankunft von der Dover-Festung, wo das Betreten des Grases

erlaubt sei. Unglücklicher Einfall! Das Auge des Dragoners flammte, sein Säbel blitzte. Ich erkannte die Gefahr und glitt, während jener brummte, schweigend den Rasen hinab. Warum mußte ich so schnell und gewaltsam erinnert werden, daß ich nicht mehr in England war!

Von der kargen Gabe, welche Ostende dem Beschauer bietet, würde der Wall ein Theil sein, wenn nicht das Gras dem König gehörte. So bleibt nichts Beschauenswerthes als der Steindamm außerhalb der Stadt, aufgeführt zum Schutze gegen das Meer, wohl eine halbe Stunde lang, und Sammelplatz der badenden und fashionabeln Welt. Ich traf sie ziemlich zahlreich, Engländer und Franzosen, Belgier und Deutsche die Mehrzahl, das schöne Geschlecht in seiner Toilette sorgfältig, nicht so das nicht immer starke. Der Damm ist, wenn nicht die einzige, doch die mit Recht besuchteste Promenade, glatt und mit holländischem Backstein gepflastert, trocken zu jeder, staubig zu keiner Zeit. Bis an seinen Fuß spült die Fluth ihre Wellen und die Ebbe öffnet ein breites Sandfeld. Längs dem Damme stehen die Badekarren. Anschläge, französisch und flämisch, gebieten strenge Sonderung der Geschlechter und geziemende Badekleidung, ein Beweis, daß von Beidem das Gegentheil vorgekommen. Doch sind auch in Belgien dergleichen Gebote elastischer Natur. Unter hunderterlei oder gar keinem Vorwande wird der Grenzpfahl der Sonderung überschritten, eine für unbewaffnete Augen unerreichbare Ferne zur Gehörsweite nahe gerückt und das Badegewand den Wellen zum Spielzeug gegönnt. So hörte ich klagen und sah die Klage belächeln.

Selbst der heftige Wind, wie er am Tage meines Dortseins wüthete, minderte nur, hinderte nicht das Lustwandeln und küßte manche bleiche Wange roth. Die Ermüdeten aber oder Schüchternen und Bejahrten zogen sich in den Phare zurück, den auf dem Damme stehenden Leuchtthurm, von dessen vier Ecken die belgischen und englischen Farben wehen und in dessen unteren Räumen ein Restaurant mit hohen Preisen waltet. Neben der körperlichen Labung tischt der Cercle geistige auf, d. h. politische Blätter, Zeitungen und erlaubte Broschüren. Wer leichte Bücher zu lesen, nicht zu kaufen wünscht, findet sie in zwei oder drei Leihanstalten, getanzt wird im Saal des Rathhauses, wo ein lebensgroßes Bild der Kaiserin Maria Theresia steht, eine Erinnerung an den Aachener Frieden, musicirt in einem kleinen Garten mit dem großen Namen: Jardin des Princes. Vom Theater schweige ich, weil ich die französische Truppe, die dort spielte, lieber nicht gesehen hätte.

Fort rollte der Dampfwagen nach Antwerpen zu, von dem großartigen Bahnhofe durch ein herrlich bebautes Land, auf einer Bahn, die weder rechts, noch links durch Einschnitte oder Mauern den Blick beschränkt. Es war eine Fahrt zwischen Hainen und Gärten, die Wälder, Buchen und Fichten, die Obst-, Gras- und Gemüsegärten alle reich gesegnet. Wohl jede zwanzig Minuten hielten wir an, und was mich schon früher überrascht hatte, fiel mir wieder auf, die Menge Menschen, die an oft kleinen Orten abgehen und zukommen. In ganz Belgien,

so scheint es, vom Priester im schwarzen Rocke und viereckig aufgekremptem Hute herab zum Landmann in der unvermeidbar blauen Blouse fährt Arm und Reich, Alt und Jung unaufhörlich auf der Eisenbahn. Nebenbei übt die Administration ihr Amt besser als auch in England. Dort, und nicht dort allein, besteht der Glaube, daß auf einem Eisenbahnhofe des Lärms, der Eile, des Geschreies nie genug sein könne. Die Beamten rennen, die Locomotiven pfeifen, alle Thüren werden krachend zugeschlagen, der Reisende gestoßen, geschoben, als Collo behandelt. In Belgien nicht. Die Thüren schließen sich leise, Trompeten vertreten die häßlichen, Mark und Bein zerschneidenden Pfeifen und die Beamten verrichten ihre Geschäfte, ohne zu rennen. Dennoch fährt man in Belgien sehr schnell.

Der Sonntagsmorgen meines Erwachens in Antwerpen begann mit hellem Glockengeläute, zwischendurch die Melodien der in Holland und Belgien unvermeidlich klingelnden Glockenspiele. Es war ein himmelblauer Tag und die Place Verte unter meinem Fenster voll eifriger Kirchengänger. Aber nach den stillen englischen Sonntagen fiel mir sehr auf, daß der Gottesdienst den äußern Gang des Werktaglebens ungestört ließ, daß, während die Glocken zur Andacht riefen, und von allen Seiten Hunderte dem Rufe folgten, Handel und Wandel trotzig seine Wege trieb und die Verkaufsgewölbe sich aufthaten. Ich war nur wenige Schritte von meinem Hotel um die nächste Ecke gebogen, als ich zwischen grünen, frisch in das Pflaster gepflanzten Bäumen stand. Blumen- und Laubgewinde zogen sich von einem zum andern und fast jeder trug das Bild eines der vierzehn Heiligen, von deren jährlichem Feste heute die hundertjährige Erinnerung gefeiert wurde. Herein in die Kathedrale zur Hochmesse! Als die Geistlichen sich gegen den Altar verneigten, mit erhobenen Händen näher schritten und jene mystischen Ceromonien begannen, welche ein wesentlicher Theil der Messe sind, streifte ein Lächeln über das Gesicht eines Engländers, der neben mir saß. Er wußte nicht, daß Handlung und Geberde eine Vorschrift des römischen Ritual ist und Beziehung hat auf das Leben und die Lehren unseres Heilandes. Als ich ihm das zugeflüstert, war er vielleicht einer der Ernstesten.

Störend aber — daß doch überall der Satan dieser Welt sich eindrängen muß in die Gemeinde der Heiligen! — war das stete Klimpern und Klirren der Kupfermünzen, welche zu dreifachem Zwecke eingesammelt wurden. Einmal für die Strohsessel, auf welchen die Anwesenden sitzen oder knieen, die einzigen Sitze in der weiten Kirche, das Stück zwei Sous. Die Einnahme ist verpachtet, und eine Frau, welche das Geld einforderte, schien kein Auge für die Andacht der Betenden, aber zehn Augen für ihre Stühle zu haben. Sie bemerkte jeden Wechsel und störte das inbrünstige Gebet. Minder rücksichtslos waren die Einsammler freiwilliger Gaben für Kirche und Arme. Jeder Einsammler hatte eine hölzerne Büchse. Die bot er zum Empfange des Beitrags und wie das hineinfallende Stück klang, so ließ auch der Mann die Büchse vor Jedem klingen, der vielleicht nicht

Lust zeigte zu hören. Außerdem schritt ein anderer Mann durch die Kirche mit sichtbarem Augenmerk, nicht auf die Ordnung, die er hüten sollte, sondern auf fremde Gesichter. Es war der Kirchendiener, der Sakristan. Wer in Paris war und in einer dasigen Kirche, erinnert sich des eigenthümlichen Costüms der dort gleichermaßen Angestellten — des dreieckigen Huts mit silberner Borde, des gestickten Rocks, der kurzen „Modesten", der weißseidenen Strümpfe und der blanken, silberbeschnallten Schuhe, des die Waden klopfenden Galanteriedegens an breitem, reich verziertem Gehänge und des gewichtigen Rohrs mit langem, silbernen Knopfe und langer, stählerner Zwinge, welche der Träger dröhnend auf das Pflaster stößt, dem Volke ein Zeichen, dem Priester Raum zu geben auf seinem Gange von der Sakristei zum Altar oder zur Kanzel — ein Costüm, das merkwürdig genug allen geselligen Umwälzungen siegreich widerstanden. Bescheidener tritt der Antwerpener Sakristan auf. Er hat weder dreieckigen Hut, noch Galanteriedegen, aber einen fein gestickten Rock und ein zierliches Gehänge, weder seidene Strümpfe, noch Schuhe, aber Stolpenstiefeln, die Stolpen von glänzender Mahagoni-Farbe. Seine Rente sind die zwei unweit vom Altar hängenden Gemälde des Meister Rubens, die Abnahme vom Kreuz und die Kreuzeserhöhung. Deshalb werden beide bedeckt gehalten und deshalb sucht der Sakristan die fremden Gesichter. Nach beendigter Messe lüftet er den Vorhang und nimmt lohnende Anerkennung dankbar entgegen.

Würdiger alter Bau, welchen Anblick mußt du geboten haben, als beim Glanz von hundert silbernen Kronleuchtern Philipp der Zweite das Capitel des Ordens vom goldnen Vließe hielt, umgeben von regierenden Fürsten, inmitten eines Adels, des reichsten der Welt, dessen Wappenschilder auf seidenen Bannern über den Häuptern der Versammlung wehten! Freilich war das die Zeit, wo Antwerpens Handel keinen Nebenbuhler kannte, sein weiter Hafen zu eng war für die auf der Schelde heranziehenden Flotten, Pracht und Luxus durch alle Stände ging, Männer und Frauen sich in Sammet und Seide kleideten, Diamanten das Pferdegeschirr zierten und wo die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich nach Brügge kam, sie schon dort, erstaunt über den sie umringenden Glanz, in die Worte ausbrach: „Ich meinte die einzige Königin hier zu sein und sehe sechshundert Frauen, die es mehr sind als ich." — Dahin ist die Pracht, der ungemessene Reichthum, sammtne Wämmser und seidene Fahnen, aber die kleine Biene glänzt noch, welche Quentin Messys, der arme Hufschmied, heimlich auf den Schenkel eines Engels malte, im Atelier des reichen Malers, dessen Tochter er liebte. Das Bild mit der Biene, der Fall der Engel, hängt noch in der Kathedrale und vor derselben unterm westlichen Portale schläft Quentin Messys. Im Schiff der Kirche, wo mancher Unwürdige schlief, wurde ihm die Stelle versagt, weil er ein Ketzer hieß. Doch an Quentins Grab geht Keiner vorüber, ohne seinen Namen auf einer Steintafel zu lesen und darunter die Zeile: Connubialis Amor de Mulcibre fecit Apellem. Mit dieser frommen Betrachtung schied ich aus der Atmosphäre von Weihrauch.

Die Theaterbildung in Rußland und Polen.

Der Bühnengeschmack eines Volkes, die Stärke seiner productiven Gestaltungskraft, die Entwickelungsgeschichte seiner populärsten Kunstgattung, des Dramas, geben uns Aufschlüsse über Seiten seiner Individualität, die wir aus seiner politischen Geschichte nicht immer mit derselben Genauigkeit zu erkennen vermögen. Die gemüthliche Anlage des Volkes tritt in seinen Beziehungen zur darstellenden Kunst sehr deutlich hervor und aus dem Wechselverkehr zwischen Schaffenden und Genießenden, aus dem Publikum eines Theaterabends läßt sich ein Schluß machen auf den Grad der Tüchtigkeit eines Volkes auch im Staate. Freilich gilt es dabei, sowohl geschickt als vorsichtig zu sein.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich außer den höfischen Kunstinstituten zu Warschau im polnischen Reiche schon vier starke dramatische Gesellschaften, von ächt polnischem Gepräge, welche in den vornehmsten Städten ihre Kunst zeigten, und zwei davon leisteten so Anerkennenswerthes, daß sie die Ehre hatten, bisweilen vor dem königlichen Hofe spielen zu müssen. Das Eigenthümliche dieser Gesellschaften war, daß sie nie fremdländische Schöpfungen zur Darstellung brachten, sondern nur ihre eigenen, im buchstäblichen Sinne. Die Directoren derselben waren entweder selbst Dichter, oder hatten Seele und Geschäft mit einem Dichter verbunden. Diesem folgten sie wie Wallenstein seinem Astrologen. Auf seine dramatische Kraft gründete sich das Unternehmen einer darstellenden Gesellschaft, und die Producte ihres Poeten waren es fast ausschließlich, welche jede Gesellschaft zur Aufführung brachte. Unter sich pflegten die besseren dieser Gesellschaften Contracte abzuschließen, nach welchen sie sich gegenseitig die Productionen ihrer Poeten zur Benutzung überließen. Diese Beschränkung auf die eigene Schöpfungskraft mochte zum Theil in dem Mangel an Verbindung mit der fremdländischen Literatur, zum Theil in nationalem Selbstgefühl, zum Theil auch darin ihren Grund haben, daß der polnische nationale Geschmack damals mit dem der Deutschen, Franzosen und Engländer zu wenig verwandt war. Es entwickelte sich in jenem Verhältniß aber auch eine poetische Schöpfungskraft, welche ein ächt nationales und gutes Theater von der Zukunft erwarten ließ. Selbst jetzt, nachdem Revolutionen, Kriege und politische Pläne fremder Herrschaft die Bühne bald zertrümmert, bald beschimpft haben, nachdem sich die Polen poetisch ebenso wie politisch zu Satelliten französischer Bildung gemacht haben, gibt es als ehrwürdiges Andenken an jene alte Zeit noch einige Schauspielergesellschaften, welche den guten alten gleichen, ihren Poeten besitzen und nur seine eigenen, oder wenigstens von ihm ein- und zugerichtete polnische Stücke zur Aufführung bringen. Eine solche Gesellschaft, deren vornehmste Person Richlawski heißt, befindet sich

in Kleinpolen in den Städten Radom, Kielce, Opatow, Sandomir u. a. Eine zweite, welche sich vorzugsweise in dem Gouvernement von Kalisch aufhält, steht unter der Leitung eines gewissen Felinski, durch dessen gute dramatische Dichtungen sie eine Berühmtheit erlangt hat, welche der des Musikchors von Strauß ähnlich ist. Doch sind diese Gesellschaften nur ehrwürdige Ueberreste. Das polnische Theater hat im Allgemeinen eine andere Bestimmung erhalten, als sich vor hundert Jahren erwarten ließ.

Die Anfänge des russischen Theaters sind bei weitem jünger. Peter der Große machte sich zwar außer vielem andern auch mit dem Theater zu schaffen, doch erst die Kaiserin Katharina emancipirte die dramatische Kunst am Hofe. Unter Alexander und Nicolaus sind dafür in den Residenzen die großartigsten Einrichtungen gemacht worden, und Rußland rühmt sich, fünf Theater zu besitzen, von denen zwei in Betreff des Glanzes und der Größe alles Verwandte in Europa übertreffen; allein es besitzt doch keinen Sinn für dramatische Kunst. Die Bühnen sitzen im Reiche der Moskowiter wie ein Rosenzweig, der auf einen wilden Waldbaum gepfropft ist. Sie haben sich nicht naturgemäß aus dem poetischen Bedürfniß des Volkes emporgehoben, und fanden im Lande sehr wenig, was ihnen als poetischer Untergrund dienen konnte. Daher ist noch gegenwärtig das Theater in Rußland ein in jeder Beziehung fremdes Institut. In seinem Ursprunge nicht national, ist es dem Herzen des Volkes fern geblieben. Durch die starre Rohheit der russischen Natur haben kaum erst einige schwache Keime für eine dramatische Literatur emporkommen können, an Gefühl für darstellende Poesie fehlt es dem Volke, an Geschmack den Gebildeten in auffallender Weise.

Aber in Rußland sind alle Verhältnisse umgekehrt. Was bei anderen Völkern das Endresultat eines langen Lebens ist, wird bei ihm der Anfang. Eine natürliche Entwickelung der Nation scheint den Herrschern zu weitläufig, und in der That würde dieselbe in manchen Dingen Jahrhunderte erfordern, so suchen sie die Nation andern Völkern durch gewaltthätige Nachahmung fremder Form äußerlich gleichzustellen. Peter der Große sagt in seinem Testamete: „man versäume nie, dem russischen Volke europäische Formen und Gebräuche zu geben.“ Das Theater in Rußland ist eine dieser Formen; und schon hieraus ist ersichtlich, in welchem Zustande es sich befindet. —

Wohl leben im Lande einige freie Schauspielergesellschaften, allein es sind keine russischen, oder doch nur solche, welche auf Speculation eines Fremden entstanden sind. Odessa hat deren z. B. öfters zwei, zuweilen auch drei. Die italienische Gesellschaft soll Gutes leisten. Die russische, welche jetzt stabil geworden, stand bisher unter Leitung eines Deutschen und leistete nur Schlechtes. Die Gesellschaft in Kiew besteht zum größten Theile aus Polen der altpolnischen, Rußland einverleibten Provinzen; sie wird gerühmt. In Polen würde es möglich sein, in jedem kleinen Nest von Stadt eine ganz erträgliche Gesellschaft für

dramatische Darstellung zusammen zu bringen; in Rußland läßt sich leichter eine Armee als eine Schauspielerbande schaffen. Der letzte Grund dieses auffallenden Gegensatzes ist der ungeheure Unterschied, der in der Individualität beider Völker stattfindet. Der Pole ist höchst sanguinisch, feurig, enthusiastisch, voll Idealismus und Begeisterung, der Russe ist durch und durch Körper, grobes, sinnliches Behagen, voller Tüchtigkeit zum Schlagen und Balgen, ohne große Fähigkeit schnell Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten.

Hierin sind sich Gemeine und Vornehme, Leibeigne und Herren gleich wie Zwillingsbrüder. Der Adel ist eben so plump als die Bauern. In Polen ist es ganz anders. Den Bauer mag man ein rohes Geschöpf nennen, in dem Vornehmern findet man aber fast durchgehend einen feinen Mann, dem zwar fast immer eine wissentschaftliche, nie aber eine weltliche gute Bildung abgeht. Der Grund davon ist, daß er in seiner beweglichen, reizbaren Seele fortwährend Veranlassung findet sich in ein Verhältniß zur Außenwelt zu setzen und ein Bedürfniß hat, sich mit ihr zu verständigen. Der Russe hat dies Bedürfniß nicht.

Selbst in Petersburg erfreute sich das deutsche Theater lange einer ungleich umfassenderen Theilnahme, obschon die Zahl der Russen die der Deutschen siebzehn Mal überwiegt. Die Russen, welche dort ihr Theater besuchen, sind die Vornehmsten und Reichsten. Sie betrachten das Theater aber für nicht mehr als eine Modesache. Daher die seltsame Erscheinung, daß man es in Petersburg für nobel hielt, nur dem Anfange der Darstellung beizuwohnen, wenigstens nicht das Ende abzuwarten. Es ist vorgekommen, daß längst vor dem Schluß das Haus völlig leer war, da Jeder nachzuahmen und vornehm zu sein sich bemüht. Zieht ja etwas an das Theater, so ist es nicht die Poesie, sondern die glänzende Aeußerlichkeit. Ueber der Haartour oder dem Schleppenkleid einer Schauspielerin vergißt die Russin gänzlich die Bedeutung derselben in dem Stücke, wenn sie diese Bedeutung überhaupt noch versteht. Daher sind die Ballete in den russischen Theatern zu Petersburg und Moskau ungleich höher geschätzt als die besten Dramen, und ließe die Theaterdirection auf Befehl des Kaisers Seiltänzer und Athleten, Kunstreiter und dressirte Affen auftreten, so würde die Mehrzahl der Russen erst recht behaupten, ihr Theater habe die Vollkommenheit erreicht. Es ließ sich dies vor mehreren Jahren auch in Warschau beobachten, als sich die Kunstreitergesellschaft der Tourniaire dort befand. Die Theater brachten ihre besten und beliebtesten Stücke, um nicht zu starken Cassennachtheil zu erleiden; die Polen schenkten patriotisch dem Theater den Vorzug, die Russen dagegen waren die unwandelbarsten Verehrer der Kunstreiterin. Freilich begünstigte sie Fürst Paskewitsch. Der General O. rühmte sich während der ganzen elf Monat langen Anwesenheit der Kunstreiter nie eine Vorstellung versäumt zu haben; der polnische Graf Ledochowski dagegen besuchte, nach seiner Aeußerung, seiner Kinder halber den Circus ein Mal und sah von der Vorstellung nichts, indem er hartnäckig in Schillers

Wilhelm Tell las. Das war polnische Opposition gegen russische Lieblinge, aber es ist auch bezeichnend für die nationellen Eigenthümlichkeiten beider Stämme.

Aus dem Mangel an Sinn für dramatische Kunst entspringt der Umstand, daß bei den Russen Talente für Schauspielkunst über alle Maßen selten sind. Was die letzten Kaiser von Rußland auch aufgeboten haben, um durch die Theater einen neuen Glanz für ihre Residenz zu gewinnen; es ist ihnen nicht gelungen in der großen Nation Künstler zu gewinnen, welche mehr als nur mittelmäßigen Anforderungen genügten, das Genre ausgenommen. Endlich entschloß man sich dramatische Schulen bei dem Theater zu errichten und die Künstler zu bilden; allein Talente können gebildet werden, aber sie werden nicht durch Dressur herausgetrieben. Der Kaiser Nicolaus, vielmehr noch seine Gemahlin, waren, wie man sagt, in einer frühern Zeit über die Unfähigkeit der Russen zur Kunst der Darstellung so ärgerlich, daß sie Kinder in Deutschland für die dramatischen Schulen anwerben wollten. Des Kaisers Wille stieß auf Hindernisse und er begnügte sich, Kinder von deutschem Geblüt aus seinem Volke in die dramatischen Schulen aufnehmen zu lassen. Den Russen war das gar nicht empfindlich.

Wie die poetische Production naturgemäß der darstellenden Kunst vorangehen muß, so kann umgekehrt die dramatische Poesie sich gewiß keines Blühens rühmen, wo die darstellende Kunst in so großer Erbärmlichkeit darniederliegt. Es ist kaum fünfzig Jahre her, daß man die gänzliche Unwissenschaftlichkeit der russischen Nation zu durchbrechen bemüht gewesen ist; aber was sind fünfzig Jahre für Verbreitung wissenschaftlicher Cultur auf einem so ungeheuren Terrain? Die Zahl der wissenschaftlich Angeregten und gemüthlich Gebildeten ist sehr klein und der glückliche Zufall, daß in dieser kleinen Zahl einmal eine geniale Natur herausspringt, kann nur sehr selten sein. Zudem ist ein merkwürdiger Umstand, daß auch der zu künstlerischer Production sich berufen fühlende Russe fast ausschließliche epische Anlage zeigt, von dem Genre angezogen.

Die Schwierigkeiten der Form scheinen dem Russen erschrecklich zu sein. Beim Roman genirt ihn die Form wenig, und so werfen sie sich fast alle auf Roman und Novellendichtung.

Da jeder Schriftsteller wie überall im Beginn der Literatur eines Volkes in Rußland für ein Wunderwesen gehalten und mit Stupor beobachtet wird, so z. B. auch der dramatische Schriftstellers Kukolnik. Er hat viel für das Theater geschrieben, aber nichts ist so sehr an ihm zu loben, als sein Eifer nachzuahmen; darin läßt sich ihm in der That eine große Gewandtheit nicht absprechen. Er hat sich bald dem beliebteren Literaturgebiet der Romandichtung zugewendet, allein hier wie dort zeigt sich eine nationale Schwäche. In jeder seiner zahllosen Arbeiten sieht man zunächst, daß er sie ausgeführt, ohne sich einen Plan durchdacht zu haben, es ist keine Organisation darin.

Kukolniks „Alf und Aldona", worin wenigstens 150 Personen handelnd auf-

treten, keine hervortritt, um das Interesse zu concentriren, jede nur kommt, um sich zu zeigen, und verschwindet, um nicht länger lästig zu sein, worin alles, die Krautstaude am Wege, wie die Ermordung eines Fürsten, gleichmäßig umständlich beschrieben und erklärt wird, worin keine geschichtliche Handlung, sondern nur unzähliges Detail zu finden ist — ebenso sein „Eveline und Baillerole", worin der Cardinal Richelieu als Zertrümmerer der Aristokratie dargestellt ist, und das Ganze sich ebenso in unzählige unzusammengehörige Scenen, die zum Theil allerdings niedlich gemacht sind, auflöst, sind Beweise dafür; ebenso Iwan Wanenko's, J. Boriczewski's Arbeiten, J. Zchewen's fünf Bände starker „Sonnenstahl", Wolkow's und Czernjawski's, Ulitinins und Th. Van-Dim's (ein Pseudonym) Dichtungen, ja man darf sagen, Alles, was nur erschienen ist.

Von Seiten des kaiserlichen Hauses ist, ich wiederhole es, für das russische Theater Alles geschehen, was nur geschehen konnte und anderswo nicht geschieht. Die äußerste Freigebigkeit begünstigt die Künstler, man sucht sie durch die Schulen vom Gebiete roher Faxenmacherei auf das der wirklichen Kunst zu versetzen, man gewährt den Tüchtigsten die großartigsten Prämien, man stellt die Schauspieler den Staatsbeamteten gleich, man verpflichtet sie nur zu einer fünfundzwanzig Jahre langen Dienstleistung (von ihrem Debüt an gerechnet) und eine kaiserliche Ordre bestimmt ihnen nach Ablauf dieser Zeit ihr volles Gehalt als Pension; man setzt auf russische Gastspiele die höchsten Preise, um aus den dürren Steppen der einheimischen Kunst irgend ein Talent hervorzulocken; man verpflichtet bei Strafe die russischen Schauspieler das deutsche Theater zu besuchen, damit sie Kunstbildung gewinnen, und veranstaltet deshalb durch enorme Honorare vorzügliche Gastspiele im deutschen Theater zu Petersburg; doch alles ist umsonst, man bringt das russische Theater nicht viel höher als zu einer Handwerksstätte. Nur die nationale Komik, burleske und drollige Naivetät hat in einzelnen Schauspielern, die in Bildung und Tragweite ihres Talentes unsern Lokalkomikern gleichen, sogar glänzende Vertreter. Für höhere Schauspielkunst haben sie aber nur geringe Bedeutung. Für diese fehlten Bildung und Empfindungen im Volk, es mangeln die Dichtungen und die Träger der Poesie, die Darsteller.

Im Gegensatz dazu würde das polnische Theater in schönem Gedeihen haben emporwachsen können. Im Volk feuriges Interesse, die Dichter von Begeisterung zur Production getrieben, eine Anzahl von kleinen tüchtigen Gesellschaften Talente suchend, bildend und den großen Bühnen zuführend — was fehlte dem polnischen Theater noch? Die Bühnen von Wilna, Warschau, Krakau, Lemberg und Posen müssen auch in der That am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine merkwürdige, im Ausland wenig beachtete Blüthe des Schauspiels gehabt haben, wenn man der sehnsüchtigen Bewunderung älterer, noch lebender Künstler glauben darf. Und von 1815 bis 30 wurde die Kunst

der dramatischen Darstellung in Warschau, obschon man damals noch in dem erbärmlichen kleinen Hause am krasinskischen Platze spielte, auch in deutschen, französischen und englischen Artikeln besprochen.

Das ist jetzt anders geworden. Gleich nach der Unterwerfung Polens im Jahr 1831 wurden die Theater, stabile und ambulante, geschlossen. Ein politischer Akt schien alle zugleich vernichten zu sollen, und der Plan, nur dann ihr Fortbestehen zu gestatten, wenn sie mit russischen Schauspielern besetzt würden, war allerdings gefaßt worden. Allein, nachdem die russische Regierung von ihrem ersten Zorn zurückkam, fand sie, daß das unmöglich war. Das Offiziercorps der Besatzung Polens, wie groß diese auch war, konnte russische Theater doch nimmermehr erhalten, und wo wollte man die russischen dramatischen Künstler hernehmen? Aber wenigstens in Warschau wollte sie mit Gewalt ein russisches Theater einrichten, hatte sie doch bereits eine russische Zeitung stiften lassen. Ihre Gewalt hatte Großes gethan, ungeheure Festungen erbaut und manches Größere niedergerissen, aber ein russisches Theater brachte sie nicht zu Stande, ja selbst die Zeitung, welche Geldsummen man ihr auch geopfert hatte, starb ohne ein ordentliches Leben gewonnen zu haben.

Endlich erschien die Erlaubniß, das polnische Theater wieder zu eröffnen! ja die Laune, welche zuvor gegen dasselbe aufgewallt war, wendete sich jetzt demselben zu, natürlich nicht ohne Nebenabsichten. Das dürftige kleine Theater am krasinskischen Platze, das einzige der Stadt Warschau außer dem sehr entlegenen Amphitheater und dem kleinen Hoftheater des Königs Stanislaus August, wurde aufgegeben und eine Summe von vier Millionen Gulden zur Erbauung von zwei großen prächtigen Theatern bestimmt. Die Leitung des Baues, so wie die Direction der Kunst wurde nach russischem System einem General, Herrn v. Rautenstrauch, einem mehr als siebzigjährigen, an Körper und Geist absterbenden Manne übertragen. Die Bühnen erwuchsen prächtig, auf das Großartigste und Glänzendste ausgeführt, beide in einem und demselben Hause. Es befindet sich dem Rathhaus gegenüber und nimmt die eine ganze Langseite des Hauptmarktes ein, hat eine Länge von zweihundertundsechzig Schritten. Das Parterregebälk ist von einer Reihe ungeheuer dummer, viereckiger Pilaster getragen, wie sie nur selten die Baukunst außerhalb Rußland aufgerichtet hat. Ueber diesen Pilastern stehen, das Gebälk des ersten Stockwerks tragend, korinthische, schön gearbeitete Säulen. Aus dem Dach erheben sich noch drei verjüngende Stockwerke. Das Gebäude hat eine Höhe von ungefähr 160 Fuß und ist das Colossalste, was Warschau an Bauwerken aufzuweisen hat. Da man die Schauspieler militärisch, nach russischem Styl zu behandeln beabsichtigte, so hat man es zugleich kasernenmäßig eingerichtet, so, daß gegen fünfhundert Menschen in demselben wohnen, die größtentheils dem Theater angehören. Die beiden Bühnen sind von einem deutschen Baumeister unter der nicht selten zum Nachtheil sich einmischenden Inspection des Generals gebaut worden.

Sowohl das sogenannte große Theater, welches 6000 Menschen aufnehmen kann und vier Stockwerke hoch ist, als auch das Varietétheater, dessen Größe etwa der Ihres Leipziger Theaters entspricht, sind mit allen Apparaten ausgerüstet, welche nur irgendwo einer Bühne eigen sein können, ja man hat für sie sogar neue — zum Theil ungeschickte — Maschinerien erfunden. Um sich großartig zu zeigen, kommt der Russe häufig auf sonderbare Einfälle*).

Man hat auf dem Zollhof ungeheure, zur Bühne führende Brücken angebracht, für den Fall, daß große Cavallerieabtheilungen auftreten müßten; man hat Apparate angebracht, daß Personen blitzesschnell aus dem 56 Fuß hohen Coulissenhimmel herabgleiten können. Eine Maschinerie, für welche eigens ein Ballet componirt worden ist, überbietet alles mir Bekannte an Großartigkeit; durch sie werden auf einem Wolkengebirge achtzig lebende Menschen aus der Höhe auf das Podium heruntebefördert. Auch mir imponirte diese Erscheinung beim ersten Male, obgleich ich die Maschinerien der großen Oper in Paris gesehen hatte, beim zweiten Male dachte ich daran, daß dieser Apparat 40,000 Gulden kostet.

Unter der Direction der beiden russischen Generale, welche bis jetzt dem Theater vorgestanden, ist in dieser Weise übermäßig viel für das Aeußerliche gethan worden. Man hat sich ganz nach dem großen russischen Theater in Petersburg gerichtet. Dadurch hat aber nichts weiter gewonnen, als der Theil des Theaters, welcher der wirklichen Kunst am Fernsten steht, nämlich das Ballet. Man wird wohl nirgends außerhalb Paris das Ballet so glänzend finden, als im großen Theater zu Warschau, selbst in Petersburg nicht, da der Russe auch an körperlicher Schönheit und Grazie dem Polen nachsteht. Man hat früher zweimal Polen für das petersburger Ballet engagirt, als Beeinträchtigung der Nationalwürde aber später diese Maßregel wieder eingestellt. Der sinnliche Reiz des

---

*) Man verzeihe ein Beispiel aus andern Kreisen des Lebens: Der Grundherr Wolenko von Zakrosinsk, welcher eine Fläche Steppenland von drei Tagereisen im Umfang besitzt, ließ auf den Contracten (Handelsmesse) in Kiew durch das Blatt verkünden, daß er eine der großartigsten ökonomischen Erfindungen gemacht habe. Er wurde befragt, worin diese bestehe, und beschrieb nun, wie er seinen halben Edelhof in ein einziges Gebäude concentrirt habe, indem er im Erdgeschoß seine Wohnzimmer und auf dieses als Gestockwerk die Ställe für die Schweine, Ziegen und abgesetzten Lämmer gebracht habe; damit die Jölle nicht in seine Zimmer durchdringe, habe er in seinem Walde bei Mohilew einige hundert alte Kiefern fällen, Pech brennen und damit die Fußböden der Ställe übergießen lassen; zu den Eingängen führe eine Art steigender Brücke. Als man nun fragte, wozu er diese Einrichtung getroffen, versetzte der treffliche Mann, welcher Tausende von Morgen unbenutzten Landes besaß: „habe ich dadurch nicht den Boden erspart, auf welchem die Ställe standen, überdieß sollte Jedermann auf Erfindungen sinnen, denn dadurch macht er sich nicht bloß berühmt, sondern er nützt auch dem Staate und sich selbst.“ Man lachte über den Herrn von Wolenko, doch hält er sich zuversichtlich heute noch, wenn er nicht in der Jölle vielleicht schon halb ertrunken ist, für einen geistreichen Erfinder. Der einzige Werth dieser lächerlichen Geschichte soll darin bestehen, daß sie charakteristisch ist. Mit manchen der originellen Apparaterfindungen an den Warschauer Theatern verhält es sich ungefähr ebenso.

Tanzes machte das Ballet zum wichtigsten Theile des Theaterwesens. Eine große Balletschule ist eingerichtet, und in dieser befinden sich Schüler vom dritten bis zum achtzehnten Lebensjahre. Es erweckt Abscheu, die kleinen, kaum der Mutterbrust entwöhnten Geschöpfe schon für einen so bedenklichen Lebenszweck, als der Tanz ist, renken und quälen zu sehen. Die Schule enthält an zweihundert Schüler und Schülerinnen, die häufig sämmtlich mit auf den Bretern erscheinen müssen, z. B. in dem Ballet Charis und Flora, und dann ein kleines Honorar erhalten. Uebrigens ist sämmtliches angestelltes Balletpersonal zu täglichen Exercitien in den beiden großen Sälen verpflichtet. Es war zu meiner Zeit der Mühe werth, das Treiben der hochstehenden russischen Offiziere dabei zu beobachten. Der Zutritt ist natürlich nur den Freunden des Directorgenerals, also andern Stabsoffizieren frei, und manche dieser Herren machen sich mehr in den Balletsälen, als bei ihren Heeresabtheilungen zu schaffen. Jeder von ihnen rühmt sich, unter den Tänzerinnen eine oder mehre Geliebte zu besitzen, und läßt es sich angelegen sein, diesen Favoritinnen kleine, gemeine Feste zu geben. Die Unsittlichkeit war arg, und das Widerlichste, daß selbst Kinder von dreizehn, vierzehn Jahre in diesen Pfuhl militärischer Courtoisie hineinexercirt wurden. Der General Nesselrode bewies sich darin als wackerer Mann, als er über diesen schmutzigen Mißbrauch der Theateranstalt heftig eiferte. Allein er erwarb sich dadurch nicht die Gunst des Statthalters, dem selbst das medisirende Warschau großen Wohlgefallen an dem schönsten Theil der Künstlerwelt nachrühmt. Er wenigstens zieht Schauspiel und Oper dem Ballet vor. Und da er den Warschauern so viele Interessen zu nehmen gezwungen war, ist er großmüthig genug, ihnen zu gestatten, seine Person mit dem Theaterklatsch in interessante Verbindung zu bringen. Wenn ein Fräulein Daszkiewicz, früher die reizendste Erscheinung im Nationallustspiel, ihren reichen Bräutigam durch einen höhern Gewinn verlor, oder die Mutter der hübschen Sängerin Rivoli in früherer Zeit kühn und laut erklärte: Ein Geschenk von dreizehntausend Gulden anzunehmen, halte sie zwar für ganz verständig, und sie sage daher im Namen ihrer jungen Tochter schönstens Dank, allein ihre Tochter am Souper eines einzelnen Herrn theilnehmen zu lassen, halte sie mit ihren Mutterpflichten nicht für vereinbar, auch stimme das nicht mit der Gesinnung ihrer Tochter, ihre Zukunft mit dem Rufe sittlicher Reinheit u. s. w. Es entzückte die Warschauer damals, daß die Fürstlichkeit der Sitte souveräner war, als ein Anderer.

Der Geschmack der Russen hat dem Ballet diejenigen Eigenthümlichkeiten gegeben, welche ihm gerade am wenigsten rühmlich sind. Man muß es lasciv und überladen nennen. Uebersieht man aber diese Schwächen gleichsam als einen landesüblichen Brauch, so muß man bekennen, daß Ungemeines geleistet wird. Ein Franzose, Maurice, ist der eigentliche Begründer des polnischen Ballets. Er selbst war noch vor wenigen Jahren ein ausgezeichneter Tänzer, besonders ist ihm das zum Ruhm zu machen, daß er sehr geschickt zur Composition des Ballets

polnische Nationalstoffe benutzt hat. Ballete wie „die heimathliche Hochzeit" (besele w oycowie) werden für immer im Lande ihren Werth behalten, da die Mimik auf nationalen Sitten beruht, vollkommen verständlich ist und dem Künstler gute Momente gibt.

Je mehr Pflege die Direction dem Ballet angedeihen läßt, desto verletzender behandelt sie das Drama. Es ist ein Jammer diese Mißhandlung zu beobachten, um so mehr, da der Darstellung so außerordentliche Kräfte zu Diensten stehen. Denn die Künstler, besonders die, welche von den Provinzial- oder Privatbühnen zu der kaiserlichen in Warschau gelangt sind, leisten in der That Respectables. Komik und ernstes Spiel sind gleich gut. Das Lustspiel wurde, da es zumeist auf das Familienleben basirt ist, noch weniger in seinem Gedeihen beeinträchtigt. Letzteres aber wird von der politischen Censur auf schauderhafte Weise behandelt, so daß es kaum einem polnischen Dichter möglich ist, seine Schöpfungen für die Bühnen seines Vaterlandes zu berechnen. Hunderte von Wörtern und Redensarten, wie: Freiheit, Racheschwert, Slave, Unterdrückung, Vaterland, dürfen nicht vorkommen und werden herausgestrichen. Ist der Dichter im Stande wie der Graf Skarbek, den Diebstahl eines Strickbeutels durch eine Mutter zum Motiv für den Wahnsinn der Tochter, der Heldin des Stücks, zu machen, so ist er für die unter russischer Direction stehende polnische Bühne verloren. So sind es die Machwerke feiler Lohnarbeiter, welche, bisweilen unter dem Schein neuer Originale, erscheinen. Nur die Kraft der darstellenden Künstler, die bereits eingetretene Gewohnheit des Publicums im Drama geschmackloses Zeug, aber keine Poesie zu sehen, und endlich der strenge, auf Gefängnißstrafe beruhende Befehl, nie Zeichen des Mißfallens zu geben, halten diese Mißgeburten. Die besten sind aus dem Französischen übersetzt, doch sind es keineswegs die besten der französischen Theater. Der russischen Politik zu gefallen, werden nur solche gewählt, welche in der bürgerlichen Familie spielen, niemals historische. Fürstliche Personen dürfen auf den Bretern nie vorkommen, selbst nicht Träger hoher Staatswürden, z. B. Minister, Generale ꝛc. Den Kaiser von China hat man in früherer Zeit ein Mal passiren lassen, den Bei von Tunis dagegen hat man in neuer Zeit gestrichen und daraus einen afrikanischen Edelmann gemacht. Tragödien sind ohne alle Bedingung unzulässlich und sollte sich einmal eine finden, an welcher nichts weiter auszusetzen ist, als der Name, so nennt man sie ein Drama.

Unter solchen Umständen sollte man glauben, die Schauspieler müßten alle Lust verlieren. Doch ist dieß nicht der Fall, das gebildete Publicum in Warschau wenigstens geht gegenwärtig nie in das Theater, um ein poetisches Kunstwerk, sondern um die Schauspieler zu sehen und zu genießen. Daher ist auch von einer Theaterkritik in Warschau nicht die Rede; man freut sich, wenn die Schauspieler in dieser oder jener Scene vermocht haben, die Erbärmlichkeit des Stücks übersehen zu machen. Die sehnsuchtsvollen Seufzer nach dem elenden

kleinen Theater am krasinskischen Platze, auf welchem die Suczkowska, nachherige Frau Halpert als Jungfrau von Orleans ihren Künstlerruhm gründete, sind die beste Kritik des gegenwärtigen Theaterwesens.

Die Russen scheinen sich bei den trivialen Stücken sehr behaglich zu finden. Selbst Fürst Paskiewicz hält bisweilen bis zum letzten Acte aus, er hat das Glück, nach der Stellung seines fortwährend in Gebrauch befindlichen Operngluckers zu schließen, die Poesie auch außerhalb der Bühne zu finden. Und schöne Frauenköpfe schmücken die Logen von Warschau, selbst die junge Fürstin Jablonowska ist die schönste noch nicht.

Alle Einrichtungen an dem Warschauer Theater sind dem des russischen Theaters in Petersburg völlig gleich, aber fast ohne Ausnahme haben die Zöglinge der dramatischen Schule sich als Handwerker bewiesen und sind von den Künstlern aus Provinzialstädten zur Seite gedrängt worden. Komorowski, Panczykowski, Karasinski, Z'ólkowski, Werowski, der alte Kudlicz, die große Halpert, die Dobrzanska, Daszkiewicz 2c. alle diese, zu welchen in den letzten Jahren noch einige von der Lemberger Bühne und von kleineren Theatern gekommen sind, haben die Wohlthat der dramatischen Schule nicht genossen und doch ist dem geringsten dieser Künstler auch nicht einer von den siebenzehn gleichgekommen, welche jene Schule bis jetzt auf die Breter gebracht hatte; selbst Sturm nicht, der in der That Erwartungen erweckte.

Die Schauspieler Kudlicz und Werowski sind Vorsteher der dramatischen Schule. Nach ihrer eignen Versicherung sind sie mit wirklicher Begeisterung an ihr Werk gegangen, aber nur zu bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Früchte der Mühe nie entsprechen werden. Kudlicz, ein tüchtiger Künstler und wackerer, ehrlicher Mann, machte deshalb schon im dritten Jahre des Bestehens der Schule dem General Rautenstrauch den Vorschlag, die Anstalt als ein seinem Zwecke nicht entsprechendes Ding völlig aufzugeben. Die Entgegnung lautete: ich habe mich nach höheren Vorschriften zu richten und diese bestimmt die Petersburger Einrichtungen zum Muster. Also muß auch eine Schule sein.

Die Stellung der Schauspieler in Warschau ist der ihrer Collegen in Petersburg völlig gleich. Am Tage nach ihrem ersten Auftritt werden sie als kaiserliche Beamte in Pflicht genommen, müssen einen Eid leisten, sich nie an politischen Interessen zu betheiligen, nie in Verbindungen einzulassen, und niemals auf der Bühne mehr oder Anderes zu sprechen, als in ihren von der kaiserlichen Direction gestempelten Rollen steht.

Die Gehalte in Warschau sind im Verhältniß zu den Gagen ausländischer Schauspieler gering. Vierzig und funfzig Silberrubel monatlich gelten schon für ein sehr ansehnliches Gehalt und über tausend Rubel jährlich bringen es selbst die vorzüglichsten Künstler nur selten. Frau Halpert mußte sich lange mit 900 Thlrn. begnügen, bis endlich die Taglioni bei einem Gastspiel dem Fürsten Paskiewicz

erklärte, daß es eine Schande sei, eine so großartige Künstlerin wie einen Schreiber abzuspeisen. Ihr Gehalt wurde nun auf 1500 Thaler festgesetzt, zuletzt gelang es ihr durch eine ähnliche Vermittlung noch eine jährliche Zulage von tausend Thalern unter der Bezeichnung Garderobekostenvergütung zu erlangen. Dies war schon etwas so Außerordentliches, daß der Generaldirector äußerte, eine so ungeheure Besoldung werde wohl nie wieder an einem kaiserlichen Theater vorkommen. Die Zöglinge der dramatischen Schule werden mit 18 Rubeln monatlich angestellt und erhalten die Erlaubniß von zwei zu zwei Jahren, je nach der Wichtigkeit ihrer Leistungen, um Gehaltserhöhung anhalten zu dürfen.

Die Dienstverpflichtung erstreckt sich auf fünf und zwanzig Jahre und ist eine dem zuletzt bezogenen Gehalte gleichkommende Summe als alljährliche Pension zugesagt. Dies ist für den Künstler etwas sehr Wichtiges, das ihn viele andere Uebelstände ertragen läßt.

Der schöne Aufschwung, welchen das polnische Theater bei den geringen materiellen Mitteln vom Jahr 1815 bis 30 genommen hat, ist dahin und wird unter den nach der Revolution eingetretenen Verhältnissen keine entsprechende Zukunft finden können. Wenn auch manches äußerlich Vortheilhafte ins Leben getreten, so ist doch die Aussicht auf eine Zukunft des Theaters zu Grunde gerichtet. Es liegt da, wie ein grüner Strauch, auf welchen ein großer Felsblock gewälzt wurde. Und wie auch Graf Fedro durch seine Lustspiele mit feinster Satyre für die Wiederherstellung desselben zu wirken sucht, er wird nichts erreichen, so lange die Generäle wie auf ihrem Kriegsroß auf der Kunstanstalt reiten.

Polens Theater ist vernichtet und um seine Zukunft gewaltsam gebracht worden, Rußland hat kein Theater gewonnen, weil die Bedingungen dafür dem Volke fehlen. Es ist ein großes Reich, aber arm an Schönheit, es ist mächtig in vielen Dingen, aber arm an künstlerischer Kraft, es ist schnell bereit zu zerstören, aber sehr unfähig, selbstständig mit innerer Freiheit Etwas zu schaffen.

Der Ban und die Errungenschaften der Croaten.

Aus Pesth.

Der Banus hatte im Sommer 1848 die Schicksale Ungarns und Croatiens in seinen Händen; jetzt ist Ungarn durch fremde Hilfe und innere Zerwürfniß gefallen, und dem Ban muß übel zu Muthe gewesen sein, als er die glänzenden Räume der Hofburg verließ, um sich in die Mitte eines Volkes zu begeben,

dem so viel und noch mehr versprochen wurde, durch ihn versprochen wurde, das so gegründete Ansprüche auf die Erfüllung jener Versprechungen hat, und das jetzt gerade durch ihn, dem es sich so vertrauensvoll hingegeben, mit der neuen Centralisation versöhnt werden soll.

Betrachten wir, was Croatien vor und nach den Märzgesetzen im Verband mit Ungarn war, und was es jetzt durch die kaiserliche Gnade geworden, um uns ein klares Bild von den Errungenschaften der Südslaven überhaupt verschaffen zu können.

Die Königreiche Croatien und Slavonien bestanden von jeher aus dem 750 bis 800 □ Meilen großen Flächenraum zwischen der Drau im Norden, der Sau im Süden, der Unna im Osten und der Meeresküste im Westen. Seit dem 11. Jahrhundert mit der ungarischen Krone vereinigt, hatten diese zwei Königreiche dieselbe Municipalverfassung wie das Mutterland; die Municipien bildeten die drei slavonischen Comitate Syrmien, Pozsega und Veröze, die drei croatischen Comitate Agram, Kreutz und Varasdin, und mehrere königliche Freistädte, als: Agram, Kopreinitz, Zengg, Karlstadt u. s. w. Diese Municipien bildeten zusammen in so fern ein Ganzes, als sie sämmtlich auf der Landescongregation zu Agram vertreten waren, wo in den Grenzen der Bestimmungen der Reichsgesetze die innern Angelegenheiten geordnet und auch die Reichstagsdeputirten für das eigentliche Croatien gewählt und mit Instructionen versehen wurden. An der Spitze der Civilverwaltung stand der Ban von Croatien, der in manchen Fällen dem Palatin von Ungarn untergeordnet war, in andern unmittelbar vom König seine Befehle nahm, und also mit dem Palatin in einer Kategorie stand. Die Banattafel bildet nach dem Muster der ungarischen königlichen Tafel den obersten Gerichtshof des Landes.

Nach Beendigung der Türkenkriege wurden 450 □ Meilen, also mehr als die Hälfte von diesen zwei Königreichen abgerissen und als Militärcolonie constituirt, und man unterscheidet nun das Provinziale oder das bürgerliche Croatien und Slavonien von der slavonisch-croatischen Militärgrenze.

Bei dem letzten Preßburger Reichstag sind die croatischen Angelegenheiten nur in so fern zur Sprache gekommen, als man, um die Reibungen der Nationalitäten zu beseitigen, es den Croaten frei überließ, sich ihre Sprache in den innern Angelegenheiten zu wählen, und in Hinsicht der Correspondenz mit den übrigen Municipien des Reichs das Prinzip der Reciprocität aufstellte, dem zufolge die Croaten von den ungarischen Comitaten und Städten die magyarischen Einsendungen, diese wieder die croatischen Documente anzunehmen und zu beantworten hatten. Die übrigen Beschwerden oder Wünsche, welche die croatische Nation vorzubringen hätte, wurden der nächsten Landescongregation übertragen, die sie zu sammeln, zu motiviren und dem in Pesth zusammenzutretenden Reichstag vorzulegen habe, wo diese auf der Basis der Billigkeit und der gegenseitigen Bedürfnisse erledigt werden sollten.

Das Folgende ist allbekannt, und wäre überflüssig hier näher darauf einzugehen. Der Landtag in Pesth trat zusammen, auch die Landescongregation in Agram versammelte sich; aber diese trat sogleich auf revolutionären Boden, wollte durchaus von keinen Unterhandlungen mit den Ungarn wissen, ernannte eine provisorische Regierung, und erklärte die drei Königreiche Croatien, Slavonien und Dalmatien, die Militärgrenze dieser Länder und das Littorale für ein selbstständiges, dem Kaiser von Oestreich unmittelbar unterstehendes, und nur in Betreff des Finanz- und Kriegswesens dem östreichischen Reichsministerium untergeordnetes Land. Mit einem Worte, sie nahmen das für sich in Anspruch, was die Ungarn sich durch Märzgesetze errungen hatten, mit Ausnahme des Finanz- und Kriegsministeriums.

Ich will hier nicht fragen, ob es recht war, ein achthundertjähriges Band mit einem Lande, dessen Leiden und Freuden man getheilt, an dessen Geschichte man so treu und eifrig mitgearbeitet hatte, zu lösen, einzig und allein um den Herrn zu wechseln; ferner, ob es politisch gehandelt war, sich von einem jugendlichen, aufblühenden Staate zu trennen, um sich an die schwierige Situation der östreichischen Monarchie fester zu ketten? Denn diese Fragen gehören der Geschichte an. Nur Eines ist unbegreiflich: Wie nämlich die croatischen Volksmänner, die es ehrlich mit ihrem Vaterlande meinten, sich einbilden konnten, daß Oestreich dem kleinen Croatien das gewähren werde, was dem großen Ungarn mit der letzten Kraftanstrengung entrissen werden mußte?

Jedenfalls hat die Centralisationscharte vom 4. März die Gemüther der croatischen Patrioten wie ein Donnerschlag getroffen. Seit dieser Zeit sind fünfzehn Monate des fieberhaften Hoffens vorübergegangen, jetzt endlich ist der Ban am 24. Juni d. J. in Agram eingetroffen, um seinem Volke die Stelle anzuzeigen, welche es in dem neuen Oestreich einzunehmen hat.

Das Schreiben des Kaisers an seine treuen Croaten soll als Abschied für den Landtag von 1848 gelten, der schon seit mehreren Monaten nicht mehr beisammen ist. Dieser Landtag wird jetzt in Gnaden aufgelöst, es soll ein anderer zusammentreten. Das Wahlgesetz zu diesem Landtag aber wird das östreichische Ministerium erst octroyiren. Es ist jedem Ungarn und Croaten bekannt, daß die croatisch-slavonische Landescongregation (und so wird der jetzt zu berufende Landtag auch in dem kaiserlichen Patent genannt) von der ungarischen Regierung ganz unbehelligt blieb, wenn sie sich in den Schranken der Reichsgesetze bewegte, und daß es nach den Märzgesetzen den Croaten nicht nur frei stand, sich ein Wahlgesetz für diese Landescongregation, sondern auch für den ungarischen Reichstag zu schaffen.

Croatien bleibt in Hinsicht seines Gebietes was es früher war, nämlich das Provinziale von Croatien und Slavonien, mit Hinzugabe der von Ungarn genommenen Murinsel, die aber keineswegs die schöne, höchst fruchtbare Gespannschaft Syrmien aufwiegt, welche von Slavonien abgerissen und zur Woiwodina geschlagen wurde.

Unter die ältesten und in 100 Reichstagen vorgebrachten Beschwerden zählte man in Ungarn das Bestehen der Militärgrenze und das Getrenntsein des immer zur ungarischen Krone gehörenden Dalmatien von dem Mutterlande. Es wird schwerlich Jemand daran zweifeln, daß es den Ungarn, wenn sie Zeit gehabt hätten ihre restaurirte Constitution zu befestigen, gelungen wäre, ihre Wünsche in Betreff dieser zwei Landestheile zu realisiren, und dann wäre Dalmatien und die halbe Militärgrenze an Slavonien und Croatien, von welchen sie genommen wurden, zurückgefallen. —

Der Ban steht in Civilangelegenheiten unter dem Reichsministerium des Innern, als Commandant der Banalgrenzregimenter unter dem Reichsministerium des Krieges. Im alten Ungarn war der Ban die dritte Person im Reiche; in dem Ungarn nach dem März konnte Croatien nicht weniger als Sitz und Stimme im Reichsministerium, wenn auch ohne Portefeuille, für seinen Ban verlangen; an das, was Ungarn als Unterhandlungsbedingniß gegeben hätte, wird sich jetzt der Ban selbst nicht gern erinnern lassen.

„Die politische Administration gehört zu oberst in den Bereich des Ministeriums des Innern. Die Banalregierung (nämlich der Ban mit seinem Banalrath), die Comitats- und Bezirksbehörden haben die Anordnungen und Aufträge der vorgesetzten Stellen genau und schnell zu vollziehen," so lautet der VI. und VIII. Punkt des Patents. Was diese Banalregierung und die Municipien auf solche Weise heißen sollen, ist schwer zu enträthseln, was der Ban und die Municipien in Ungarn und Croatien vor dem März waren, werden selbst die leidenschaftlichen Illyrier nicht vergessen haben.

„Alle Aemter werden vom Reichsministerium besetzt." In Ungarn wurde nur der Ban und die Obergespane der Comitate vom König ernannt, die übrigen Beamten wurden von den Municipien gewählt.

In Hinsicht ihrer Nationalität dürfen sich die Croaten in ihrer innern Verwaltung der croatischen Sprache bedienen, das heißt, ihre Beamten sollen gute Uebersetzer sein und die deutschen Verordnungen des Reichsministeriums übersetzen und currentiren; mit den höhern Behörden und den übrigen Kronländern müssen sie deutsch correspondiren. Ich habe schon oben die Reciprocität erwähnt, welche im ungar. Reichstag von 1847/8, noch vor dem März ausgesprochen wurde. Es ist ferner aller Welt bekannt, daß der Märzminister des Innern, Szemere, den Croaten seine Erlasse in croatischer Sprache zuschickte, und doch war es die Nationalität, um die man das Schwerdt gegen den Bruder gezogen.

Ueber die Urbarial- und Servitutsverhältnisse behält sich der Monarch vor, „die Erledigung in besondern Verordnungen zu erlassen." Die ungarischen Märzgesetze haben die Urbarialleistungen, ja selbst den Zehent aufgehoben. In Pesth ging man noch weiter. Der Staat übernahm die Entschädigung an die früheren Grundherren, und die Regalien, als Fleischschrotungs-, Schankrecht u. s. w., wur-

den den Gemeinden zugetheilt; in der östreichischen Provinz Croatien sollen die Servitutsverhältnisse erst geordnet werden.

Sehen wir schon aus dieser kurzen Parallele, was Croatien durch die Charte vom 4. März gewonnen hat, so muß die Beibehaltung und Reorganisirung der Militärgrenze als der härteste Schlag erscheinen, der die südlichen Völker Ungarns und besonders die Südslaven als die meistbetheiligten treffen konnte.

Es ist hier nicht der Ort, zu erörtern, ob eine Militärcolonie je einen Staat für lange vor äußern Einfällen schützen kann, oder ob der Staat berechtigt sei, einen Theil der Bevölkerung zur erblichen Maschine zu machen; so viel ist gewiß, daß Oestreich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts keinen Einfall der Türken zu fürchten hat; daß ferner Oestreich, trotz der Militärgrenze, die ihm 150,000 Krieger zu Gebote stellte, in den Donauländern eine schlechte Rolle spielte; daß noch heute die Türkei vor den 10 — 20,000 Russen am Pruth mehr Respect hat, als vor der 180 Meilen langen Soldatenkette an der Donau. Die Militärgrenze kann also nur als Waffe gegen die eigenen Völker, und als Scheidewand und Bändigungsmittel unter den Stämmen der Südslaven selbst dienen; und ein Staat, der 150,000 geborne Polizeimänner in einem Winkel seines Gebiets halten muß, zeigt doch offenbar starke despotische Neigungen.

Die Militärgrenze besteht zum größten Theil aus den confiscirten Besitzungen der geächteten Familien Torquati, Zrinyi, Frangipani, Nadasdi u. a. m. Die Einwohner, ursprünglich Unterthanen dieser Familien, wurden der Kammer untergeordnet und bekamen eine militärische Verfassung, der zufolge sie alle Soldaten sind, die in der Grenze den Cordondienst und die militärischen Uebungen unbesoldet ausführen müssen, die ohne Erlaubniß des Hofkriegsraths in keinen andern Theil der Monarchie auswandern dürfen, und für ihren Grundbesitz, der unveräußerlich und untheilbar ist, dem Aerar Frohndienste leisten müssen. Das ungarische Municipalwesen fehlt hier ganz, und die Communen haben eine militärische Organisation. Die Untheilbarkeit des Grundbesitzes und die gleiche Verpflichtung aller männlichen Familienglieder zum Militär- und Frohndienst machten eine Art von patriarchalischem Hausregiment nöthig, das ebenfalls unter militärischer Controle steht. In diesem Zustande leben 1½ Millionen Menschen auf einem Flächenraume von 750 Quadratmeilen. Die vom Ban mitgebrachte neue Verfassung enthält zwar manche Erleichterung für die Grenze durch die Aufhebung der Robotleistungen, durch die Einführung des Solds beim Cordondienst, durch ein Minimum von Gemeindeleben; aber das Institut bleibt in seinem Grundwesen dasselbe; wie der Paria an sein gotterloses Leben, wie der Kastensohn Aegyptens an seinen Hirtenstab oder sein angebornes Handwerk, so ist der Grenzer noch immer von seiner Geburt an bis ins hohe Alter an das Bajonnet gefesselt,

und von dem politischen Leben seiner Stammgenossen, von der europäischen Civilisation ausgeschlossen. —

Das ist keine gute „Gleichberechtigung". —

△

Dr. Siegfried Becher über die östreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung.

Aus Wien.

Die materiellen Interessen drängen wieder in den Vordergrund, und der alte Erfahrungssatz: daß der Magen der größte Revolutionär sei, hat auch die Regierungen dahin gebracht, sich mehr als sonst nach neuen, mit den politischen Verhältnissen eng verknüpften Modalitäten dieser Frage umzusehn und wenigstens am Leibe gut zu machen, was man an dem Geiste gesündigt.

Man muß gestehen, daß an Virtuosität des guten Scheins es hierin keine mit der östreichischen aufzunehmen im Stande ist. Wir wollen den handelspolitischen und staatsmännischen Kenntnissen des Hrn. v. Bruck nicht im Geringsten nahe treten, aber es würde gewiß kein kleiner Grad von Naivetät dazu gehören, alle seine Zoll- und Handelseinigungs-Vorschläge, womit er die östreichisch-deutsche Einheit herstellen wollte, ihm ohne Rückhalt aufs Wort zu glauben. Es wird uns, wie so vielen Andern, vergönnt sein, zu glauben, daß neben der großen nationalökonomischen Idee auch ein klein wenig politisches Fühlen dabei im Spiele sei.

Bisher haben sich nun natürlich alle Verhandlungen zerschlagen, und doch ist es etwas Großes um die Idee eines mitteleuropäischen Zollvereins. Der Reichthum, die Productionskraft und die Gewerbthätigkeit der Länder, ihre erleichterten Verbindungen nach den Nachbarstaaten und durch ein Meer im Norden und ein anderes im Süden auch für die Ferne, der gesicherte Markt von 70 Mill. Menschen, zu welchen in nicht sehr langer Zeit auch neue 30 Mill. — Italien, Dänemark, Holland — hinzutreten dürften, würden dieser Handelseinheit in Europa ein Uebergewicht verschaffen, wogegen selbst das englische in den Hintergrund treten müßte. Es ist aber bemerkenswerth, wie die nationalökonomischen Begriffe und Ansichten über diesen so wichtigen Akt der Einigung gegenseitig im Unklaren sind, und wir müssen deßwegen mit doppelter Aufmerksamkeit jeden Beitrag zur Verständigung entgegennehmen.

Vor einigen Tagen erst ist das östreichische Handelsministerium wieder mit einer neuen Denkschrift, aber leider ebenfalls wieder mit einer nicht glücklicheren als der ersten aufgetreten. Man hatte in der ersten ein näheres Eingehen auf die als Ganzes hingeworfene Idee vermißt, und sieht sich in der zweiten wieder schmerzlich getäuscht, wenn man die darin enthaltenen Vorschläge auf praktischen Boden verpflanzen will. Die Denkschrift erkennt zwar gleich im Anfange an, daß die mitteleuropäische Handels-

einigung ein Band auch für die Einigung Deutschlands werden solle, läßt aber sogleich alles Vertrauen in ihre staatsmännische Weisheit zu Boden sinken, wenn man liest, daß die Denkschrift die bekannte Münchner Mißgeburt vom 27. Febr. d. J. für den geeignetsten Weg zur politischen Constituirung Deutschlands ansieht. Wir wissen nicht, sollen wir hier mehr den Nationalökonomen oder das Mitglied des östreichischen Ministeriums bedauern, das hier neuerdings und ganz am unnöthigen Platze wieder die Solidarität für eine gerichtete Idee übernimmt. Aber selbst wenn das Unglaublichste geschehe, und dieser Entwurf als eine Basis angenommen würde, sehen wir nicht ein, unter welchen Modalitäten ein Organ wie das vorgeschlagene Handelsamt ins Leben treten solle, ja wir können uns nicht in den Mechanismus einer Geschäftsführung hineindenken, welche außerhalb eines allgemeinen Parlamentes, außerhalb der Repräsentativversammlungen der einzelnen zum Bunde gehörigen Länder stehen, und diese normirend in den wichtigsten Dingen, wo es sich um Geld und Wohlstand handelt, beherrschen soll. Welcher Widerspruch, den einzelnen Landesversammlungen die Gebahrung über Vermögen und Einkommen des Staates zu lassen, und ihnen zuzumuthen, daß sie die Quellen des Vermögens, durch Wege, die von Andern, ohne ihr Zuthun bezeichnet werden, sollen leiten lassen. — Wir halten die neue Denkschrift für ein Paroli der letzten preußischen Zollvorschläge, für einen Schreckschuß gegen Cassel, und nicht mehr.

Nichts desto weniger darf aber kein denkender Nationalökonom, dem die materielle Wohlfahrt der beiden großen Complexe Deutschland und Oestreich am Herzen liegt, die in der That große Idee der Zollvereinigung beider Staaten aus dem Auge verlieren. Es liegt eine Fülle von Macht und Größe darin, wenn sie gehörig in die Hand genommen und redlich exploitirt wird. Und dazu scheint uns das Buch des Dr. Becher eben ein Anhaltspunkt und Wegweiser. Es ist viel Material in diesem Werke aufgestapelt, und er bezeichnet gleich im Vorworte genau den Standpunkt, von welchem das ganze Werk zu beurtheilen ist. Es stellt sich die Aufgabe, durch unparteiische, klare aber auch eben so wissenschaftliche als gründliche Darstellung der Zustände und der unter den verschiedenen nationalökonomischen und handelpolitischen Parteien gebildeten Ansichten, die Verständigung zu erleichtern, und insbesondere alle jene Momente hervorzuheben, welche das Werk der östreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung, nach und nach, ohne alle große Störung in der Volkswirthschaft, herbeiführen können.

Die Einleitung bespricht in gedrängter Kürze das bisher in Oestreich beobachtete Zollsystem, und weist dann, gestützt auf Ziffern nach, daß die vorgeschlagene Handelseinigung zwischen den östreichischen und deutschen Staaten sich vollkommen nach den bisherigen Erfahrungen rechtfertigen läßt. Es ist dieses ein um so wichtigerer Abschnitt, als sich gerade in Oestreich nicht wenig Stimmen erheben, welche gegen diese Ansicht in die Schranken treten und ihre Partikularinteressen hinter allgemeine Befürchtungen zu verschanzen suchen. Es sind dieses jene enragirten Protectionisten, wie sie nur ein absoluter Staat und der vorwaltende Schutz von Privilegien groß ziehen konnte. Neben solcher Ansicht hält es der Verfasser für nöthig, um den weniger bewanderten Leser genau auf den Boden der gegenwärtig in Deutschland herrschenden national-ökonomischen Systeme zu stellen, in einem eigenen Abschnitte die Ansichten und Grundsätze der Freihandelsmänner und der Schutzzöllner zu besprechen. Er führt an sehr vielen Stellen die eigenen Worte der Coryphäen beider Parteien an, die Freihändler widerlegend, die Schutzzöllner berichtigend. Am Schlusse dieser interessanten Vergleichung faßt er noch

einmal die Grundidee heraus, und sagt: „Es handelt sich ja nicht allein um die Erweiterung des Binnenhandels, um das Fallenlassen der unnatürlich gezogenen Schlagbäume zwischen Staaten, die schon nach einem historischen Rechte in allen ihren Interessen eng verbunden sein sollten, sondern vor Allem auch darum, daß die deutschen Staaten mit den östreichischen Provinzen sich in nächster Zukunft zu einem großen und mächtigen Handelsstaate, wozu alle Grundbedingungen vorhanden sind, mehr entwickeln, und nicht in der Erhöhung ihrer Wohlfahrt, ihrer Macht und ihres Ruhmes sich feindlich gegenüber stehen." — „Die Handelsfreiheit in Deutschland zu verwirklichen, war eigentlich das Ziel des Zollvereins; diese Politik mit allem Eifer zu verfolgen, ist die wichtigste Aufgabe der Neuzeit für das gesammte Deutschland, aber gewiß auch für das gesammte Oestreich. Auch letzterer Staat darf nicht länger die großen Nachtheile einer Sonderstellung gegenüber einer allgemeinen deutschen Handelspolitik verkennen, er darf nicht allein die Wichtigkeit übersehen, welche schon dadurch für ihn entsteht, daß mehre seiner wichtigsten Ströme dort in zwei Meere ausmünden, wo Städte mit einer großen Rhederei liegen, die für den Verband mit ihrem weiten Binnenlande möglichst offen gehalten werden sollen, die aber leider seinem Einflusse ganz entrückt sind."

Im zweiten Abschnitt führt uns der Verfasser die Städte vor, welche nach ihrer commerciellen Stellung und ihrer Industrie, sich mehr dem einen oder dem andern Systeme zuneigen, und bei einem jeden dieser Städte wird insbesondere jene specielle Frage behandelt, welche diese Städte in der deutschen Handelsfrage wichtig und charakteristisch macht. Man gewinnt dadurch eine praktische Darstellung der Verhältnisse einzelner Industrie- und Handelszweige, und was von eben solcher Wichtigkeit ist, die statistische Vergleichung wie ein System gegen das andere, eine Industrie gegen die andere, ein Zollgebiet und Zollerträgniß gegen das andere sich stellt. Der Verfasser behandelt bei Hamburg die Frage des Freihafensystems; bei Bremen den Einfluß des deutschen transatlantischen Handels; bei Lübeck das Entrepot und Freilagersystem und den außerdeutschen nordischen Handel; bei Magdeburg die Elbeschifffahrtsfrage in Verbindung mit der Frage der Flußzölle überhaupt, und vorzüglich ihrer Einwirkung auf den deutschen Handel; bei Leipzig den Paschhandel, mit Berücksichtigung auf das Meßwesen und die nahen östreichischen Grenzen. Das reiche Material dieses Abschnittes ist mit Klarheit geordnet, daß vorzugsweise bei den Hansestädten ein so klares, umfassendes Bild maritimer Entwickelung und Stellung Deutschlands gegeben wird, wie man es anderswo vergebens suchen würde*).

Als der bedeutendste Abschnitt des Buches erscheint der dritte, welcher die fünf Hauptartikel der Industrie, welche bei der Zoll- und Handelseinigung vor Allem entscheidend wirken, nämlich a) Eisen-, b) Baumwollen-, c) Linnen-, d) Wollen-, e) Seiden-Industrie, eben so ausführlich als gründlich, durchgehends auf officielle Daten gestützt und die Verhältnisse Deutschlands und Oestreichs bis auf die neueste Zeit herab berücksichtigend, bespricht. Jedes dieser Kapitel ist wohl geeignet, die ungetheilte Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen, und manches neue Licht auf verwickelte Verhältnisse fallen zu lassen. Mit vieler Vorliebe und nicht genug zu lobender Umsicht ist dieser Abschnitt des Buches behandelt und neben dem Material von Daten und Ziffern

*) Wir bitten, das Buch von Regenauer zu vergleichen, für die östreichische Industrie aber Hübner's Finanzen und die Zolleinigung. Die Redaktion.

eine Menge eben so wichtiger Folgerungen angesammelt. Bei jeder Gattung der Industrie ist der dafür passendste Modus des Zolls angegeben. So ist bei der Eisenindustrie vorzugsweise auf die Theorie des Freihandels und des Schutzzolls praktisch Rücksicht genommen; bei der Baumwollenindustrie auf das System der Rückzölle.

Der Anhang enthält eine Reihe von Aktenstücken, welche die östreichisch-deutsche Zolleinigung betreffen, — darunter die sehr interessanten Denkschriften der böhmischen Industriellen — weniger bekannte aber wichtige und interessante Verordnungen und Statuten über Hafen und Bankwesen, die wichtigen Schildhalter industrieller Thätigkeit.

Der Gesammteindruck, den man von dem 28 Bogen starken Werke empfängt, ist ein anregender. Das Buch ist praktisch und nützlich, und die Behandlung gibt, abgesehen von den zahlreichen Daten, die Gewißheit, daß dem Verfasser gute Beobachtungen und das ehrliche Streben, sich über die größten Fragen unserer nächsten Zukunft klar zu werden, zur Seite stehen.

Ein Wiener.

Literaturblatt.

Memoiren von Georg Klapka (April bis October 1849). Mit einer Einleitung, einem Anhange, die historischen Aktenstücke enthaltend, dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Ungarn und dem Plane des Kriegsschauplatzes um Komorn. Leipzig, Otto Wigand 1850. — Die männlichen wohlwollenden Züge des ungarischen Generals nehmen schon auf der ersten Seite für das Buch ein, und der militärische Leser wird seine Erwartung nicht getäuscht fühlen. Mit Ruhe, Klarheit und Gewissenhaftigkeit stellt Klapka den Theil des verhängnißvollen Feldzugs dar, bei welchem er selbst als Commandeur bethätigt war, die Gegensätze Görgey und Kossuth, die kritischen Verhältnisse zwischen den ungarischen Befehlshabern, die militärischen Operationen, die Situation der Festung Komorn. Ueberall sieht man außer dem militärischen Talent den gewissenhaften, gemäßigten Beobachter, den warmen Patrioten. Das Werk hat als Quelle und Autorität einen bleibenden Werth für die Geschichte der letzten Jahre. — Es ist beruhigend für das menschliche Gefühl, daß in dem furchtbaren Ausgang jener großen historischen Episode von dem Verhängniß grade das Haupt dieses Führers frei geblieben ist, der einer der besten und schuldlosesten war, dessen Stern gerade in dem Moment am hellsten glänzte, wo in andern Gegenden alles verloren ging. Mit dem Gefühl bis zum letzten Augenblick seine Pflicht gethan und der zwingenden Noth mit mannhafter Ueberlegung nachgegeben zu haben, ging er in die Verbannung. Wohl concentriren sich jetzt allerlei sanguinische Hoffnungen auf seiner Persönlichkeit; Kossuth erscheint wie ein gebrochener Mann, die, welche Moslemim geworden sind, haben doch eine Schranke zwischen sich und ihrer Heimath aufgebaut; er und wenige seiner Gefährten leben für Ungarn allein. Und wie auch die Zukunft dieses Landes sich gestalten möge, das eine hoffen wir, daß auf die Dauer nicht die besten Söhne ihres Vaterlandes von der Betheiligung an seinem Leben getrennt bleiben, wie abgeschnittene Zweige, welche in der Ferne verdorren. Ist doch für den Ungarn das Leben in der Fremde unendlich viel schwerer, als für den Deutschen, den Engländer und Franzosen. Die Kinder dieser Völker haben fast sämmtlich Theil an einzelnen virtuosen Eigenthümlichkeiten ihrer nationalen Bildung, welche ihnen

in der Fremde das Leben sichern. Sie vermögen etwas in Handel, Industrie, Wissenschaft, der gebildete Deutsche wird Lehrer oder so etwas Aehnliches, was soll der ungarische Offizier im Ausland werden? Seine Bildung in der Heimath war zuerst eine genaue Kenntniß seiner Verfassung, dann eine adlige Haltung, wie sie der Mensch erhält, der unter seiner Umgebung hervorragt und der in dem großen politischen Kampf der Rednerbühne und zuletzt des Heerlagers aufgewachsen ist, zuletzt einige Kenntniß der deutschen und englischen Sprache und Literatur. War er auch in seiner Heimath ein geachteter Mann der Wissenschaft — er hat keine Aussicht, als solcher bei uns eine Stellung zu erwerben; war er Landwirth — der ungarische Betrieb der Landwirthschaft ist nach unserm Maßstab ein sehr ungenügender; selbst als Kaufmann, was der Ungar nur selten ist, fehlt ihm Kenntniß der complicirten Formen unseres Handels. Es bleibt ihm geringe oder keine Möglichkeit in der Fremde sich sein Brod zu verdienen. Und manches edle Herz wird in bitterer Armuth brechen, in Hunger, Elend und dem melancholischen Stolz, welcher den Ungarn charakterisirt. Auch Jene, die nach Amerika gegangen sind, sie werden jetzt Rosse hüten, was in Ungarn ihre Czickose thaten, oder die Sichel führen, was in Ungarn ihre eigenen Bauern durch slovakische Arbeiter thun ließen. Es ist ein sehr hartes Geschick, welches auf den Verbannten liegt, aber das härteste von Allem ist, daß ihnen ihre eigene Heimath, um welche sie leiden, im Laufe der Jahre fremd wird. Selbst für Kossuth und für Klapka liegt hierin die größte Gefahr. Nicht die Liebe nimmt ab, aber das Verständniß.

Wir theilen als Probe aus den Memoiren eine kurze Stelle mit, nicht weil wir gerade auf diese ein besonderes Gewicht legen, sondern weil sie früher einmal von anderer Feder in diesem Blatt erwähnt wurde. Es ist jener geheimnißvolle Mordversuch auf Klapka in Komorn. — Verworfene Subjecte giebt es überall, und in allen Zeiten großer Aufregung sind ähnliche Dinge vorgekommen; möglich, daß der Bandit sich von seiner Unthat eine große Belohnung versprach; daß er aber von irgend einer bedeutenden Person ausgeschickt worden sei, darf man nicht glauben, so lange man nicht unwiderlegliche Beweise hat.

Am 17. September meldete man mir, daß seit einiger Zeit ein Mann von verdächtigem Aeußern in der Stadt herumschleiche, sich angelegentlich um meine Person und mein tägliches Thun erkundige, und da ihm die gehörigen Papiere mangelten, verhaftet worden sei. Bei Gelegenheit seiner Festnehmung habe er verlangt, mir vorgeführt zu werden, da er mir Enthüllungen von der höchsten Wichtigkeit unter vier Augen zu machen habe. Ich befahl, ihn vorzuführen. Nie war mir ein scheußlicheres Galgengesicht vorgekommen; einäugig, mit herabhängender Lippe und das Gesicht voller Narben. Der Mann, der sich Fejérhegyes (Weissenberger) nannte und für einen Amerikaner ausgab, ward verwirrt bei meinen barschen Fragen und stotterte einige unzusammenhängende Sätze; er blickte endlich im Zimmer umher und bat mich, den anwesenden Ordonnanzoffizier zu entfernen, damit er seine wichtige Mittheilung beginnen könne. Seiner Aussage nach wollte er sich zu Kossuth verfügen, da er ihn jedoch nicht mehr zu Orsova fand, sei er umgekehrt und in der Absicht nach Komorn gekommen, mir das für Kossuth bestimmte Geheimniß anzuvertrauen. Da er auf meine ferneren Fragen mit der Sprache nicht heraus wollte, auch seine zunehmende Verlegenheit und verwirrten Aeußerungen immer verdächtiger wurden, konnte ich über seine Absicht nicht länger im Zweifel bleiben, ließ ihn in Gewahrsam bringen und untersuchen. Man fand bei ihm einen ab-

genutzten Dolch, der wohl schon bei andern Gelegenheiten Dienste geleistet haben mochte, und mehrere in seine Kleider eingenähte Papiere, worunter ein Paß und zugleich Schutzbrief aus dem Hauptquartier Haynau's, unterzeichnet von dem Obristen Grafen Hoyos, in welchem allen k. k. Behörden aufgetragen wurde, dem Fejérhegyes amtliche Assistenz zu leisten, indem derselbe zur Habhaftmachung Kossuths ausgesendet sei. — Elende Finte! — Ein zweites Schreiben war eine dienstliche Anempfehlung eines Wiener Polizeibeamten, der den Vorweiser als ein sehr brauchbares, vertrautes Individuum bezeichnete. Da es klar am Tage lag, daß dieser Mensch zur Ermordung Kossuths gedungen war, übergab ich ihn dem Standgerichte, das ihn nach kurzem Verhöre, in welchem er sich zwar zum Spion bekannte, im Uebrigen jedoch beim Leugnen blieb, zum Tode verurtheilte und noch am selben Tage erschießen ließ. Auf dem letzten Gange erst, als ihm jede Hoffnung auf Gnade schwand, ward er von Neue überwältigt und gestand dem ihn begleitenden Priester M. seine Absicht mich zu ermorden. Am nächsten Tage hinterbrachte mir der Geistliche dieses Geständniß, welches der Delinquent ihm mit der Bitte gemacht, meine Vergebung zu erbitten. Er ließ mich noch vor seinem Kameraden warnen, der zwar jetzt in Pesth krank zurückgeblieben, bald aber in der nämlichen Absicht, als Husar der Görgey'schen Armee verkleidet, nach Komorn kommen würde. Seine übrigen Geständnisse erfuhr ich nicht, sie blieben ein Geheimniß der Beichte; daß sie aber Schauder erregend sein mußten, bewies der tief erschütterte Seelenzustand des sonst ruhigen Geistlichen, der diesem Bösewicht den letzten Trost beizubringen versucht hatte. — Sämmtliche Offiziere meiner Umgebung, die noch vorhandenen Untersuchungsacten, der Auditor und die Mitglieder des Standgerichtes, vor Allem aber der erwähnte Geistliche können diese Erzählung ergänzen und bestätigen.

Die Winter-Campagne des Graf Schlik'schen Armeecorps 1848 – 1849 geschildert von Franz Kocziczka, Oberlieutenant im zehnten Infanterie-Regiment. Der Reinertrag ist der Radetzky-Stiftung gewidmet. Olmütz, 1850. Wieder eine militärische Denkschrift, wieder das Portrait eines glücklichen Generals aus dem ungarischen Kriege am Anfange. Diesmal ist es ein Oestreicher, dessen Thaten beschrieben werden, der tapfere Schlik, sein Feldzug und sein Corps. Hier mögen die beiden Bücher neben einander stehen, weil sie neben einander betrachtet merkwürdige Gegensätze bilden. Bei Klapka die Haltung eines Feldherrn, überall Ueberblick, kurzes Zusammenziehen der Hauptmomente, kluge und kaltblütige Fassung des Commandirenden, hier die Wärme, Leidenschaftlichkeit, das Detail und Kleinleben eines Subalternoffiziers, dort ein Ungar, welcher deutsch schreibt, hier ein Böhme (wenigstens der Name klingt so), dessen Stil und Gesinnung spezifisch östreichisch ist; — beide Bücher aber stellen die Unternehmungen zweier glücklichen Feldherrn dar, und auch Schlik ist unter den Generälen der kaiserlichen Armee eine der hellsten und liebenswürdigsten Gestalten, ein edler Mann und ein großes militärisches Talent.

Auf jeder Seite zeigt das Buch den militärischen Enthusiasmus der kaiserlichen Armee, und das ist gut und löblich. Denn wie man auch über die politische Verwendung eines Heeres urtheilen mag, der Corpsgeist in demselben, das frohe Selbstgefühl, das Behagen in brüderlicher Genossenschaft und das hingebende Vertrauen an das Talent des Führers, sind in jeder Armee die nothwendigen Grundlagen für ein glückliches Auftreten derselben und an sich unter allen Umständen erfreulich. Es kann keiner ein guter Soldat sein, wenn er nicht sich und sein Corps für besser, stärker und siegreicher

hält als den Feind; und erst der Glaube an das Vertrauen macht stark. Allerdings liegt etwas Komisches darin, wenn zwei solche Selbstgefühle einander gegenüber stehen. Als einst ein wackerer preußischer Unteroffizier den Recensenten mit andern Recruten in die Geheimnisse des Dienstes einweihte, war eine Hauptlehre, die er uns einprägte, der bekannte Lehrsatz, daß ein ordentlicher Infanterist mit zwei Kavalleristen unter allen Umständen fertig werden müßte. Die Sache war gar nicht zu bezweifeln. Auf kurze Distanz schießt man den Ersten nieder, springt schnell zur Seite, parirt mit den Bajonett den Hieb des Zweiten und sticht ihn dann gemüthlich vom Pferde, worauf man dem Ersten noch, wenn sich die Sache der Mühe belohnt, mit dem Kolben den Garaus machen kann. Die Sache leuchtete uns sehr ein, und wir brannten jeder vor Begier unsere Schuldigkeit an den zwei Kavalleristen zu thun. Natürlich wurde aber in der Kavalleriecaserne den Recruten ebenso eingeprägt, daß jeder Kavallerist ein Esel sei, wenn er nicht seinerseits zwei Infanteristen beseitige. Wenn wir nun einmal zusammentrafen, Infanterie und Kavallerie, Musketen und Pallasche, so verfielen wir beiderseits in ein tiefes Sinnen, und fingen an, einander betrübt vorzurechnen, daß wir kaum im Stande sein würden, unsere verf— Schuldigkeit gegen einander zu thun. Denn jede Abtheilung von uns war genöthigt zu verlangen, daß die Kavalleristen doppelt so viel Mannschaft hatten als wir, und die Kavallerie mußte nach ihren Grundsätzen ganz dasselbe fordern, und so war es gar nicht möglich, uns in ein Verhältniß gegeneinander zu stellen, welches den beiderseitigen Grundsätzen entsprach, und beiden Theilen möglich machte, sich als etwas Besseres, denn als Esel zu erweisen und den Unteroffizier zu befriedigen. Es blieb etwas Irrationales in der Rechnung, und nur eins war uns deutlich, daß der Zusammenstoß zu einer scheußlichen Metzelei führen würde. — In dem Corpsgeist einer Armee ist immer etwas ähnliches Irrationales, der Soldat muß seinen Gegner für schwächer halten, als er selbst ist, und es ist deßhalb auch so ziemlich in der Ordnung, wenn er sich ihn schlecht macht, und Lächerliches und Unwürdiges von ihm zu glauben und zu erzählen geneigt ist. Wer aber über einen Feldzug schreibt, darf nicht in eine gleiche Schwäche verfallen. Und das ist dem Verfasser sehr oft begegnet. Er ist zu eifrig bemüht, der Bravour des östreichischen Heeres die Desorganisation, Feigheit und Unsicherheit der Feinde gegenüber zu stellen. Das verräth nicht nur eine gewisse geistige Befangenheit, es ist auch für die Wirkung des Buches und woran ihm mehr liegen muß, für den Ruhm seines wackern Feldherrn nachtheilig. Denn wenn die Ungarn in der That so schwach und schlecht waren, wie er sie zu schildern bemüht ist, so geht ja ein großer Theil des Verdienstes, welches sein Corps und sein Feldherr hat, verloren. Graf Schlik selbst denkt so von seinen Gegnern nicht, und die wirklich genaue und sorgfältige Arbeit, welche mit viel Liebe und Fleiß gemacht ist, erhält durch diese Gehässigkeit, mit welcher die Gegner betrachtet werden, einen Anstrich von kleinlicher Parteigesinnung, welcher auch das Vertrauen auf ihre Details verringert. Wir meinen, einem braven Soldaten müßte es nicht schwer werden, seinem Feinde gern und reichlich Lob zu spenden. Woher kommt es, daß, namentlich unter den jüngern Offizieren der kaiserlichen Armee, eine solche Bitterkeit des Hasses gegen die magyarische Partei herrscht, daß man in den Gesellschaften der Offiziere so bruske und rohe Aeußerungen zu thun beflissen ist. Wenigstens bei dem Corps, welches Graf Schlik geführt hat, ist ein solches Renommiren über die Besiegten nicht nöthig, denn gerade dies Corps hat am meisten Anspruch auf das männliche schonende Selbstgefühl, welches den glücklichen Krieger mild und human im Urtheil über den Besiegten zu machen pflegt.

Aus dem Ende des Buches ein kurzes Portrait des Feldherrn:

Graf Schlik ist eine der angenehmsten persönlichen Erscheinungen. Seine hohe Gestalt, sein trotz seiner 60 Jahre noch jugendlich kräftiges Aussehen, der schwarze Schnurrbart unter der fein geformten Nase, seine leichte elegante Haltung zu Fuß wie zu Pferd, endlich die charakteristische schwarze Binde über dem verlornen rechten Auge machen schon auf den ersten Blick einen ungewöhnlichen Eindruck, und wenn dieser imponirend genannt werden muß, so ist sein freundliches Wesen seine Zuvorkommenheit schnell Vertrauen erweckend. Die Herzensgüte, die aus Allem hervorleuchtet, was er thut und spricht, gewinnt ihm die Liebe Aller, die sich ihm nahen, so wie seine Festigkeit und Gerechtigkeit sich bei Freund und Feind Achtung erwirbt. Nach der Einnahme von Raab, als der General auf die Pußta St. János kam, wo Tags zuvor der Insurgentenführer Klapka übernachtet hatte, wurde ihm von dem Eigenthümer im Auftrage Klapka's ausgerichtet: es freue ihn, daß Schlik der Mann sei, welcher ihm die Schlappe bei Raab beigebracht, und er hoffe ihm noch öfters gegenüber zu stehen. Durch seine stete Fürsorge für die Bedürfnisse seiner Untergebenen, durch seine Theilnahme an ihren Freuden und Leiden ist er das Idol der Truppen; erscheint er unter ihnen, bricht tausendstimmiger Jubel aus, der nicht endet, bis er sich entfernt. „Vater Schlik soll leben!" rufen Offiziere und Soldaten und schwingen auf den Bajoneten den Csako. Besonders laut ertönt der Jubel nach einem Kampfe, wenn der Feldherr die Reihen entlang reitet und an die Mannschaft freundliche, anerkennende und nach Umständen tröstende Worte richtet, die, einfach aber beredt, den Mann verrathen, der vom Herzen zum Herzen spricht. In seinem Hauptquartier, inmitten seiner Offiziere, die das bis zum Luxus gastfreundliche Haus des Feldherrn füllen, ist er ein munterer, lebenslustiger Gesellschafter, der den launigen Scherz und die Sprühfunken des Witzes liebt, und mehr von seinen Abenteuern auf dem Gebiet der Galanterie, als von seinen Thaten auf dem Schlachtfelde spricht. Er ist ein Mann, der nichts von der Minute ausschlägt, und der vom Glück in Schlachten und Liebesabenteuern stets begünstigter war, als im Würfelspiel um Gold, das er mit vollen Händen ausstreuet.

Als Feldherr zeichnet ihn jener rasche und sichere Blick aus, der schnell die Verhältnisse durchschaut und für den jeweiligen Fall auch sogleich die rechten Mittel zu finden weiß. Diesem angebornen intuitiven Blick nicht minder wie seiner kaltblütigen Unerschrockenheit, so wie dem feurigen Muth, mit dem er seine Truppen aneifernd voran in's Feuer geht, hat er großentheils seine glücklichen Erfolge zu verdanken; denn mehr Praktiker als Theoretiker entscheidet er nach den Verhältnissen des Augenblicks und richtet sich nach ihnen; darum ist er der Mann der raschen That, überall selbst wirkend, mehr handelnd als befehlend, mehr Blücher als Gneisenau.

Skizzen aus Ireland (v. V. A. Huber) Berlin. Wilhelm Hertz, 1850. Eine Sammlung von Bildern und Charakterzügen aus dem irischen Volksleben, welche der bekannte Verfasser aus schätzbaren englischen Werken (Ireland, its scenery, character etc. by Mr. and Mrs. Hall, London 1843. III voll. und Ireland and its rulers, London 1844, III voll.) ausgezogen und übertragen hat. Sein Verdienst ist die Auswahl und die Form der Uebertragung. Gegen die erstere ist nichts einzuwenden. Wenn es ihm nicht darauf ankam, ein relativ vollständiges Bild von allen charakteristischen Seiten des irischen Lebens zu geben, so stand ihm ziemlich frei, solche Seiten auszusuchen, welche

ihm am meisten behagten, sobald es ihm nur gelang, den Leser zu unterhalten. Und so hat er sich vorzugsweise an die Naivetät, und den burlesken Humor der „Smaragdinsel" gehalten, und nicht verfehlt auch bei herben Stoffen ein versöhnendes und beruhigendes Moment aufzufinden. Das Buch ist der Königin von Preußen gewidmet, hat also die Aufgabe, vor milden und frommen Frauenaugen Gnade zu finden. Die Uebertragung ist geschickt, wie sich erwarten läßt, nur stimmt zuweilen ein Ton von gebildeter Sentimentalität, den die Reden der auftretenden Irene haben, nicht ganz zu den übrigen Strichen der Bilder. Es ist Verdacht vorhanden, daß diese sanfte Zuthat auf Rechnung des Bearbeiters als eines feinen Mannes kommt. In der Vorrede sagt er, daß das Buch im Dienst der sogenannten innern Mission geschrieben sei. Die Grenzboten wissen nicht, was die innere Mission ist, und liegt ihnen auch nichts daran. Aber diese Frommen können so wenig lassen, mit ihren frommen Angelegenheiten zu renommiren, wie junge Studenten mit ihren Corpsbändern. Uebrigens wünschen wir nicht, daß die innere Mission bei Heiden und Weltkindern ein Vorurtheil gegen das Buch erwecke; es ist eine interessante, hübsche und belehrende Lectüre und Jungen wie Alten unter unserm Lesepublicum sehr zu empfehlen. Eine kleine Probe der Darstellung: wie ein blinder irischer Sackpfeifer von der Sängerin Catalani vernimmt und nach Dublin reist, sie zu hören. Rory Oge, der Pfeifer, erzählt selbst:

„Am folgenden Abend waren wir in Dublin; die Dubliner waren aber so toll hinter der fremden Sängerin her, als sie es jetzt hinter den ekelhaften kreischenden Blechkerlen sind. (Der Dudelsackpfeifer haßt die neue Mode der Blechinstrumente.) Bei der Hand des O Sullivan — sie haben doch nicht mehr eigentliche Musik in sich, als ein Zug von Müllereseln! — — — Also — ich denke in meinem Sinn: „Da du doch ein geborner Musikus bist, und alle deine Vorfahren vor dir, diese letzten hundert Jahre wenigstens, so kannst du, um der Ehre des Landes willen, ihr gar wohl deinen Besuch machen, obgleich sie nur eine Fremde ist." Die Wahrheit ist, ich schämte mich in Grund der Seele hinein, von wegen der Burschen, die sie da um sich hatte, und die ihr gar und ganz keinen Begriff von der wahren Musik unseres armen, alten Irelands geben konnten mit ihrem Blech und ihrem Gekreisch alle Abend, die Gott werden ließ, dort in dem großen Theater. — Also gut — ich mache meine Pfeife rein und sehe sie nach, daß Alles in Ordnung, und mir und meinem Jungen die besten Kleider auf den Leib. Und so schick' ich der fremden Dame meine Karte hinauf, und daß Ihrs genau wißt, ich schrieb meinen Namen auf Carreau As: „Rory Oge, der Pfeifer von ganz Ireland und Sr. Majestät des Königs, wird sich eine Ehre draus machen, Madame Katherlany in die Schönheiten der irischen Musik einzuführen." Ihr seht, Freunde, die Ehre von Altireland und seine Musik gab mir Muth ins Herz, und so schritt ich die Treppe hinauf und stracks ins erste Zimmer, so keck wie ein Schafbock, und ehe sie ein Wort sagen konnte, trug ich ihr vier Verse vor, die ich selber zu ihrem Lobe gemacht hatte. Oho, Ihr Mädchen dort, Ihr mögt immerhin zusammen kichern; aber das kann ich Euch sagen — die fremde Sängerin, Katherlany, hatte bessere Manieren! „Mastere Ror Ogere — sagte sie freundlich und herzig, als wär' sie in Ireland geboren und gezogen, obgleich sie ein wenig ausländisch sprach — Sie sein mir sehr wilenkomm!" Und dann mußte ich Platz nehmen und ihr einen echten irischen Jig vorspielen. Das that ich denn; aber erst, nachdem ich ihr begreiflich gemacht, daß ich kein gewöhnlicher Moortraber von Pfeifer sei, der nichts als einen Jig zu spielen verstehe; sondern daß ich Alles spielen könne, Händel und Peter Purcel und wie die Parlyvoos alle heißen. Und unter all' den Roratoreys und all' dem Zeug ist doch nichts, was einem Marsch das Wasser reichte, den mein Vater gemacht und womit er einem alten lahmen Oberst wieder auf die Beine geholfen. Und das nenn' ich die Kraft der Musik! Aber sie dachte vielleicht anders und bat mich nicht, ihn zu spielen und vielleicht gefiel er ihr auch nicht; denn am Ende war's eben doch eine Ausländische. Aber als ich ihr eine nach der andern, die schönen alten Weisen hören ließ, deren Lieblich-

keit nie schwach und deren Kraft nie roh ist — da: „Ogere, mein Kleinod!" ob sie ihr wohl eingingen wie Honigseim! Und: „Halt Mastere Rory Ogere!" sagte sie mit eins — und nun hättet Ihr hören sollen, der Schatz, wie sie die Weisen wiedergab mit ihrer Engelsstimme klar und rund, ein Ton nach dem andern, wie die Silberglocke, womit die Elfen in der Johannisnacht ihre Kirmes einläuten. Und dann gleich wieder: „Eine andere, Mastere Ogere!" Und sobald ich die nächste gespielt hatte, sie gleich wieder mit ihrer Stimme dahinter. Und bei alle dem vergaß sie nicht, den kleinen Jungen hereinrufen zu lassen und ließ ihm aufwarten, wie eine Königin, die sie war. Und dann sagte sie: hätte ich ihr eins gepfiffen, so wolle sie mir jetzt eins singen." Darauf schwieg Rory einen Augenblick ganz nachdenklich. „Und weiter, Rory Oge — wie wurde es, Agra?" — fragte endlich eine lustige Dirne, die offenbar sehr in Gnade bei ihm stand. „Ja, wie ging es weiter? — hob Rory mit einiger Verlegenheit wieder an. — So ging es, daß ich nach einer Weile meine Würde und die Musik von Altireland vergaß ganz und gar, und vor der fremden Sängerin auf die Kniee fiel; und da lag ich, ich wußte nicht wie, noch warum, bis sie fertig war mit Singen. Und, Ihr Mädchen, Ihr werdet es kaum glauben; aber es ist wahr, die Fremde verleidete mir mit ihrem Gesang meine Pfeife! Das that sie, beim Kuckuk! — Es brauchte eine Woche und länger, ehe ich auch nur wieder einen Ton aus meinem Sack herausquetschen mochte. Und das beste war, daß ich ihr einen Geschmack von unseren Weisen gegeben hatte, ehe sie sang, denn hinterdrein hätte ich ihr keinen Ton vorspielen können. Und darnach könnt Ihr Euch denken, was sie war; und wenn Gott mir einen Augenblick nur hätte die Augen geöffnet, damit ich hätte sehen können, ob ihr Gesicht war wie ihr Gesang, ich glaube — die heilige Mutter Gottes wolle es vergeben! — ich glaube aber, ich würde zufriedener sterben, wenn mein Stündlein kommt."

„Rory Oge — sagte ein hübsches blauäugiges Mädchen, um den Alten wieder auf fröhlichere Gedanken zu bringen, indem sie uns zuwinkte — wißt Ihr noch voriges Jahr, als Ihr eben auf demselben Faß saßet, wo Ihr jetzt sitzt, und nichts hörtet, noch merktet, weder die Rauferei der Factionen draußen, noch daß sie Euch fast das Zelt über dem Kopf einrissen, noch irgend was — und wie Ihr die alte Molche Brenan küssen wolltet, weil Ihr meinet, ich sei es, und Eure Frau kam dazu, und — — —" — „Die Eifersucht spricht aus Dir, Peggy, weiter nichts!" lachte der Alte. — „Nein, nein — aber damals hatte das Blech das Leder noch nicht ganz verdunkelt — darum wart Ihr so übermüthig, Rory, — fuhr der Quälgeist fort. Das war aber dem Pfeifer zu viel, ehe man es sich versah, hatte er seinen Hut nach der Richtung geschleudert, wo die neckende Stimme herkam. „Zum Henker mit allem Blech! — rief er dabei — und ich hoffe, ich erlebe noch das Ende von all' den gröhlenden, kreischenden, schnarrenden Vagabunden." „Nun einmal habt Ihr sie schon tüchtig untergekriegt — bemerkte das Mädchen, um ihren Frieden mit dem Pfeifer zu machen — und das war in der Hauptstraße in Killaloe, sagen die Leute." — „Du bist doch eine brave Dirne, Peggy — sagte der Alte schnell versöhnt — und was wahr ist, bleibt wahr. Ja, in der Hauptstraße von Killaloe war es, und dort zogen die blechernen Tagediebe heran, die ganze Bande, mit ihrem sächsischen: „Gott erhalte die Königin!" und der ganze Schweif von Narren hinter ihnen her; und hier stand ich mit meiner armen alten Sackpfeife. Aber, als ich: „St. Patriks Tag" aufzuspielen begann, recht mit allen Registern, da hättet Ihr sehen sollen, wie bald alles Volk, Groß und Klein, mir zuströmte, daß sie ganz beschämt und begossen abziehen mußten, die fremden Landstreicher!"

Die Erinnerung dieses vereinzelten Triumphes vermochte jedoch unsern Freund Rory nicht lange über den drohenden Untergang der vaterländischen Musik zu täuschen oder zu trösten, und er versetzte uns endlich in eine so sympathetische Stimmung, daß wir nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit von ihm als von dem letzten der Pfeifer Abschied nahmen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Cäcilie von Albano.

Trauerspiel von Mosenthal.

Aus Berlin.

Das Stück ist durchgefallen, obgleich es in seiner Art nicht schlechter ist, als die frühere Tragödie unsers Dichters, Deborah, welcher der Leichtsinn unserer Kritik einen so maßlosen Erfolg bereitete. Der Grund dieser verschiedenen Aufnahme liegt lediglich in der Verschiedenheit des Stoffes.

Deborah war ein poetischer Beitrag für das Thema der Judenemancipation. Bei einer populären Sache kommt es nicht darauf an, daß man etwas Neues oder etwas Wahres erfährt, wenn nur die currente Empfindungsweise, die sogenannte öffentliche Meinung, einen lebhaften und beredten Ausdruck findet. Gutzkow's Uriel Acosta vertheidigte mit Wärme und moralischer Entrüstung die Sache der lichtfreundlichen Reformjuden, und in der Befriedigung über diese Gerechtigkeit, die dem Zeitgeist zu Theil wurde, übersah man, daß die Träger der beiden feindlichen Principien sehr schwächlich, charakterlos und phrasenhaft behandelt waren; im Gegentheil war die Schwächlichkeit, Charakterlosigkeit und Phrasenhaftigkeit des herrschenden Geistes vollkommen damit zufrieden, sich selbst im Spiegel anzuschauen; sie fand ihre eigenen Züge, wo nicht von regelmäßiger Schönheit, doch zum mindesten interessant. Daß die religiöse Intoleranz für liebenswürdige Gemüther etwas Unbequemes hat, war nicht neu, aber man ließ es sich gern wiederholen. „Es ist eine alte Geschichte, um mit Heine zu reden, doch bleibt sie ewig neu" u. s. w., oder nach dem Ausdruck der Tragödie selbst: „Alles schon dagewesen."

Mosenthals Deborah hatte denselben Erfolg, und aus demselben Grunde. Religiöse Intoleranz kränkt liebenswürdige Gemüther, bringt Zwist in die Familien, bricht die Bande der Natur u. s. w. Alles schon dagewesen. Aber mit

wie zarter Schonung der Gegensätze! Das rachsüchtige Judenthum schließt mit einem vergebenden Blick, und der Hochmuth der christlichen Einseitigkeit bekehrt sich so weit, daß er schließlich jüdische Schulmeister anstellt, um die Kinder in der allgemeinen Naturreligion zu unterrichten.

Weiter konnte man in der Aufklärung nicht füglich gehen, und das sittlich erhobene Publikum legte wenig Gewicht darauf, daß diese totale Versöhnung nur darum möglich wurde, weil die Träger der beiden Principien sich einer molluskenartigen Natur erfreuten, und darum Jahrhunderte lang sich an einander reiben konnten, ohne das eine am andern zu zerschellen.

Schon damals habe ich*) auf die beiden Hauptpunkte aufmerksam gemacht, welche, trotz des lyrischen Schwunges, der dem Dichter keineswegs fehlt, die Kritik zu einer absoluten Verwerfung des Stücks bestimmen mußten.

Die eigentliche Dialektik der sittlichen und psychischen Bewegung geht hinter den Coulissen vor, und fällt in die Zwischenacte. Was auf der Bühne vorgeht, ist nur das Resultat dieses nicht dargestellten Processes: ruhende Momente lyrischer Stimmung, oder Gruppirungen mit Musikbegleitung und bengalischer Flamme. Eine Reihe lyrischer Stimmungen, die in einer gewissen Successivität zu einander stehn, macht aber noch kein Drama aus.

Dieser ästhetische Vorwurf geht nothwendig auch in einen sittlichen über. Personen, die uns nur in einer Reihe von Stimmungen erscheinen, verlieren die Einheit des Charakters, und haben kein Recht, sich als Träger sittlicher Principien zu gebärden. Ich habe das damals, nach meiner Weise, etwas plastisch, aber wie mich dünkt, sachgemäß, ungefähr so ausgedrückt: der Held ist ein Lump, der mit seinen Empfindungen schachert, und bei dem es daher vollkommen gleichgültig ist, was er zu empfinden vorgibt, und die Heldin ist eine hysterische Person, die mit ihrer Leidenschaft nur große Anläufe macht, um gleich wieder in den Sumpf unbestimmter Sentimentalität zu versinken; ein melodramatischer Akkord, der aus der jedesmaligen Situation entspringt, aber in keiner harmonischen Verbindung zu den Tönen steht, die ihm vorangehen, und die ihm folgen; eine dramatische Figur also, deren Drohung Niemand einschüchtern, deren angebliches Leiden Niemand rühren darf, denn sie gibt sich nur die Miene, zu hassen und zu leiden.

Beide Vorwürfe finden auf das neue Drama unseres Dichters vollkommen ihre Anwendung, und diesmal hat das Publikum seine Schwächen darum bemerkt, weil sie nicht mehr durch einen populären Gegenstand verdeckt werden.

Freilich hatte ich im Anfang die Ueberzeugung, wir wären mitten in unsere eignen politischen Wirren geschleudert. Ein norddeutscher Fürst, geistvoller Protector der schönen Künste und Wissenschaften, dem man von Seiten der Nation die Kaiser-

*) Grenzboten 1849 Heft. 43.

krone anbietet, der aber von Gefühlsconflicten, von der Rücksicht gegen andere Fürsten, der Neigung zum Frieden u. dgl. — nach so verschiedenen Seiten bewegt wird, daß er den günstigen Moment vorübergehen läßt — ich fing schon an, mich darüber zu wundern, daß die Berliner Hofbühne das Wagniß solcher Anzüglichkeiten übernehme; aber ich wurde durch die Fortsetzung bald enttäuscht, die Anspielung war nirgend anders gewesen, als in meinem eigenen Gemüth, das sich der leidigen Politik nicht entschlagen konnte.

Davon abgesehen, haben wir ein Hohenstaufenstück wie andere der Art. Der Inhalt ist folgender. Der Held ist Otto von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Löwen, Gegenkaiser Philipps und Friedrichs II.

Erster Act. Otto's Vasallen, sowie die Norddeutschen Fürsten und die Abgeordneten der Kirche, äußern ihre Unzufriedenheit darüber, daß Otto sich noch immer nicht entschließen kann, die ihm angebotene Krone anzunehmen. Theils halten ihn moralische Bedenken zurück, theils die Liebe zu einer jungen schönen Italienerin, die er mit sich führt, Cäcilie von Albano. Vergebens suchen sie ihn diesem Gefühlsconflicte zu entreißen. Er will auch in politischen Dingen lediglich seinem Herzen folgen — ein Vorhaben, in welchem er von einer romantischen Person in seiner Umgebung, einem Harfner, wesentlich bestärkt wird — und beschließt endlich, da dieses Herz nicht deutlich genug zu sprechen scheint, die Entscheidung seiner Geliebten zu überlassen.

Diese hat den jungen Fürsten einst auf ihrem Landgut aufgenommen, als alle Deutschen von den Italienern umgebracht wurden, und ihm das Leben gerettet. Es hat sich dann ein Liebesverhältniß zwischen ihnen gebildet, und sie ist mit ihm aus dem väterlichen Hause entflohn. Der Vater, wie wir später erfahren, hat ihr geflucht, und ist dann gestorben. Sie glaubt also ungemessene Ansprüche auf Otto's Liebe und Dankbarkeit zu haben. — Es ist ihr aus Italien eine junge Römerin gefolgt, Namens Lara, theils um die „Vertraute" der französischen Comödie zu spielen, und ihrer Gebieterin Gelegenheit zu geben, sich über ihre Empfindungen und Entschlüsse auszusprechen, theils um ihre Ueberspanntheit durch bösen, wenn auch gutgemeinten Rath zu steigern. — Cäcilie ist ehrgeizig, und insofern wäre ihr die Krone ganz erwünscht; aber sie ist auch eifersüchtig, und möchte ihres Geliebten Neigung auch nicht einmal mit diesem kostbaren Spielzeug theilen. Sie hat ihn bis dahin zurückgehalten, um den Thron zu werben. Zuletzt aber faßt sie die Frage von einem höhern Standpunkt. Erst soll er sich in dem Kampf um die Krone als Held bewähren, und dann der Krone zu Gunsten seiner Liebe entsagen. Als er sie also fragt, ob er König werden soll oder nicht, ruft sie ihm ein stolzes Vorwärts! zu, und er zieht aus, nachdem er vorher das Gelübde abgelegt, in ihren Armen zu sterben.

Zweiter Act. Otto liegt mit seinem Heere vor Aachen. Die Einnahme dieser Stadt soll über das Schicksal des Reichs entscheiden. — Cäcilie ist ihm

nachgereist, da trifft sie unterwegs der Maschinist des Stücks, Kurfürst Markulf, Abgeordneter des Papstes, und eröffnet ihr, der heilige Vater werde sich nur dann für Otto entscheiden, wenn dieser den Umgang mit Cäcilie abbricht. Wir erfahren hier erst, daß Otto eigentlich verheirathet ist. Cäcilie soll also eine der Situation entsprechende Seelengröße entwickeln, und ihrem Geliebten entsagen, um ihm die Krone zu sichern: außer dem Papst haben auch noch der König von England und einige andere Potentaten die gleiche Bedingung ihres Beistandes gestellt. — Von dieser Resignation ist in Cäciliens Seele keine Spur, sie freut sich vielmehr, daß nunmehr der große Augenblick gekommen ist, wo Otto's Liebe die Probe bestehen soll. — Nach den unvermeidlichen Volks- und Schlachtscenen zieht Otto in Aachen ein, und beweist die schickliche Großmuth, Milde und Gerechtigkeit. Die päpstlichen und brittischen Abgeordneten bringen ihren Auftrag vor. Er weist sie zornig zurück. Nimm die Sache nicht zu leicht! ruft ihm Cäcilie zu, es steht in der That so, ich bin das Hinderniß, das zwischen Dir und der Krone steht; wen ziehst Du vor? — Beide! ruft Otto, indem er sie unter den Arm nimmt, ich bin Manns genug, mich ohne den Papst und ohne England zu behaupten. — Er zieht stolz in die Kirche ein, große patriotische Gruppe.

Dritter Act. In der Zwischenzeit sind alle Hindernisse beseitigt. Nicht allein ist Kaiser Philipp zu gelegener Zeit durch Otto von Wittelsbach ermordet, und unser Freund allgemein anerkannt, sondern es ist auch seine Gemahlin gestorben, und Otto's Hand ist frei. Er könnte jetzt Cäcilien heirathen und als glücklicher Gatte regieren, aber dann wäre des Stück zu Ende. Es ist Kälte zwischen den beiden Liebenden eingetreten, aus welchen Gründen, davon erfahren wir kein Wort. Genug, seit drei Tagen ist Cäcilie in einem Kloster des Orts, wo Otto sich aufhält, und dieser hat sie noch nicht besucht. — Mittlerweile spielen die Maschinisten weiter. Kaiser Philipp hat eine Tochter hinterlassen, Beatrix, diese soll Otto heirathen, um den alten Zwist der Welfen und Hohenstaufen zu enden. Will er das nicht, so soll der junge Friedrich, der letzte Hohenstaufe, als Gegenkaiser aufgestellt werden. Das ist aber nicht nöthig, er hat sich selber als solchen producirt, ist gefangen genommen und sitzt auf einem der kaiserlichen Schlösser; der Burgvogt wird ihn nur herausgeben, wenn Kaiser Otto seinen Siegelring schickt. Diesen Ring hat er Cäcilien anvertraut. — Alle diese Gespräche belauscht Lara, die über Otto sehr aufgebracht ist, weil er ihre geliebte Gebieterin vernachlässigt; sie brütet sofort über einem Plan. — Beatrix wird dem Kaiser vorgestellt und findet Gnade vor seinen Augen; eigentlich liebt sie den jungen Friedrich, aber sie scheint nicht sehr leidenschaftlicher Natur zu sein. Ob Otto sich sofort in sie verliebt, oder ob es nur politische Rücksichten sind, die eine Annäherung herbeiführen, erfahren wir nicht. Genug, Otto begibt sich sehr verdrüßlich in das Kloster, wo Cäcilie in Verzweiflung seiner harrt. Er behandelt sie auffallend

schlecht. Sie stellt ihm vor, es sei nun doch so weit gekommen, daß die Krone mit der Liebe collidire, er möge der Krone entsagen. Er fragt sie, ob sie nicht recht bei Sinnen sei, gesteht sogar, er habe schon an eine politische Heirath gedacht, obgleich ganz insgeheim, und wird endlich so aufgebracht, daß er ihre Flucht aus dem Vaterhause ihr als ein Verbrechen vorrückt, und ihr erklärt, er werde sie nicht eher wieder besuchen, als bis sie vernünftig geworden sei; mittlerweile wolle er ihr einen Arzt schicken. — Große Verzweiflung. Halt! ruft Lara, ich sehe den Ausweg. Otto will freiwillig seiner Krone nicht entsagen, er muß dazu gezwungen werden. Wenn der junge Friedrich von Hohenstaufen aus seinem Gefängniß befreit wird, so ist ihm der Sieg gewiß, und Otto, durch die Krone nicht mehr gehindert, wird in Deine Arme zurückkehren. Gib mir den Ring, den Du von ihm hast, ich reite damit eilig in den Kerker, wo er gefangen ist, und gebe ihm die Freiheit. — Nein! nein! das wäre Verrath! das thue ich nicht. — Aber Lara in ihrem Jubel eilt mit dem Ring ab. Cäcilie fällt in Ohnmacht.

Vierter Act. Friedrich ist befreit, und der größte Theil Deutschlands ihm zugefallen, alle Welt ist neugierig, durch wen er befreit sein kann, und zornig über den Verräther. Otto erklärt jetzt feierlich, er wolle sich mit dem Papst versöhnen, und Beatrix heirathen. Diese willigt ein, trotz ihrer Liebe zu Friedrich, sie werden verlobt und eingesegnet. — Jetzt kommt es heraus, daß Cäcilie die Schuldige ist. Ganz wie in der Deborah, ist der Held sehr erfreut, nun einen Grund zu haben, seine verlassene Geliebte zu verachten und sich vor sich selber zu rechtfertigen. Sie wird vorgeführt. In Trauerkleidern. — Allerdings bin ich es gewesen. — Entsetzlich! so gib mir wenigstens deine Gründe an. — Die Zeugen werden entfernt, sie bleiben allein. — Wenn du sie nicht fühlst, so kann ich sie dir auch nicht sagen. — Gut, schamloses Weib! Eigentlich sollte ich dich hinrichten lassen, aber in Anbetracht unserer früheren Liebe will ich dir das Leben schenken. Binnen drei Tagen entfliehst du aus dem Land, sonst trifft dich der Tod. — Mit einem stummen Blick des Vorwurfs und einem innern Kampf der Liebe geht sie ab.

Fünfter Act. Otto von den Feinden eingeschlossen. Er träumt von den schönen Tagen, die er mit Cäcilien zugebracht. Er läßt Beatrix kommen. — Liebe Beatrix! Eigentlich liebst Du Deinen Friedrich doch mehr als mich, zudem er Dein Verwandter, geh zu ihm! — Wenn es nicht anders sein kann, auch gut. — Lange Umarmung; der Morgen graut. — — Schlachtgewühl. Cäcilie und Lara winden sich durch Dornen und Schlingpflanzen auf die Bühne. Lara, von einem Pfeil getroffen, stirbt hinter der Scene. Cäcilie will ihren Geliebten retten und mit ihm entfliehen. Sie küßt ihn sterbend. — Fühlst Du jetzt, warum ich es gethan? — Jawohl! aus zu großer Liebe! — Sie stößt sich den Dolch in das Herz und küssend sterben sie mit einander, wie er es einst gelobt;

der Sieger Friedrich erscheint als Fortinbras, um dem königlichen Todten die Trauerrede zu halten. —

Von einem historischen Trauerspiel im höhern Sinn ist keine Rede. Der Conflict ist kein tragischer, sondern ein lyrisch sentimentaler, ja er beruht auf einem Gefühls-Raffinement, das seiner ganzen Natur nach ebenso unhistorisch, als undramatisch ist. Und doch widerstrebt der Stoff an sich keineswegs einer dramatischen Behandlung. Ich erinnere an eine Oper von Auber, die Favoritin, in welcher die Macht der Liebe, der Stolz einer freien Persönlichkeit sich den abstracten Betrachtungen der Politik und dem fanatischen Spiritualismus der Kirche gegenüber geltend macht. Aber dann muß der widerstrebende Held ein Mann sein, und die Träger des kirchlichen Princips erfüllt von ihrer einseitigen, aber großen Idee. Hier ist die Kirche durch ein paar gefräßige Pfaffen und habsüchtige Politiker repräsentirt, und der Held ist ein Spielball aller Winde. Was soll da für ein Conflict herauskommen! Was nützen uns die lyrischen Momente auf der Scene, wenn wir doch jedesmal erwarten müssen, im Zwischenacte werde eine Veränderung vor sich gehen, die zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden in keinem Verhältniß steht. Der Mangel an Kraft wird dann zuletzt durch unnöthige Grausamkeit ergänzt; der arme Otto muß gegen alle Geschichte auf dem Schlachtfelde sterben, Cäcilie tödtet sich selbst und von den übrigen mitspielenden Personen werden fast alle getödtet.

Der Mangel an historischem Ernst und historischer Treue soll verdeckt werden durch das sorgfältig ausgearbeitete Detail. Wir haben die Volksscenen, in denen seit Shakspeare die Unmündigkeit der Masse in einer nachgerade etwas ermüdenden Breite sich ausspricht, Soldatenscenen, und eine Masse romantischer Figuren: geistreich sentimentale Harfner, aufopfernde Dienerinnen, Mönche, treue Vasallen u. s. w. Die Sprache hat ihren Schiller'schen Schwung nicht verloren, aber es ist dem Dichter nicht gelungen, jenen ernsten Stil, den z. B. Kleist in seinem Prinzen von Homburg so glücklich getroffen hat, und der allein uns gleichsam mit historischer Luft anweht, wiederzufinden. Die Sentimentalität des Inhalts geht auch auf die Form über.

Die Krisis in Frankfurt.

Unter allen Gemeinheiten, welche wir in zwei Jahren so reichlich genossen haben, ist das zänkische und intriguante Treiben unserer Diplomaten zu Frankfurt das Gemeinste, und es ist schwer zu sagen, ob der Gleichgültigkeit, mit welcher

die Nation die unglücklichen „Bundesverhandlungen" betrachtet, mehr Verachtung oder mehr Widerwillen beigemischt ist. Der ganze Kampf geht darum, daß Oestreich mit seinen Bundesgenossen die Versammlung als Bundesplenarversammlung betrachtet wissen will, deren Beschlüsse obligatorisch auch für Preußen und die Unionsstaaten gelten sollen, während die preußische Partei — jetzt bereits die schwächere — ihr nur den Charakter freier Conferenzen zuerkennen will. Hinter dieser Differenz über einen formalen Punkt versteckt sich die ganze feindliche Politik der Union und der Liga. Oestreichs Aufgabe ist: durch brüskes Auftreten, durch Intriguen und Temporisiren die preußische Partei mürbe zu machen und aufzulösen, und Preußen ist bis jetzt auch wieder der allerdings sehr gebildete Pierrot gewesen, welcher sich ein Bein nach dem andern stellen ließ, und mit einer Geduld, für welche es kein erhebendes Beiwort gibt, auf jede Zögerung und jeden Nasenstüber mit geistreich motivirten brüderlichen Vorstellungen antwortete. Während Oestreich pfiffig, berechnet, kühl seinen Schlangenweg ohne Unterbrechung vorwärts geht, macht Preußen in Pausen große Anläufe ohne auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, leidet an Wallungen, einer Fülle von Phrasen, einer höchst unpraktischen Spitzfindigkeit und einer rücksichtsvollen Hochachtung vor allen Gegnern, welche Hochachtung die preußische Regierung selbst edle Uneigennützigkeit nennt, die in Wahrheit aber nichts als begehrliche Schwäche ist. Statt im Fürstencollegium den beiden Hessen das Pistol auf die treulose Brust zu setzen, und dem östreichischen Cabinet durch definitive Constituirung der Union Ernst zu zeigen, statt jetzt bei Abschluß des dänischen Friedens, wo Oestreichs Intriguen ihm bereits mit Schmerzen klar geworden waren, durch definitive Constituirung der Union wenigstens einige Sympathien in der Nation zu erhalten und das gänzlich verlorene Zutrauen einigermaßen wieder herzustellen, treibt sich seine Staatsweisheit auf dem unglücklichen Felsboden von Interim's und Provisorium's umher, auf dem jedes Aufblühen eines frischen Lebens unmöglich wird. Jeder Tag dieses halben, unsicheren Zustandes nimmt Preußen mehr Terrain unter den Beinen weg, und was ihm die Volksansicht über den dänischen Frieden außerdem nehmen wird, ist noch gar nicht abzusehn.

In dieser jammervollen kläglichen Zeit, welche der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege und vor dem Kriege von 1806 so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, wird man sehr genügsam und schon ein leises Symptom von Courage vermag eine gewisse geringe Befriedigung zu gewähren. Eine solche mühen wir uns vergebens in der preußischen Note vom 2. Juli an Oestreich zu finden, welche dem Fürstencollegium mitgetheilt und am 17. durch den Staatsanzeiger publicirt wurde. Durch diese Note wird in dem bekannten breiten biedern und demüthigen Stil des preußischen Notenverfassers unter bundesbrüderlichen Grüßen lebhaft bedauert, daß Graf Thun in Frankfurt so rücksichtslos sei, der Union gar keine Concessionen zu machen und daß Oestreich darauf bestehe, Preußen solle die Union

aufheben. Da nun die Verhandlungen im Begriff seien, sich zu zerschlagen, so mache Preußen den neuen Antrag „die Verhandlungen über das Definitivum der deutschen Bundesverfassung unverzüglich zu beginnen, so daß die östreichische Partei ihre Vorschläge an alle Genossen des deutschen Bundes machte, und diesen, ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit gemäß überlassen bliebe, in welcher Weise sie denselben mit ihren nähern Verbündeten in mehr oder weniger gemeinsame Berathung und Erwägung ziehen wollten."— Dieser Vorschlag heißt: ihr braucht unsere Union ja nicht anerkennen, wir verlangen das nicht, die Unionsregierungen können untereinander berathen; wenn eine nicht will, kann sie auch einzeln ihre disparate Ansicht geltend machen. Das ist eine Concession, welche leider unmännlich genannt werden muß, eine Kränkung für die Union, und überdies eine kleinliche und unpraktische Maßregel. Wenn Preußen nicht jetzt eine Anerkennung der Union durchsetzt, hofft es diese bei den Verhandlungen selbst durchzusetzen, hofft es irgend Etwas von Verhandlungen, welche an diesem Punkte scheitern werden, so gut wie die jetzige Versammlung? Und ist das nicht ein indirectes Aufgeben der Union selbst, wenn die einzelnen Regierungen für sich, und nicht in corpore auftreten. Der Vorschlag ist zu spitzfindig, um klug zu sein. Oestreich wird, wenn es noch auf neue Eroberungen im Unionsgebiet zu hoffen hat, nicht geradezu ablehnen, sondern dies neue Zeichen von Halbheit freudig ausbeuten, und von Neuem versuchen, Preußen noch weiter von seinem Terrain herunterzudrängen und hinter seinem Rücken unterdeß zu operiren; fühlt es sich aber stark und Preußen schwach genug, so wird es offen trotzen und selbst auf diesen demüthigen Vorschlag nicht eingehn.

Uns hilft leider nur noch Trommelschlag! So weit hat es Preußen gebracht, daß es nach allen Demüthigungen und politischen Niederlagen da wird aufhören müssen, womit es kühn hätte anfangen sollen. Die achtzehn Millionen Thaler in diesem Frühjahr auf Soldatenbeine verwendet, ein Unionsheer aufgestellt, hätte das Cabinet Schwarzenberg 50 Millionen Gulden auf Rüstungen gekostet; die waren in diesem Frühjahr nur durch Verderben des Kaiserstaats zu beschaffen; jetzt ist es möglich, auch sie noch in die östreichischen Kassen hinein zu zaubern. Was im Frühjahr noch verhältnißmäßig leicht, sicher, imponirend gewesen wäre, das wird jetzt verhängnißvoll werden. Und doch wird es die letzte Hülfe sein, aber die Hülfe der verzweifelten Rathlosigkeit! Und doch werden wir, die deutsche Partei zu Preußen stehn und sein Schicksal theilen müssen, wie es auch falle!

Bilder aus dem Fürstenthum Serbien.

1. Die würdige Stadt Kragujevacz.

Ob es der schwarze Wein von Negotin war, oder die schwarzen Augenbrauen der serbischen Damen, oder eine weniger liebenswürdige Veranlassung, die Ihrem treuen Bundesgenossen wieder den rothen Fez auf das Haupt gedrückt hat, und zwei lächerlich große Pistolen in den serbischen Gurt, das wird Ihre Leser nicht sehr interessiren. Kurz, ich liege wieder hier unter wilden Genossen weit hinter der weißen Save und der braunen Donau, mitten im Herzen des Fürstenthums, auf einem gesegneten Landstrich, der erdzungenartig von den beiden Moraven eingeschlossen wird, am Berge Rudnik, sechzehn geographische Meilen hinter Belgrad, in der alten Hauptstadt Kragujevacz, einer höchst respektabeln, alten, wunderlichen Serbenstadt, einem wahren Schatz für blasirte Reisende, der nur die eine Unbequemlichkeit aller Schätze hat, daß er schwer zu finden ist. Da mir das Spreizen der russischen Partei Belgrad verleidet hatte, versuchte ich nicht ohne Schwierigkeit hierher zu reiten. Die Verbindung beider Residenzen wird durch eine alte, gepflasterte, streckenlang mit Gras und Moos bewachsene Heerstraße bewirkt, auf welcher die Pflasterung stellenweise eingesunken und sehr holprig ist. Mein armer Leib litt, als wir auf landesfürstlichen Postkleppern aus der ersten Residenz nach der zweiten trotteten.

Eine solche Straße und so gesattelte Klepper! Die fürstlichen Postklepper — in Serbien gibt es nur Reit-Posten — sind in Janitscharen Weise gesattelt, mit den widerlichen, hohen, hölzernen Sätteln, welche zwar ein wenig mit Kälberhaaren gepolstert und mit leidlich reichen Brust- und Rückenlehnen ausgestattet sind, aber eine jedem nordländischen Reiter unerträgliche Lage des Körpers erfordern, namentlich werden die bedauernswürdigen Beine von den Wänden des Sattels gedrückt und in schaufelförmige Steigbügel gestellt, in unnatürlicher Stellung, die halb ein Knien, halb ein gebücktes Sitzen ist. Und das häufige, mühsame Absteigen bei all den gefährlichen Brückenpassagen, wo der Reiter das Roß nach sich führen muß, und wenn, was ohne Aufhören geschieht, etwas am Lederzeug der Sattlung reißt, und auf den Stationen, wo die Pferde gewechselt werden! Das Gepäck trägt ein zweites Pferd, auf welchem der Postknecht reitet, bis an die Zähne bewaffnet, zugleich eine Art von Schutz für den friedlichen Reisenden, obwohl die Sicherheit auf allen serbischen Straßen größer ist, als in den Nachbarländern. Denn der Eifer der serbischen Polizei ist höchst achtungswerth, nur ihre Humanität ist nicht immer tadellos; ihre Methode ist das soge-

nannte abgekürzte Verfahren, eine kleine Pistolenkugel statt eines langen Criminalprozesses. Der Postknecht kömmt deßhalb fast nie in den Fall, seinen Passagier zu schützen, öfter aber, wenn dieser ein schlechter Reiter ist, die Pferde an dem Zügel zu führen, oder, wenn sie müde geworden, mit einem spitzen Stock unter gräßlichen Kernflüchen zum raschen Trott anzustacheln. Ein Tartarin (Courier) reitet jedesmal zwei Stationen vor dem Postreisenden voraus, um die Pferde zu bestellen, welche häufig erst auf den weiten Weideplätzen mit Anstrengung eingefangen werden müssen.

Ich schreibe dies im ersten und letzten Gasthof von Kragujevacz und habe sein unscheinbares Dach in einem Rest von abendländischem Unabhängigkeitsgefühl gewählt. Man ist hier nicht sehr auf Herbergsgäste eingerichtet, weil selten welche kommen. Die Minister und höhern Staatsbeamten steigen nie im Gasthof ab, gewöhnlich besitzen sie im Orte einen eigenen Konak oder eine schlichte Villa in der Nähe. Andere Serben, die etwas in Kragujevacz zu schaffen haben, haben ihre Privateinkehr, da die sprüchwörtliche Gastfreundschaft der Slaven in Serbien noch in voller Blüthe besteht. Mein Gasthof liegt ziemlich am Eingange des Orts, etwas erhöht, so daß ich von dem holzgezimmerten Balkon fast die ganze Stadt — ein romantisches Bild — bequem übersehen kann. Ich lagere auf dem grüngepolsterten Balkonsopha und rauche in der Abendkühle zum duftigen Mokkatrank den noch duftigern Cibuk.

Die Stadt vor mir hat 300 Häuser, welche von Holz und Fachwerk im morgenländischen Stile erbaut sind, viele mit frischem Farbenanstrich bunt verziert. Am höchsten erhebt sich die griechische, nicht unirte Kirche, ein Neubau des Fürsten Milos Obrenovicz, der hier zuerst seinen Fürstenstuhl aufschlug; im neuitalienischen Stile, prunkhaft, mit einer unheimlichen, zwiebelähnlichen Kuppel des Thurmes, die zum Ueberfluß mit blankem Blech beschlagen ist. Die guten Serben sträuben sich, den byzantinischen Stil, welchen böhmische Architekten hier einführen wollten, für ihre neuen Kirchenbauten anzunehmen, obgleich derselbe doch an den ältesten Kirchen in Serbien und Bulgarien vorkömmt, dem Klima wie dem serbischen Kultus vollkommen entspricht und so angenehm panslavistisch ist. Das Volk schätzt einmal plumpe Zwiebelthürme, mit Blech gedeckt und recht hell polirt, wo möglich an den Thurmspitzen dicke im Feuer vergoldete Knäufe und recht monströse Kreuze mit doppelten Querbalken. Das Innere des kragujevaczer Gotteshauses gleicht ziemlich dem der übrigen serbischen Kirchen, nur ist es reicher und mit mehr Ueberladung geziert. Es theilt sich in das Schiff für das Volk und in das Presbyterium. Dies ist wieder durch den kolossalen Hochaltar in zwei Theile geschieden, in deren einem der Diakonus steht mit den Meßknaben und Chorsängern; hier wird das Evangelium gelesen, die Communion gespendet, das gewöhnliche Gebet verrichtet und irgend ein passender Psalm oder Hymnus gesungen. Die zweite Abtheilung, gleichsam das Sanctis-

simum des Tempels, betritt nur der fungirende Pope in seiner Tracht, an den Hohenpriester des alten Bundes erinnernd; dort geschieht, ungesehen vom Volk, die Consecration des Brodes und Weines. Denn das Volk braucht nicht Alles zu sehen. Der Hochaltar ist ein bis zur Deckenwölbung ragender, reichverzierter Bilderschrein, von welchem man durch zwei Thüren in das Allerheiligste gelangt. Zu des Altars beiden Seiten stehen unter karmoisinem Baldachin zwei Thronstühle; einen besteigt der Metropolit von Belgrad, den andern der regierende Fürst. Des Fürsten Thronstuhl ist mit Sammt, Vergoldung und Stickerei geziert, über demselben hängt auf einer karmoisinrothen Tapete das prächtig gestickte serbische Wappen, ein silbernes Kreuz mit vier Feuerstählen im rothen Felde, bedeckt von Fürstenhut und Mantel, darüber eine slavische Inschrift in cyrillischen Lettern, deren Sinn ist: „O Herr, mein Eifer für dich ist so groß, daß er alle meine Lebtage verzehrt." — Die stolzen, prunkliebenden Obrenovicze zeigten sich öfter auf dem Ehrenstuhle als der jetzige Fürst, der bürgerlich schlichte Alexander Karageorgevicz. In dieser Kirche findet seit Milos die Inthronisation der serbischen Fürsten statt, nach einem Ritual, das noch aus den Zeiten der Nemanicze stammt und von Milos's erstem Geheimschreiber Davidovicz passend arrangirt worden ist. Der neue Fürst hält vorher unter freiem Himmel eine Rede von der Tribune an das versammelte Volk und bekräftigt die serbische Landesverfassung, die Ustava, nach öffentlicher Vorlesung derselben durch den Staatssekretair, mit seinem Schwur und der eigenhändigen Namensunterschrift. Dann geht es im feierlichen Zuge nach der Kirche, wo die Verfassungsurkunde auf seidenem Kissen an den Stufen des Altars niedergelegt wird. Der Belgrader Metropolit oder sonst ein Bischof hält von der Kanzel herab eine Rede über die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Verfassung und spricht dem Fürsten wie dem Volk gleich eindringlich ins Herz. Der Fürst hört stehend, dann setzt er sich auf seinen Stuhl, und die Aeltesten des Volks überreichen ihm einen kostbar ciselirten Säbel und auf einer Schüssel Brod und Salz. Der Fürst gürtet aufstehend den Säbel um seine Lenden, dann bricht er das Brod und ißt ein Stück davon in Salz getaucht. Ein Bischof kredenzt ihm einen Becher, bis an den Rand gefüllt mit weißem Wein, diesen leert der Inthronisirte zu Gottes Ehre und auf des serbischen Volkes Wohl und schwingt ihn dann, gleichsam zur Nagelprobe, dreimal im Kreise. — So wird man in Serbien Fürst; daß in der Ceremonie das Essen und Trinken nicht vergessen ist, zeigt von gesundem Sinn des Erfinders.

Nahe der Kirche befindet sich das Gebäude, welches Fürst Milos Obrenovicz zu einem Lyceum erbauen ließ. Jetzt wirds zu andern Zwecken verwendet, weil Fürst Alexander die Lehranstalt nach Belgrad übertragen ließ, wo sie gut besucht, praktisch eingerichtet und mit tüchtigen Lehrern besetzt wurde, darunter Steic, Dr. Janos Safarik, Nenadovicz, des berühmten Helden Sohn u. A.

Die Anstalt ist nützlich, meine Serben renommiren, sie solle nächstens in eine förmliche Universität umgewandelt werden.

Der Konak des Milos zu Kragujevacz steht noch, ein verfallender, öder Rest der Prunksucht. Er ist mit Palissaden umgeben und wie ein Ritterschloß befestigt. Die Einrichtung ist orientalisch prächtig, die Tapeten in den Salons, die Decken, Teppiche und Ottomanen wenigstens kostbar. An den Wänden Fresken, wilde Darstellungen aus serbischen Heldenliedern und aus den letzten Kriegen, sämmtlich von serbischen Künstlern auf des jüngern Obrenovicz Befehl gemalt, wirr und bunt in der Composition, roh in der Zeichnung, alterthümlich in der Technik, denn die serbischen Maler — das Land besitzt deren viele — machen keine Kunstreisen und sehen keine andern Vorbilder, als alte Bilder griechischer und slavischer Meister, wie sie sich in den serbischen Kirchen und Klöstern ziemlich zahlreich aus der Zeit der byzantinischen Schule erhalten haben. Seine ganze Bildung bekömmt der serbische Kunstjünger von seinem Meister, der sie wieder handwerksmäßig in derselben Weise erlernt hat, ohne weiter gewesen zu sein, als in Semlin und Neusatz, wenn er überhaupt in seinem Leben einmal die weiße Save überschritten hat. Doch erhielt sich unter den serbischen Malern durch Tradition manch altes, anderwärts längst verschollenes Kunstmittel der Alten. Virtuos sind sie in Bereitung eines äußerst feurigen Blau und eines feinen Roth, das sich in Serbien fast jeder Maler nach alten Rezepten selber braut, und beide Farben kommen an Feuer und Reinheit der Farbenpracht alter Byzantiner ganz gleich. Es gibt in Serbien noch Maler — Dorfmaler — die das Geheimniß der Enkaustik kennen und üben. — Der alte Milos hat in diesem Konak viel Geld verthan. Eben kein Freund lukullischer Mahle, brauchte er doch viel für glänzende Aufzüge, Schaugepränge und Mädchen. Hier, zu Kragujevacz vor seinem Konak gab er große Feste und veranstaltete häufig seine Lieblingsunterhaltung, Feuerwerke, bei denen sein Tyrannenhumor ein paar Mal Raketen unter das Publikum regnen ließ, nur zweimal, denn das serbische Volk duldet eher das schwerste Joch als kleine herabwürdigende Neckereien. Der alte Herr hielt seinen Hof am liebsten zu Kragujevacz, weil er da fern war dem großen Zusammenfluß des mißvergnügten Volks und der mahnenden Warnung treuer Staatsdiener und Räthe. Hier hauste er auch ganz wie der Padischah von Stambul, nicht einmal der Harem fehlte, welchen Milos's schlauer Kuppler, Aoram, immer mit den schönsten Frauen und Mädchen versah. Wenn Milos auf seinem Konak den Mittagsschlaf hielt, wurden Pandurenwachen weithin ausgestellt, damit kein Geräusch den Schläfer störe.

Als ich so ernsthaft vor dem Konak stand, mit dem Rücken an die Trümmer einer Rotunde gelehnt, die einst eine Moschee gewesen sein soll, trat ein alter Serbe im fuchsverbrämten Pelzrock zu mir, ein Handwerker aus Kragujevacz, ein verständiges Gesicht, mit grauem Haar und scharfem Blick. Er umkreiste mich

neugierig, endlich grüßte er, fuhr mit der linken Hand in seinem Schnurrbart herum und begann die Unterhaltung, die ich schon längst als unvermeidlich erwartete. „Du bist kein Schwabe. Ich sehe Dir schon eine Weile zu und erkenne, daß Dein Herz traurig ist über das schöne Haus, das hier zu Grunde geht. Ei, war das ein Leben hier, zu Kragujevacz, als die Obrenovicze noch hausten, der alte Milos, der süße Milan und der Brausekopf Michal, der nun ein weiser und gesetzter Mann geworden ist. Der Alte hat's verdient, daß ihn das Volk vertrieb, hat er doch schlimmer über uns regiert, als ein Vezier oder Pascha, er über sein eigenes Volk, das mit ihm dieselben Lieder gehört, weißes Brod aß aus derselben Muttererde und dieselben Gebete sprach vor dem Kreuzbild. Aber was haben die Söhne verschuldet, die lieben Augäpfel, der Milan, den die Luft der Schwaben ins frühe Grab warf*), und Michal, der heute noch auf unserm Fürstenstuhle säße, ein gerechter Herr, wenn er kein Sohn des blutigen Mannes war. Jetzt muß der junge Herr in fremden Landen irren und sein Kopfkissen auf schwäbischer Erde niederlegen, das muß ihn drücken, und wär' es von Seide und gefüllt mit dem weichsten Frauenhaar!"

Ich erzählte dem ehrlichen Patrioten, daß ich den Fürsten Michal Obrenovicz von Wien aus kenne und auch den alten Milos gesehen zu Laibach, als er, eben losgekauft aus dem Gefängniß, welches ihm Dr. Ljudevit Gay zu Agram bereitet hatte**), finster weiter zog, um sich von den letzten Kränkungen — ich weiß nicht, ob zu Paris oder zu St. Petersburg — zu erholen. Da wollte das Staunen und der geschwätzig losbrechende Redefluß des Alten gar nicht enden. „Du hast also den Fürsten Michal gesehen, meinen Augapfel. Ist er stark und stattlich geworden? Wir hören, er, dessen Vater nicht einmal schreiben kann, und dessen starrer Kopf nicht einmal recht türkisch gelernt hat, er soll ein weiser Mann geworden sein, ein Gelehrter, der die Sprache aller sieben christlichen Könige spricht. Er redet auch gern und freundlich mit unsern Leuten, die Vieh treiben nach Budapesth oder Schafwolle nach Becz (Wien) auf den Markt bringen. Weißt Du auch, daß der Michal im letzten Kriege in Srem (Syrmien) war? — Im vorletzten Herbste, als unsere Brüder, die über der Save unter den Schwaben wohnen, gegen die Magyaren — ein Diacz (Dämon) wolle diesen die Seele verunreinigen! — die Waffen ergriffen, Herr Knicanin, der weiße Edelfalke, dessen Ende glücklich

---

*) Milan, Milos's Erstgeborner und des serbischen Volkes Liebling, starb jung an einem Brustübel, das ihm die glänzenden Feste der ungarischen Magnaten zu Pesth zugezogen hatten. Die Red.

**) Bekanntlich wurde Fürst Milos 1848, nachdem ihn Gay, wie es heißt, nach Agram gelockt, zu Agram auf Gay's Anstiftung gefangen genommen und in strenger Haft gehalten. Den Ruf dieses Vorfalls übertäubte der Lärm des Slavencongresses, der prager Junitage, die Achterklärung des Banus und die bunte Reihe der Tagesereignisse in Oestreich. Die Sache ist bis jetzt unaufgeklärt geblieben, vielleicht wissen die Kroaten mehr davon. Die Red.

sein möge! mit viertausend Momken hinüberzog, um ihnen zu helfen, da ist auch der Michal Obrenovicz heimlich nach Srem gekommen. Er war in schwäbischer Kleidung, schwarz angezogen, wie ein Kaufmann aus Becz, der Bart verstellt und lang wie bei einem Popen, damit ihn keiner unserer Leute erkenne, die der Fürst, Herr Alexander, geschickt hatte mit dem Knicanin. Mein Nachbar aber, der Schneider Meho, welcher in der Römerschanze als Arambassa war, hat ihn doch erkannt und hörte ihn sprechen, da er beordert stand vor dem Zelt des General Georgje. Er hörte, wie Herr Michal den Herrn Georgje bat, er möge ihm erlauben, unter seiner rothen Fahne zu ziehen gegen den kriegerischen Magyar, er möge ihm erlauben, das Schwert zu führen für die Heimath, sei es auch als gemeiner Mann, ja als der letzte der Krieger. Der General aber gab ihm zur Antwort: Das geht nicht, mein Herr und Fürst, wir sind Freunde des Fürsten Alexander Karageorgevicz, der Dich gestürzt hat, wie Dein Vater den seinen. Dieser Fürst, Dein Feind, hat uns stattliche Hilfe geschickt, gerüstete Männer zu Tausenden, Pulver und Kanonen und seinen Falken, den Helden Knicanin. Wir dürfen Herrn Alexander nicht kränken, da er unser Bundesbruder ist, und der würde zornig werden auf seinem Stuhl, wenn er Dich in den Reihen der Unsern wüßte, am Ufer der braunen Donau, und mit Recht, denn manche Nahien und vieles Volk in Belgrad würden sich erheben für Dich gegen den Sohn des Kara. Dank und Bundesbruderschaft aber verbinden uns dem Alexander. Drum vergib Deinem Diener, daß er Deinen heldenkräftigen Fürstenarm zurückweisen muß, auf daß nicht Zwietracht aufgehe in unsern Reihen. — So sprach General Georgje. Da weinte Fürst Michal bitterlich und stand lange wie angedonnert, Thränen unter den Wimpern, dann ermannte er sich und sprach: Weh mir, mein Loos ist das eines Kuckucks, weh mir, daß ich nicht mehr thun kann für mein Volk in seinem Kampf, als gelbes Gold geben! — Und er warf einen schweren Beutel mit Gold auf den Tisch und ging schluchzend aus des Generals Zelt. Am andern Morgen zeitig frühe mußte er wieder fort nach Becz."

Hier unterbrach sich der Serbe in seiner Erzählung und stöhnte, gerührt durch seine eigene epische Darstellung, dann ließ er seinen Redestrom wieder fließen: „Und der alte Milos war gefangen? In Agram gefangen vom Doktor Gay? Ei, ei, wie ist der alte Fuchs dem Gay in die Schlinge gelaufen? Und was hatte der Gay mit dem Milos?

„Ihr kennt den Doctor Gay?" frug ich, erstaunt über diese Expectoration, denn wenn auch Gay unter den gebildetern Serben Freunde hat, mehr als unter den Kroaten, so hätte ich doch nie seinen Namen in dem Munde eines schlichten Handwerkers von Kragujevacz vermuthet.

„Ei, sollt ich den Gay nicht kennen! seine Zeitung hörte ich sonst öfter lesen, als mein Sohn noch daheim war, der Djak (Student), der jetzt in Belgrad lernt; der kennt die kroatischen Teufelslettern, welche mir ein Greuel sind. Stehen

kluge Sachen in den Blättern, die der Gay schreibt; er würde seine Zeitung gern mit serbischen Buchstaben schreiben (er meint jene alte, unförmliche Mönchschrift, deren Erfindung St. Cyrill schwerlich vor Gott verantworten wird), doch er darf nicht, weil ihn die Kroaten, welche alle Schockazen (Spottname für Katholiken) sind, und ihr Bischof verbrennen würden, wenn er die schockazischen Lettern zum Teufel würfe, und mit unsern serbischen Lettern, die allein Gott gefallen, schriebe." Und im Strom der Rede wieder auf Milos überspringend, fuhr er fort: „Recht bedacht, thut es mir doch leid um den alten Milos. Schwer büßt er die schwere Schuld. Ich war wohl oft Zeuge seiner Tyrannengreuel; ich sah mit diesem meinen Augen, wie er bloß zu seinem Vergnügen*) zweihundert Häuser der belgrader Savestraße abbrennen ließ, sah manches Serbenhaupt aufgesteckt auf blutigem Pfahl, ich sah es mit an, wie er einst einem Unglücklichen, den man in Fesseln her von diesen seinen Konak gebracht hatte, Angesichts vieler Zuschauer selbst eigenhändig den Kopf abhieb. Ich war schon lange mein eigener Herr, als das Volk den Fürsten Milos in eben diesem Konak hier zu Kragujevacz umringte — es war im Winter des Jahres 1835 — um ihn zu bitten, er möge an der Verfassung halten, die er am Bracar beschworen. Milos fluchte und schimpfte die gerechte Sache eine „Rebellion" und befahl dem Radoikovicz, das Volk mit den Waffen zu zerstreuen, die Kanonen vor dem Konak zu laden, Flinten auf die Palissaden zu legen und Feuer zu geben unter die versammelte Menschheit. Da schritt aus der Menge unerschrocken Herr Thomas Wuczicz Perisicz und die Momken des Milos traten ehrfurchtsvoll zurück, Radoikovicz ließ den Säbel sinken, die Gewehre hinter den Palissaden verschwanden und die Kanoniere löschten die bereit gehaltenen Lunten aus. Und Herr Wuczicz trat an die Spitze des Volks und zwang den Fürsten einzuhalten. Der alte Milos hat reiche Schätze und lebt im Ueberfluß, aber etwas frißt an seinem Herzen. Nicht zurückdürfen in's Vaterland, das muß eine schwere Strafe sein! Drum irrt auch der Milos ruhelos umher in fremden Landen und kann nicht sterben. Alle seine Schätze gäbe der geizige Milos hin, für einen kleinen Platz serbischen Bodens, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen könnte!" — Der gute alte Herr hatte sich wieder durch sein eigenes Pathos in eine gewisse Begeisterung hineingearbeitet, er schob seinen Pelzrock zurecht, winkte mir würdig mit der Hand und entschwand mit gesenktem Haupt hinter dem Zwiebelthurm der Kirche, wie ein Geist, wie der Stadtgeist der kleinen alten Residenz, deren Gefühle er in so schöne Worte gefaßt hatte.

Seltsame Leute! Dieser Obrenovicz hat sie geschunden, so ziemlich alle ihre

---

*) Diese Erzählung ist, nebenbei bemerkt, ganz richtig. Fast 200 Hütten der ärmsten Klasse standen zu Belgrad an der Save. Milos wollte sie ablösen, um weitläufige Zollgebäude und Waarenbazars daselbst zu errichten. Die armen Eigner weigerten sich, das Erbe ihrer Väter zu verkaufen, da machte Fürst Milos kurzen Prozeß und ließ durch seine Momken die ganze Straße niederbrennen. Der Eins.

Helden haben dasselbe gethan, und die Seele der Leute ist doch voll von ihnen, und in ihrem Herzen ein Ueberfluß von Pietät. Durch die Erinnerung an diese Männer berauschen sie sich, sie leben mit ihnen und in ihnen; sie finden in ihnen die Poesie, ihre Götter, ihren Staat. Nehmt den Serben diese Erinnerungen und sie werden nicht viel besser sein, als ein Haufe Räuber, der seine Heimath verloren hat. — Zuletzt besteht doch das größte Glück eines Volkes darin, daß es die Gestalten lebendig vor sich sieht, von denen seine originelle Phantasie zu träumen liebt. Und der Phantasiegott meiner Serben ist offenbar ein Bursch von 7 Schuh Höhe, mit Schultern, die soweit von einander abstehen, wie die zwei Rädergleise eines Wagens, mit tellergroßen, feurigen Augen, einem ungeheuren Gurt mit zwei Kanonenläufen darin und einem gedrechselten Türkenschädel als Likörglas. — Uebrigens brauchen Sie, meine Herren in Deutschland, nicht gar zu verachtend auf die Phantasie meiner wilden Freunde herabsehen. Sie haben ebenso einen volksthümlichen Gott, von dem sie Glück und Erlösung abhängig glauben. Ihr Ideal eines Mannes aber ist ein dicker Herr mit großem Kopf, welcher irgend eine Art von Barett trägt, gegen Kirche und Kaiser protestirt, mit der Faust auf Bücher schlägt und wenn er sich müde gepredigt hat, dann ein kräftiges Lied anstimmt, indem er gegen den Teufel die Erwartung ausspricht, derselbe werde sich an irgend einen entlegenen Ort zurückziehen, was den Teufel aber ganz und gar nicht verhindert, rings um den Herrn höhnische Burzelbäume zu schießen. Das ist Ihr deutscher Phantasiegott, verzeihen Sie einem Sohne des Säbels, wenn er auch an ihm sehr lächerliche Seiten findet.

2. Serbische Staatsmänner.

Horch, Pferdegalopp zwischen den Häuserreihen! das sind vornehme Herren, höchst respektable Herren, die Mächtigen des Landes, ihr seht's aus den arabischen Pferdebeinen, welche auf den Steinen vor der Kirche herumstampfen, und der Verachtung, mit welcher die Pferdeknechte die ledigen Rosse durch den Haufen der gaffenden Leute treiben. Wie kommen die Herren alle nach Kragujevacz? Haben Sie den Fürsten begleitet nach Tapolna, in sein väterliches Dorf, wo er zuweilen im Sommer verweilt? oder wollen Sie einen türkischen Courier nicht in Belgrad, sondern hier abwarten, wo die russischen Spione wenigstens nicht überall ihre Nase hinstecken? Genug, sie sind hier und benutzen das Glockengeläut und den Gottesdienst, um dem freien Serbenvolk ihre Frömmigkeit zu zeigen, sie sind in die Messe gegangen, ein gutes Geschäft zu machen, sich selbst dem Himmel zu präsentiren, und ihren Mitbürgern eine Freude zu machen.

Im Innern des hell erleuchteten Tempels vor dem Sängerchore sitzen vier Männer, in dicken Gesangbüchern lesend, die vier einflußreichsten Männer im serbischen Staate. Ich bitte um Ernst und Wohlwollen, wenn ich Ihnen die

Herren portraitire, deren Aussehen höchst würdig und männlich ist, deren Innres selbst General Levschin, der russische Consul zu Belgrad nicht genau genug kennt, um sicher darüber zu urtheilen. Der Erste ist unser alter Bekannter, Hr. Thomas Wuczicz Perisicz, die kolossale Gestalt über das silberbeschlagene Gebetbuch gebeugt, in welchem er eifrig blättert. Blättert, aber nicht liest, denn das Lesen ist nicht Herrn Wuczicz's stärkste Seite. Wenn er im Staatsrath mit zuversichtlicher Miene und blinzelndem Auge in Aktenstücken blättert, geschieht ihm nicht selten, daß er ein beschriebenes Papier, über dem er zwischen den Zähnen murmelte und mehrmal den Kopf schüttelte, verkehrt in den Händen hält. Vielleicht deßwegen verträgt Herr Wuczicz keinen Widerspruch; in den Sitzungen des Staatsraths ward er durch denselben einmal so erzürnt, daß er die auf dem Tisch ausgelegten Akten sämmtlich auf den Boden warf, wild blitzenden Auges von seinem Sitz aufsprang und mit einem derben „Jebem!" den Saal verließ. Das ist die ächte serbische Volksfigur, ein Riese mit der Natur eines wilden Raubthiers und ein schlauer, schlauer Teufel; er ist Serbiens populärster Held, ein unüberwundener Feldherr, der Mann, der die Dynastie Obrenovicz gestürzt hat und einer der zähsten Diplomaten des Südens. Den Mangel jeglicher Schulbildung ersetzt bei ihm die ungeheure Lebenskraft, die große Lehrmeisterin Erfahrung und lange Uebung in den schwierigsten Geschäften. Mit welcher Liebe das Volk an Wuczicz hängt, ist kaum zu glauben! — Wuczicz geht stets im einfachen Nationalkleide der gemeinen Serben, stets mit Säbel, Messern und Pistolen bewaffnet. So schon unter Milos Obrenovicz und jetzt wieder unter Fürst Alexander, der sich nur zu oft dem einstigen Diktator und Gründer seines Throns nachzugeben genöthigt sieht und den greisen Wolf erträgt. „Was trägst Du Dich immer wie ein Haiduck?" — frug ihn einst Fürst Milos — „warum nicht die Tracht meiner andern Minister und Senatoren? — „Hoheit!" — war Wuczicz's Antwort — „ich bin furchtsam, drum trage ich Messer und Pistolen." — Und Dank dieser Furchtsamkeit, so unbequem Wuczicz dem Milos war, nie haben dessen Momken gewagt, den bewaffneten Riesen anzutasten.

Wuczicz's Nachbar ist Serbiens Premier, der weise Minister Abraham Petroniewicz, der langjährige Lenker des schaukelnden serbischen Staatsschiffs. Eine griechische Physiognomie, dunkler Teint, lang gezogene Nase, ausdrucksvoll funkelnde Augen, mächtige, schwarze Augenbrauen und ein zierliches, fein gestutztes Bärtchen. Die Tracht ist französisch, nur der Leibrock slavisch verschnürt und die Kopfbedeckung der nothwendige rothe Fez. Er ist der eigentliche Faiseur der serbischen Politik, ein Mann von viel Verstand und zäher Schlauheit, Feind aller unnützen dramatischen Aktionen von Pfählen, Erschießen und Kopfabschneiden, der alte Fuchs gegenüber dem Wolf Wuczicz. Nächst diesem ein Liebling des Volks. Einem Triumphzug glich ihr Empfang, als Wuczicz und Petroniewicz am 28. August 1843 gegen den Willen der intervenirenden Großmächte aus ihrer

Verbannung von Widin unter Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei der begeisterten Menge zu Belgrad wieder anlangten. Abraham's Verdienste um Serbiens Organisation, seine bedeutende Thätigkeit sind auch außer Serbien bekannt. Wenige dürften wissen, daß der Staatsmann neben der Feder auch das Schwert geführt hat. Schon unter Milos Obrenovicz Mitglied des großen Senats war er einer der ersten Unzufriedenen, er insurgirte mit dem Knez Mileta die Gegend von Jagodina und führte 1835 einen hellen Haufen Aufständischer gegen den Konak des Milos.

Neben Petroniewicz kniet mit vorgebeugtem Haupt und gefalteten Händen andächtig betend ein silberhaariger Greis. Die Gestalt hat etwas aristokratisch Ehrwürdiges, unbezahlbar für einen deutschen Maler, eine seltsame Mischung zwischen Geistlich und Weltlich. Das fahle, milde Antlitz begrenzt schlicht nach dem Nacken zurück gekämmtes langes Silberhaar und ein lang herabwallender, weißer Bart. Das Kleid, ein bis fast an die Knöchel reichender, gelbseidener Talar, mit einer rothen Binde umgürtet, darüber ein dunkelblauer Ueberwurf, mit Pelz verbrämt, vorn offen und mit weiten Aermeln. Die Kopfbedeckung und die Stütze des hochbejahrten Greises, ein rothes Käppchen und ein silberbeschlagener Krückstock mit goldenen Troddeln liegen neben dem Pult des Beters. Der Greis ist Prota Nenadowicz, der priesterliche Held. Im Befreiungskriege warf er das Meßgewand und die Kutte des Protopopen fort und griff zum Schwert; sein Name ist berühmt und wird gefeiert in zahlreichen Heldengesängen. Sein Vater Alexa war von den Türken erschlagen; der Sterbende hatte, wie das Lied erzählt, den Bruder Jakob beschworen, ihn zu rächen. An seiner Seite focht Prota, ihm folgte er in die Verbannung. Jetzt ist Nenadowicz serbischer Staatsrath und der angesehene Sippe des Fürsten Alexander Karageorgewicz, dem seine Tochter vermählt ist.

Der vierte in der Reihe ist Ilia Garasanin, der Kultusminister; der jüngste von Allen, markirt durch eine scharfe Römernase und scharfen Blick, der Mund von einem starken, dunkeln Schnurrbart überschattet. Unter dem Rock blitzt auf rothem Bande ein brillantenbesetztes Ordenszeichen, den „Iphtihar". Garasanin läßt es sich angelegen sein, dem Fürstenthum Lehrer und wissenschaftlich gebildete Beamte zu schaffen; er sendet auf Regierungskosten junge Serben zur Ausbildung nach Wien, Prag, Berlin, Paris und London, hat das verrottete Gymnasium von Kragujevacz nach Belgrad übertragen und völlig reformirt, Bibliotheken, Museen, und wie ich höre, aber jetzt nicht gesehen habe, sogar unscheinbare Ackerbauschulen treten durch seinen Eifer ins Leben. Die Familie Garasanin ist alt und eine der angesehensten im Lande. Der alte Garasanin Lukas, des Ministers Vater, hat in dem Befreiungskriege jener epischen Zeit des Fürstenthums, auf welche jeder erzählende Serbe nothwendig zurückgehen muß, seine Schuldigkeit gethan. Als nach jenem unglücklichen Rückschlag die Türken wieder ins Land brachen, und alle

Führer des Landes geflohen waren, blieb Garasanin im Vaterlande. Dreimal sah er Haus und Hof von den rückgekehrten Türken verwüstet und niedergebrannt, er wurde verfolgt und endlich gar ein Preis auf sein Haupt gesetzt. Da wandelte er verkleidet im Lande und entflammte das Landvolk zu einer neuen Erhebung. Im Jahr 1815 erneuerte Lukas Garasanin mit wenigen Knezen den Aufstand, der das bekannte günstige Ende nahm. Er hatte einige Haufen Aufständischer zusammengebracht und suchte einen Feldherrn für sie. Keiner der alten Führer war im Lande, nur Milos Obrenovicz saß aus Gnaden der Türken als Oberknez auf Rudnik. Milos aber wollte noch nichts hören von einem neuen Aufstand. Da ging Garasanin hin an der Spitze der Insurgenten und zwang den Milos, ihm ein geladenes Pistol auf die Brust setzend, zu wählen zwischen der Kugel und dem Feldherrnstab. Milos machte gute Miene zum bösen Spiel und wählte den Feldherrnstab. Wenigstens erzählt so die Sage, nach der Geschichte waren die Umstände etwas anders, obgleich nicht weniger poetisch. Der serbische Aufstand wuchs, Milos ward Oberfeldherr, schlug die Türken zum Lande hinaus und wurde Fürst. Da stand ihm Lukas Garasanin als treuer Warner zur Seite, und hätte Milos dem alten Mann gefolgt, er säße heute noch auf Serbiens Fürstenstuhl. Garasanin blieb sehr lange bei Milos, erst als die Tyrannei und Wortbrüchigkeit des Fürsten die Gegenpartei sehr stark gemacht hatte, gab auch er den Milos auf und trat auf die Seite des Alexander Karageorgevicz. Sein Beispiel hatte großes Gewicht. Doch ehe noch Alexander als Fürst ausgerufen ward, starb Lukas Garasanin, von einigen Momken des Obrenovicz gemeuchelmordet. Er hinterließ zwei Söhne, der eine, Ilia, ist Minister, der andere ist Kaufmann. Beide gelten für unermeßlich reich, sie besitzen große Ländereien und treiben einen ausgebreiteten Waaren- und Viehhandel. Meilenlange Eichenforste wimmeln von Borstenviehheerden, den glücklichen Schweinen der reichen Garasanine.

Die Politik der vier Herren, welche hier vor mir ihre Rechnung mit dem Himmel zu reguliren suchen, ist nicht so leicht zu skizziren, als ihre Nasen und Röcke. Sie läuft eben so schlau und rücksichtslos in Maulwurfsgängen wie die Türkische und Russische; der einfachste Schlüssel dazu ist ein simples Faktum: Die Herren sind Regenten eines schwachen, unfertigen Staates zwischen Russen und Türken. Fällt der Staat einem von Beiden ganz in die Hände, so ist es mit ihrer Macht und Herrlichkeit vorbei. Ihre Aufgabe ist daher, für das Uebergewicht des einen Nachbars ein Gegengewicht in der Politik des Andern zu suchen. Rußland ist jetzt so eng befreundet, so mächtig und leidenschaftlich verliebt geworden, daß ihnen seine Zärtlichkeit lästig zu werden anfängt, und die neueste Zeit hat deßhalb einige zarte Beziehungen zu Constantinopel wieder angeknüpft; allerdings ist jede solche Annäherung nicht nur unpopulär, sondern auch wegen der Antecedentien des jungen Staates gefährlich, der sich immer noch in einer schwierigen und bedrohlichen Abhängigkeit von der Pforte weiß. Denn jeden Tag kann irgend ein

Streit zwischen Negotiner Wein und Opium, zwischen Serben und Türken, eine Erregung in das Volk bringen, welche der türkischen Besatzung in den Festungen und dadurch dem Verhältniß zur Pforte den Hals bricht, und in solchem Fall kann wieder nur Rußland helfen, wenigstens würde es das entscheidende Wort sprechen. Und so sind die Minister allerdings gute Russen, was sie aber nicht hindert, Freundschaftsbeweise auch von anderer Seite mit Dank anzunehmen, wenn sie ihnen angeboten werden; was sie ferner nicht hindert, gelegentlich auch gegen die russischen Agenten zu intriguiren, und dabei die südslavischen Freiheitsgefühle und die Differenzen zwischen dem Serail und Petersburg zu Hilfe zu nehmen. Wenn auch der eine dieser Staatskünstler für einen größern Russen gilt, als der andere, im Grunde haben sie alle dieselben Interessen, folglich dieselbe Politik. Es ist eine Politik der Schwäche, allerdings; aber sie ist, im Ganzen betrachtet, ebenso verständig als nothwendig, und ist weniger dagegen zu sagen, als gegen die Politik Ihrer deutschen Staaten, mit welcher verglichen, die kleine, gemeine serbische Staatskunst fein, entschieden, großartig, tugendhaft erscheint.

Kleine Reisebilder.

2. Am Ostseestrande Holsteins.

Wollen Sie wissen, wie in einem abgelegenen holsteinschen Hafenstädtchen die neuesten Ereignisse angesehen werden? Eines schönen Abends war Alt und Jung am Strand gelagert und sah mit Behagen den Schießübungen aus den Achtzehnpfündern der Hafenschanze zu, die auf der andern Seite der Rhede liegt. Die Kanonen sind in Eckernförde erbeutet und der ruhmreiche Name Gefion, der ihnen eingegraben ist, scheint ihrem Metall doppelt freudigen Klang zu geben. In einer Entfernung von 1500 Fuß war im Wasser ein kleines Floß geankert, darauf stand ein als Scheibe angemaltes lateinisches Fischersegel; zahllose Lorgnons und Fernröhre hefteten sich bald auf das Ziel, bald auf die Schanze. Das Schauspiel ist schön an und für sich. Unter der schwarz-roth-goldenen Flagge, die so lustig flattert, als wüßte sie nicht, von wie viel deutschen Thürmen deutsche Hände sie herabgerissen haben, quillt plötzlich eine Rauchwolke auf, dann ein Blitzstrahl, ein Donnerschlag, dessen küstenerschreckendes Echo sich mit einem Sturmsausen in der Luft vermischt, — jetzt blitzt die Ricochetkugel ein paar Klaftern vor der Scheibe in der dunkelgrünen Welle auf, springt mit Gewalt durch das Segel — tausendfaches Beifallsrufen — und eilt in weitern Ricochetsprüngen, bei jedem Satz eine hohe Springfluth emporstäubend, in die offene See hinaus oder um die Ecke der Landzunge weg. Die Wasserspuren geben ihrem Lauf den Schein

der Sichtbarkeit; eine Riesenschlange glaubt man in weiten Ringen blitzschnell über das Meer stürzen zu sehen, — ihre Fahrt ist lang beendet, ehe der Widerhall des Geschützdonners erstorben ist. Groß war die Freude über das treffliche Zielen der holsteinischen Artillerie, denn jeder Schuß fuhr, wenn nicht durch das kleine Segel selbst, doch so scharf an seinen Rändern vorbei, daß er im wirklichen Kampf selbst ein niederbordiges Kanonenboot nicht gefehlt hätte. Keine Stunde verging, so schien aus dem heitern Spiel blutiger Ernst werden zu wollen. Alarmsignale schrillten durch das Städtchen, und die Kanoniere liefen spornstreichs durch die dunkeln Gassen nach der Schanze. Der Dän', der Dän' ist da! schrie das Volk und rannte mitten im Gewitterregen nach dem Teufelsberg. Der Leuchtthurmlootse kam schon mit Weib und Kind herein, nachdem er das Licht gelöscht. Vom Teufelsberg aus gewahrte man, trotz der dicken trüben Sturmluft, die Mastspitzen von zwei großen Kriegsschiffen und zwei Kriegsdampfern, denn es glimmten Laternen dran und nach der Aussage des Lootsen waren viele Boote ausgesetzt. Tage lang spukte das Gerücht von einem Einfall der Dänen, der gleichsam mit dem erwarteten preußischen Friedensabschluß erfolgen sollte, nun war heute die schwache Garnison, ohne Aussicht auf baldigen Ersatz, abmarschirt. Wie leicht konnte der Feind davon Wind erhalten haben, bei dem Hochwasser, das eben war, einige hundert Mann außer dem Hafen landen, die Schanze vom Rücken angreifen und zerstören! Neckereien mit den Kanonen von Heiligenhafen und Kiel waren schon vorgekommen, im Schleswigschen sind ziemlich alle deutschen Hafenbefestigungen, gegen Geist und Buchstaben der Waffenstillstandsbedingungen, von den Dänen demolirt worden, die Befürchtung einer improvisirten Razzia war daher nicht ganz grundlos, und ein Theil der Bürger bewaffnete sich mit Büchsen. Indeß entfernten sich die Danebrogsegler nach einiger Zeit, ohne nur eine Demonstration zu machen, dafür tönte das Horn der Abendpost, und die Hamburger Börsenhalle brachte die telegraphische Depesche über den wirklich erfolgten Abschluß des deutsch-dänischen Friedens. —

Ueber den ersten Eindruck, den diese Kunde in Dänemark hervorbrachte, lassen Sie mich den Schooner-Schiffer Andresen citiren, der am 5. Juni Nyborg passirte. Großer Jubel war im großen Belt, sagt er, die Küsten von Fünen sowohl wie von Seeland, so weit ich sie sehen konnte, hatten Sonntag gemacht, die Schiffe in den Häfen, die Kirchthürme der Dörfer und Städtchen am Strande flaggten, in Nyborg taumelten Matrosen, Arbeiter, Bürger und Soldaten im siebenten Branntweinhimmel, die Zollbeamten kamen mir mit dem gefüllten Weinglas entgegen, und der grauhaarige Zollkammerverwalter fiel mir um den Hals mit den Worten: „Friede, es ist Friede! Jetzt können wir wieder gute Freunde sein. Grüßen Sie mir Herrn — So und — So in — Dingsda." Die Nyborger glaubten nämlich, der Friede gelte auch den Herzogthümern, oder hielten einen Widerstand derselben für unwahrscheinlich. Der gute Andresen wurde aber bald ent-

täuscht, als er hier einlief und statt der erwarteten Freudenbezeigungen die Gemüther so trübe fand, wie gutes Fischerwasser.

Es ist unnütz, über die Tragweite dieses Friedens Vermuthungen anzustellen, so lange die einzelnen Stipulationen nicht vollständig veröffentlicht sind.

Traurig ist, daß Preußen den kleinen moralischen Gewinn, den ihm zwei Feldzüge im Norden brachten, zum Fenster hinauswirft, denn wer auf halbem Wege stehen bleibt, verliert auch den Dank für seine ersten Schritte. Preußen wird in den Augen der Nation herabsinken auf ein Niveau mit Oestreich, dessen cynische Weltanschauung die Geschichte zur Familienchronik einiger Dynastieen degradiren möchte, dessen Haß gegen Staaten aus einem Guß mit harmonischem Nationalinhalt, dessen Vorliebe für Staatencombinationen, die auf der Zwangsuniformirung der entgegengesetztesten Volkselemente beruhen, ihm ein schadenfrohes Vergnügen daraus machen wird, durch die Unterzeichnung des Londoner Protokolls das conservative Recht der Herzogthümer der höhern Rücksicht für eine im Auslande von ihrer deutschen Heimath abgefallene Dynastie zu opfern; denn Oestreich wäre in seinem consequenten Haß gegen Deutschland nicht so gefährlich, käme ihm nicht die preußische Inconsequenz stets im rechten Augenblick zu Hülfe.

Von der hiesigen Stimmung einen Begriff zu geben, ist eine schwere Aufgabe. Genug, daß viele spezifisch preußische Offiziere, die in der schleswig-holsteinischen Armee dienen, ihren Unmuth nur mit Noth bemeistern. Unser Commandant, ein ehrlicher, tapferer Haudegen, und kein Politikus, obgleich er die Gewohnheit hat, im Styl Friedrich Wilhelm III. zu reden, rannte wie verzweifelt in seiner Stube auf und ab, als er die Friedenspost bekam. „Schändlich!" rief er; abscheuliche Federfuchser, Alles verderben, Preußen jetzt wieder verhaßt werden, überall angespuckt sein, — verfluchte Großmächte, immer Preußen verführen, was thun? Sich nicht helfen können, Russen zu mächtig sein, Mucker alliirt mit ihnen, schöne Geschichte, armer König! — Na, na! Tausend Bomben und Granaten in das Gesindel hineinschmeißen, ärger als die Demokraten! Wart's man Kerls, man druf! — Alles umsonst — dänische Schiffe, russische Schiffe, — Spitzbuben werden geschlagen, schwimmen weg, was nu? — Und Dänen machen Anleihe, — Nackers, — können Inseln versetzen 2c. 2c.

Die letzten Worte haben ihre schwere Bedeutung. Man macht sich kein Hehl aus den Schwierigkeiten der Lage. Die indirecte Unterstützung der Großmächte ist Dänemark gewiß; auch geschlagen wird es stark genug sein, dem Handel der Herzogthümer schwere Wunden beizubringen, denn im August beginnt die Schifffahrt erst recht lebhaft zu werden. Die Friedensseufzer der dänischen Provinzen, die an die brutalste Vernachlässigung gewöhnt sind, wird das Geschrei des kopenhagener Pöbels, dem der Krieg immer reiche Ernten bringt, übertönen, — trotz all dieser Bedenken aber flammt in Schleswig und Holstein die hartnäckigste Kampfbegierde, und Alles was das Volk von Deutschland fordert, ist, daß unserer

Armee nicht hinterrücks die Hände gebunden werden, und daß die Bundesdiplomatie mit der bekannten christlichen Feindesliebe nicht einen Waffenstillstand erschleiche, ehe ein gnädiger Winterfrost Eisbrücken über die Belte schlägt oder wenigstens den Danebrog von der Küste scheucht.

Am 17. sollen die Neutralen und Preußen das künftige Schlachtfeld geräumt haben, am 18. dürften die ersten Schüsse fallen. Darüber darf man sich aber nicht täuschen: der Krieg wird diesmal nicht mit Glacéhandschuhen geführt werden. Die Erbitterung, die in der Armee gegen die Dänen herrscht, kann nur begreifen, wer die schamlosen Gewaltthaten der Landeszerspaltung im Norden Schleswigs mit ansah. Aus Apenrade, Hadersleben, Flensburg und andern Städten jenseits der Demarkationslinie flüchten täglich waffenfähige Männer auf nächtlichen Schleichwegen nach Rendsburg, um sich unter die Fahne Willisens zu stellen. Invalide, Familienväter und bartlose Knaben, noch in drei Jahren nicht militärpflichtig, ziehen haufenweise die Uniform an. Auch sind alle Altersclassen, vom 18. bis 40. Jahr ausgeschrieben und Niemand entzieht sich dem Ruf des Vaterlandes. Die Friedensprotokolle mögen ausgelegt werden, wie sie wollen, gewiß ist, daß die Dänen ihre Gegner als Rebellen zu behandeln denken. Man ist darauf gefaßt und brennt mit Ungeduld nach der feindlichen Umarmung. Ganze Bataillone sollen geschworen haben, Pardon weder zu geben noch zu nehmen. Allen Streitern flüstert eine Ahnung in's Herz, daß sie berufen sind, die Schmach von ganz Deutschland zu rächen, und daß der letzte Donner dieses Krieges nicht eher verhallen wird, als bis die Völker vom Rhein bis zur Donau in Freiheit und Ehre geeinigt sind.

Dorfschulen in Rußland.

In neuer Zeit ist in Rußland die Aufmerksamkeit auf das Schulwesen für den Bauernstand gerichtet worden. Die Veranlassung gab in den Ostseeprovinzen die Berührung mit Preußen, in Südrußland die deutschen Ansiedler, besonders in den Districten zwischen der Steppenflächen und den Gestaden des schwarzen Meeres, wo sich im Verlaufe der letzten 70 Jahre gegen fünftausend deutsche Bauern niedergelassen haben und noch fortwährend Ansiedelungen stattfinden. Die Einwanderung hat — beiläufig bemerkt — seit fünf bis sechs Jahren sehr abgenommen, obschon hier die Landwirthschaft, vorzüglich Schafzucht und Weinbau, ungeheuren Gewinn bringen kann. Der Grund liegt darin, daß das drückende Verhältniß der russischen Unterthänigkeit, welches zwar der Einwanderer nicht,

wohl aber dessen Kinder zu fürchten haben, allgemeiner bekannt geworden ist, zumal die fünfundzwanzigjährige nur unter gewissen Bedingungen fünfzehnjährige Militärpflicht. Im Jahre 1848 lief ein östreichisches Schiff in Odessa ein, auf welchem sich eine Anzahl deutscher Auswanderer befanden, die sich unterhalb der nogaischen Steppe, östlich von der Krim niederlassen und deshalb weiter nach Perekop begeben wollten. Allein als sie in Odessa die erwähnten Verhältnisse erfuhren, beschlossen sie mit Ausnahme von zwei Familienvätern, deren Kinder schon erwachsen waren, und die daher erst ihren Enkeln das schlimme Loos drohen sahen, die Ansiedelung in Rußland aufzugeben und sich lieber in der Türkei nieder zu lassen, wo wahrscheinlich die Verhältnisse für den Einwanderer weniger erschreckend sind. Der neue Plan war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, da nicht der hiesige türkische Gesandte, sondern nur der in Wien die Pässe dahin ändern konnte, daß sie auf türkischem Gebiete Giltigkeit erlangten. Die armen Leute mußten deshalb einige ihrer Genossen nach Wien abordern und 6 Wochen in Odessa liegen bleiben. Sie brachten empfindliche Opfer, um ihre Ansiedelung auf russischem Gebiete aufzugeben.

Die deutschen Einwanderer in Südrußland erregten durch ihre mancherlei Schulkenntnisse und Fertigkeiten zunächst bei dem Personal der Aemter, mit denen sie in Berührung kamen, Erstaunen. So preist sie in Südrußland die alltägliche russische Redensart: „kauf dir die Hand eines deutschen Bauer," die dem hingeworfen wird, der seine Unterschrift nicht verfertigen kann. Bisweilen ist sogar die Schreibfertigkeit der deutschen Bauern für etwas Unglaubliches gehalten worden, und der junge Graf Lubecki — seine Familie stammt aus Polen — machte, um sich von dem Wunder zu überzeugen, sogar eine Reise von 13 Meilen nach der Colonie Marienhof. So waren es deutsche Einwanderer, welche in Südrußland zu verschiedenen Malen Anträge auf Herstellung eines Schulwesens für den Bauernstand machten.

Zu gleicher Zeit gingen Vorschläge aus den deutschen Ostseeprovinzen ein, und zwar von hier aus viel zahlreicher. Schon in dem Jahre 1817 wurde von einigen Edelleuten in Kurland die Bitte gewagt, der Staat möge doch eine Bildungsanstalt für kurische Dorfschullehrer errichten. Allein diese Bitte hatte keine Folge und der kurische Landtag war leider damals nicht im Stande, die wichtige Sache kräftig zu der seinigen zu machen. Das Schulwesen blieb wie in andern Theilen des Kaiserreichs ein Privilegium der Städte. Und selbst die Hoffnung schien unterzugehen, als ein späterer Landtag, in Furcht, allerhöchste Mißgunst zu ernten, die Sache geradezu von sich wies. Allein die bäuerlichen Verhältnisse hatten einmal die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Leibverbindlichkeiten waren aufgehoben worden, durch die neue Verfassung Gemeindegerichte hergestellt, die Frohnlisten regulirt worden u. s. w. Freilich sahen die meisten Edelherrn in der wissenschaftlichen Bildung des Bauernstandes keinen

Vortheil für sich und glaubten in der Entlassung der Bauern aus der persönlichen Unfreiheit schon ein über die Maßen großes Opfer gebracht zu haben. Der Landadel kämpfte daher den städtischen Philanthropen kräftig entgegen, allein diese wurden nicht zum Schweigen gebracht und waren endlich so glücklich im Adel selbst Bundesgenossen zu gewinnen. So brachte der Prediger Wolter — er ist als Begründer des Dorfschulwesens in den drei Ostseeprovinzen zu preisen — den angesehenen Grundbesitzer von Zierau so weit, daß er einen jungen Menschen in Preußen zum Landschullehrer bilden und dann durch ihn eine Art Seminar auf seiner Grundherrschaft einrichten ließ.

Dieses Ereigniß wirkte in den Ostseeprovinzen Wunder. Es wurden aufs Neue Anträge in Petersburg eingebracht; allein auch an den Stufen des Thrones sah man in der Bildung des Bauernstandes kein Heil, der Adel wurde auf seine grundherrliche Hoheit, d. h. auf seine eigenen Mittel und auf seinen Landtag zurückgewiesen. Die Sache stand somit mißlich, allein verschiedene Edelleute hatten sie zur Ehrensache gemacht und der Landtag konnte zuletzt nicht mehr anstehen, sie auch zu der seinigen zu machen. Mit großer Stimmenmehrheit kam er zu dem Entschlusse ein großes Seminar für lettische, liefische und esthische Dorfschullehrer zu errichten, und dieses Werk wurde wirklich im Jahre 1840 zur Ausführung gebracht. Nun mußte man natürlich auch in Petersburg zu der unbeliebten Sache eine freundliche Miene machen. Ja nach russischer Politik wurde ihr jetzt der Anschein gegeben, als ob sie von der Regierung ausgehe, indem man eine Verordnung erließ, nach welcher jeder Grundherr innerhalb eines Zeitraumes eine Schule auf seiner Herrschaft errichten sollte. Es traten in wenigen Jahren viele Dorfschulen ins Leben; die meisten in Kurland, die wenigsten in Esthland. Die Zahl der Dorfschulen in allen drei Ostseeprovinzen beläuft sich aber noch jetzt nicht einmal auf zweihundert und dies ist jämmerlich wenig, wäre aber eine Hoffnung erregende Zahl von guten Beispielen, wenn nicht gegenwärtig, wo die Sache einer tiefen Stille verfallen und ihrer eigenkräftigen Entwickelung überlassen ist, die alten Vorurtheile wieder gegen sie wirkten. Es ist als ob bei der Organisation Rußlands ein Werk wie dies, nicht zum Gedeihen kommen könnte, obschon von russischer Volksaufklärung in russischen Zeitungen ungeheuer viel gesprochen wird und der Minister des Cultus (bisher fast immer einer der bornirtesten Generale) den bombastischen Titel Minister der Volksaufklärung führt. Rußlands Regierung manöverirte stets mit dem Scheine. Sie liest in Zeitungen, daß das Ausland über die wissenschaftliche Verwahrlosung des russischen Volks Jammer schreit: Hurrah! sind alle russischen Zeitungen voll von der Errichtung von funfzig, hundert, zweihundert, tausend der vortrefflichsten Seminare in den verschiedensten Theilen des unendlichen Reichs. Da habe der Kaukasus, der Ural, Sibirien, ja selbst Kamtschatka die herrlichsten Schullehreranstalten erhalten; man nennt die Lehrzweige, das Programm des ausgebildetsten deutschen Seminars,

man nennt die Städte, in welchen die Anstalten errichtet worden sind, man beschreibt ihre vortrefflichen Bibliotheken, die alle aus der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg stammen, man zählt ganze Reihen von Dotationen aus kaiserlicher Gnade auf, beschreibt die Commissionen, welche wegen der naturwissenschaftlichen Museen dieser Anstalten an die entferntesten Enden der Erde gesendet worden sind und — wollte sich einer die Mühe machen, nach Rußland zu reisen und die Sache zu untersuchen, so würde er zu seiner Verwunderung finden, daß daran sehr, sehr wenig wahr ist.

In den Ostseeprovinzen soll der Grundherr eine Schulanstalt auf seiner Besitzung haben, er soll aber auch die Erhaltungsmittel hergeben und den Lehrer wählen und berufen, ja selbst die Lehrgegenstände anordnen und die Lehrweise überwachen. Nur das Eine ist Vorschrift, daß in der Sprache der Bauern gelehrt werde. Welche Opfer sollen aber die Grundherrn geneigt sein, einem Werke zu bringen, welches ihnen nicht gerade angenehm ist? In K. bei Valk hat der Grundherr die Subsistenzmittel des Lehrers auf zwanzig Rubel, zwei Scheffel Korn, vier Scheffel Kartoffeln und ein Viertel Buchweizen festgesetzt. Es hat sich nun seit sechs Jahren für seine Schule kein Lehrer herbeischaffen lassen und das war dem Wunsche des Grundherrn und vielleicht der Regierung entsprechend. Der hier angegebene Fall kam öffentlich zur Sprache und von einigen Lehrern auf Oesel wurde er sogar in einer Beschwerdeschrift der Regierung mitgetheilt. Sie hat die Schrift gar nicht beantwortet.

Welche Wahl die Grundherrn am liebsten treffen, ist aus dem Gesagten sehr erklärlich. Nach den Kenntnissen fragen sie in den meisten Fällen nicht; im Gegentheil sind vielen die dümmsten Lehrer die liebsten, es wäre denn, daß sie dieselben für ihre eigenen Kinder gebrauchen wollten. Kenntnisse in der Landwirthschaft und dem Waidwerk sind ihnen vom Lehrer lieber als wissenschaftliche Bildung. In Selin mußte der Lehrer den Verwalter spielen, und in einem Dorfe des Herrn v. Dieskau war er mehr Jäger als der Schullehrer. Als Lehrer hatte er vierzig Rubel und als Jäger bekam er eine Zulage von fünfzehn Rubeln und die Kost. Er rühmte sich, im ganzen Jahre nur neun Mal Schule gehalten, dagegen, ich weiß nicht, wie viele Hasen und Rebhühner geschossen, auch für den gnädigen Herrn einige hundert Ellen Fischnetze gestrickt zu haben.

Die Grundherren würden augenblicklich ein anderes Verhalten beobachten, sobald sich die Regierung den Volksschulen ernstlich geneigt zeigte, denn sie sind sämmtlich ebenso servil als bemittelt und klug. Die besten und begünstigtsten Schulen können sich immer noch nicht der schlechtesten deutschen Dorfschule an die Seite stellen. Während die schlechtesten des Landes nur vor wichtigen Festtagen geöffnet sind, damit die Kinder die Bedeutung des Festes kennen und die Gesangbuchslieder auswendig lernen — in so fern werden die Herren Pastoren einigermaßen zufriedengestellt — sind die besten doch wenigstens den Winter hindurch

offen. Im Sommer sind sie sämmtlich geschlossen, denn in dieser Zeit gibt es für die Jugend andere Geschäfte. Die fünf Gänse wollen gehütet sein: dazu gehört ein Kind — die zehn Schafe und zwei Ziegen meckern nach einem Befehlshaber: dazu gehört ein Kind. — Die Ställe wollen gereinigt, die Kuh gemolken sein: dazu gehört wieder ein Kind, denn Vater, Mutter und Knecht sind auf dem Gehorch (Frohndienst) und sind es morgen und übermorgen und am vierten Tage wieder — es muß ihnen auch Mittag-, Morgen- und Vesperbrod auf das herrschaftliche Feld hinausgetragen werden — denn zum Mahl nach Hause zu ziehen, gestattet ihnen niemals der Edelmann, und dazu gehört natürlich wieder ein Kind; genug die Kinder sind zur Zeit des Sommers so wichtige Personen in der Hauswirthschaft, daß ein emsiger Bauer wenigstens nach einem halben Dutzend trachten muß, um sich recht behaglich zu fühlen. So ist ersichtlich, daß in Rußland an wirksame Volksschulen nicht eher geglaubt werden kann, als bis die gesellschaftlichen Verhältnisse des Volks eine völlige Umgestaltung erfahren haben.

Nächst den Ostseeprovinzen darf sich das Königreich Polen rühmen, im russischen Reiche am besten mit Schulen versorgt zu sein, d. h. ihm steht der Ruhm zu, auf seinen 2271 Quadratmeilen Flächenraums etwa anderthalb Dutzend Dorfschulen zu besitzen. Frägt man, durch wen diese Schulen ins Leben getreten, so vernimmt man die Namen polnischer Edelleute z. B. Lipski, Grabowski, Oszarowski, Halpert ꝛc.; die Regierung aber wird nicht genannt, und in ihren eigenen, nämlich den confiscirten Dörfern, sowie auf den alten Staatsgütern, sind keine Schulen. Zur Zeit, da das Königreich seine Constitution noch besaß, zwischen 1815 und 1830 ist mehrere Male beim Reichstage die Einrichtung eines allgemeinen Schulwesens für den Bauernstand zum Antrag gekommen und durchgegangen; allein stets wurde die Ausführung von der Regierung verhindert, ja selbst die Bauernschulen, welche zur Zeit des ehemaligen Herzogthums Warschau auf den Staatsgütern errichtet worden waren, wurden wieder aufgehoben. Hier zeigte die Regierung ihr Prinzip unverhüllt. Aber eine empörende Scheinheiligkeit war es, wenn die öffentlichen Organe der Regierung auf den polnischen Adel schmähten, daß er die „Erleuchtung und Beglückung" seiner Bauerngemeinden aus abscheulich eigensüchtiger Speculation vernachläßigt habe, während in Rußland die Hindernisse so bedeutend wären, und namentlich in den Ostseeprovinzen schon so unendlich Vieles durch die kaiserliche Regierung als begeisterndes Beispiel hingestellt worden sei.

Wo nur siebzehn Schulen sind, da kann von einem Schulwesen nicht die Rede sein. Die wenigen Schulen sind natürlich unter sich nach den Verhältnissen, in welchen ihre Stifter sich befinden, verschieden. Die Bauernschule auf der großen Grundherrschaft des Grafen Oszarowski ist vortrefflich. Die Kinder der Bauern sind zum Schulbesuch gezwungen, indem ihre Eltern von Strafen bedroht sind. Die beiden Lehrer sind Deutsche, lehren Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte,

Geographie, die ersten Anfangsgründe der Naturwissenschaft, die Regeln der Landwirthschaft. Einige auf der Herrschaft ansäßige deutsche Handwerker lehren Wolle weben, den Gebrauch der Stellmacherwerkzeuge und einiges Andere; und die beiden Frauen geben den Mädchen Unterricht in weiblichen Arbeiten, auch im Leinweben. Lehrer und Lehrerinnen werden vom Grafen ziemlich gut besoldet, haben gute Wohnungen und einige Acker Landes zur Benutzung. Zur Schulanstalt gehören ein Gemüse- und Baumgarten, in welchem ich ein Mal bei meiner Durchreise vierzig kleine barfüßige Knaben damit beschäftigt sah, das Beschneiden, Pflanzen, Okuliren und Pfropfen zu lernen. Diese Schule ist eine Musteranstalt und würde auch in Deutschland dafür gelten. Zu erwähnen ist, daß vielleicht mehr noch dem Commissar der Grundherrschaft, einem Deutschen, Namens Böttiger, der Ruhm gebührt, diese schöne Anstalt ins Leben gebracht zu haben.

Minder stattlich ist die Bauernschule auf der Herrschaft des Herrn v. Lipski, welche sogar von Erwachsenen besucht werden muß. Bis zum zwanzigsten Jahre ist jeder Bauer und jede Bäuerin verpflichtet, Unterricht zu genießen. Den Kindern sind die Tagesstunden, den Erwachsenen die Abendstunden im Winter gewidmet. Von einem bestimmten Lebensabschnitte, vom fünften oder sechsten Jahre bis zur Confirmation, der in Deutschland dem Schulgenuß ausschließlich gewidmet ist, ist in Rußland durchaus die Rede nicht. Es gibt überhaupt keine Verordnung, in welcher der erste Genuß des heiligen Abendmahls auf ein gewisses Lebensjahr bestimmt und dadurch auch für den Schulgenuß ein geeigneter Abschnitt gebildet würde. Ich habe Kinder von sechs und sieben Jahren das heilige Abendmahl genießen sehen. Beim Bauernstande ist es eine Art Regel geworden, das Kind zum ersten Male zur Beichte und Communion zu schicken, sobald es das Vaterunser und die wichtigsten kirchlichen Gebete völlig auswendig kann. Es mag dies nun im achten oder zehnten Lebensjahre sein, darauf kommt nichts an. Nur zu spät wird es nicht sein dürfen, weil sonst der Geistliche um einige Einkünfte käme. Daher wird auch in den Städten die Schule nicht als eine Vorbereitung für den großen Bund der Christen und für das staatsbürgerliche Leben betrachtet. Man ist noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß durch sie die Fähigkeit und das Recht zu einem größeren Lebenscursus gewonnen werde. Dieser Gedanke wird nur in den Handwerksschulen sichtbar, welche durch die Gewerksinnungen da, wo welche bestehen, mit Genehmigung der Regierung gestiftet worden sind. Diese Gewerksinnungen sind aber wieder eigentlich weder russische noch polnische, sondern deutsche Corporationen. Dort sind die Handwerkslehrlinge ohne Unterschied zum Besuch der Innungsschule gezwungen und können nicht eher Gesellen werden, als sie sich ein Fähigkeitszeugniß in Betreff ihrer Schulkenntnisse erworben haben. In diesen Innungsschulen wird aber nichts weiter gelehrt als Lesen, Schreiben und Rechnen, da die jungen Leute, welche in die Werkstätte aufgenommen werden, davon noch nichts wissen.

Unter den Bauernschulen des Königreichs sind freilich einige traurige Schöpfungen, an denen nichts weiter anzuerkennen ist als der gute Wille. Die des Herrn Halpert z. B. ist vom Frühjahr bis Herbst geschlossen. Das Schulhaus ist die erbärmlichste hölzerne Hütte und der Lehrer, ein alter verarmter deutscher Handwerker, muß im Sommer sein Leben durch Schuhflicken und Kratzbürstenmachen zu erhalten suchen. Ja zum Betteln sieht er sich bisweilen gezwungen, wenigstens sprach er mich, den Fremden, kläglich an. Damals hatte ihn seine Armuth, und noch der Jammer um seinen Sohn, den man zum Militair genommen, fast bis zum Selbstmorde gebracht. Sein ganzer Gehalt als Lehrer besteht in 25 polnischen Gulden (4 Thlr. 4 Ggr.) und zehn Scheffel Kartoffeln; außerdem müssen ihm von den Bauern für jedes Kind jährlich 40 Pfennige bezahlt werden, die er jedoch nur in Kartoffeln erhält, da der polnische Bauer niemals baares Geld besitzt. Durchschnittlich hat er 20 Kinder in der Schule, so daß sein Jahrgehalt auf 7 Thlr. zu veranschlagen ist. Ich glaube, daß es für einen solchen Schullehrer, und wäre er der genügsamste Mensch, doch viel angenehmer ist zu sterben als zu leben.

In Südrußland sind einige Dorfschulen das Werk von Privatpersonen, welche die Regierung nicht hinderte, da sie von denselben keinen großen Einfluß befürchtete. Sie sind nach dem Muster der Schulen in den deutschen Colonien eingerichtet und die des Grafen Potocki ist als die beste zu bezeichnen; auch in Kleinrußland haben — ich glaube drei — Edelleute ihren Dörfern Schulen geschenkt, aber dies sind auch so ziemlich alle Dorfschulen Rußlands, denn in Großrußland ist schwerlich eine Dorfschule zu finden und gewiß noch viel weniger im asiatischen Rußland.

Diese Anfänge von bäuerlichen Schulen berechtigen aber kaum zu der Hoffnung, daß sich ein allgemeines Volksschulwesen bilden werde, denn die Schulen, mit Ausnahme derer in den Ostseeprovinzen sind vollkommen freiwillige Privatunternehmungen, deren Fortbestehen von der Laune des Unternehmers oder dessen Erben abhängt und durchaus nicht gesichert ist. Da aus den Schulen kein materieller Gewinn für den Grundherrn entspringt, so läßt sich eher glauben, daß die vorhandenen Dorfschulen wieder eingehen als sich vermehren werden, zumal das Verlangen nach Dorfschulen von den intelligenteren Städten ausging, eine Art Modesache war, und jetzt unter den politischen Ereignissen des Auslandes gänzlich verstummt ist. Gegenwärtig kümmert sich in Rußland kein Mensch um den Bauernstand, geschweige um Schulen für denselben; und das ist der Regierung lieb. Hätte sie den Bitten um die gute Sache gern Gehör schenken wollen, so würde sich dies jedenfalls zuerst auf den Krongütern bewiesen haben; allein von zehn Millionen wirklichen Kronbauern (es ist hier ein Unterschied zu machen) kann keiner lesen und hat keiner die Hoffnung, es je in seinem Dorfe zu lernen. Wären der Regierung ihre Mittel zu Einrichtung eines allgemeinen Volksschul-

wesens nicht genügend erschienen, so hätte sie auf den Krongütern wenigstens ein Beispiel geben können, das die eifrigste Nachahmung gefunden haben würde.

Beim Heere aber wurde die gänzliche Unbildung der untersten Volksclassen der Regierung selbst unbequem. Man konnte die dummen Soldaten zu nichts weiter gebrauchen, als zum Zuschlagen, und mußte sie doch auch noch zu andern Geschäften verwenden. Sie sollten Executionen ausführen und geriethen in die Häuser fremder Personen, sie hatten Depeschen zu befördern und wurden durch die schalkhaften Befragten nach entgegengesetzten Richtungen geschickt, sie sollten eilige Bestellungen ausführen und überall über die Adresse falsch unterrichtet, Tage lang in der Irre umhergeführt.*) Vorzüglich bei der Verwaltung des Heeres wurde der Regierung die wissenschaftliche Rohheit der großen Masse des Volks sehr unbequem. Nicht einmal die Compagnie-, Bataillons- und Regiments-Canzleien konnten regelmäßig mit Schreibern versehen werden. Viele wichtige Angelegenheiten mußten deßhalb der mündlichen Rücksprache überlassen werden und die Folge davon waren zahllose Diebereien und Verwirrungen. Die Regierung suchte diesem Uebel abzuhelfen, indem sie verordnete, daß jedes des Schreibens und Lesens kundige Individuum, welches in das Heer eintrete, als Schreiber, Protocollant oder dergleichen gebraucht und mit der Charge eines Unteroffiziers beschenkt werden solle. Allein diese Gnade hatte eine nur sehr geringe Wirkung.

---

*) Unzählige Geschichten über die kindliche Unwissenheit, nicht nur der gemeinen Soldaten, laufen in den Städten herum. Die bekannteste von diesen Anekdoten mögen Ihre Leser verzeihen. Der Notar B. in Wilna hatte seinen Sohn nicht bei der Militärconscription erscheinen lassen und hielt ihn verborgen. Die Militärcommission fordert ihn auf, sich vor ihr zu stellen. Da er schon nach drei Tagen sich nach Smolensk zu übersiedeln gedenkt und diesen Wechsel sehr gut dazu nützen kann, seinen Sohn dem Militärgesetz zu entziehen, so stellt er sich nicht. Am dritten Tage nun erscheint in seiner Straße ein Soldat mit dem Executionszeichen. B. schickt seinen gut unterrichteten Bedienten hinaus und dieser fragt den Soldaten: „Brüderchen, wen suchst Du?" „Können Sie lesen, Herr Bedienter?" fragt der Soldat. „Ei wohl." „So lesen Sie einmal hier meinen Zettel und weisen Sie mich zu dem Herrn." Der Bediente liest und sieht, daß dies eine Vorladung für seinen Herrn. „Hier die Hausnummer, Brüderchen," sagt er, „befindet sich gar nicht in dieser Straße, das ist auch gar keine Hausnummer, sondern die Nummer des Thurmes dort in der Kievnowoer Vorstadt." „O danke, danke," versetzt der Russe und eilt davon. Unterdessen hat der Bediente einen jüdischen Factor auf jenen Thurm, einen andern Burschen auf einen andern Thurm u. s. f. geschickt. Der Soldat kommt nun unter der Kuppel des ersten Thurms an, da begegnet ihm der Factor auf der Treppe. „Wohin, Freundchen?" „Sind Sie vielleicht Herr B.?" „Nein, Gott bewahre." „Aber hier wohnt derselbe?" „Nein, Brüderchen, der wohnt nicht hier." „Aber ein Bedienter, der lesen konnte, hat mir gesagt, daß die Hausnummer auf meinem Papier die dieses Thurmes sei." „Zeig doch her — o falsch, mein Lieber, das ist der Thurm, den man dort an jenem Ende der Stadt sieht, und da wohnt auch wahrscheinlich Herr B." Der Soldat flucht und läuft auf jenen Thurm, allein dort begegnet ihm wieder auf der Treppe ein Instruirter und weist ihn auf einen dritten Thurm. Natürlich bestieg der arme Bursch bis in die späte Nacht alle Thürme. Unterdeß war der Notar mit seinem Sohne abgereist. Man muß freilich ein Pole sein, der sich täglich durch Russen verletzt fühlt, um sich über ein solches Vexiren der Macht zu amüsiren.

Dem Uebel wurde nicht abgeholfen. Da errichtete sie Militärschulen. Allein ob sie durch diese ihrem Bedürfniß genügen wird, ist sehr zweifelhaft. Bis jetzt wenigstens sind im russischen Heere noch so wenig schreibfertige Individuen vorhanden, daß diesen noch kürzlich hat zu ihrer Unteroffizierstresse ein Vortheil am Gehalt gewährt werden müssen, obschon die Militärschulen seit fast zwei Jahrzehnden bestehen und sich sehr vermehrt haben.

Unter solchen Verhältnissen kann nicht gehofft werden, daß das russische Volk sobald der Grundbedingungen der Civilisation theilhaftig werde. Rußland wird eine Wüste bleiben, in welcher die wenigen intelligenten Städte wie seltene Oasen liegen, wenn nicht eine große Revolution das System der Regierung zertrümmert, wobei freilich die Regierung selbst zu Grunde gehen wird.

Die Sachsen in Siebenbürgen.

Die erste Colonie des deutschen, nicht sächsischen, sondern rheinländischen Volksstammes, der jetzt einen verlorenen Posten deutschen Volksthums und deutscher Sitte im fernen Osten in der Mitte halbcivilisirter Völker bildet, wanderte im Jahre **1141** unter dem ungarischen König Geiza II. nach Ungarn ein, und wußte durch die Stürme der Jahrhunderte manche deutsche Tugend, Arbeitsamkeit und Häuslichkeit, aber auch eine ziemlich starke Dosis deutscher Spießbürgerlichkeit und deutschen Unterthanensinns zu bewahren.

Geiza, von dem Geiste seines großen Ahnen Stephan I. des Heiligen durchdrungen, hieß die arbeitsamen Gäste (hospites werden die Sachsen in allen auf sie bezüglichen Documenten genannt) herzlich willkommen, und wies ihnen einen königlichen Grund in dem südöstlichen Theile des Reichs an, welchen er zu ihrem ausschließlichen Eigenthum machte. Die folgenden Könige aus dem Hause Arpads bekräftigten das fleißige und friedliche Volk in seinem Besitzthum, vergrößerten dies durch neue Schenkungen, und ertheilten den durch neue Zuwanderung vermehrten Gästen viele Privilegien, durch welche besonders ihr Handel, den sie neben dem Ackerbau und Handwerk trieben, bedeutenden Aufschwung gewann.

Ihre magna charta erhielten sie im Jahre **1224** von demselben Andreas II., der zwei Jahre vorher den Ungarn die „Goldene Bulle" ausstellte. Dieser Urkunde zufolge bildeten die Sachsen ein für sich bestehendes, in seinem Gebiete genau abgegrenztes Volk, welches unmittelbar dem Könige unterstand, und nur in so fern mit dem großen Staatskörper in Verbindung war, als es durch seine Vertreter auf den Reichstagen den ihm gebührenden Einfluß auf die constitutionelle Regierung des ganzen Reichs ausübte.

Die innere Verfassung des Sachsenlandes wich sehr ab von dem Municipalwesen der Magyaren, Croaten und Szekler, da bei den großentheils Handel und Gewerbe treibenden Sachsen das deutsche Stadtrecht und Zunftwesen herrschte, welchem aber einige Momente aus der magyarischen Municipalverfassung beigemengt wurden, so daß das Ganze einen eigenthümlichen Charakter annahm.

Die größern Städte, wie Herrmannstadt, Kronstadt, Mediasch u. s. w. hatten eine gewisse Anzahl Dörfer und kleiner Märkte unter ihrer Hoheit*). Die Stadt mit den dazu gehörigen Ortschaften wurde von einem selbstgewählten Magistrate im Verein mit den Zunftältesten regiert. Mehrere Städte mit ihren Pertinenzien bildeten den Stuhl nach Art der magyarischen Comitate; alle Municipien zusammen bildeten die Landesuniversität der Nation, welche einen vom König ernannten Sachsengraf an der Spitze hatte, die Gesammtangelegenheiten der Sachsen leitete, und einerseits zwischen dem König und der Nation, andererseits zwischen dieser und dem Gesammtstaatskörper das Verbindungsorgan bildete. Innerhalb des Gebietes der Sachsen durfte kein Mitglied eines anderen Volksstammes, selbst der ungarische Adel nicht liegendes Besitzthum oder bürgerliche Rechte erwerben, hingegen stand es den Sachsen frei in allen Gegenden des Reiches Güter, selbst adelige anzukaufen. Und da sie nicht zahlreich genug waren ihr eigenes Territorium, viel weniger aber die auf fremdem Gebiet erworbenen Besitzungen zu bevölkern, so wurden die meisten ihrer Ländereien von den dazu gehörigen oder aufgenommenen wallachischen und magyarischen Unterthanen in Robotleistungen bearbeitet. Die Sachsen zahlten ferner in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern gleich dem Adel, weder Brücken- noch Straßenmauth und durften überall Handel und Gewerbe treiben, während auf ihrem Gebiete Handel und Handwerk ihr ausschließliches Monopol waren. Selbst die fremden Kaufleute, welche Waaren aus den Donauländern nach Ungarn und den Nebenländern führten, mußten diese auf ihrem Durchzug durch das sächsische Gebiet in die Magazine der sächsischen Kaufleute abladen und erst nachdem diese sich mit ihrem Bedarf versehen hatten, durfte der Rest weiter verführt werden.

Für all diese Freiheiten und Rechte hatten die Sachsen dem König nicht mehr als eine jährliche Steuer von 500 Mark Silber und ein Contingent von 500 Mann zu entrichten.

Diese Privilegien und Vorrechte der Sachsen, so wie die Grenzen ihres Territoriums erlitten zwar im Laufe der Jahrhunderte, besonders unter den Habsburgern manche Veränderungen; auch traten sie später, als Siebenbürgen unter den Fürsten und endlich unter den Habsburgern von Ungarn getrennt blieb, in dasselbe Verhältniß zu dem Großfürstenthum, in welchem sie früher zu dem unga-

*) In den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung gehörten zu Herrmanstadt 57, zu Kronstadt 28, zu Schäßburg 15, zu Mediasch 26 Ortschaften. Dieses Verhältniß erlitt später unter den Habsburgern Modificationen.

rischen Gesammtreich gestanden hatten, und bildeten eine der bekannten drei Nationen des Landes, welche sich in den bürgerlichen Rechten theilten, während die vierte Nation, die jede der übrigen an Zahl übertreffenden Wallachen von den Wohlthaten der Verfassung ausgeschlossen blieb; allein die Grundzüge der Separatverfassung der Sachsen blieben bis auf die neueste Zeit dieselben, und daraus entwickelte sich jene eigenthümliche Stellung, welche dieses Volk in den vormärzlichen Kämpfen der liberalen Opposition und während der ungarischen Schilderhebung einnahm.

Die Sachsen waren nämlich unter sich gleichberechtigt, und ihre Aristokratie verstieg sich nie höher als bis zum gemüthlichen titularen „Von"; aber sie bildeten allsammt eine aristokratische Corporation. Am meisten drückend war sie den in ihrem Lande wohnenden und ihnen an Zahl überlegenen Wallachen, die gar keinen freien Grundbesitz hatten, sondern theils an Privaten, theils an Communen Frohndienste leisteten, und denen es im Sachsenlande bei der Zunftverfassung der berechtigten Einwohner nicht einmal erlaubt war, ohne Erlaubniß der Grundherrn ein Handwerk zu lernen. Da aber diese sächsischen Interessen durch die Bestrebungen der liberalen Partei in Ungarn und Siebenbürgen, die sich zur Aufgabe machte, den Bauern zu befreien, gefährdet waren, so stimmten die Sachsen bei den Siebenbürgner Landtagen fast immer mit dem conservativen Adel. — Als im Jahre 1848 die Union mit Ungarn und die Ausdehnung der Preßburger Märzerrungenschaften auch auf Siebenbürgen, am Landtag zu Klausenburg zur Verhandlung kam, verloren die Sachsen ihren natürlichen Bundesgenossen, den von gleichen Interessen geleiteten conservativen Adel, bei welchem die Idee der nationalen Einheit und die Gewißheit, daß die alten Privilegien ohnedieß nicht mehr zu retten waren, die großen materiellen Verluste überwinden half. Damals machten auch die Sachsen noch gute Miene zum bösen Spiel, ja der Herrmannstädter Deputirte war der erste, der mit einer colossalen Tricolore durch die Straßen von Klausenburg zog, allein man fing bald an, den Schaden zu berechnen, den man durch die Neuerungen erleiden müßte, die nationale Einheit des großen Ungarns gab bei den Sachsen zu manchen Befürchtungen Raum, zumeist der Sorge, daß man im eigenen Lande von den jetzt gleichberechtigten Walachen erdrückt werden würde. Es fehlte einerseits der Patriotismus für das neue weitere Vaterland und die moralische Kraft das unerrettbare fahren zu lassen, man konnte sich nicht entschließen, sich den stolzen Magyaren ganz brüderlich in die Arme zu werfen, um so vereint der wilden Fluth der Walachen zu widerstehen, und als General Puchner bald darauf anfing für die Hofpartei zu werben, und Walachen und Sachsen die unvereinbarsten Versprechungen zu machen, traten die Sachsen unter seine Fahne. Sie glaubten zwar Anfangs durch die Walachen die Kastanien aus dem Feuer holen zu können, allein diese nöthigten sie bald, im Vordertreffen zu stehen, während sie selbst sich in ihre unzugänglichen Alpen zurückzogen, und nur dann hervor-

brachen, wenn sie unangefochten magyarische und sächsische Dörfer ausplündern und verheeren konnten.

Der Ausgang dieser Kämpfe ist allgemein bekannt; das Urtheil über die Handlungsweise der Sachsen schwankt noch nach dem Parteistandpunkt; aber so viel ist gewiß, daß sie in der letzten Zeit sehr viel gelitten haben, daß sie jetzt durch die Regierung, für welche sie so große Opfer brachten, bitter enttäuscht werden, und daß sie mit sorgenvollen Blicken in die Zukunft sehen, denn in ihrem Lande werden sie von Magyaren und Walachen gleich gehaßt, und der Schutz, den ihnen die östreichischen Soldaten bieten, droht sie vollends zu erdrücken.

Schon der Umstand, daß auch ihr Gebiet nach der Katastrophe von Világos in Belagerungszustand versetzt wurde, mußte sie stutzen machen, und sie riefen mit Abraham aus: „Herr Herr! willst du den Frommen mit dem Frevler strafen?" Hierzu kam, daß Puchner ein Commando in Italien übernahm, und ihnen in General Wohlgemuth ein neuer Herr auf den Nacken gesetzt worden ist, der die Versprechungen des erstern nicht kennt oder nicht kennen will; ja die Regierung, welche auch gegen die Walachen Verpflichtungen hat, sah sich sogar bewogen, ihrem Gebiet den Namen „Sachsenland" zu nehmen. Ihre Aussichten auf ein eigenes Kronland können zwar bei dem länderschaffenden Ministerium in Erfüllung gehen, allein die guten Sachsen haben ebensoviel Aussicht, sich an einem schönen Morgen in die Woiwodschaft „Vallachia" oder „Rumenia" versetzt zu sehen.

Daß die Sachsen ihre gegenwärtige Lage ganz begreifen, zeigt eine in diesen Tagen veröffentliche Eingabe der Bürger von Herrmannstadt an den dortigen Magistrat.

Sie setzen darin auseinander, daß der Belagerungsstand „wenn er auch wirklich von der Nothwendigkeit geboten wird, keine Aufhebung der Gesetze, sondern nur die Einstellung gewisser politischer Functionen, als politische Versammlungen, Jury, politische Demonstrationen u. s. w. erheische, sie aber müßten sich bitter über die Uebergriffe der Soldatenherrschaft beschweren die ihnen Magistrate aufoctroyire, die ganze Verwaltung und Jurisdiction an sich reiße und selbst nach ihrem heiligsten Palladium, der Religionsfreiheit, die profanen Hände ausstrecke." Die gemischten Ehen, sagen die Bürger von Herrmannstadt, bilden ein altes, aus dem Wesen der vielfach verbrieften Religionsfreiheit der Sachsen fließendes Recht der Nation, welches Recht durch die Union mit Ungarn, wo dasselbe auch in deutlichen Gesetzen ausgesprochen ist, auch seine förmliche Sanction erhalten hat; und doch ist jetzt ein Befehl an die geistlichen Behörden ergangen, dem zu Folge solche Ehen ausschließlich von katholischen Geistlichen eingesegnet werden müssen u. s. w. Schließlich tragen die Bürger dem Magistrate auf, die Auszahlung des Gehalts an den

vom Militärcommando aufoctroyirten Senator Hüttner und Consorten zu verweigern, und die Beschwerden der Nation vor den Stufen des Thrones niederzulegen. Muth ist eine Tugend, die der Magyar auch bei seinen Gegnern zu schätzen weiß, und die Bürger von Herrmannstadt hätten kein besseres Mittel als jene männliche Worte wählen können, um sich in der Achtung ihrer Nachbarn zu rehabilitiren, zwar können diese jetzt ihren Beifall nur durch ein halblautes „Eljened a derék szászok" „Hoch die wackern Sachsen!" äußern, aber beide Nationen haben, trotz der vielen innern Gegensätze, doch das Eine gemein, daß sie eine unzerstörbare Kraft in sich bergen, und das gemeinsame Leiden wird auch gemeinsame Interessen hervorrufen. Haben wir es doch erlebt, daß die Türken mit den Magyaren sympathisiren! △

Haynau und Andrassy.

Haynau der große, der mächtige, der unumschränkte, der gepriesene und verfluchte, geliebte und gehaßte, der unsterbliche Haynau ist nicht mehr! Der Mann, der noch vor Tagen das Beil über 15 Millionen Menschen geschwungen hielt, dem noch vor einigen Stunden 26 Vertreter einer großen Nation ihren zerknirschten Dank für die erlassene Zuchtruthe darbrachten; der Mann, der wirklich sein Jahrhundert in die Schranken forderte, ist nun von dem Hauche eines hypochondrischen Bureaumannes weggeblasen, um vielleicht gänzlich von der Oberfläche dieser Erde zu verschwinden! Merkwürdig, bis jetzt fast unerklärlich!

„Vielleicht haben die Schatten Batthyani's, Perényi's, Jessenak's und Anderer den jungen Blitze schleudernden Jupiter auf dem Throne zu Wien aus den weichen Träumen gerüttelt, in welche er durch die Hymnen der Gutgesinnten gewiegt worden war?" so schwärmen unsere romantischen Patriotinnen; oder „Haynau ist von dem Hexenchor von Dóez*) heimgesucht worden, daß er seit der Flucht seines Adjutanten und Helfershelfers Andrassy kein Todesurtheil mehr zu unterschreiben wagte, und man ist oben zur Einsicht gekommen, daß Haynau doch nicht der Mann sei, der das große Werk vollenden kann?" fragen die verwaisten Söhne des forradalmi czarnok**). „So mußte es kommen! der liebe Gott konnte es nicht dulden, daß das Ungethüm noch länger in den Eingeweiden einer edlen Nation herumwühle," so spricht die große Menge. —

Manche behaupten, die Uebergriffe der Soldaten hätten dem Hofe selbst diese gefährliche Macht furchtbar erscheinen lassen, und man hätte sich daher entschlossen, durch einen Streich auf den Unpopulärsten diese Macht zu brechen.

---

*) Ein ungarischer „Brocken."

**) „Revolutionshalle," früher „Fillinger Kaffeehaus," bekannt durch die Zusammenkünfte der radikalen Studenten, während der Revolution.

Wir sind nicht dieser Meinung, denn wir wissen sehr wohl, daß in gewissen Regionen Alles, was nicht mit dem goldenen Vließ zur Welt kommt, selbst die unentbehrlichen Männer der rettenden That nicht ausgenommen, nur als Söldling und gefügige Maschine betrachtet wird; die ganze Geschichte mit der Machtvollkommenheit eines Generals ist also nichts anders als eine rettende Phrase, Haynau hätte gegen den Willen des Hofes keine Fliege an der Wand tödten dürfen.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat das Gerücht für sich, demzufolge die Civilcommissäre von Ungarn und Italien sich bitter bei Sr. Majestät beklagt hätten, daß der untergeordnete Offizier in diesen Ländern mehr Macht habe als der kaiserliche Landescivilcommissär; aber unsere Civilcommissäre standen und stehen auf sehr unfruchtbarem Boden, ihre Leistungen sind so gering, daß sie das Krautmesser eines östreichischen Corporals nicht aufwiegen, und die Herren Gehringer und Montecuculi müßten ein außerordentliches Genie zum Wühlen haben, wenn es ihnen gelungen sein sollte, den Sieger von Temeswar wie eine ausgedrückte Citrone auf die Straße zu schleudern.

Mag das leitende Motiv dieses Ereignisses auch unbekannt sein, so viel ist gewiß, daß Haynau's Abberufung, sowie die Art und Weise dieser Abberufung eine außerordentliche Sensation in unserem Lande hervorgebracht. Der Mann würde vor seinem eigenen Bilde erschrecken, wenn er es sehen könnte, nachdem die Majestät die goldene Larve davon abgerissen, wenn er gesehen hätte, wie einige Stunden nach seiner Abberufung kein Fleischerhund in Budapesth zu finden war, der nicht bereits mit dem Namen „Haynau" getauft worden war, wenn er in die Kinderstuben und Branntweinkneipen blicken könnte, wo sein verhaßter Name in Ammenmährchen und Pöbelwitzen maltraitirt wird.

Und unser Ministerium!

Ich weiß wohl, was unsere Wiener Blätter in den nächsten Tagen von den „wohlthuenden Eindrücken", von „Beiträgen zur wahren Pacification Ungarns" und andern dergleichen Dingen andeuten werden, und wer die Geschichte mit dem jüdischen Zicklein kennt, wird ihnen vollkommen recht geben; aber Fürst Schwarzenberg brauchte nur einen unparteiischen Kammerdiener incognito nach Pesth zu schicken, und er könnte sich die Ueberzeugung verschaffen, daß sein Regiment durch diesen verzweifelten Schritt nicht einen Nagel breit Terrain gewonnen habe.

Einer der größten Irrthümer der östreichischen Politik ist, daß sie die Verhältnisse an Personen und nicht an Prinzipien knüpft. Diese Politik des Lavirens hat vielleicht viel beigetragen, um Oestreich in den jüngsten Nöthen zu retten, aber das gerettete, neugeborne Oestreich ist ein sehr schwaches Geschöpf, das durch Reiben, Bürsten und Aderlassen zwar zum Athmen gebracht wurde, aber immer nur ein sieches Leben führen wird. Als im Herbst 1848 die kaiserlich gesinnten (?) Slaven gegen die Errungenschaften der Magyaren eiferten, hieß es „der schwache Ferdinand hat diese unseligen Concessionen gemacht," er mußte das

Feld räumen, der junge Monarch ergriff in einer Hand die Feder, in der andern das Schwert, die Feder hat viele Versprechungen niedergeschrieben, die kaum in Erfüllung gehen werden, aber das Schwert ist in ein Henkerbeil verwandelt worden, dessen Streiche ewig in dem Ohre eines jeden Magyaren wiedertönen werden. Jetzt heißt es, die Berathungen über die Reorganisation Ungarns nähern sich ihrem Ende, man ist wirklich gesonnen einen normalen Zustand in diesem Lande anzubahnen, aber wie ist das dort möglich, wo die Galgen von Arad und der Holzplatz von Pesth in noch so frischem Angedenken in den Herzen der Einwohner leben? wo man kaum eine Familie findet, der nicht der Henker ein theueres Familienglied aus ihrem Kreise gerissen, wo aus jedem Auge die Rache und unterdrückte Wuth hervorblickt, wo Adel und Volk, Magyare und Raitze, Walache und Deutscher nur ein Gefühl nähren, das Gefühl des Hasses gegen die Urheber so vieler Greuel? Wo der Beamte sein Bureau und den Nahrungszweig seiner Familie verläßt, der Graf seine Schätze vergräbt, und der Bauer die verhaßten Gensd'armen todtschlägt? Das Ministerium Schwarzenberg mußte also wieder eine rettende That erfinden und diese war die Abberufung Haynau's, wieder also die Beseitigung einer Person, nachdem das System unhaltbar geworden ist. „Haynau", so sagte gestern ein kernschwarzgelber Beamter, „mußte in einem Lande, wo die Revolution so tiefe Wurzel geschlagen hatte, mit unumschränkter Machtvollkommenheit bekleidet werden; die Regierung sah später mit blutendem Herzen (?), daß dieser Mann seine Macht mißbrauchte, aber sie konnte dem Rade des Schicksals nicht in seine Speichen greifen, ohne sich selbst zermalmen zu lassen, die unselige Revolution verlangte ihre Opfer, und die Stimme des Mitleids mußte verstummen; nun aber da die Hauptschuldigen gebüßt haben, und die Regierung zur Einsicht gelangt ist, daß die Mehrheit des ungarischen Volkes sich nach einem normalen friedlichen Zustand sehnt — alte Phrasen — gebietet sie der Nemesis „Halt" und entfernt den Mann, der nie in Ungarn populär werden kann." Ich muß in den nächsten Tagen genau acht geben und ich sollte mich sehr täuschen, wenn wir diesen Panegyricus nicht in einer Correspondenz der „Ost-Deutschen Post" finden sollten; und ich wäre geneigt, Herrn Kuranda im Voraus die Bemerkung einzusenden, daß das Ministerium um einige Tage zu spät mit seinem Heilmittel erschienen ist, denn Herr Haynau hat, als hätte er sein nahes Schicksal vorausgesehen, dem Ministerium einen großen Streich gespielt. Haynau hat die Crême der Rebellenpartei vom Henker abschöpfen lassen, aber er hat die noch übrig gebliebene Lebenskraft des ungarischen Volkes durch die Begnadigung von 64 hohen Offizieren und 26 namhaften Reichstagsdeputirten wieder gestärkt, und dem mitleidsvollen Reichsministerium ist nur noch das Milchwasser in den Behältern von Kufstein, Theresienstadt und Munkatsch zurückgeblieben. Dies hat sich gleich bei seinem ersten Gnadenacte nach Haynau gezeigt, wo Schwarzenberg 109 aus der Urne zog und ihm nichts als Kellner, Barbiere, Gastwirthe, Eilwagenconducteure und

andere dergleichen arme Leute mit einer sehr geringen Beimischung von zwei Professoren, einigen Notaren und einem Grafen, Stefan Karolyi, in die Hand geriethen.

Mit dem Amnestiren wills also auch nicht mehr gehen.

Bevor die Nachricht von der Abberufung Haynau's zu uns gelangte, war ein anderes Ereigniß an der Tagesordnung, nämlich die oben erwähnte Flucht des Herrn Andrassy, Adjutant und geheimer Secretair Haynau's. Die Sache verhielt sich so. Andrassy, der hier allgemein und noch mehr gehaßt wurde, weil er selbst Ungar war und für die rechte Hand Haynau's galt, verlangte vor vierzehn Tagen Urlaub, um nach Hüred ins Bad zu reisen; dieser wurde ihm bewilligt; allein einige Tage nach der Abreise Andrassy's bemerkte der Obercommandant, daß sein ganzes Archiv und besonders die auf die russische Intervention auf die Uebergabe Görgey's und der ungarischen Festungen, so wie auf die Hinrichtungen der Patrioten bezüglichen Documente verschwunden waren; sogleich schickte er nach Hüred, aber von dort kam die Nachricht, daß Andrassy dort gar nicht eingetroffen sei. Die Sache wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und Haynau ließ in den Zeitungen einrücken: „Andrassy sei zur Herstellung seiner Gesundheit nach Gräfenberg gereist." Die Blätter nahmen die Notiz auf, hatten aber die Malice, das „Eingesendet" hinzuzusetzen; später hieß es, Andrassy sei in ein Bad nach Deutschland gereist, aber Andrassy ist nach sichern Nachrichten in Constantinopel angelangt, und wie die Fama berichtet, will er die höchstwichtigen Actenstücke an Kossuth ausliefern, um durch ihn den europäischen Cabineten manch' interessante Enthüllungen über die Freundschaft zwischen Oestreich und Rußland und die Soldatenwirthschaft in Ungarn zu machen. Relata refero.

Uebrigens gehen bei uns noch täglich neue Transporte von assentirten Honved durch, obwohl der böse Geist, den diese in die Armee tragen, wie die Pest um sich greift, und man, wie ich mich selbst überzeugt habe, in Komorn jeden Monat die Garnison wechseln muß, denn „sie werden liberal". —

Dieser Tage sind mehrere Literaten aus der Revolutionszeit hier angelangt, unter diesen der geniale, als Novellist rühmlich bekannte Jókai, letzter Redacteur des „Pest Hirlap" und der „Esti lapok" (Abendblätter) und sein Hauptmitarbeiter Ludasi. Bis jetzt sind sie unangefochten geblieben. △

Aus Prag.

Die Redaction der Grenzboten hülle sich in Flor, ihr Journal ist endlich auch in Prag und seinem Belagerungsrayon kriegsrechtlich verboten, und zwar wie das militärische, an die Buchhandlungen erlassene Circular ausspricht, blos aus dem Grunde, weil die Grenzboten seit längerer Zeit auch in Wien verboten sind. Sie sehen, man ist bemüht, die Rechtsgleichheit aller Staatsbürger möglichst praktisch zu machen. Dafür leiden die einheimischen Journale an einer Trostlosigkeit und Monotonie, welche die

Leser derselben mächtig an die vom östreichischen Reichstage aufgehobene Robot mahnt. Sich durch die östreichische Reichszeitung, durch den Lloyd der Cavaliere, durch den Correspondenten, welcher letztere viel Treubündlernatur an sich hat, durchzuarbeiten, ist ein tüchtiges Stück Arbeit; Post und Wanderer wünschten lebhaft, oppositionell zu sein, während sie das nur scheinen dürfen. — Und die Journale der böhmischen Hauptstadt!

Die offizielle prager Zeitung schwatzt über französische und englische Zustände in einer Weise, die zu der Ansicht führt, ein gelehrter Chinese sei ihr stehender Mitarbeiter, während dem Vernehmen nach ein junger Professor dieser Zeitung Schwung verleiht. Eine offizielle czechische Zeitung, redigirt von einem ehemaligen Dichter, langweilt, wie man mich versichert, ihre wenigen Leser; mich langweilt sie nicht, weil ich sie nicht verstehe, folglich habe ich vor dem des Czechischen Kundigen etwas voraus.

Das constitutionelle Blatt, heute ministeriell, morgen in der Opposition, oft beides zugleich in derselben Nummer, hat wenigstens gute Nachrichten und bringt etwas Leben in unsere Festungsruhe, wenn es sich katzbalgt mit der czechenfreundlichen Union, welche ihrerseits vor den Kanonen am Hradschin bisweilen gar zu viel Respekt zu haben scheint, und ihre oppositionelle Richtung oft so sehr verbirgt, daß man sie ohne Loupe kaum aus ihren Spalten heraus lesen kann. Dennoch aber gilt dieses Blatt für das Organ der czechischen Demokratie, und ich muß gestehen, eine zahmere Demokratie, als die von der Union vertretene, hat Europa nicht aufzuweisen, weit schärfer ausgeprägt ist die oppositionelle Richtung in der deutschen Zeitung aus Böhmen, welche ein Verein wohlhabender deutschgesinnter Bürger mit Opfern subventionirt. Dennoch wird diese deutsche Zeitung von der Militärbehörde schonender behandelt, als die Union, deren Redaction, wie ich höre, sich steter Citationen zum Herrn Commandanten erfreut, um dort im Auftrag des Herrn Statthalters verwarnt und im Schach gehalten zu werden. Wenn die Czechenpartei, welche früherhin so viel von sich sprechen machte, sich auf diese larmoyante Oppositionsweise beschränkt, so dürfte zu schließen sein, daß ihr Einigkeit und materielle Mittel fehlen, daß sie lange nicht das sei, wofür man sie früher gehalten, wofür man sie heute bitter haßt und anfeindet. Es scheint dem Ministerium im Vereine mit der heute in Böhmen herrschenden sogenannten Partei des constitutionellen Blattes, zu gelingen, die Nationalpartei, welche früher so viel Lärm gemacht, welcher man in Ollmütz so sehr geschmeichelt hatte, vollständig zu neutralisiren. Ihre wirklichen oder vermeintlichen Führer sind verschollen und in Unthätigkeit, Palacky schreibt an seinem Geschichtswerke und ist seit seinem verunglückten Weihnachtsbriefe politisch todt, Rieger lebt im freiwilligen Exil in London, Strobach, der Reichstagspräsident, verstäubt in einem Senate des Oberlandesgerichts, Pinkas ist wie verschollen und in keiner Sitzung des Stadtrathes mehr zu sehen, doch aber nennt man ihn als thätigsten Mitarbeiter der Union. Der energische Journalist der Partei Hawliczeck hat sich in die Landstadt Kuttenberg gezogen und rumort dort mit seinem Journale Slowan unter dem Landvolk. Mit welchem Erfolge, mit welchen Mitteln ist hier nicht bekannt, da man das Journal für Prag flugs verboten hat. Auch ein Preßprozeß ist bereits anhängig gegen ihn. Dagegen florirt die Partei der sogenannten Gemäßigten und Echtconstitutionellen, die Partei Thun, Wurmbrand und Consorten, welche alles trefflich findet, was vom Ministerium ausgeht, den permanenten Ausnahmzustand als eine Segnung preiset, und unter Connivenz der Militärbehörde ein Wahlcomité gebildet hat, um im Stillen ihre Netze auszuwerfen nach Wahlstimmen. Diese Partei, gerade diese, hat aber ein weiteres Comité constituirt, zur Bildung eines Vereins, welcher ein großartiges Constitutionsdenkmal in Prag ins Leben rufen soll. Das

Comité zählt Leute zu Mitgliedern, welche unter den determinirtesten der sogenannten Siebenundsechziger glänzen, alle sind bundeifrige Anbeter des Ministeriums, und diese Leute wollen einen Constitutionsstein setzen in Böhmen! Ohne Zweifel wird es ein Grabstein sein, sie werden erst die Constitution todtschlagen helfen, und dann ihr das Denkmal setzen, mit der Aufschrift: obiit anno Domini 1850. Reich an unberühmten Herren ist das Namensverzeichniß dieses monumentalen Comités, die leitenden Mitglieder sind dieselben, welche vor wenig Wochen die Reiterstatue Kaiser Franz I. auf dem Moldauquai clam et furtim inauguriren halfen. Sie treiben die Sache als Handwerk. Ich fürchte, Böhmen geht einer ganz abscheulichen, schmählichen Zukunft entgegen. Schade um das schöne Land! Die liberalen Deutschen und die angeblich ebenfalls liberalen Czechen paralysiren sich in ihrem freiheitsmörderischen Hasse, und die indolente Mittelpartei, aus einigen Adeligen, einigen Geistlichen und Spießbürgern bestehend, verlacht behaglich Beide. Man muß zum Czechenfeinde werden, sieht man solche Wirthschaft mit an.

Uebrigens praktizirt das permanent thätige Kriegsgericht einen Constitutionalismus ganz neuer Art, welcher uns durch die jüngsten Tagesblätter bekannt wird. Nachdem vorige Woche ein robuster Schuhmachergesell, wegen „wörtlicher" Beleidigung eines Herrn Gensdarmen, zu dreißig Stockstreichen verurtheilt worden war, deren Valuta demselben auch voll ohne alle Courtage zugezählt worden ist, wurde jüngst ein junger Schneidergesell wegen desselben schauderhaften Verbrechens, nach dem deutlichen Wortlaut des Urtheils, nur zu dreimonatlichem Stockhausarrest in Eisen mit obligatem zweimaligen Fasten per Woche, blos darum verurtheilt, weil ihn seine Constitution zur Empfangnahme von Stockprügeln nicht eignet. So weit hätten wir es gebracht mit unseren Errungenschaften, denen sich das Grundrecht beigesellt, daß man nur dann keine Stockprügel bekömmt, wenn man allenfalls den Tod davon haben könnte; noch ein paar Monate weiter belagert, so fällt wohl auch dieser Skrupel weg. Der Schneider hat in der That seiner Constitution mehr zu verdanken, als wir übrigen unserer Constitution vom 4. Mai, die wir allenfalls dazu verwenden können, um zehn oder zwanzig Exemplare in unsere Inexpressibles zu schieben, und durch die Polsterung den Corporalsstock unschädlich zu machen. Das Denkmalcomité läßt sich durch solche Kleinigkeiten in seiner Freude über die Verfassungsrechte nicht stören, ich empfehle ihnen die satyrischen Feldzüge des verstorbenen Friedrich, welcher nach den „Belagerungskriegen" die Errichtung eines Denkmals der deutschen Freiheit empfahl, und nach langer Erörterung über die Wahl des tauglichsten Materials, endlich deutschen Lehm unter treffender Motivirung vorschlug. Lehm gibt es auch in Böhmen und mit diesem Material wird das Comité, das stets am Boden kriechende, auch zu handtieren verstehen.

Das constitutionelle Blatt hat jene Nachricht von dem, aus Constitutionsrücksichten nicht geprügelten Schneider, ohne alle Bemerkung mitgetheilt, die furchtsame, löschpapierne Union hat sich unterstanden, ein oppositionelles Ausrufungszeichen beizudrucken; kühner Redacteur! bist du dir etwa gleicher Constitution bewußt, du wagst ein Ausrufungszeichen? vielleicht werden dir dafür nächstens dreißig Ausrufungszeichen zudictirt werden, von einem k. k. Corporal als Nachcensor.

Die Czechen aber, welche dem Ministerium den Hof gemacht in alberner Verblendung und ihm erst dann die Zähne weisen wollten, als sie ihnen schon ausgebrochen waren, mögen ihren Enkeln zur Lehre dienen, damit diese, wenn es im nächsten Jahrhundert in Böhmen etwa wieder volksthümliche Erhebungen gibt, über der czechischen Grammatik nicht die Freiheit vernachlässigen. Die Freiheit spricht nur eine Weltsprache, da haben sie dieselbe aber ins Czechische übersetzt haben wollen, und in dieser Uebersetzung ist die czechische Freiheit gleichgeworden mit dreißig wohlgemessenen Stockstreichen, wegen Verbalbeleidigung eines rohen, übermüthigen, aus den Reihen der Soldateska genommenen Bengels von Gensdarmen. — K. —

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Vom Annaberg in Oberschlesien.

Es war im Spätherbst des Jahres 48, als ich mit einem Begleiter im offenen Wagen bei dem heiligen Berg vorbei zu der Eisenbahn herabrollte, welche aus dem langen Oderthal in den Distrikt der oberschlesischen Hüttenwerke führt. Ein schneidend kalter Wind schnitt vom Berge durch die Kleider bis auf die Haut und die Gegend sah kahl und unheimlich aus, wie eine Stätte, aus welcher der besorgte Landwirth Herr Sommer Alles fortgeschafft hat, um dem Feinde seines Haushalts dem Winter nichts zu überlassen, was der Zerstörung werth wäre. Wir bogen um eine Waldecke, und hollah! eine Anzahl brauner Gestalten umringte plötzlich den Wagen und hielt in unverständigen Tönen kreischend die breitkrämpigen ungarischen Hüte den Reisenden vor. Es war eine Bande Zigeuner, durch das Kriegsgetümmel in Ungarn wahrscheinlich aus ihrem alten Neste aufgescheucht und in das fremde Land getrieben. Unerhörte Gäste in dem wohldisciplinirten Preußen, aber das gesegnete Jahr 48 hatte auch hier die Polizei des flachen Landes nachsichtig gemacht. Es war eine ganze Genossenschaft, die Alte fehlte nicht, eine hohe in Sonne und Wetter vertrocknete Gestalt, sie allein blieb am Rasenrain stehen und begnügte sich, die allgemeine Sehnsucht nach unsern Börsen dadurch anzudeuten, daß sie ihren Stab wie beschwörend nach unserm Wagen ausstreckte. Vier bis fünf Männer um uns herum, einige Weiber mit Kindern auf dem Rücken dahinter und ein halb Dutzend kleine rundbäckige Bengel mit rabenschwarzem verworrenem Haar, barhäuptig und barfuß, zum Theil mit blanken Knieen und blankem Gesäß, sprangen wie besessen um den Wagen herum, und die ganze Bande Hände ausstreckend, schreiend und gesticulirend mit einer fanatischen Wuth, welche eines größern Zwecks werth gewesen wäre! Zwei der Männer hatten Brand- und Hiebwunden und das Aussehen der ganzen würdigen Gesellschaft war höchst kläglich und Mitleid erregend. Der Kutscher hieb in die Pferde, aber umsonst, der Haufe hing und lief um den Wagen und spielte ungestört die Scene fort. Am außerordentlichsten aber gebärdete sich ein kleiner Junge von etwa sechs Jahren, der am Graben dicht neben uns fortlief, und dessen hübsche weichen Gesichtslinien

sich zu einem höchst grotesken Ausdruck von Wuth und Verzweiflung verzogen, als ihm die Vermuthung aufging, daß die Pferde stärker sein würden als die zurückhaltenden Hände seiner Stammgenossen. Ein Geldstück löste den Knäuel, in dem sie sich um uns zusammengeballt hatten, sie fuhren aus einander und bildeten hinter uns, mitten auf der Landstraße einen neuen Haufen von Köpfen und gesticulirenden Armen, in dessen Mitte das Geldstück lag.

Ein Jahr darauf fuhr ich dieselbe Straße; ein treuherziger Postillon, der als preußischer Husar deutsch gelernt hatte, unterhielt mich mit der freimüthigen Höflichkeit, welche oft dem gemeinen Polen eigen ist. An dem Vorsprunge des Waldes frug ich ihn, ob er etwas von den Zigeunern des vorigen Jahres wisse? Er wies mit dem Peitschenstock nach einem dunklen Waldesrand unten am Oderufer: „Das Zigeuner, das hat sich verfroren im letzten Winter, der Jäger hat es gefunden. Das ganze Zigeuner im Schnee todt und kaput." Es ergab sich, daß die armen Teufel in der Gegend herumgeirrt waren bis in den harten Winter, da hatten die Bauern sie mißtrauisch zurückgewiesen, und sie hatten sich in einzelnen Gehöften ein Nachtlager ertrotzt. Später waren sie kraftloser geworden, ihre Zahl mochte sich durch allmäliges Hinsterben der Schwächern verringert haben, die letzten hatten sich in den tiefen Wald zurückgezogen und waren dort aus Mangel an Nahrung und Wärme umgekommen. Als ich auf der Eisenbahnstation ankam, erhielt ich das Zeitungsblatt mit der Nachricht von der Hinrichtung Batthyianis. Derselbe Völkersturm, welcher den Fürsten des Landes getödtet hatte, in dem die braunen Namenlosen seit Jahrhunderten Gastfreundschaft genossen hatten, hat auch sie in die Fremde und in den Tod gejagt. Der Tod des Fürsten war ein Ereigniß, welches ganz Europa empörte, der Tod eines gemeinen Husaren ist von seinen Eltern und Geschwistern, von seinem Pferde und Hunde, von seinem Dorf, seiner Gespannschaft, ja seinem Vaterland als ein Verlust empfunden worden. Wer trauert um den todten Zigeuner im Walde? Welche Spuren hat sein Leben hinterlassen? Er hat einige Hähne gestohlen, dafür hat ihn der Bauer verflucht; er hat Pferde beschlagen, dafür hat ihn der Edelmann bezahlt; er hat vielleicht mit der Geige zum Tanze gespielt? Ja, dann freilich werden die Magyarenmädchen am Sommerabend vor dem Wirthshaus fragen, wo ist die Geige des Janko, wir warten darauf? Das ist die einzige Erinnerung an die heimathlosen, götterlosen, blutarmen Todten. Sie sind verweht von der Erde, wie ein dürres Blatt im Winde, ihr Name in keinem Taufbuch, keinem Haus- und Grenzverzeichniß, keinem Paßbureau, sie haben wenig Theil gehabt am Leben der Völker und civilisirten Staaten; der Staat hat auch an ihnen wenig Interesse, und keine große Pflicht; sechs Fuß Boden zum Grabe, das ist Alles, was er auf sie wendet. — Unser menschliches Gefühl findet das hart, ja empörend. Aber die Regierung wird sich entschuldigen und antworten: „Der Staat besteht mit seiner Regierung durch sein Volk, die Pflichten der Regierung gegen das eigene Volk sind so groß und

heilig, daß sie alle unsere Kraft in Anspruch nehmen. Wir haben keine übrig für fremdes Blut." — Ah, seid ihr so besorgt um das Blut eures eigenen Landes? Wir wollen sehn! Du aber, Zigeunervolk, schlafe in Frieden im grünen Kieferwald. Du hast hartnäckig mehr mit der Natur gelebt, als mit Menschen, durch die Natur, deine Göttin, bist du auch getödtet worden; sie allein hat Nutzen und Fortbildung durch deine Existenz, sie zieht Keime zu neuem Leben aus deinem verwesenden Leibe.

Ja, wärst du ein Sohn des Staates gewesen, indem du gestorben bist! Der Staat ist in seiner innern Einrichtung einer der Besten; er ist besorgt, ja zu sehr besorgt um seine einzelnen Bürger. Es ist so viel Polizei und Aufsicht, und sehr viele Gesetze sind in Preußen, welche alle zu executiren viele Beamte beschäftigt sind. Es kann kein Mensch geboren werden oder sterben, ohne daß der Staat sich darum bekümmert; es kann keiner lustige Tanzmusik in sein Haus laden, ohne daß der Staat sich darüber freut; es darf keiner von seiner Heimath fortgehn, ohne Zettel des Staats, in welchen versichert wird, daß er nicht gefährlich ist; es darf keiner irgendwo außer seinem Hause zu Nacht bleiben, ohne daß der Staat es erfährt; kurz unser Staat ist zwar durch große Sorge manchmal dem Einzelnen lästig, aber es ist doch dafür auch überall Ordnung, Zusammenhang Schule, bürgerliche Sicherheit, und Jeder weiß, daß er zum Staate gehört und der Staat zu ihm! Wir wollen sehn.

Kennen Sie den Annaberg, die waldbewachsene Stätte für oberschlesische Frömmigkeit und rohe Liebesabenteuer! Seine Basaltmassen haben sich wie eine große Schanze in abgerundeten Terrassen und übereinander steigenden Steinblasen ausgegossen über das Flachland, in welchem er thront. — Der kleine Berg ist heilig und weitberühmt durch die Heilkraft seines Ablasses. Oben steht eine kleine Kirche voll dürftiger Weihgeschenke, wie sie das arme Volk seinen Göttern darbringt, daneben das Priesterhaus, ein alter stiller Bau mit Kreuzgang und schattigem Hofe. An den Festtagen des Berges belebt sich die einsame Gegend. Schaaren von Gläubigen, Männer und Weiber ziehen mit der Kreuzfahne unter Anführung eines Vorsängers von allen Seiten dem Berge zu. Seltsam und wild tönt ihr Gesang durch die Straßen der Städte, welche auf ihrem Wege liegen; es sind zwar schlesische Landleute, unsere guten Nachbarn, Collegen der Herren Deputirten Kiolbassa und Mros, welche die Haufen bilden; aber einem ehrlichen Christen kommen sie fremdartig vor, wie ein Haufe Indianer. Voran schreitet ein Bauerlümmel mit der Kreuzstandarte, er sieht stier auf seine Fahne, nicht rechts und nicht links auf die neugierigen Gesichter der Städter, dahinter der Vorsänger mit faltigem, widerlichem Gesicht, rother Nase und offenem Munde, aus dem die langgezogenen Töne der polnischen Wallfahrtslieder wie ein melancholisches Geheul herausdringen. Jede Zeile wiederholt die Masse der Folgenden, die armen Schelme können nicht lesen und müssen seinem Munde nachbeten. Immer macht

der polnische Gesang dem deutschen Ohr den Eindruck wilder Melancholie, am meisten, wenn er mit dem schrillen Getöse vorgetragen wird, welches ein Schwarm von Weibern und halb betrunkenen Männern auszustoßen pflegt.

Und der Haufe selbst! wie bettelhaft das Aussehen der Männer, unsauber und verwildert selbst die Frauen, die Gesichter geröthet vom Marsche und aufgedunsen durch schlaflose Nächte und Branntwein! Die meisten der Pilger sind schlechtes Gesindel, aber auch viele Frauen und Töchter aus bessern Bauernfamilien sind darunter, es ist verständige Rücksicht, daß auch sie ihre besten Kleider bei einem solchen Akt der Frömmigkeit zu Hause lassen. Mehrere Tagereisen weit kommen sie her, manchmal ganze Dörfer und dann wohl unter Anführung ihres Geistlichen, in der Regel aber hat sich der Haufe aus mehreren Nachbardörfern zusammen gefunden. Manche, besonders die Weiber haben Gelübde gethan, bei Krankheitsfällen ihrer Familie, bei verzweifelten Unternehmungen u. s. w., die Meisten laufen zusammen aus Freude an der Aufregung und der Unsittlichkeit, zu welcher diese Processionen Gelegenheit geben. Wehe dem Feld mit eßbaren Früchten, oder der Anlage von Obstbäumen, bei welcher sie vorbeiziehn; und wehe den Heuhaufen, auf welchen sie ihre Nachtherberge nehmen! Für Mädchen und Frauen ist eine solche Pilgerfahrt so demoralisirend als möglich, aber der Pfaff hat sie gelobt und der Annaberg gibt ihnen Absolution für alle Sünden, folglich kommt es auf einigen kleinen Diebstahl und nächtliche Abenteuer von höchst scandalöser Gemeinheit gar nicht an. In der Nähe des Annaberges bläst der Fahnenträger die Backen auf und nimmt einen stolzern Schritt an, die heisere Stimme des Vorsängers wird lauter und die ehrsame Gemeinde sucht ihre zerstreuten Sinne zusammen, schlägt Kreuze und denkt an den „Gottesdienst". Dieser Gottesdienst ist noch immer der Cultus der uralten großen Weltmutter, welche einst Demeter oder Ceres hieß, dem christlichen Landmann unserer Gegend aber zur Mutter Gottes geworden ist, ohne daß sich sonst ihre Physiognomie sehr verändert hat. Der Weg zum Gipfel des Berges ist durch die bekannten Stationen bezeichnet, Pfeiler, Häuschen oder Kreuze mit Bildern, welche Momente aus der Leidensgeschichte Christi vorstellen. Eine Masse von Geistlichen unterstützt die Gebete des Volkes vor den einzelnen abenteuerlichen Bildern. Wer recht büßen will, hat die Freiheit, auf seinen Knieen den Gipfel des Berges herauf zu rutschen. Oben steht eine Kanzel, von welcher im Freien zu der großen Masse der Gläubigen gepredigt wird, dann folgt das Opfer für die Kirche, der Ablaß für die Frommen, zuletzt trinken die Geistlichen Ungarwein, das Volk lagert sich rings um den Gipfel des Berges und trinkt Schnaps. Krämer, Marktschreier und Hanswürste verfehlen nicht dem frommen Fest Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu geben. Es giebt wenig Dinge, welche so häßlich und widerlich sind als diese Art religiöser Feierlichkeiten in Oberschlesien. Die bornirten Geistlichen begünstigen sie, die Staatsregierung hatte sie in früherer Zeit öfter verboten, in den letzten Jahren haben sie sich wieder

auf erschreckende Weise vergrößert. Man kann, selbst wenn man ein Ketzer ist, in den feierlichen Processionen der katholischen Städte und mancher Gegenden, z. B. des Rheins, etwas Imponirendes und Frommes herausempfinden, bei diesem unsittlichen, rohen, abgeschmackten Treiben in Oberschlesien ist das unmöglich. Der einzige Eindruck, den man erhält, ist Trauer über die tiefe Versunkenheit des Volkes und die Erbärmlichkeit seiner geistlichen Führer.

Besteigen Sie mit mir den Gipfel des Berges, dort im Süden und Südwesten liegen die Kreise, in denen vor drei Jahren die Hungerpest wüthete, das Scheusal, gegen welches die Cholera ein Gespenst von aristokratischer Höflichkeit genannt werden kann; und um den Berg fast nach allen Richtungen weiter, als Ihr Auge in der Ebene reicht, sitzt ein Volksstamm, unter dem Sie Jahre lang wohnen können und der Ihnen doch so fremd bleibt, wie jene Zigeuner. Er bewohnt fast den vierten Theil von Schlesien und macht ungefähr ein Sechstel von den drei Millionen Menschen des großen Landes aus; es ist ein Rest der alten slavischen Einwohner des großen Landes, welcher durch Colonisation und deutsches Regimen noch nicht bewältigt ist. Mit dem Spottnamen Wasserpolak bezeichnet ihn der deutsche Nachbar und der Pole im Gebiet von Krakau, seit vielen Jahrhunderten ist er von der großen Familie der polnischen Slaven losgerissen und wenn man nach der Verschiedenheit der körperlichen Bildung in einzelnen Kreisen urtheilen darf, selbst nicht von einigem Ursprung, sondern aus verschiedenen Völkerwellen des polnischen Schlages, welche an das Riesengebirge anschlugen, zusammengeflossen. In einzelnen Kreisen, dem ächten Polen näher ist es ein schöner großer Schlag, den Krakowiaks ähnlich; auf die Oder zu wird die Art kleiner, gedrungener, dort zeigt sich die Schwäche eines verkümmerten Mischvolkes auch in seiner äußern Form. Ihre Sprache ist ein alterthümlicher Dialekt des Polnischen, sehr arm an Wörtern, verkrüppelt und roh, wie die Sprache des gemeinen Volkes da zu werden pflegt, wo die Ausbildung durch Schrift von je gefehlt hat und die Gebildeteren in andrer Zunge reden. Außer einigen Gebet- und Gesangbüchern, wenigen Predigten, dem Katechismus, hier und da einem Liede gegen den Branntweinteufel und den nothwendigen obrigkeitlichen Verordnungen ist bis in die neueste Zeit in diesem Dialekt kaum etwas Erwähnenswerthes gedruckt worden; und das Volk, welches ihn spricht, ist abgelöst von aller Bildung seiner Zeit, denn ächt polnische Bücher versteht es nicht, obgleich die zwei oder drei kläglichen Panslavisten Oberschlesiens dies anzugeben pflegen. Der Boden, auf welchem dies einsame Geschlecht wohnt, ist zwar in einzelnen Strecken fruchtbar und einer hohen Cultur fähig, aber seit alter Zeit ist der Ackergrund dieser Gegend in große Gütercomplexe zusammengeballt und die kleinen Landleute sind von dem fruchtbaren Grunde heruntergedrängt auf die schlechteren Bodenstriche, sie sind bis auf die Gegenwart ihrer Mehrzahl nach in der That nicht besser als erbliche Nutznießer ihrer Scholle gewesen, mit Servituten und Lasten so überhäuft, daß

nach den bisherigen Taxgrundsätzen der Werth ihrer Verpflichtungen den Werth ihres Besitzes oft überstieg. Bis zu dem neuesten Ablösungsgesetz war deshalb keine Lösung ihres Unterthanverhältnisses möglich. Jetzt zwar hat ein vernünftiges Gesetz auch ihnen die Möglichkeit gegeben, wenigstens den dritten Theil ihres Besitzes als freies Eigenthum zu behalten, nur schade, daß schon jetzt, wo sie das Ganze inne hatten, der schlechte Boden sowohl als die eigene Untüchtigkeit ihnen kaum das Leben ließen. Ihre Nahrung sind Jahr aus Jahr ein Kartoffeln, welche in den letzten Jahren dort mehr als irgend wo anders entartet und durch die Fäule verdorben sind; ihr Tagelohn beträgt für den Männertag in den meisten Gegenden nicht mehr als drei bis vier Silbergroschen im Sommer, im Winter und für die Frauen weniger. Ihr Hauptverdienst sind in dem Bergwerksdistrict, welcher zu ihrem Terrain gehört, die Erzfuhren, eine demoralisirende, wenig lohnende Thätigkeit. Es ist ein Jammer den Landmann zu sehn, wenn er im Leinwandkittel, den kleinen Wagen mit Eisenerzen von Schenke zu Schenke fortbewegt durch zwei winzige zottige Pferde, welche im Sommer von spärlicher Grasfütterung erhalten werden. Das Straßenliegen hat den Männern den Branntweingenuß und Scheu vor anstrengender Arbeit beigebracht, die Weiber entsittlicht, die Kinder zu Lungerern und Dieben gemacht. Wohl sind sie geschickt zur Arbeit, aber sie müssen unter strenger Aufsicht arbeiten; es ist sehr schwer durch freundliche Behandlung einen Eindruck auf sie zu machen, denn sie sind in einigen Kreisen so entartet und heruntergekommen, daß mit den gewöhnlichen Erziehungsmitteln großer Kinder bei ihnen nichts durchzusetzen ist. Der Schulunterricht, welchen sie genießen, ist immer noch sehr schlecht, die Kinder lernen zwei bis drei deutsche Gebete und einige Sprüche, wie Papageien, ohne sie zu verstehen, sie lernen einige Seiten im Katechismus auswendig, um sie wieder zu vergessen; glücklich sind die, welchen in zweijährigem Militärdienst die Bildung eines gemeinen preußischen Soldaten zu Theil wird, sie werden die Häuptlinge ihres Dorfes, gesuchte Arbeiter auf den Edelhöfen, nur schade, daß im häuslichen Verkehr mit den ganz rohen Frauen der Anflug deutscher Cultur bei den Meisten wieder verloren geht. — So ist die ungesunde Lage des oberschlesischen Landmannes, so traf ihn vor drei Jahren der Hunger und das grausenhafte Elend, als der Scheffel Korn mit sechs, der Sack Kartoffeln mit 1½ Thaler bezahlt wurden und beide manchmal gar nicht zu haben waren. Ich schweige über die Bilder, welche damals in den einzelnen Dörfern sichtbar wurden. Wer jene Zeit in Oberschlesien durchlebt hat und menschlich empfindet, der wird es noch jetzt von unserm Berge wie eine finstere, unheimliche Wolke auf jenem District liegen sehn. Sechstausend Waisenkinder waren im Frühjahr 48 in den ausgestorbenen Hütten zurückgeblieben.

Die Regierung in Oppeln und die landräthlichen Aemter und außerordentliche Commissarien sollten die Kinder interimistisch unterbringen und Vorschläge über ihre Erziehung auf Staatskosten machen. Das ist denn auch geschehen,

in das 3te Jahr ist die Sache verschleppt worden, bereits ein Drittel der Kinder ist gestorben, aber der Staat ist nicht müßig gewesen, die landräthlichen Aemter haben an die Regierung zu Oppeln berichtet, die Regierung an den Oberpräsidenten der Provinz, und dieser an das Ministerium. Das Ministerium hat wieder an den Oberpräsidenten geschrieben, der Oberpräsident an die Regierung, die Regierung an die Landräthe. Und noch im Frühjahr des Jahres 1850 hatte die Regierung von Oppeln die Bedächtigkeit, dem Oberpräsidenten den Vorschlag zu machen, die definitive Bestimmung über die vom Staat zu zahlende Unterstützungssumme solle nicht zu sehr beeilt werden, da sich voraussehen ließe, daß bei der großen Sterblichkeit, welche unter den Kindern herrsche, sich in Kurzem ihre Zahl bedeutend reduziren werde. Und das sind keine Zigeunerkinder, sondern die Waisen von solchen, welche den Titel preußische Staatsbürger führten.

Die Staatsregierung war menschenfreundlicher. Endlich ist der Erziehungsplan festgestellt, charakteristisch genug für das preußische Regiment. 600,000 Rthlr. sind, wie wir hören, auf die nächsten zehn Jahre bewilligt; 1500 Kinder sollen in Anstalten verschiedener Art untergebracht werden. Zwanzig Bewahranstalten, welche von geistlichen Jungfrauen verwaltet werden, fünf landwirthschaftliche Anstalten für Knaben unter Lehrern, welche nach Hamburg reisen sollen, um das Wichern'sche Erziehungssystem kennen zu lernen, eine ähnliche für ältere Mädchen, wieder unter dem Schutz geistlicher Jungfrauen. 2500 Kinder sollen in christlichen Familien untergebracht werden, die jährliche Pension für das einzelne soll aber nicht mehr als höchstens 15 Rthlr. betragen. Die väterliche Oberaufsicht über sämmtliche Kinder ist dem Fürst-Bischof von Breslau übertragen. Unpraktisch ist an diesem Plan vor Allem die Herrschaft, welche der katholischen Geistlichkeit über die Kinder zugesprochen worden ist. Nicht deshalb, weil wir im Allgemeinen die Herrschaft der Geistlichkeit über Schule und Kindererziehung für ein Unglück halten, sondern deshalb, weil die katholische Geistlichkeit Oberschlesiens selbst menschlicher Bildung und zeitgemäßer Erziehung noch sehr bedürftig ist. Ihre Aufsicht wird eine oft gutherzige und frömmelnde sein, welche die armen Waisen aus all dem polnischen Schmutz und der Bornirtheit nicht herausbringen wird, den die Geistlichen zu ertragen nur zu sehr gewöhnt sind. Die Mehrzahl der Kinder wird durch die klägliche Pension von 15 Rthlrn. in den elendesten Hütten der armen Dörfer untergebracht werden und das bittere Loos der Verwaisten mit allen seinen Schrecken genießen. Die Sterblichkeit unter ihnen wird nicht abnehmen, und der Staat wird allerdings in wenig Jahren nur noch die Hälfte zu erhalten haben.

Und doch war es möglich, mit einer nicht übermäßigen Summe, wenn diese nicht zehn, sondern zwanzig Jahre lang vom Staate gezahlt wurde, nicht nur die Waisenkinder zu gesunden Menschen zu erziehen, sondern das ganze Elend des oberschlesischen Polenthums zu vernichten und statt der halben Million schwacher und versunkener Menschen dem Staat ein neues Geschlecht von kräftigen deutschen

Bürgern zu schaffen. Das ist keine vage Behauptung, es läßt sich beweisen und praktisch durchführen.

An diesem Ort soll am wenigsten verkannt werden, daß durch das neue Ablösungsgesetz auch für einen Theil der polnischen Oberschlesier die Möglichkeit einer bessern Zukunft gegeben ist; aber die Wirkungen dieses Gesetzes werden erst in den nächsten Generationen zu Tage kommen, ja durch die Ablösung werden gerade in der nächsten Zeit eine große Menge von Stellen zum Verkauf und in die Hände der größern Grundbesitzer gebracht werden, und für die folgenden Jahre und das jetzige Geschlecht wird die Anzahl der Bettler und besitzlosen Tagediebe wahrscheinlich vermehrt werden. Dem Staat liegt deßhalb nicht weniger die ernste Pflicht ob, durch dictatorische Maßregeln nach großem Plan die aufleben de Generation zur Zucht, Sitte und zu productiver Kraft empor zu heben. Das kann nur geschehen durch eine Erziehung, welche die Freiheit der Eltern über ihre Kinder auf zweckmäßige Weise beschränkt, es kann nur geschehn durch eine Schule, welche das Leben der Kinder vom Morgen bis zum Abend überwacht und dieselben systematisch zu nützlichen Deutschen ausbildet. Das ganze polnische Wesen in Oberschlesien hat keine Lebensfähigkeit mehr, es ist kein Zusammenhang zwischen ihm und den polnischen Stämmen, auch nicht der geringste, es ist nicht möglich, die Oberschlesier durch ihre Sprache zu Menschen zu machen, denn ihre Sprache ist selbst zu arm an Wörtern und Begriffen. Ein energisches Einschreiten des Staats aber wird geboten durch jede Pflicht der Menschlichkeit, durch die Rücksicht auf die Gesundheit und Sittlichkeit der ganzen Provinz. Von den Dorfschulen und ihren Lehrern, wie sie jetzt sind, ist nichts zu hoffen. Von der katholischen Geistlichkeit ist ebensowenig zu hoffen. Von den landräthlichen Aemtern, welche ohnedieß mit Schreibereien und Bureaugeschäften überhäuft sind, von der Privatwohlthätigkeit der Gutsbesitzer, welche entweder kalte Egoisten oder durch den störrigen Trotz der Dorfbewohner erbittert sind, ist nichts zu hoffen. Gerade der preußische Staat hat aber die Fähigkeit, ein für solche Fälle höchst praktisches Erziehungssystem einzurichten durch Benutzung seiner militärischen Kräfte. Wenn jährlich eine Anzahl von Unteroffizieren und solchen, welche auf Capitulation gedient haben, nüchterne, verständige Männer ausgewählt und ein Jahr lang in den Elementen eines einfachen Volksschulwesens, so wie in den nöthigen technischen Fertigkeiten unterrichtet werden, so müssen diese Männer für unsere Oberschlesier weit bessere Lehrer werden, als die unglücklichen Seminaristen, denen es fast durchweg an der Haltung fehlt, welche einer verwahrlosten Dorfgemeinde gegenüber nothwendig ist. Was sie zu lehren haben, ist: deutsch Sprechen, Lesen, Schreiben, Rechnen, die ersten Anfänge der Geographie und Naturgeschichte, den Gebrauch von allerlei Handwerkzeug, und ein Turnen, welches darauf berechnet ist, dem Knaben den Militärdienst zu erleichtern. Die Schüler müssen marschiren, und sich in geschlossenen Gliedern

bewegen lernen, sie müssen die Schwenkungen und den Dienst des Soldaten und an einem Stock die Handgriffe des Gewehres im Spiel kennen lernen. Jeder preußische Junge sollte ja das können. Die Unterrichtsstunden sollen nicht viel Zeit wegnehmen, aber die Knaben sollen vom frühen Morgen bis zum Abend, die Eßstunden ausgenommen, von ihren Eltern getrennt, unter Aufsicht des Lehrers sich beschäftigen. Die Einsetzung dieser neuen Lehrer erfolgt im Nothfall auch da, wo keine Vacanzen vorhanden, oder leicht zu beschaffen sind. Der vorhandene Lehrer wird dann dem Militär als Assistent zur Seite gesetzt, dem Unteroffizier bleibt die Verantwortung; er bleibt Militär, der Staat besoldet ihn. Alle militärischen Lehrer eines Kreises stehen unter der Aufsicht eines detachirten Premierlieutenants, welcher außerdem die Landwehrcompagnie des Kreises befehligt und die Aufgabe hat, durch fortwährende Rundreisen und persönliche Inspektion seinen Unteroffizieren den militärischen Aplomb zu erhalten. Chef dieser ganzen Organisation ist ein höherer Stabsoffizier, der die Intelligenz und das menschliche Herz hat, welches für eine solche außerordentliche Stellung nothwendig ist. Er ist nebenbei der oberste Chef der Landwehr dieses Bezirks, und ist von dem Mechanismus dieser Geschäfte durch die Assistenz des Bataillons-Commandeurs befreit. Sein Gehalt, wie der seiner Subalternen soll sein, wie er seinem hohen Beruf geziemt; er steht direkt unter dem Ministerium. Der exceptionelle Erziehungszustand müßte sich etwa auf 10 Kreise Oberschlesiens erstrecken; schlägt man nach diesem Entwurf den Gehaltzuschuß des commandirenden Obersten auf 3000 Thlr. an, den jedes Kreisoffiziers mit Reisegeldern auf 1000, den jährlichen Gehalt jedes militärischen Lehrers auf 200 und rechnet man, daß in jedem Kreis im Laufe der nächsten fünf Jahre die Anzahl der militärisch organisirten Schulen im Durchschnitt auf 50 steigen wird, so würde die Summe der jährlichen Gehalte 113,000 Thlr. betragen; dazu Wohnungen, Einrichtungskosten, Schulmaterialien und die sehr nöthigen Geldprämien für die Eltern und Angehörigen der reinlichsten und besten Schüler, im jährlichen Betrage von etwa 25,000 Thlr., so würde die Summe der jährlichen Ausgaben 150,000 Thlr. noch nicht erreichen. Werden in diesen Militärschulen die 4000 Waisenkinder so untergebracht, daß auf ihre Pension, Kost und Bekleidung pr. Kopf 40 Thlr. jährlich gerechnet werden, so müßten zu obiger Summe 80,000 Thlr. zugerechnet werden und der jährliche Etat des Instituts an 230,000 Rthlr. noch nicht ankommen. Alle diese Ansätze sind hoch, wenn man die Geldverhältnisse Oberschlesiens berücksichtigt. Es gibt aber keine vortheilhaftere Capitalanlage für den Staat. Schon nach zehn Jahren würde sich das deutlich erkennen lassen, nach zwanzig Jahren würde eine Menge gesitteter deutscher Arbeiter den Landbau und die Industrie Oberschlesiens auf eine jetzt nicht geahnte Höhe gebracht haben und durch die — in solcher Zukunft — vortheilhafte Zertheilung mehrerer großer Güter, würde ein freier und intelligenter Bauernstand in dem Bezirke geschaffen werden, dessen arme Bewohner jetzt eine Schande

und ein Unglück für den Staat sind. Noch bemerke ich, daß bei diesem Entwurf die militärischen Lehrer als verheirathet angenommen werden, so daß die Frau Lehrerin und Aufseherin der Dorfmädchen wird. — Alles, was sich gegen die Grundzüge des Planes einwenden läßt, und er wird auf allen Seiten Anstoß erregen, ist für eine energische Regierung kein Hinderniß. Die Widersetzlichkeit der Bauern selbst läßt sich durch Prämien, die Widersetzlichkeit der Geistlichkeit, denen allerdings nur der Religionsunterricht und freundliche Assistenz, aber kein Aufsichtsrecht über die neuen Schulen bleiben darf, läßt sich durch Energie, und die Bedenken der Demokraten und der Ultraconservativen durch Hinweis auf die jammervolle und gefährliche Gegenwart dieses Volksstammes besiegen. Auch die geeigneten Lehrer zu schaffen, ist in Preußen durchaus nicht unmöglich. Wer selbst Soldat war, weiß, daß es in jeder Compagnie eine Anzahl Männer gibt, welche Beruf und Lust hätten, sich einer solchen Thätigkeit zu widmen.

So sehr ich glaube, daß die jetzige Regierung Preußens für eine so kühne Maßregel wenig Sympathien haben wird, so fest ist auch meine Ueberzeugung, daß sowohl in dem polnischen Oberschlesien, als in den Weberdörfern des Gebirgs nur auf diese Weise Heilung der schwersten Leiden möglich ist. Der Annaberg aber mag noch manchmal sein Haupt in weißen Schnee hüllen, und manche Sommersonne mag noch auf seine schwarzen Steine brennen, bevor die bittere Noth zwingen wird, das ins Werk zu setzen, was im Frühjahr 1849 hätte beginnen müssen.

Reden von Stahl.

Berlin, W. Hertz.

Stahl gehört zu den ausgezeichneten Denkern, die man nicht unbeachtet lassen kann, auch wenn man das ganze Prinzip ihres Denkens und Empfindens zu verwerfen geneigt sein sollte. Wir werden in der Galerie deutscher Staatsmänner versuchen, ein Gesammtbild seiner politischen Thätigkeit zu geben. — Für den Augenblick interessirt uns in der vorliegenden Sammlung seiner Reden vor allem ein Schlußaufsatz, in welchem er seine Ansicht über das Verhältniß der Union zum deutschen Bunde ausspricht. Wir entnehmen daraus, wie nahe sich eigentlich die verschiedenen politischen Parteien stehen würden, in allen Fragen, bei denen es auf eine materielle Entscheidung ankommt, wenn sie einen Augenblick ihr abstractes Prinzip, das Schiboleth ihrer Deklamationen, aus dem Gedächtniß lassen wollten.

— „Wenn die verbündeten Regierungen, heißt es, auch nicht berechtigt sind' unbedingt und definitiv sich das freie Kriegsrecht und die Exekutive gegen Bundesregierungen beizulegen, so steht es ihnen doch zu, eine Umwandlung des Bundesrechts selbst zu fordern, nach der ihnen dasselbe gewährt werde, jedoch immer nur in der Weise und dem Maaße, wie es mit der künftigen Fortexistenz und dem Zwecke des weitern deutschen Bundes vereinbar ist, und sie sind auch damit in genügendem Maaße vereinbar. Den Anspruch auf eine solche Umwandlung können sie aus den entschiedensten thatsächlichen und rechtlichen Vorgängen herleiten: aus der Auflösung des Bundestages vom 12. Juli 1848, aus dem Zugeständniß eines deutschen Parlaments, welches gerade zuerst die süddeutschen Staaten ihren Unterthanen eigenmächtig ohne Befragen des Bundes gaben und durch welches das bisherige Bundeswesen nothwendig zersprengt wurde, aus dem gleichfalls eigenmächtigen Schritte, den Oestreich durch seine Verfassung vom 4. März 1849 beging. Nach allem diesem ist der bisherige Rechtszustand im Innersten erschüttert, in alter Gestalt unhaltbar geworden, und neue Festsetzung nothwendig, und daß bei dieser Festsetzung Rücksicht genommen werde auf die Bedürfnisse der Unionsstaaten unter einander und gegenüber ihren Bevölkerungen — Bedürfnisse die so weit sie bestehen, gerade durch die Zugeständnisse und Verheißungen der jetzt widersprechenden Regierungen selbst hervorgerufen wurden — ist eine Forderung eben so sehr der Gerechtigkeit als der Billigkeit. — Eben dahin gehört auch die gemeinsame Vertretung der Unionsstaaten im weitern Bunde. Auch diese kann nicht von selbst eintreten und den andern Staaten aufgedrungen werden; aber es können die Unionsstaaten fordern, daß bei der neuen Bundesverfassung ihrem Verhältniß Rechnung getragen werde, und es kann umgekehrt auch ihnen nicht ein anderes Stimmenverhältniß nach irgend einem Gegenproject aufgenöthigt werden. Desgleichen kann der Vorsitz Oestreichs nach rechtsgiltiger Aufhebung der Bundesversammlung nicht mehr in Anspruch genommen werden.

Die Vertreter der großdeutschen Ansicht argumentiren überall nur aus dem Artikel 11 der Bundesakte, als wenn der alte Bund noch unversehrt in der Gestalt fortbestände wie vor 1848, und danach allerdings war die ganze Union eine rechtliche Unmöglichkeit. Allein die Union leitet ihr Recht nicht blos aus Artikel 11, sondern auch und hauptsächlich aus der allgemeinen Erschütterung des bundesrechtlichen Zustandes her, der da ein Neues erheischt. Daß die Ausgleichung zwischen diesen wohlbegründeten Forderungen der Unionsstaaten und der eben so gegründeten Forderung der nichtbeigetretenen Staaten auf Forterhaltung des Bundes für das gesammte Deutschland nicht nach streng präcisirtem formellen Recht, sondern nur nach innerer Gerechtigkeit bestimmt werden kann, ist einleuchtend."

Ferner die politische Seite der Frage: „Da ist vor allem Bundesstaat und einheitliches deutsches Parlament von einander zu unterscheiden, die man jetzt beharrlich mit einander vermengt. Das deutsche Reich war ein Bundesstaat, die

Entwürfe Preußens auf dem Wiener Congreß beabsichtigten einen Bundesstaat, aber weder dort noch hier war von deutschem Parlament die Rede. Wenn die Souveränetät nicht bei den Einzelstaaten, sondern bei der Centralgewalt ist, möge dieselbe nun blos durch die Fürsten oder auch durch ein Volksparlament vertreten sein, da ist Bundesstaat. Den Bundesstaat, wenn er nach den geschichtlich entwickelten Verhältnissen möglich ist, halte ich für einen höheren Zustand der Nation als den bloßen Staatenbund. Dagegen habe ich vom Anbeginn bis zu dieser Stunde die Unvereinbarkeit eines einheitlichen deutschen Parlaments mit einer Vielheit monarchischer Regierungen behauptet. Dennoch glaubte ich, durch die wiederholte Aufzeigung dessen genug gethan zu haben und das Abbrechen des in Erfurt eingeleiteten Unternehmens nicht anstreben zu dürfen.

Denn für's erste erkenne ich, abgesehen von dem gemeinsamen Parlament, das engere Bündniß zwischen Preußen und einem großen Theil der deutschen Staaten als ein wahres Bedürfniß. Fürs andere betrachte ich das deutsche Parlament wenigstens der Intention nach wie eine vollendete Thatsache, da sämmtliche Regierungen daran festhalten. Insbesondere geht der großdeutsche Plan, zu welchem die Aufhebung des preußischen Unions-Unternehmens führen würde, auch auf ein einheitliches Parlament, und wenn ich einen Bundesstaat mit kleindeutschem Parlament für problematisch und für der Dauer unfähig erklärte, so scheint mir ein Bundesstaat mit großdeutschem Parlament schlechthin und von vornherein unmöglich. Denn Einheitlichkeit des Parlaments erfordert Einheitlichkeit des Oberhaupts, Großdeutschland hat aber von Natur zwei Oberhäupter, den König von Preußen und den Kaiser von Oestreich. Welch eine Unnatur, daß zwei Fürsten oder gar ein Direktorium einem modernen Parlamente gegenüber das Ministerium besetzen und mit ihm zusammenhandeln. Sagte die großdeutsche Partei, es ist unmöglich, daß Deutschland als Ganzes ein constitutioneller Staat werde, man gebe das Parlament auf, so wäre das ein ehrlicher und klarer Gedanke und der vielleicht die Zukunft für sich hat; aber da sie eben so gut als die Paulskirche Deutschland im Ganzen zum constitutionellen Staat machen will, darf sie ihm nicht einen vielköpfigen constitutionellen König setzen. Darum konnte ich mich nicht berufen finden, dem Unionswerke als solchem entgegenzuwirken und damit Preußen und seine Verbündeten den Staaten, die den großdeutschen Plan verfolgen, zu überliefern. Wenn soviel über das Unrecht geschrieen wird, Oestreich aus Deutschland zu verdrängen — was ich in keiner Weise anstrebe — so ist es doch wohl kein geringeres Unrecht, Preußen in ihm selbst zu vernichten. Preußen aber ist vernichtet, wenn es einem Direktorium und großdeutschen Parlament einverleibt wird, während Oestreich wegen der Heterogenität seiner Elemente sich auch bei der gleichen rechtlichen Einverleibung dennoch thatsächlich unabhängig erhalten würde.

Ueberdies aber bin ich selbst nicht im Besitze eines Planes, der die Bedürfnisse Deutschlands nach allen Seiten befriedigte, und namentlich den Uebeln in den kleinen Staaten abhülfe. Es wird kaum ein Mensch jetzt ein klares Bild davon haben können, wie sich der zukünftige Zustand Deutschlands gestalten könne und solle. Bei dieser Dunkelheit des Weges ist es die Aufgabe nicht, neue umfassende Plane zu machen, deren jeder seine Schwierigkeit hat, sondern nur die nächsten Schritte zu thun, nach der Lage zu handeln, in die man providentiel gekommen ist."

Endlich seine positiven Vorschläge: „Der weitere deutsche Bund wird blos von den Fürsten gebildet ohne Parlament, und so, daß Oestreich und Preußen das Hauptgewicht haben, nur bei Divergenz unter ihnen die andern Stimmen Ausschlag geben. Die Attributionen dieses weitern Bundes sind: 1) Der Krieg — dabei behalten Preußen und Oestreich noch ein selbstständiges Kriegsrecht unter gegenseitigem Vermittelungsrechte, die anderen deutschen Staaten haben das Kriegsrecht nur entweder im Bunde oder als Verbündete Oestreichs oder Preußens. 2) Das Austrägalgericht bei Streitigkeiten unter deutschen Regierungen, die nicht beide der Union angehören und die legislativen Anordnungen zur gegenseitigen Sicherheit unter solchen Regierungen. 3) Die fortdauernde Gewähr der vom Bunde gegen bestimmte Berechtigte übernommenen Garantien, wenn auch zum Theil unter neuer veränderter Festsetzung derselben (z. B. gegen die Standesherren). 4) Die Garantie der monarchischen Verfassung in Deutschland, jedoch nur durch Erhaltung der bestimmten staatsrechtlichen Grundsätze, nicht durch polizeiliche Maßregeln. Dahin würde namentlich gehören die Berufung von den Aussprüchen des Unions-Reichsgerichts, wo eine Regierung in den wesentlichen monarchischen Rechten durch dasselbe verkürzt zu sein behauptet (analog dem alten recursus ad comitia). Der Union dagegen bliebe dann die vollständige innere Gesetzgebung, die gemeinsame diplomatische Vertretung und unter den angegebenen Modifikationen ein Kriegsrecht, Recht der bewaffneten Exekution und Reichsgericht im Innern. Ueberdies müßte ihr das Recht als Eine Heeresmacht ihr Contingent dem Bund zu stellen, eingeräumt werden. Es hätte dann auch keine Schwierigkeit, sondern nur Vortheil, daß Oestreich mit allen seinen Staaten dem Bunde beiträte.

Durch eine solche Einrichtung würde allerdings das monarchische Element in Deutschland wieder überwiegen; aber dies rechtliche Uebergewicht wäre doch thatsächlich ermäßigt durch die constitutionelle Verfassung in Preußen, und darüber müssen endlich die Staatsmänner sich klar werden, ob der Schwerpunkt nach Rücksicht auf die „öffentliche Meinung" in das Parlament gelegt werden soll. Es ist nur das eine oder das andere möglich. — Ferner würden hiedurch unter den Staaten selbst wieder Oestreich und Preußen überwiegen. Das ist, wenn eine größere Einheit und Energie Deutschlands erreicht werden soll, unerläßlich; denn

danach kann der alte Grundsatz der einstimmigen Beschlüsse nicht mehr bestehen, und wenn Stimmenmehrheit gilt, so muß die Stimmenberechtigung nothwendig dem Machtverhältniß der Staaten entsprechen. Ebendanach müßte Bayern wieder weit mehr Stimmen haben als die andern Königreiche, diese als die kleinern Staaten. Dagegen ist der Plan der Gruppen der ungeeignetste und gefährlichste. Die Untersteckung der kleinern Staaten unter einen mittlern Staat ist für sie noch drückender als ihre Unterordnung unter den Einfluß der sämmtlichen größern Mächte im Plenum, und führte außerdem dazu, Deutschland noch mehr zu zersplittern und Alliirte für Frankreich groß zu ziehen. — Die Union aber würde auch bei solcher Einfügung in den weitern Bund noch völlig ihrem Zweck entsprechen, wenn man anders diesen in der einheitlichen Legislation sucht, und nicht in dem Glanze des Parlaments und seiner Führer, der allerdings einen völlig auf sich stehenden und weltbeherrschenden Bundesstaat voraussetzt. Sollte die Union oder wenigstens die Unions-Verfassung in ihrem Innern sich auflösen, so geschieht es gewiß nicht hiedurch. Diese Auflösung könnte nur durch fernern Rücktritt mittlerer Staaten erfolgen; denn es möchte wohl noch weiter als blos bis an die Grenze des Möglichen gehen, auch dann noch ein Unions-Parlament neben und über den preußischen Kammern fortzuführen. Allein mögen solche Rücktritte aus einer Ueberzeugung von den Gefahren der Unions-Verfassung hervorgehen, oder aus der Gesinnung, die da mit Freuden in den Untergang des Landes durch Frankfurter Grundrechte und Frankfurter Wahlgesetze willigt und nur dynastische Unterordnung nicht erträgt, jedenfalls sind sie nicht durch die Einschränkung der Attributionen der Union und ihre Einfügung in den weitern Bund veranlaßt.

Es wäre das Ordnungsmäßige, daß die Auseinandersetzung des Verhältnisses mit den übrigen deutschen Staaten, sei es auf diplomatischem, sei es auf schiedsrichterlichem Wege, der Verkündigung der Unionsverfassung voraus ginge. Ohne das ist letztere auch ganz vergeblich; denn man könnte nie gegen ein renitentes Unionsmitglied Vollstreckung anwenden, da ihm sofort die übrigen deutschen, ja europäischen Mächte beistehen würden. Was hat man für Zwangsmittel gegen Hannover und Sachsen, welche würde man gegen Hessen haben? und es wäre nicht anders gegen die Staaten, die nach gemeinsamer Verkündigung der Verfassung austräten oder Gehorsam weigerten.

Vollends unerhört in der Geschichte wäre die Politik, einen Krieg zu führen, dazu unter den ungünstigsten innern und äußren Verhältnissen ihn zu führen, dessen Siegespreis, im günstigsten Lichte betrachtet, die Befugniß ist, den doktrinären Versuch einer constitutionellen Bundesstaatsverfassung machen zu dürfen, in einem trübern Lichte betrachtet, die Befugniß, ungehindert seine bisherige Macht kleinern Fürsten und exterritorialen Volksvertretern und souveränen Reichsrichtern zur Beute geben zu dürfen. Blos aus Rivalität und Ehrenpunkt gegen Oestreich auf selbstvernichtendem Unternehmen beharren, wäre eine Art Japanesischen Duells." —

Wir enthalten uns vorläufig einer Kritik dieses Entwurfs, und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß es wünschenswerth wäre, wenn sich die preußische Regierung eben so offen erklären möchte. Diese Ideen sind allerdings etwas wesentlich Anderes, als unsere Partei in Frankfurt und Gotha erstrebt hat; sie enthalten aber wenigstens ein faßliches Bild, über welches, wie jetzt die Sachen liegen, eine Verständigung sowohl mit den Kleindeutschen, als mit denjenigen unter den Großdeutschen, die noch nicht allen Verstand verloren haben, denkbar ist. An einen Unionskrieg gegen Oestreich denkt unter den gegenwärtigen Umständen wohl kein Einziger unserer Partei.

Der erste Seekampf der Schleswig-Holsteiner.

1.

Neustadt in Holstein. Sonntag, 21. Juli, früh am Morgen.

Nach einer schlaflosen Nacht schreibe ich Ihnen folgende flüchtige Skizzirung des ersten holsteinisch-dänischen Seeabenteuers. Meine Zeilen sind vielleicht nicht ganz werthlos, weil ich Augenzeuge des blutigen Nachtstücks war, mit welchem der Krieg ernsthaft begonnen hat. Reflexionen dürfen Sie nicht erwarten, das Gemüth des Zuschauers wogt noch wie die See nach dem Sturm. Nur so viel im Voraus: einen schwarzen Rand verdient meine Meldung nicht. Abergläubische Kopfhänger werden den Anfang ein böses Omen nennen, muthige Herzen rufen: Nein, und abermals Nein! Unsere junge Flagge kämpft gegen dänische Uebermacht, aber Gott Lob! sie kann ihre erste Brandwunde mit Ehren zeigen!

Preußen, sagt man, hat im Frieden vom 2. Juli der russischen Einmischung einen Riegel vorgeschoben, auch England duldet keine offene Parteinahme Rußlands, aber die Segel des Czaren umflattern drohend die Küsten Schleswigs. Unser Volk läßt sich auch vom nordischen Popanz nicht einschüchtern; die Russen „beobachten" ja blos, um ihre Erfahrung zu bereichern, wie Brunnow in London erklärt haben soll, aber Noth thäte es, daß eine englische Flottille die russischen Beobachter beobachtete, denn gewiß ist, daß ihre Studien den Dänen zu Gute kommen; sie signalisiren, telegraphiren und spioniren für die Dänen nach Herzenslust und werden in dieser Dienstfertigkeit von Lübeck und Travemünde aus mit kosmopolitischem Edelmuth unterstützt. Dänemark, sagt man, hat sich verpflichtet, Holstein nicht anzugreifen, ehe der Bund oder das Bundesplenum oder der Bun-

desfoetus sein letztes Wort gesprochen hat, aber seit es ihm gelang, durch Ueberrumpelung der ganz unbesetzten Insel Femern seinen Arm um das östliche Holstein zu strecken, kapert der Danebrog holsteinische Schiffe, wo er sie findet; er verschmäht es sogar nicht, holsteinische Fischernachen zu nehmen und arme Steinschlepper, die an der Küste hinkriechend einen sauern Tagelohn verdienen, sammt ihren kleinen Booten in die Gefangenschaft zu führen. Die Statthalterschaft beschloß daher Repressalien zu ergreifen. Vor einigen Tagen begrüßte der Neustädter Hafen ein kleines holsteinisches Schraubendampfboot, von zwei 64pfündern und vier Drehbassen, Dreipfündern, commandirt von Lieutenant Lange, einem gebornen Apenrader, der einige Jahre auf der englischen Kriegsflotte als Midshipman gedient hat. Dieser niedliche Kriegsdampfer kreuzte keck bis Travemünde hin und hing gestern früh zwei dänische Kauffahrer an sein Hintertheil. Kaum ausgelaufen, gewann ihm der große dänische Räder-Dampfer „Geyser", 14 schwere Kanonen stark, den Vorsprung ab und legte sich auf die hiesige Rhede. Unsere Schanzen, die leider in diesem Augenblick so schwach besetzt sind, daß von ihren sechs Kanonen kaum zwei gehörig bedient werden können, feuerten vier Warnungsschüsse ab, und der ungebetene Gast entfernte sich. Alles Volk strömte nach dem Stadthause auf der südlichen Spitze der Landzunge, auf der Neustadt liegt, gegenüber der westlichen, nach Travemünde zu gestreckten Küste; mit pochendem Herzen sah man der Heimkehr unseres kleinen Abenteurers entgegen. Ein alter Schiffer schüttelte den Kopf. Lugt nur aus, rief er, es kommen gleich wieder Seevögel; ein Russe ist heut früh eilends von Travemünde nach Femern gedampft und hat dem Dänen Bescheid gebracht! Richtig, keine halbe Stunde verging, so sah man fünf hohe Mastspitzen um die Ecke der Landzunge schreiten; zwei davon gehörten dem Geyser,*) der einer stattlichen, angeblich von Diercking-Holmfeldt commandirten Corvette von 20 Kanonen vorgespannt war und sie gegen den Nordwestwind bis an den Eingang der Rhede, etwa eine deutsche Meile weit von den Schanzen, bugsirte. Geyser drehte dann um, und die Corvette legte sich mit gerefften Segeln vor Anker. Unser Kriegsboot, das schon ziemlich nahe gewesen, sandte immer dünnere Rauchsäulen gen Himmel, bis sie endlich ganz verschwanden; es hatte sich nach Travemünde zurückgezogen und wartete einen günstigern Moment zur Heimkehr ab. Der Nachmittag verging in banger Erwartung. Regungslos wie ein Neufoundländer lag die Corvette vor dem Eingang der Rhede, gute Fernröhre zeigten den Wachtposten im Mastkorb, fortwährend gegen Femern lugend, von wo in abgemessenen Pausen schwache Kanonendonner klangen, vermuthlich unheilkündende Signale. Da kam ein Eilbote von Travemünde; Lieutenant Lange ließ melden, daß der Lüb'sche Lootsencommandeur alldort, unter Berufung auf die Pflichten der Neutralität und Androhung fremder Execution ihn nicht nur zwinge, seine

*) Einige meinen, es sei der „Hekla".

Prisen frei zu geben, sondern in See zu stechen; er könne ihn nicht über Nacht im Gewässer Lübeck's lassen. *) Lange ließ daher sagen, er müsse nach Haus und werde sich um jeden Preis durchschlagen. Sie können sich denken, mit welcher Angst wir nach dem Hafen eilten; es ging dem wackern Kriegsboot an's Leben. Eine Anzahl Bürger wachte in den Schanzen, um den paar Artilleristen im Nothfall als Handlanger, Boten oder Signalträger behülflich zu sein; ein anderer Haufe begab sich mit Büchsen an der Seite nach dem Badehaus. Ein Stein fiel uns vom Herzen, als die Windstille des lieblichen Abends auch die kleinsten Furchen des Seespiegels hinwegglättete. Vom Geyser war keine Spur zu sehen, also mochte Lange die Corvette in gehöriger Entfernung umfahren; sie mußte mit gerefften Segeln zusehen, wie er nach dem Schutz der Schanzen zueilte, und konnte ihn nicht jagen. Doch war's ein langer, langer Abend. Endlich kurz vor Mitternacht, bei halber Mondhelle, winkte ein fernes Laternenlicht den Schanzen zu, — das war er, eben hatte er um einen Küstenvorsprung gebogen, unser kleiner, schlanker Dampfer mit seinen drei Bootmasten. Mit verhaltenem Athem beobachteten wir seinen langsamen Lauf und ahnten nicht, daß der Verfolger ihm auflauerte. Der Geyser hatte sich ihm von Travemünde aus unter dem Schutz der Küstenwindungen nachgeschlichen und suchte ihn zwischen sein und der Corvette Feuer zu bringen. Das gelang nicht, weil der Schraubendampfer, nicht so rasch, aber dafür seichter gehend, sich dem Strande nahe hielt. Geyser ging die Geduld aus, plötzlich brach er aus seinem Versteck, um den Vorsprung vor in die Mitte der Rhede schießend, doch so, daß er außer der Schußweite der Schanzen blieb. Ein Blitz erhellte Himmel und Erde, und der Kampf begann mit einer Volllage gegen unsern winzigen Dampfer, der seinem Feinde wie eine Forelle einem Wallfisch gegenüberlag. Hurrah! — Hurrah! — Hurrah! riefen die Unsern und zwischen dem Donner ihrer Antwortsalven hörte man einzelne Zeilen des Nationalliedes, im Chor gesungen, bis ans Ufer klingen. Unbegreiflich war das schnelle Feuern der Unsern, sie konnten nur von zwei Stücken Gebrauch machen, da die Drehbassen weder weit genug trugen, noch ein respectables Caliber führten. Dennoch sausten die rothen Glühkugeln, sternschnuppenartig, das Takelwerk des Feindes mit blutigem Abendroth überhauchend, ohne Unterlaß auf den Geyser zu, — er schien zu weichen!

„Wahre treu, was du errungen!"

tönte es, und gleich darauf erstickte der Donner die patriotischen Stimmen, deutlich hörte man das Krachen getroffener Balken, das Zischen der wühlenden Kugeln. —

„Wanke nicht mein Vaterland!"

war der letzte Ton, den ich singen hörte, und auch diese Zeile nicht ganz. Das

*) Ich werde Ihnen nächstens ein Sündenregister Lübecks aus a. 1849 einsenden, woraus Sie ersehen mögen, daß die russisch-dänische Gesinnung dieser verrotteten Reichsstadt sich nicht immer auf strenge Neutralität gegen deutsche Nachbarn beschränkt.

letzte Wort, halb abgebrochen, übertäubte ein Chaos furchtbarer Laute. Kaum hatten wir Zeit, unsern Jubel über die anscheinende Niederlage des Geyser zu flüstern, als die Corvette, herankreuzend, ganze Breitseiten speiend, der Uebermacht den Sieg zu sichern strebte. Auf hundert Stellen mit einmal flammte das Meer auf, Luft und See schienen von gleicher Farbe, und unser Boot schien begraben unter einem Sprühregen glühender Kugeln und platzender Bomben. Ich glaubte in diesem Moment, daß ich nie wieder hören würde, um bald enttäuscht zu werden. Eine Pause trat ein, Finsterniß legte sich über die Rhede, nur die Masten der Corvette waren halb sichtbar, und mitten in dieser herzbeklemmenden Stille erhob sich ein Concert, das mir ewig in den Ohren klingen wird; die braven Kanoniere in den Schanzen heulten nämlich vor Wuth und Schmerz, daß sie ihren Kameraden auf dem Wasser nicht zu Hilfe kommen konnten, und aus Sierksdorf, wohin einige Bomben geflogen waren, gellte ein gräßliches Angstgeschrei. Da zog Lange's Boot unsere Aufmerksamkeit auf sich, Flammen leckten an seinem Hintertheil. Verloren! Verloren! hauchten meine Nachbarn, — hurrah! scholl es drei Mal zum Himmel, darauf ein Ruck, wie beim Erdbeben, ein Krach! und auf zu den Wolken flog das Boot, noch im Flug standen die drei Maste aufrecht in Reih und Glied wie tapfere Soldaten, dann fielen drei feurige Garben auf Meer und Land. Er hatte sich in die Luft gesprengt. Ein Schrei des Entsetzens, dann war Alles still, nur die Corvette gab noch eine volle Lage, als wollte sie die Helden bis ins Grab verfolgen. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen meine Empfindungen jenes Augenblicks zu schildern versuche. Auf einem Umwege rannten wir nach der andern Seite des Wassers, um zu sehen, ob Jemand zu retten sei. Einige weinten wie die Kinder, Andere fluchten und knirschten; mögen die Verwünschungen, die da auf Lübeck und auf ein Dutzend deutsche Throne regneten, sich nicht erfüllen. Um 2 Uhr war die Explosion erfolgt; als es graute, kamen wir nach der Schanze und rieben uns die Augen über die unerwartete Kunde. Kein Mann von Lange's Leuten war gefallen, nur Verwundungen gab es. Auf dem Heimwege in den Straßen der Stadt begegneten wir einem 12jährigen Schiffsjungen, dem ein Holzsplitter die halbe Oberlippe abgerissen hatte; er schien's nicht zu achten, sondern sagte uns fröhlich, daß er all sein Zeug gerettet. Zum Beweise hielt er ein Paar Stiefeln in die Höhe, die er in der Rechten trug.

Nachschrift. So eben höre ich Näheres über den Gang des Gefechtes aus dem Munde einiger Seeleute, deren Gesichter noch von Pulver geschwärzt sind. Der holsteiner Schraubendampfer, welcher nach v. d. Tann getauft werden sollte, brachte dem Geyser schwere Verletzungen bei, zertrümmerte ihm einen Radkasten und zündete im Rippenwerk. Darauf zog sich der Geyser zurück, und begann auf der einen Seite zu löschen, während seine andere von dem Holsteiner warm beschossen ward. Als „von d. Tann" aber seinen Vortheil zu hitzig ver-

folgen wollte, gerieth er auf Grund, — der Lootse hatte die Besinnung verloren — während er vergeblich loszukommen strebte, rückte ihm die Corvette auf den Leib. Zu behaupten war das kleine Fahrzeug nicht, daher rannte Commandeur Lange den Schnabel ins Wasser, indem er die Geschütze nach vorn schob, den emporragenden Spiegel, in dem die Pulverkammer ist, steckte er selbst in Brand. Bis acht Minuten vor der Explosion aber setzte er den Kampf fort, dann stieg die Mannschaft in ein Landungsboot und erklomm unter dreifachem Hurrah! den Sierksdorfer Strand. Alle sechs Kanonen und ein Theil der Maschine sind geborgen. Als die Mannschaft das todgeweihte Boot verließ, nahm sie sich Zeit, ihre Habe zu retten, und bewies ein so heldenmüthiges Phlegma, daß einem Seemann die kurze Tabakspfeife nicht ausging, bis eine Kanonenkugel sie ihm aus dem Munde schlug und ihn selbst betäubt zu Boden warf. Der Geyser aber ist invalid, die Corvette mußte alle Segel aufspannen, und, ihn ins Schlepptau nehmend, über den Horizont des hiesigen Gewässers hinausschaffen. Es ist kein Sieg, auf den Dänemark stolz sein darf. —

2.

Neustadt in Holstein. Montag, 22. Juli.

Noch einmal muß ich auf die Nacht vom 20. Juli zurückkommen, denn in Kopenhagen wird man nicht verfehlen, die großartigsten Rodomontaden über einen erfochtenen Seesieg in die Welt zu schicken; auch habe ich einige kleine Irrthümer zu berichtigen, die mir in der ersten Eile und Aufregung entschlüpft sind.

Gestern, Sonntag Nachmittag, lagen am Kai des Hafens bereits ganze Kisten Segelzeug, Flaggen, Anker, Ketten und andere Artikel, die vom Wrack des unglücklichen Boots geborgen wurden. Die Trümmer des Fahrzeugs selbst und den Schauplatz des Kampfes zu sehen, strömte die Menge zu Fuß, zu Wagen und zu Wasser hinaus. Nach anderthalbstündiger Wanderung auf der Eutiner Chaussee kam ich über eine ungeheuere, hoch gelegene, schön eingehegte Kleeweide in die Nähe des Strandes, gegenüber der Neustädter Landzunge. Welch ein Bild des Friedens und des ländlichen Reichthums war die Wiese mit ihren lustigen Heerden junger Rosse, die zur Erfrischung im Klee naschen durften und zur Abwechselung sich im Grase wälzten, mit den scheuen Gruppen glatter, glockenläutend durcheinanderlaufender Kühe, während die Mägde lachend und scheltend beschäftigt waren, die holsteinische „weiße Seide zu spinnen" (melken). Ihr habt euch wahrlich nicht zu beklagen, ihr muthigen Rosse und behaglichen Rinder, ihr genießt von den Süßigkeiten des Landes mehr als der arme Juste, ihr schwelgt bald in Gras und Klee, bald in Heu und Hafer, er begnügt sich das ganze Jahr mit Buttermilch und Grütze, Grütze und Buttermilch, und freudig greift auch er zu

den Waffen, damit ihm der Däne nicht das letzte Bischen Fett vom Rahm abschöpfe. Rasselnd kam, mit zwei Reihen tiefer Kübel an beiden Seiten, der eselgezogene Milchwagen gesprengt; ein fünfjähriger Blondkopf, barfuß, aber die Landesfarben an der Mütze, saß auf dem Roß Bileam's und schwenkte triumphirend sein Barret, als er an mir vorbeikam. — He, Kleiner, weißt Du den Weg zum Wrack? — Ja, sagt' er, haltend; ich bin schon heute früh dort gewesen. Wenn ich groß bin, werd' ich Matros und schieß' den Dän' in die Luft. Mein Vater ist auf dem Zollkutter. — Also wo ist das Wrack? — Na, in der Tasch' hab ich's nicht. Gradaus und über zwei Koppeln. — Noch ein paar Schritte, und ich sah die weite Bucht spiegelglatt unter mir liegen. Hier gemahnte die Weide lebhaft an die Alpenmatten des Hochgebirges, die auf klare Binnenseen niederschauen. Einige Dutzend Kähne, zum Theil sonntäglich bewimpelt und mit Neugierigen beladen, flogen hin und her über die schimmernde Fluth, aus weiter Ferne hallten Schüsse, und da wo gegen Nordost die hohe See mit den Wolken verschwamm, etwa sechs deutsche Meilen weit, schwebte drohend ein weißes Gespenst, ein Kriegssegel: die Corvette. Sie ging nach Femern, ihren Triumph zu melden.

Gewaltige Furchen hatten die dänischen Bomben in den hohen Strand gewühlt, den ich jetzt hinabkletterte. Auf dem Sande lagen verkohlte Stangen, Balken und Bretter, da eine halbe Cajütentreppe, dort ein Stück Sopha, zwischen Bombensplittern und verrosteten Schrauben. Allerhand kleine Andenken fischten die Umstehenden auf; ich wählte mir ein zerrissenes Blatt mit versengtem Rande aus einem populär-astronomischen Buch, das dem Commandeur gehört hatte; alle Streiter an Bord konnten ihre Habseligkeiten retten. Er fand keine Zeit dazu, da er das Fahrzeug der Letzte verließ. Seine Wäsche, Kleidung und Bibliothek trieb in verbrannten Fetzen auf dem Wasser oder liegt unter den Kanonen auf dem Grund des Meeres. Das Wrack liegt keine 100 Schritt vom Lande; ein alter Haffkruger Fischer gewann sich Geld genug auf eine bessere Sonntagsjacke, indem er den ganzen Tag die Neugierigen um die traurige Ruine herumruderte. Wie tief ist das Wasser hier? fragte ich den Alten, als wir das festgerammte Steuerruder des Wracks umfuhren. — Etwas über sechs Fuß, meinte er und machte mich darauf aufmerksam, daß keine fünf Fuß davon das prächtigste Fahrwasser begann. Aber der Lootse, ein Neustädter, der manchen Seesturm ausgehalten, doch nie Pulver gerochen hatte, lag beim Bombardement „wie eine todte Kuh" auf Deck und war blind wie ein neugeborener Hund. Bald wär' es der Mannschaft gelungen, das Boot loszumachen; sie hatte einen Kahn ausgesetzt und begann glücklich mit dem Warpanker zu operiren, als ein verhängnißvoller Zufall in Gestalt einer Kanonenkugel das Warpankertau glatt entzweischnitt.

Am Strande traf ich den Oberfeuerwerker Brand, der mir noch einige Details mittheilte. In Travemünde kam der Bürgermeister mit dem Lootsencommandeur

an Bord des holsteinischen Fahrzeugs und bedeuteten dem Commandeur, er solle das Commando niederlegen und seine Leute entwaffnen, oder augenblicklich den Hafen verlassen. Eine Schmach, der ein Kriegscapitain natürlich den Untergang vorzieht. — Durften die Lübe'schen Sie nicht im Hafen lassen? — Na, meinte Brand, nach dem Buchstaben freilich nicht, aber wenn sie ein Auge zugedrückt hätten, so konnt' es ihnen höchstens einen scharfen Verweis zuziehen. Aber sie sind einmal „dänisch gesinnt"*), wie man hier sagt. — Und wer in Travemünde

*) In Lübeck lebt noch die sogenannte „gute alte Zeit" mit ihrem Paar zweifelhafter Privattugenden und ihrem schweren Schock öffentlicher Laster, Vorurtheile und Bocksbeuteleien. Das Privilegien- Monopol- und Kastenwesen, welches diese Karrikatur einer Republik auf keinen grünen Zweig kommen läßt, ist bekannt. Man wird sich über Lübeck's Kälte gegen Deutschland nicht wundern, wenn man bedenkt, daß selbst der Patricularpatriotismus der lüb'schen Patrizier in den meisten Stücken eine Lüge ist; das engere Vaterland bedeutet ihnen ihr Haus und speciell das Zimmer, worin der eiserne Geldkasten steht. Die hochweisen Väter der Stadt, stets die reichsten Kautze der Republik, halten darauf, ihre Capitalien auswärts, großentheils in England, unterzubringen und jeder heimathlichen Unternehmung zu entziehen, deren Gewinn dem Gemeinwohl und nicht ihnen allein zu Gute käme; gegen ihr Landgebiet und ihre unterthänige Stadt Travemünde spielen sie die Rabenväter. Unter Andern sei erwähnt, daß Schiffsladungen, die für Travemünde bestimmt sind, nicht daselbst, sondern nur in Lübeck löschen dürfen, von wo die Cargo wieder langsam zurück nach Travemünde wandert. Ist es doch vor wenigen Jahren eines strengen Winters vorgekommen, daß die Bevölkerung von Travemünde drei Tage lang frieren mußte, obgleich einige Schiffsladungen Steinkohlen ihr vor der Nase im Hafen lagen; die Kohlen mußten erst nach Lübeck, ich weiß nicht mehr, ob per Achse; der wohlweise Senat beschied eine unterthänige Petition der heizungslustigen Stadt dahin, ein bischen Frost und Schnee sei kein Grund, eine Ausnahme von der Regel zu machen; es wäre kein Verdienst, alten Gerechtsamen sich zu beugen, wenn dieselben praktisch und billig wären. Durch solche Zwackereien und durch bettelhafte Kriecherei vor demselben Norden, über dessen Scepter und Kronen sie einst verfügte, denkt die gesunkene Hansestadt ihren selbstverschuldeten Verfall aufzuhalten. Die Kriege von 1848 und 1849 brachten Lübeck großen Vortheil, indem Dänemark, seiner eigenen Communication mit dem Festland willen — auch Londoner Briefe gehen besser über Hamburg und Lübeck als um Skagen herum nach Seeland — die Häfen Wismar und Lübeck allein in der ganzen Ost- und Nordsee unblockirt ließ. Lübeck hatte demnach mehr Grund, den Holsteinern dankbar zu sein, als den Dänen. Es stellte pflichtgemäß etwa 80 Dragoner zum Reichscontingent, — die Eskadron hieß in Holstein „Lebensversicherungsanstalt", weil sie nicht ins Feuer kam, wurde übrigens einmal glücklich überrumpelt und bis auf das letzte Pferd gefangen genommen —; während es also zu den offiziellen Feinden Dänemarks zählte, wußte es doch bei verschiedenen Gelegenheiten seine dänischen Sympathien durch eine mehr als *neutrale* Haltung zu beweisen. Seine Kaufleute schalten uns „Rebellenvolk" und „hochverrätherisches" Gesindel. Vierzehn Tage nach der Kanonenschlacht von Eckernförde desertirten vier gefangene dänische Seekadetten aus Glückstadt nach Lübeck, wo sie vom Expediteur der Dampfschiffe, dem einflußreichen Rathsverwandten Nölting mit Paß und unentgeltlichen Fahrkarten nach Kopenhagen versehen wurden. Dieser Liebesdienst kam dadurch ans Licht, daß die Flüchtlinge durch schleswig-holsteinische Jäger verfolgt und in Travemünde von Bord zurückgeholt wurden. In demselben Gewässer, wo „v. d. Tann" mit dem Geyser focht, jagte voriges Jahr eine dänische Barcasse zwei Neustädter Yachten; die eine gelangte glücklich in den Hafen von Travemünde, die andere wurde unter der Rhede fast hart unter der Schanze genommen, ohne daß die Hanseaten auf den Feind zu Gunsten der „Rebellen" einen Schuß thun wollten. Neustädter Schiffer und Fischer, die das elende Stücklein mit ansahen, fielen über die ritterlichen Hanseaten her und octroyirten ihnen eine ehrliche Tracht deutscher Hiebe; die Schanze

konnte Sie zum Gehorsam zwingen? — Zwingen? Ganz Lübeck nicht. Aber ich denke, wir schämten uns, Gewalt gegen die Schlafmützen von Hanseaten zu brauchen, weil uns die zwei großen Dänen auflauerten; sie hätten gemeint, wir sind bange. Also stachen wir gleich nachdem die zwei Herren von Bord waren, frisch in die See. Wahrhaftigen Gott! rief er, aufs Wasser hingrüßend, sehen Sie den jungen Herrn dort im Kahn, er trägt einen Strohhut, wahrscheinlich ein Student. Der ist von Travemünde aus mit uns gefahren. Er wollte bis Neustadt, es gehe wie es wolle, sagte er, und hatte eine Büchse mit, die hätte dem Dänen nicht viel gethan; er war wüthend über die Travemünder, der brave Jung', aber der Commandeur wollt' ihn nicht auf sein Gewissen nehmen und setzte ihn nach einer Stunde in einer Yolle ans Land. — Wie viel Mann hatten Sie? — O genug! Siebenundzwanzig in Allem. Hatten ja auch nur 2 Geschütze (Paixhaus) zu bedienen. Wir fürchteten uns vor der Corvette mit ihren 24 Kanonen nicht. Wir schossen keine Glühkugeln, wie die Leute sagen, aber Bomben von 64 Pfund. Dafür schoß der Dän' beides, Glühkugeln und Bomben. Aber die unsern gingen flink und recht, nicht wahr? Distanz nicht mehr als 3000 Schritt. Und dazu die närrische Musik vom Lande! Da an der Küste längs das Gelaufe mit Lichtern in allen Dörfern und das Hundegebell! Wozu sie aber nur im Badehaus und der Schanze so geheult haben! Es ging uns gar nicht schlecht. Dem großen Dänen platzte eine von unsern Bomben grad auf Deck, der eine Flügel (Radkasten) hing ihm krumm und lahm in der Luft, er steckte schwarze Flagge aus nach der Corvette zu, und wie die ihm zu Hilfe kam, sah sie, daß uns der unglückselige Lootse in den D—ck gefahren hatte. Wenn das nicht war, kamen wir gesund in Hafen und lachten beide aus. — Nicht wahr, Ihr Schiff hieß Von der Tann? — Nein, die Herren in Kiel wollten's so taufen. Aber das paßt nicht, 's war so'n kleines Ding und hieß eigentlich „Schraubendampf-Kanonenboot No. 1." Nach dem Tann muß ein größerer Täufling genannt werden. — Na, sagte ich, ein kleines Ding, das sich so höllisch schlägt, ist aller Ehren werth. — War nur ein Spaß, mein Herr; bei Nacht sieht sich Alles größer an. Ich bin schon dreimal 24 Stunden im Kanonenfeuer gewesen. — Wo denn? — In Bahia mit den Portugiesen. Jetzt muß ich aber an die Arbeit.

Ein Schlot war zu bergen und die Seeleute arbeiteten, dabei Späße und

---

aber, welche seitdem demolirt ist, erhielt in Folge jenes Vorfalls andere Reichtruppen zur Besatzung. Lübeck läßt sich seine Loyalität gegen Dänemark sogar Geld kosten. Im Carneval 1850 wurde theils von den Dänen, theils von den Dänischgesinnten, in Flensburg eine Lotterie von Damenarbeiten zum Besten eines Friedericia-Siegesdenkmals veranstaltet. Von den 7000 Loosen dieser Lotterie wurden in Lübeck über 800 verkauft. — Für die einträgliche Dampfschifffahrt mit Petersburg glaubt sich Lübeck auch zu einem entsprechenden Grad russischer Gesinnung verpflichtet. Ueber zwanzig der größten lüb'schen Schiffe fahren unter russischer Flagge, darunter ein „Jürgen Wullenweber" und ein „Emanuel Geibel"!

übermüthige Reden wechselnd, Niemand hätte geahnt, daß sie drei Nächte nicht geschlafen und heute nicht einmal Zeit gefunden hatten, sich zum Mittagsessen niederzusetzen: lauter frische und muntere Gesichter, dabei manch junges Blut, das aussah, als könnt' es nicht zwei zählen. Ich fragte einen schüchternen sanftblonden Schiffsjungen von 16 Jahren, ob er großes Herzpochen gehabt. — Anfangs wohl, denn ich kam das erste Mal dazu, aber, wie wir drei waren und ich bei der hintern Bombenkanone half, hätte ich gern noch 24 Stunden fortfeuern mögen. — Ja, ja, Schad', daß der Witz so bald aus war! rief der Zimmermann, ein lustiger Knirps, dessen rothes Gesicht durch einen weißen Ziegenbart noch drolliger wurde, und spielte mit dem Lauf seiner Jagdflinte, die er aus dem Sand gegraben; der Kolben war verkohlt. — In diesem Augenblick zeigte sich die Corvette wieder näher. Auf baldiges Wiedersehen, Herr Dän! lachte er und schwang seinen Hut grüßend über'm Kopf. — Gott geb es, meine Jungen! sagte Commandeur Lange, der eben aus einem Kahn stieg, um die Bergungsarbeit zu besichtigen, mit melancholischer Stimme. Mit verschränkten Armen stand er und sah das Wrack an; dann sagte er, zu mir gewandt und traurig lächelnd: Mein Haus ist abgebrannt. Seltsam kommt es mir vor, daß ich Abends nicht mehr nach dem Hafen gehn soll. — Wo logiren Sie, Herr Commandeur? — In einem Wirthshaus! antwortete er schwermüthig. Ich fürchte, ich werde heute schlecht schlafen! — Guten Abend!

Zustände in den deutschen Alpen.

I. Tyrol.

Wie wunderschön ist das Land, wie gesund und kräftig der Menschenstamm der es bewohnt! — doch wahrlich, das Herz muß uns bluten, schaut man von der Höhe eines jener unzähligen Berge, die überall ihr Haupt in die Wolken erheben, auf die lachende Landschaft herab, die in unabsehbarer Ferne sich zu unsern Füßen hinbreitet, und erwägt wie glücklich die Menschen sein könnten, denen hier ihr Wohnsitz beschieden, wie geplagt und gedrückt sie in Wirklichkeit sind. Es ist ein gewaltiger Unterschied, kommt man aus den bairischen Hochalpen über die Tyrolergrenze, und noch viel größer erscheint er, verläßt man das Gebiet der freien Schweiz, um von ihr in den Kaiserstaat einzutreten.

Verschiedene Uebel sind es, die wie ein tiefer Krebsschaden an allen inneren Verhältnissen von Tyrol nagen und immer mehr und mehr dasselbe dem gänzlichen Verderben zuzuführen drohen. Das erste und wichtigste ist die über-

mäßige Herrschaft, welche sich die Geistlichkeit in den letzten 10 Jahren zu verschaffen gewußt hat. Man glaubt sich in die finsterstenn Zeiten des Mittelalters zurückversetzt, hört man aus glaubwürdigem Munde verschiedene Züge der Herrschsucht und Unduldsamkeit erzählen, die hohe wie niedere Geistliche sich in immer steigendem Maß herausnehmen. So sind z. B. Köchinnen und Wirthinnen in Gasthöfen auf dem Lande von ihren Ortspfarrern mit harten Kirchenstrafen belegt worden, weil sie fremden Reisenden an Freitagen Fleischspeisen bereitet hatten. Ein junges Mädchen, die mit einem achtbaren Protestanten verlobt war, ist so mit der Strafe der ewigen Verdammniß für diese Freveltat geängstigt worden, daß sie den Verstand darüber verloren; eine Frau, die an einen aufgeklärt denkenden Mann verheirathet war, mußte sich auf Andringen der Geistlichkeit von diesem Manne und für die Sünde, 3 Kinder mit ihm erzeugt zu haben, sich in ein Kloster zurückziehen. In gar vielen Familien ist der Friede durch diese herrschsüchtige Geistlichkeit für immer vernichtet worden. Da es dieser nämlich schwer gelingen will, sich unbedingten Einfluß auf die Männer zu verschaffen, obgleich auch dieser, wenn es so fortgeht, allmälig nicht ausbleiben wird, so sucht sie besonders das weibliche Geschlecht, das sich leichter einschüchtern oder durch Phantasiegebilde gewinnen läßt, von sich abhängig zu machen. Was der Geistliche befiehlt, muß unbedingt geschehen, alle Häuslichkeit, jegliche Pflicht der Gattin und Mutter ihm gänzlich geopfert werden, dann warten der Folgsamen himmlische Freuden im ewigen Leben, wo nicht, alle Qualen der Verdammniß. Mag das Hauswesen auch ganz darüber zu Grunde gehen, die Wirthschaft vernachlässigt werden, die unbeaufsichtigten Kinder sich bettelnd auf der Straße umhertreiben, eine fromme der Geistlichkeit gehorsame Tyrolerin muß täglich so und so viel Stunden die Messe hören oder den Rosenkranz beten und manchen Tag im Jahre beim Wallfahren auf der Landstraße zubringen. Auch den Männern, werden ähnliche Pflichten aufgelegt, und viele Fuder Korn oder Heu gehen alljährlich durch Regen verloren, da während der Ernte Wallfahrtstage oder neugeschaffene Festtage selbst von der dringendsten Arbeit abhalten, von Verbesserungen und Neuerungen in den Gewerben und im Ackerbau, suchen viele Geistliche aber nach Kräften abzuhalten, da dadurch das Denken befördert wird, um diese als Fortschritt der Zeit, bei dem der Teufel seine Hand habe, zu verhindern. So wollte ein nachdenkender Bauer, der viele kalte und nasse Felder hatte, sich auf Anrathen eines Engländers, der bei ihm einige Wochen der Forellenfischerei wegen gewohnt hatte, Röhren von Thon zum Auffangen der Wässer, in die Aecker legen, wie man dies in England, Belgien und einigen Theilen von Deutschland schon seit längerer Zeit mit unendlichem Vortheil angewandt hat. Der Ortsgeistliche wußte aber die ganze Nachbarschaft und selbst die Familie des Bauern dagegen einzunehmen, indem er verkündete, solche Neuerung sei ein Werk des Teufels, da Gott die Felder schon von selbst trocken gemacht haben würde,

wenn es in seiner Absicht liege, daß sie trocken sein sollten. So mußte denn diese Röhrenanlegung wieder aufgegeben werden, obgleich der Ertrag der Felder dadurch verdoppelt worden wäre; zu Ehren der Geistlichkeit Tyrols sei es übrigens gesagt, daß es manche wackere Männer unter ihnen gibt, die solch verblendetes Treiben mit tiefer Kümmerniß ansehen, ja so viel an ihnen ist, demselben entgegenzuarbeiten suchen; von Oben herab sucht man solchen Geistlichen aber alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, macht sie durch tausendfache kleine Quälereien müde und matt, ja schreitet sogar mit Strafen und Verfolgungen ernsthaft gegen sie ein; gegen alle weltlichen Lustbarkeiten und gar gegen Musik, Tanz und Gesang als Verführungskünste des Teufels, sucht diese fromme Geistlichkeit gewaltig zu eifern. In manchen Gemeinden, wo ein besonders strenger Pfarrer ist, darf das ganze Jahr nicht mehr musicirt oder gar getanzt werden, und die schönen lustigen, frischen Gesänge, wegen derer Tyrol früher berühmt war, drohen zu verschwinden. Sehr duldsam ist man dagegen gegen Neigung zum Trinken und gut Essen, besonders da die Geistlichen einem mächtigen Krug rothen süßen Weines und einem fetten guten Bissen selbst nicht abgeneigt sind; an allen Sonn- und unzähligen Festtagen kann man Männer und selbst auch Frauen, außer der Zeit der Kirche, den Pfarrer häufig mitten zwischen ihnen, in den Wirthsstuben sitzen sehen, einen Krug Wein nach dem andern leerend, so daß endlich die ganze Gesellschaft mit oft sehr schwerem Kopfe ihre Betten aufsuchen muß. Ueberhaupt lebt die tyrolerische Geistlichkeit größtentheils sehr gut, wenn auch die eigentlichen Gehalte der niederen Geistlichen — die höheren haben sich auch in dieser Hinsicht vortheilhaft zu bedenken gewußt — oft nur niedrig sind. Es ist Sitte, daß jedem Geistlichen, wenn er ein Bauernhaus besucht, das Beste aufgesetzt wird, was Küche und Keller enthält, und da solche Besuche täglich geschehen, so zeigen die meisten Pfarrer gewöhnlich ein sehr wohl genährtes Aeußeres. Auch sonst pflegen fromme Frauen ihren religiösen Eifer durch reichliche Geschenke an die Pfarrküchen zu beweisen, so daß es in ganz Tyrol anerkannt ist, daß nirgends besser, wie in den Pfarrhäusern gegessen und getrunken wird. Die Ausgaben, welche den Bauerhäusern auf solche Weise sind, sollen sehr beträchtlich sein, und ein mit allen derartigen Zuständen vertrauter Mann sagte uns, daß ein Bauergehöftsbesitzer, besonders wenn er eine etwas fromme Frau habe, leicht 2—300 Gulden bloß für solche Nebenabgaben an Geistliche zahlen könne. Sehr tolerant ist diese Geistlichkeit auch gegen Verirrungen der Liebe, die zwar durch so und soviel Messen und Gebete gesühnt werden müssen, im Uebrigen aber leicht Vergebung erhalten.

Ein zweiter Nachtheil, der auf dem Wohlstand Tyrols lastet, ist dessen Zollage; das ganze Land ist beim Ein- wie Verkauf der Hauptgegenstände des Handels größtentheils auf Baiern angewiesen, von diesem aber durch die Zolllinien Oestreichs und des Zollvereins getrennt. Der Wein, von dem man eine große Menge ausführen könnte, ist durch den hohen Eingangstarif des Zollvereins vom

Eingang in demselben so gut wie ausgeschlossen und kann so gar nicht verwerthet werden, während die Theuerung der Lebensmittel in Tyrol zunimmt, fällt der Wein fortwährend im Preise, da man nicht weiß, wo man damit hin soll, viele Berge aber, die Weinstöcke tragen, zu nichts Anderem benutzt werden können. Ebenso können manche Erzeugnisse des Tyroler Gewerbfleißes, besonders Handschuhe, Teppiche, Holzschnitzereien u. s. w. schwer in den Zollverein, dessen Gebiet ihnen früher einen großen Markt gab, abgesetzt werden, umgekehrt aber bedarf Tyrol einen bedeutenden Theil seines nöthigen Getreides aus Baiern und muß hierfür an der östreichischen Mauthlinie nicht geringen Eingangszoll zahlen. Ebenso wird aus den bairischen Gebirgen auch viel Jungvieh eingeführt, das auch Zoll bezahlen muß. Durch diese Abgaben aber, die grade die unentbehrlichsten Lebensmittel vertheuern, wird das arme, so schon so gedrückte Volk ungemein erbittert, und seine früher fast sprüchwörtlich gewordene Anhänglichkeit an das östreichische Kaiserhaus hat hierdurch und durch manches Andere, schon so arge Stöße erhalten, daß kaum ein Schatten noch davon besteht. „Was haben wir 1809 für einen sakrisch dummen Streich gemacht, daß wir gegen die Baiern fochten" oder „Wären wir doch bairisch, da gibts am Alltag mehr Schmalz wie bei uns am Sonntag," solche Redensarten kann man in jedem Tyroler Wirthshaus von Alt und Jung in Menge vernehmen. Kein Stutzen würde sich rühren, wollte heute Baiern oder ganz Deutschland Tyrol erwerben, im Gegentheil das Landvolk würde über solche Veränderung jubeln. Gegen die Italiener hat man 1848 einige Freicompagnien gebildet, weil hier ein alter Haß gegen die Welschen besteht. In den Kreisen des Landvolkes hört man äußerst selten auch nur ein einziges Wort der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus mehr und der Erzherzog Johann ist das einzige Mitglied desselben, das Popularität genießt. Man muß sich nur nicht durch feierliche Aufzüge von Schützencompagnien und ähnliche Sachen, wie sie bei Anwesenheit des Kaisers in Insbruck und anderen Orten zu geschehen pflegen, täuschen lassen. Das Volk benutzt solche Gelegenheiten als öffentliches Schauspiel, will sich dabei vergnügen, auch wohl einen guten freien Trunk erhaschen und jubelt und bringt lärmende Lebehochs dafür so viel man verlangt, ohne sich sonst grade weiter viel dabei zu denken oder gar deshalb große wahre Anhänglichkeit an die eben so empfangene Persönlichkeit zu besitzen. So überall, so auch hier in Tyrol.

Zu diesen Uebelständen kommt noch der Mangel an baarem Geld und die furchtbar gesteigerte Last der Einquartierung. Von dem Mangel an baarer Münze und der heillosen Wirthschaft, die hier mit dem Papiergeld herrscht, kann man sich anderswo kaum einen Begriff machen. Man kann wochenlang in Tyrol reisen, ohne nur ein Geldstück zu Gesicht zu bekommen, nichts wie Papiergeld in allen möglichen Gestalten, Farben und Werthbestimmungen. Jeder Hausknecht, jede Kellnerin, ist gezwungen stets eine Brieftasche bei sich zu tragen, um die Menge von Papierfetzen, die oft nur 6 — 3 Kreuzer bedeuten sollen, aufzube-

wahren. In schmutzigen, zerfetzten, in 4 Stücken zerrissenen Zettelchen, die kaum zu erkennen und unendlich leicht nachzuahmen sind, besteht dies Papiergeld, was man gegen Silber nur mit 18 — 20 Procent Verlust umwechseln kann; zu welchem Wucher dies Anlaß giebt, welche Menge von Verwirrungen und Betrügereien hierdurch entstehen, kann man sich leicht denken. Wo ein „Zwanziger" sich vereinzelt blicken läßt, da wird förmlich Jagd darauf gemacht, um ihn einzufangen und sorgfältig aufzubewahren, um sodann größere Summen davon mit Vortheil an die Geldmäkler umzuwechseln. Besonders das Militair und gar die Officiere, die in Silbergeld ausbezahlt werden, gewinnen eine nicht unbeträchtliche Summe, indem sie sich Papiergeld dafür einzutauschen wissen. All dies Silbergeld, was man zusammenbringt, geht aber schnell nach Baiern und Würtemberg, theils um das gekaufte Getreide damit zu bezahlen, da die dortigen Händler gar keine östreichischen Banknoten mehr nehmen, wie es früher der Fall war, theils aber auch als Handelswaare. In ganz Süddeutschland findet man östreichisches Silbergeld in außerordentlicher Menge, nirgend östreichische Banknoten, die vor dem Jahre 48 in München so beliebt waren, daß man bisweilen 1 — 1½ Procent Agio dafür zahlen mußte. Die Summe, um welche ganz Oestreich und somit auch Tyrol, durch diese Entwerthung seines Papiergeldes im Auslande, wodurch dasselbe wieder zurückgedrängt, statt dessen aber östreichisches Silbergeld dafür ausgeführt würde, ärmer geworden ist, muß ungeheuer sein. Wie immer aber bei solchen Gelegenheiten, sind es die unteren Stände, die am Meisten dabei leiden, während die höheren stets mit verhältnißmäßig viel geringerern Opfern davon kommen. Dem armen Tyroler Bauern oder Gasthofsbesitzer auf dem Dorfe rechnet der östreichische Officier, der bei ihm wohnt, die Banknoten zu vollem Werthe an, während dieser sie an den bairischen Korn- oder Kälberhändler nur mit 18 — 20 Procent Verlust wieder absetzen kann. Einzelne Bankiers und Geldwechsler in den höheren Ständen gewinnen oft bedeutende Summen bei diesen verschiedenen Wechseloperationen, die tagtäglich jetzt hier nothwendig sind, der Kern der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung geht allmälig dabei zu Grunde. Gerade das Papierunwesen hat dazu gedient, daß mancher Sparpfennig, den der Bauer meist für schlimme Zeiten zurücklegte, hervorgeholt, ja selbst schon verausgabt ist.

Das schlimmste aber ist die Einquartierung! Besonders an den Grenzen gegen Baiern und dem Bodensee ist diese ganz außerordentlich, denn an 60,000 Mann sind auf dem engen Raum von wenigen Meilen zusammengedrängt. Ein unbedeutender Marktflecken, ja ein Dorf hat oft 2 — 3 bis 400 Mann beständige Einquartierung, so daß ein einzelnes Bauerhaus mit 6 — 8 — 10 Mann und dazu vielleicht 4 — 5 Pferden belegt ist. Die besten Zimmer, Kammern, Böden, Ställe in Haus und Hof, muß der Bauer und Bürger seinen militärischen Gästen und deren Pferden geben und sich selbst mit seiner Familie, Dienstboten und Vieh

auf die engsten und schlechtesten Räumlichkeiten beschränken. Sein ganzer Wirthschaftsbetrieb wird gehindert, sein Vieh verdirbt ihm, das Gesinde, das nicht gehörig beaufsichtigt werden kann, wird arbeitsscheu und liederlich, kurz Alles muß nothwendig den Krebsgang gehen. Selbst die reichlichste Bezahlung vermöchte den Schaden nicht zu ersetzen, den auf die Länge diese starke Einquartierung den Gemeinden wie den einzelnen Familien zufügt; dabei ist aber die Vergütung nur sehr spärlich und beträgt inclusive des Brodes circa **10** Kreuzer per Tag für den gewöhnlichen Soldaten, welches Geld noch dazu in Papier ausgezahlt wird. Dafür ist es aber dem Bauern und Bürger ganz unmöglich, den Soldaten zu ernähren, und er muß aus seiner eigenen Tasche bedeutend noch zulegen. So verarmen dieselben immer mehr und mehr, müssen immer größere Schuldsummen auf ihre Häuser und Grundstücke eintragen, ja fallen oft schon dem Wucher in die Hände, der natürlich nicht säumt, jetzt eine reiche Ernte zu halten. Dauern diese Uebelstände nur noch einige Jahre fort, so ist, mit sehr geringen Ausnahmen, der ganze Bauernstand in Tyrol, und bei dem Mangel größerer Städte besteht die Kraft des Landes fast ausschließlich in diesem, gänzlich ruinirt und an den Bettelstab gebracht. Schon jetzt hat derselbe einen Stoß erhalten, von dem er in langer Zeit sich nicht wieder erholen wird, wie denn überhaupt die völligste Armuth und mit ihr die Bettelei und Unsicherheit des Eigenthumes auf furchtbar schnelle Weise überhand nimmt.

Aber nicht allein der materielle Wohlstand wird gefährdet, auch die Sittlichkeit geht zu Grunde. Diese Menge unbeschäftigter, in die kleinsten Dörfer, ja selbst abgelegensten Gebirgshütten gebannter Officiere und Soldaten ist oft der Plage der ärgsten Langeweile Preis gegeben. So wenden sie denn vielfach die überflüssige Zeit dazu an, dem weiblichen Geschlechte seine Gunstbezeigungen abzugewinnen, und scheuen dabei kein Mittel. Dies hat aber den inneren Frieden unzähliger Familien für immer gestört. Die Zahl der unehelichen Geburten hat ungemein zugenommen, ebenso wie auch vielfache Trennungen schon stattgefunden haben. Blutige Schlägereien zwischen den Soldaten und Bauerburschen gehören zu den gewöhnlichen Dingen und gar oft trieb schon wohlbegründete Eifersucht einen Gatten oder Bräutigam, sich an dem Verführer zu rächen. Von Seiten der obersten Militärbehörden werden derlei Vergehen der Soldaten und Officiere sehr milde gerügt, und so streng, ja selbst oft grausam die östreichische Militärdisciplin im Dienst ist, so nachsichtig ist man bei allen Vergehen, die gegen das Civil begangen werden. Oestreichische Officiere nehmen oft einen Ton an, wie er im übrigen Deutschland gar nicht mehr vorkommen könnte. So lange man in Oestreich von dem Officier, außer bei der Artillerie, weiter keine Prüfung, als daß er schreiben und lesen kann, fordert, der Regimentsinhaber aber ohne Weiteres Jeden als Officier in seinem Regimente anzustellen berechtigt ist, Protection und vornehmer Name ein vorzugsweis rasches Avancement bedingen, wird es nicht

besser. Alle Ausländer, welche in anderen Staaten kein Unterkommen finden können, strömen dem östreichischen Heere zu und finden dort leichte Anstellung, wenn sie nur einen vornehmen Namen oder sonstige gute Empfehlungen mitbringen.

Ein Uebelstand, der viel dazu beiträgt, der Bevölkerung die Last der Einquartierung noch drückender zu machen, ist die Neigung vieler Soldaten, besonders aus den böhmischen und polnischen Regimentern, zum Diebstahl. Selbst die harten Strafen des Spießruthenlaufens und der Stockschläge, die unnachsichtlich stattfinden, sobald der Schuldige entdeckt wird, werden diese Diebstähle nie unterdrücken, sobald man den Bestraften hernach ohne Weiteres wieder in das Regiment eintreten läßt; dies ist aber in Oestreich noch der Fall, und der Soldat, der eben vielleicht hundert Stockschläge wegen gemeinen Diebstahls erhalten hat, tritt gleich danach wieder in die Reihen seiner Kameraden zurück, ohne daß seiner militärischen Ehre dadurch im Mindesten Abbruch geschehen ist. Auch in der Annahme der Rekruten ist man bei den Regimentern nicht eben sehr wählerisch, und gar Manche treten in dieselben ein, die vorher schon wegen der gemeinsten Verbrechen einen Lehrkursus in den Gefängnissen durchgemacht hatten. Wie viel höher steht in dieser Beziehung die preußische Armee, wo kein Soldat, der jemals einen Diebstahl oder ein anderes entehrendes Verbrechen begangen hat, wieder mit seinen Kameraden in Reih und Glied treten darf, sondern seine Dienstzeit als Sträfling in einer Festungscompagnie abdienen muß.

Fröhliches Jodeln wird der Reisende jetzt selten mehr von den Bergen schallen hören, und die gutmüthige Freundlichkeit, die früher hier so wohlthat, wird man jetzt nur bei sehr vereinzelten Personen mehr finden. Auch der Fleiß im Landbau und in den Gewerben nimmt ab; denn der Bürger und Bauer wird es überdrüssig, Anstrengungen zu machen, da die Geistlichen wie Soldaten doch die besten Früchte davon genießen, ihm selbst aber eine gar spärliche Nachlese davon übrig bleibt. Deshalb sind auch fast alle Gewerbe mit geringen Ausnahmen in dem elendesten Zustand, und selbst Insbruck muß in dieser Hinsicht hinter mancher kleinen sächsischen und rheinischen Landstadt zurückstehen. Der Ackerbau wird übrigens größtentheils noch auf eine Weise getrieben, daß ein rationeller englischer oder norddeutscher Landwirth es kaum wird begreifen können, wie solche Vergeudung von Menschen- und Thierkräften nur möglich sein könne. Man fühlt es im Volke tief, daß man dem unabweislichen Verderben preisgegeben wird, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt, und häufig hört man von schlichten Bauern die Rede: „Haben wir das um das Haus Oestreich verdient?“ oder „Weil wir im Jahr 48 so ruhig geblieben sind, hat man uns jetzt so viel Soldaten geschickt, daß sie den letzten Kreuzer aus dem Sack uns verzehren.“

Der Fremdenbesuch, sonst so zahlreich hier, ist jetzt nur gering. Die Reisenden scheuen mit Recht, in diese, einer Festung gleich, mit Soldaten vollgepfropften Thäler zu kommen, da alle besseren Lokalitäten in den Wirthshäusern

von Offizieren so besetzt sind, daß man oft nur mit Mühe ein Bett in einer schlechten Kammer und einen Platz am Tische erhält. Auch die Paßvorschriften sind seit einem Jahre außerordentlich wieder geschärft, und man hat hierin bisweilen eine Menge Schwierigkeiten zu bestehen, die in den schweizerischen und baierischen Alpen kein Mensch mehr kennt.

Haynau und das Ministerium.

Aus Prag.

Bezeichnend für östreichische Zustände ist der Effekt, welchen Haynau's Entsetzung in verschiedenen Richtungen hervorgebracht hat. Die genirte Lage der Presse macht dieser ein vollkommen freies Urtheil über die Sache nicht wohl möglich, und gefährlich wäre es, einen würdigen Nekrolog des bürgerlich todten Feldherrn Haynau zu schreiben, da man sich unter Säbelcensur befindet.

Daß die Differenzen zwischen dem Diktator Ungarns, und dem Ministerium der starken Regierung schon seit lange her datiren, darüber waren Eingeweihte einig; schon vor dem blutigen Anniversarium des 6. October begannen sie, doch war damals das Ministerium der starken Regierung noch viel zu schwach, das große Auto da fé in Arad und Pesth zu verhindern. Obwohl von Wien die befehlende Bitte an den Diktator ergangen, die Hinrichtungen nicht zu vollziehen, so wollte sich dieser das Nachefest nicht verderben lassen und hat sich nachträglich gegen seine Umgebung triumphirend geäußert, die dreizehn Schufte habe er doch glücklich noch für sich, d. h. für den Nachrichter, herausgerissen; daß diese dreizehn, Bathiany, Leiningen, Pöltenberg, Török u. s. w. mit Görgey den Russen und nicht Herrn v. Haynau die Waffen gestreckt, das sollten sie eigentlich mit dem Leben büßen; daß sich Rußland für sie verwendet, bestimmte das Ministerium, obwohl vergebens, für sie die Fürbitte einzubringen, welche schon deshalb ohne Erfolg bleiben mochte, weil Ministerpräsident Schwarzenberg nur als Feldmarschalllieutenant, Haynau aber als Feldzeugmeister in der Armee rangirt, und diese den Constitutionalismus nur nach der Rangliste auffaßt. Wie man dem Diktator allmälig und mühsam die unbarmherzig assentirten Honved's und Nationalgarden abgerungen, wie man mit ihm wegen der mittelalterlichen Judencontribution herumgenergelt, ließ keinen Zweifel darüber übrig, daß Haynau das Ministerium nicht als die über ihm stehende Potenz anerkannte, und in dieser Haltung allen übrigen militärischen Machthabern als ein willig nachzuahmendes Exempel voranleuchtete, daß sich das Ministerium ermannt hat, daß es die Wälle durchbrach,

welche die stille Hofpartei, mit Grünne an der Spitze und der Armee im Gefolge, zwischen ihm und dem kaiserlichen Willen aufgebaut, ist jedenfalls ein großer Schritt, wenn auch nicht vorwärts im liberalen Sinne, so doch zu einem endlichen Gestaltungsprozesse, welcher bei dem bisherigen Dualismus der obersten Gewalt in steter Schwebe gehalten war.

Haben rosenroth Vertrauende bisher das Ministerium häufig mit der neben ihm waltenden Militärdiktatur entschuldigt, so mögen diese Hoffenden nun zusehen, ob und wie ihr Hoffen und Vertrauen gerechtfertigt wird. Wer eben nicht hoffen und vertrauen will, und dieses Geschmackes ist so ziemlich die Majorität, hat wenigstens das gewonnen, daß er darüber nicht mehr in Zweifel ist, daß er sein Mißtrauen in dem Ministerium allein zu concentriren hat, als der wirklichen starken Regierung.

Wie tief das Mißtrauen in diese starke Regierung eingerissen sei, läßt sich aus manchen ungarischen Correspondenzen entnehmen, welche fest behaupteten, Haynau sei wegen eigenmächtiger Milde, welche er in letzter Zeit geübt, ad acta gelegt worden! Daß sich der Prätorianergeist, im Gegensatze zu dem formalen Constitutionswesen des Ministeriums förmlich organisirt habe, bewährt das Organ dieser Prätorianerpartei, — das Journal: Soldatenfreund, — welches in Wien ganz nett gegen das Ministerium ankämpft, und die Entsetzung Haynau's, im Sinne der Haynau'schen Rechtfertigungserklärung bitterer Kritik unterwirft. Wo der Soldat gegen die Regierung polemisirt, ist die Regierung in Frage. Daß Haynau selbst, ein tüchtiger Haudegen und Henker zwar, darum aber kein Mann der Feder sei, beweist seine famose Erklärung, welche in seiner Entsetzung eine Ermuthigung der Demokratie erkennen will.

Die Demokraten hassen das Ministerium aus voller Seele, die Soldaten aber beschuldigen dasselbe Ministerium der Demagogie!

Eine Partei endlich gibt es in Oestreich, die der Conservativen um jeden Preis, welche Haynau's Entsetzung aus dem Grunde mißbilligt, weil sie sich fürchtet, das Soldatenthum würde durch diesen Vorgang erbittert, bei nächster Gelegenheit nicht auf die Demokraten losschlagen wollen! Die Partei der Zitterer mag sich beruhigen, die Armee zählt der alten und jungen Haynau's gar viele, die eine Ehre darein setzen werden, auf den friedlichen Bürger loszuschlagen, sei er Demokrat oder nicht.

Unsere Sanguiniker bauen auf dem losen Grunde der Haynau'schen Entsetzung die herrlichsten blauen Luftschlösser auf, und sehen auf dem Gipfel derselben die constitutionelle Tricolore im Morgenwind flattern; da heißt es, das Amnestiren werde nun reißend überhandnehmen, die Ausnahmszustände würden überall mit 1. August aufgehoben werden, Radetzky werde freiwillig abtreten, und dergleichen mehr. Glückliche Sanguiniker! träumt nur noch ein Weilchen weiter, und erschreckt nicht, wenn ihr wieder erwacht, in dem eiskalten Ausnahmszustande, der

per abusum so genannt wird, da er sich schon als eigentliche Regel festgesetzt hat. Daß man in Wien den Advokaten Schönpflug zu vier Wochen Stockhaus verurtheilte, weil man zwei Nummern der Brünner Presse in seinem Koffer gefunden, daß man das Postdebit dieser Brünner Presse nach dem Süden über Wien erst ganz kürzlich untersagte, deutet eben nicht auf bevorstehende Systemsänderung. Man wird und will den Terrorismus fortsetzen, aber man will uns wissen lassen, daß man eben im Ministerium exclusiv die Blitze handhabe, daß alles Uebrige nur Werkzeug sei, daß man jedes dieser Werkzeuge, sei es noch so hoch gestellt, vernichten könne mit einem Federzuge. Man ist aus leidiger Furcht vor der Revolution, aus leidiger Sorge, ja nicht in das Extrem der Pillersdorf'schen Schwäche und Zugeständnisse zu verfallen, in das andere Extrem der entsetzlichen Stärke gerathen, und gelangt vor lauter Stärke nicht dazu, wirklich, das heißt legal zu regieren, und nun zeigt es sich, daß man nahe daran war, in seiner Stärke in einer Art Hypertrophie zu ersticken, oder von dem Soldatenthume erstickt zu werden.

Dem ruhigen, auf die unwiderstehliche Zukunft Vertrauenden dient die Beobachtung jenes Ringens um die Macht zwischen Soldat und Minister zu interessantem Schauspiel; das Ministerium gewinnt jedenfalls die Partie; denn der Finanzminister ist sein Partner, und ringt von Sitzung zu Sitzung einige Bataillone ab, welche aus Kost und Pflege heimgeschickt werden, aber die Macht der öffentlichen Meinung, der friedlichen pressure from without, die Macht der allgewaltigen Idee, die Zeit, wird der Ministerrath endlich nicht reduciren, nicht außer Löhnung setzen, nicht auf unbestimmten Urlaub heimsenden können, und dieser Macht wird endlich auch dieses starke Ministerium und sein System erliegen, ob früher, ob später, das gilt ziemlich gleich.

Aus Pesth.

19. Juli.

Es gibt eine Art von Unverschämtheit, die an Ironie grenzt. Haynau, der unbeugsame Rächerarm der beleidigten Majestät, der Hunderte auf den Richtplatz und Tausende in den Kerker schickte, weil sie es wagten, für das 800jährige Recht einer Nation im ehrlichen offenen Kampfe das Schwert zu ziehen, Haynau, der den Schrei der Entrüstung von ganz Europa nicht achtete, steigt, nachdem seine Macht durch das kaiserliche Wort gebrochen ist, zur pöbelhaften, von ihm tausendfach mißhandelten Oeffentlichkeit herab, um in einem Winkeljournal Budapests eine Polemik gegen das demagogische Ministerium zu führen! Haynau, der als Alterego des Monarchen überall unbedingten Gehorsam forderte, gesteht in

seinem Artikel im „Pesther Morgenblatt", daß seine Majestät von seiner Umgebung übel berathen sein kann, und daß es nur in Folge dieses Uebelberathenseins geschehen konnte, daß ein Mann von seinen Verdiensten entfernt wird u. s. w.

Der von seinem Himmel herabgeschleuderte Stern sollte gestern mittels Dampfkraft von dem Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit entfernt werden. Der Commandant nahm in einem langen Tagesbefehl von seinen Waffenbrüdern Abschied und ein eigenes Schiff stand bereit, um die theure Ladung aufzunehmen. Sein Stellvertreter im Commando, F. M. L. Wallmoden, beorderte das sämmtliche Offiziercorps zur festgesetzten Stunde am Donauquai zu erscheinen, wo der greise Feldherr von ihnen Adieu sagen will. Auch die Unteroffiziere und sämmtliche im Dienste nicht beschäftigten Gemeinen waren eingeladen sich daselbst einzufinden; aber Haynau war wie bekannt noch mehr Tyrann gegen seine Krieger als gegen den verachteten Civilisten, was ihn freilich bei der Mannschaft nicht sehr beliebt machte, und Haynau, dem dies nicht unbekannt war, ließ vor seiner Wohnung nur solche Soldaten die Wache beziehen, die wegen Verdiensten im Kriege ein Decorum erhalten, oder wenigstens sich nie eines Disciplinarvergehens schuldig gemacht hatten.

Gestern Vormittag versammelte sich also die ganze hohe Generalität und das zahlreiche Offiziercorps der Garnison in Prachtuniform im Hofe des Neugebäudes, vermuthlich weil da und nur da die Großthaten geschehen sind, die dem Feldherrn seinen europäischen Ruf und seine Unsterblichkeit sichern, und von hier bewegte sich der Zug gegen den Donauquai, wo das gezimmerte Nilpferd in seiner Ungeduld Feuer und Rauchwolken aus seinen Nüstern stieß. Von der Mannschaft hat sich, außer einigen Neugierigen, kein einziger eingefunden, aber um so größer war die Volksmenge, welche sich lawinenartig heranwälzte und alle Räume auf und um den Landungsplatz erfüllte. Das Volk drängt sich sowohl den Gegenstand seines Hasses als den seiner Liebe zu sehen. Wer die verschiedenen Sprachen, welche bei solchen Zusammenströmungen in Pesth gehört werden, versteht, und so glücklich war, mit unverletzten Gliedern von dem Trottoir der Donauzeile bis zum Ufer gedrängt zu werden, konnte auf dieser mühseligen Reise manche drollige Aeußerung vernehmen. „Wenn doch Einer einige Schrauben auf der Maschine stehlen könnte, daß das Schiff beim ersten Versuch abzulanden platzte und das Ungeheuer wie eine Katze ersaufen möchte." „Wenn lieber, sagte ein Anderer, der gute Herrgott vor den versammelten Offizieren einen Blitz aus heiterem Himmel auf das Haupt des Menschenwürgers herabschleuderte, damit es allen Machthabern zum warnenden Beispiel dienen könnte." „Es geschehen keine Wunder mehr," meinte ein wohlbeleibter Gastwirth. „Auch wäre es mit einmal sterben für so viele Sünden nicht abgethan, die Bestie ist aufbewahrt noch einst unseren Pillvaxhelden (Demokraten) in die Hände zu fallen" u. s. w. Indeß harrte das Volk vergebens, die Rosse der Generäle stampften, der Dampfer schnaubte, Mehrere wurden ohnmächtig aus dem Gedränge weggetragen, die Abfahrtsglocke auf dem Dampfboot

ertönte zum ersten, zum zweiten, und endlich zum dritten Male: von Haynau keine Spur. Die Offiziere wurden endlich auch des Wartens müde, einige der ältern Generäle stiegen von den Pferden, gingen in das Schiff, und als sie zurückkamen, bestiegen sie ihre Rosse und die ganze Suite sprengte von dannen Der Exobercommandant war bereits auf der Eisenbahn nach Waitzen gereist und wird sich dort nach Preßburg schiffen.

Das Volk war Anfangs, wie immer wenn es um ein Opfer betrogen wird, verblüfft, endlich schlug es eine gellende Lache auf, und ging auseinander. Natürlich fehlte es auf diesem lachenden Rückzug nicht an neugebackenen Witzen, und noch heute erzählt man sich manche Geschichtchen von Haynau's Reise nach Waitzen, von seinem dortigen Empfang durch die Gassenjungen und dergl. Possen, ja ein Witzbold erzählte sogar in einem Kaffeehause mit der ernstesten Miene, das Haynau gar nicht von Pesth abgereist, sondern von der städtischen Polizei eingezogen und ins Neugebäude gesperrt worden sei, wo ihm wegen Verbreitung aufrührerischer Artikel in den Zeitungen der Prozeß gemacht werden wird. Ein anderer meinte: Haynau sei zu Rózsa Sándor gegangen und wird mit diesem einen Guerillakrieg gegen die schlechten Rathgeber Sr. Majestät führen u. s. w.

Auf die Combination mit Rózsa Sandor wurde der Volkswitz durch eine Expedition geleitet, welche in den letzten Tagen gegen diesen Sohn der Pußta mit großen Vorbereitungen, aber wie gewöhnlich ohne Erfolg, vorgenommen wurde.

Rózsa ist der Sohn ehrlicher Bürgersleute aus Szegedin, hat in seiner Jugend auf dem Gymnasium daselbst studirt, und war für den geistlichen Stand bestimmt; allein sein aufbrausendes Wesen brachte ihn bald mit seinen Lehrern und Collegen in beständige Fehde, Rózsa verließ die Schule, ergab sich dem Spiel und wurde endlich, wie es heißt, in Folge einer unglücklichen Liebschaft, ein higway man. Rózsa hat die Rinaldo's und selbst seinen Landsmann, den großen Sobri in den Schatten gestellt, und wenn alles wahr ist, was von ihm erzählt wird, so hat er wirklich Fabelhaftes geleistet. Als systematischer Communist hat sich Rózsa ein eigenes Feld, namentlich das Viehstehlen, gewählt; denn er folgert so: wenn ich einen Reisenden angreife, und ihm die Börse abfordere, so kann dieß vielleicht seine einzige oder letzte Baarschaft oder gar anvertrautes Gut sein und ich bringe jedenfalls einen armen Teufel ins Unglück, wenn ich aber von der Pusta oder aus dem Trieb eines reichen Viehhändlers einige Stück Ochsen oder Kühe wegführe, so theile ich nur mit dem reichen Besitzer seinen Ueberfluß und habe noch obendrein den Vortheil ein größeres Wagestück ausgeführt zu haben. Rózsa wurde auch wirklich der Schrecken der Gutsbesitzer Csongrader, Bekeser und Csanàder Gespannschaft, und die großen Viehhändler ließen ihre aus den Donaufürstenthümern kommenden Triebe stets von einer starken Eskorte begleiten, ohne dadurch immer gegen den genialen Wegelagrer gesichert zu sein. Als im Herbste 1848 der Krieg über Ungarn hereinbrach und Kossuth sein „Das Vaterland ist in Gefahr" ertönen ließ, wendete

sich Rózsa an den Szegediner Magistrat um Amnestie, indem er sich antrug sein dem Gesetz verfallenes Leben dem Vaterlande widmen zu wollen, der Magistrat schickte das Gesuch an die Regierung, diese billigte das Verlangen und Rózsa zog mit seinen 120 wohlberittenen und starkbewaffneten Szegény legények *) gegen die Raitzen als gegen seinesgleichen, wo er auch wirklich treffliche Dienste that und sich besonders bei dem Gefecht von Lagerndorf im Banat, wo er persönlich 12 Feinde erlegt haben soll, auszeichnete.

Die Katastrophe von Vilagos hat den in Feindesblut reingewaschenen Sünder zu seinem alten Handwerk zurückgeführt, und die immerwährenden Assentirungen füllten bald seine durch den Krieg gelichteten Reihen. Noch täglich hört man es von den Eltern entwichener Honveds, die vom Militärcommando aufgefordert werden ihre Söhne zu stellen, mit thränenden Augen erzählen, wie diese Haus und Hof verließen und zu Rózsa Sándor gingen, indem sie lieber Räuber als kaiserliche Soldaten sein wollen. Dieser Umstand und die großartigen Viehraubfälle, welche in letzterer Zeit wieder vorfielen, veranlaßten das Militärcommando mit den in der Gegend von Szegedin gelegenen Ortschaften eine Expedition zur Aufhebung dieser gefährlichen Rotte, „die", wie ein k. k. Offizier dieser Tage ganz naiv äußerte, „schon deßwegen den Tod verdienen, weil sie es wagen, während des Belagerungszustandes Waffen zu tragen," auszusenden. Eine Compagnie bis zum Kinn bewaffneter Infanterie, eine halbe Escadron Chevauxlegers und gegen 100 reitender Panduren aus Szegedin, Vásárhely, Csongrád, Szentes und a. O. begaben sich auf die Tanya**), wo man nach sichern Nachrichten den Vogel einzufangen hoffte, und es wurden alle möglichen Anstalten gemacht, um das Haus von allen Seiten zu cerniren, doch so, daß man in dem Hause selbst nichts davon wahrnehmen soll; dann wurde ein Pandur zu dem Hause geschickt, um sich von der Anwesenheit oder Nichtanwesenheit des Gesuchten zu überzeugen. Dieß konnte der Pandur ohne alle Gefahr thun, denn Rózsa ist ein sehr zugänglicher Mann, der sich so oft mit den Panduren unterhält, ja viele in seinem Solde hat. Der Pandur trat also zum Fenster, klopfte an und fragte ein Mädchen, welches an demselben erschien, nach dem Räuber. „Ich will ihn aus der Hinterstube holen," sagte das Mädchen, und entfernte sich, allein sie blieb länger, als es dem Panduren nöthig schien, außen, er klopfte also bald wieder und frug, ob er den Rózsa bald sprechen könnte. „Ja, lieber bácsi (Vetter)," sagte das Mädchen, „aber gestern hat er sich ein Räuschchen getrunken und ich kann ihn noch heute nicht auf die Beine bringen." Dem Panduren hüpfte das Herz vor Freude, er ritt sogleich zum Commandanten der Expedition, und meldete ihm, daß man den berauschten Räuber sehr leicht würde einfangen können; sogleich wurde

*) Wirthschaftsgebäuden auf der Pußta, gewöhnlich der Lieblingssitz von Wegelagerern.
**) „Arme Gesellen", der gewöhnliche Name für Viehdiebe.

eine Abtheilung Infanterie nach dem Haus geschickt, diese rief dem Mädchen zu, zu öffnen, was auch bald geschah, die Soldaten mit einem Pandurencommissär an der Spitze traten ein, in diesem Augenblicke hörten sie weit hinter dem Hause einen Schuß, doch traten sie in das Zimmer, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie hier einen schnarchenden, noch halbberauschten, einbeinigen Honvedinvaliden fanden, aber von Rózsa keine Spur, ja selbst das Mädchen war verschwunden. Rózsa war, während der Pandur zum Commandanten ritt, um ihm zu raportiren, durch eine Hinterthüre in Pandurenkleidern ganz unangefochten bis zum äußersten Vorposten geritten, hier bemerkte er mit seinem scharfen Blick sogleich den vom Commandanten begangenen Fehler, der nämlich die Reiterei in die Nähe des Hauses und die Infanterie auf den äußersten Punkten aufgestellt hatte, er zog also seinen Stutzen, schoß ganz kaltblütig den aufgestellten letzten Posten nieder und — verschwunden war er, bis ihn ein Trieb fetter Schweine wieder in die Gegend lockt. — △

Aus Prag.

Das Pantheon östreichischer gefallener Größen bevölkert sich recht kunderbund und rasch; Metternich und Pillersdorf, Sedlnitzky und Herr von Schwarzer, Windischgrätz und Haynau wandeln miteinander im Schattenreiche, und kürzlich ist auch eine Notabilität der Hauptstadt Prag, der Nationalgardeoberst hinabgestiegen, um da Quartier zu machen für Prags Bürgermeister Waclaw Wanka, welcher nächstens unmittelbar nach den neuen Gemeindewahlen dahin abzugehen gedenkt, ob mit oder ohne Franz Josephs-Orden ist noch unentschieden, die meisten Chancen sind für das Ohne. Der Nationalgardeoberst hat in einer von ihm selbst geschlungenen Schlinge verendet. Weil bei dem Constitutionsfest am 4. März seine Nationalgarde so entsetzlich spärlich ausgerückt gewesen, war der Lafayette Prags bedacht, sich für den Geburtstag des Kaisers — 18. August — eine zahlreichere Ausrückung zu sichern. Die Nationalgarde besitzt nämlich keine eigenthümlichen Waffen, sondern erhielt im Jahre 1848 die nöthigen Flinten aus dem Zeughause mit dem Beisatze geliehen, daß man sie derselben auch käuflich ablassen wolle, die Commune aber wollte für das ganz abgestandene Gardeinstitut die Auslage nicht wagen, und das Zeughaus forderte nun die Gewehre kategorisch zurück, um auf diesem Wege der Garde factisch den Garaus zu machen.

Der Oberst verfiel auf ein geniales Auskunftsmittel, um die Rückstellung der Gewehre zu verschieben, und zugleich für den 18. August sich eine Loyalitätsdemonstration zu versichern; er verordnete nämlich: jeder einzelne Gardist habe sich zu erklären, ob er am 18. August ausrücken wolle oder nicht. Die Nichtausrücker wurden verpflichtet, die Gewehre sogleich abzuliefern, den Ausrückern aber wurde verheißen, sie dürften das Gewehr bis zum 18. August bei sich behalten, müßten am 18. August damit Parade machen, sofort aber am 19. August die Gewehre ins Zeughaus abliefern. Der Herr Oberst mochte seinen Garden eine ganz eigenthümliche Waffenliebhaberei zugetraut haben,

hat sich aber bitter getäuscht: denn mit ungetheilter Bereitwilligkeit wurden die Gewehre in solcher Menge an die Depots abgeliefert, daß der Herr Oberst, um am 18. August nicht allein ausrücken zu müssen, über das Fehlschlagen seiner Rufe erbittert, sich in das Pantheon der Unsterblichen zurückzog.

Haynau abgetreten, unser Gardeoberst abgetreten, ich zittere für Oestreichs Zukunft.

— h —

Zur neuen Postreform in Oestreich.

Als eifriger Leser Ihres Blattes erlaube ich mir zu dem Artikel „aus Pesth" in Nr. 25 dieser Zeitschrift eine kleine Berichtigung.

Es ist ein Irrthum, wenn der △Correspondent erzählt, daß in Oestreich jeder Brief bei der Aufgabe frankirt werden müsse.

Allerdings heißt es in §. 12. der Bestimmungen über die Briefportotaxen: „Alle im Inlande aufgegebenen für das Inland bestimmten Briefpostsendungen müssen frankirt werden." Dahingegen lautet aber §. 19. „Sendungen, welche sich **ohne** oder mit zur vollständigen Frankirung unzureichenden Marken in den Briefkasten vorfinden, werden zwar unaufgehalten abgefertigt, doch wird der fehlende Betrag als Porto und außerdem eine nach dem Briefgewichte steigende Zutaxe von 3 Kr. für den einfachen Brief von den Adressaten eingehoben." Es würde daher ein unfrankirter Brief an Porto sammt Zuschlag gegen die frühere Taxe immer noch nicht vertheuert erscheinen. In andern Staaten besteht diese Einrichtung schon längst und Oestreich hat sie nur adoptirt. Ueberhaupt aber ist diese Maßregel nicht im Interesse des Postdienstes allein — nein, auch in dem des Publikums angeordnet worden. Der Absender eines Briefes ist durch Hilfe des Meilenzeigers*) in den Stand gesetzt, auf jede Entfernung das Porto selbst zu berechnen und auf diese Weise den Brief frankirt zur Post zu bringen. Hierbei ist er nicht mehr — wie so häufig früher geschehen — den Betrügereien und Veruntrauungen seines Dienstpersonals ausgesetzt.

Wem es nicht entgangen ist, welche enorme Vermehrung im Briefverkehr seit den letzten 10 Jahren stattgefunden hat und täglich und stündlich noch stattfindet, dem wird es einleuchtend sein daß Seitens der Verwaltungen Vorkehrungen getroffen werden mußten, den Manipulationsdienst, wie nicht minder das Rechnungswerk der Postanstalten größtmöglichst zu vereinfachen.

Die Erfindung der sogenannten Frankomarken, welche das Briefannahmegeschäft um ein Bedeutendes vereinfachen, verdanken wir dem großen englischen Postreformater Rowland Hill, dem es hierbei gewiß am allerwenigsten eingefallen ist, der östreichischen Polizei in die Hände zu arbeiten. Die angeblichen Schwierigkeiten, welche diese neue Einrichtung in der Handelswelt verursachen soll, liegen mehr in der Einbildung, und nächstens werde ich mir die Gelegenheit nehmen solche ausführlich zu widerlegen. Nur so viel zum Schluß: alle neuen Einrichtungen, mögen sie in ihrer Anwendung gut oder nicht gut sich bewähren, führen im Anfange stets Unbequemlichkeiten im Gefolge, die aber von denjenigen, welche den Nutzen begreifen, leicht überwunden werden.

Leipzig. Peter.

---

*) Die Meilenzeiger sind bei jeder Postanstalt um ein Geringes zu erhalten.

Neue historisch-politische Schriften.

Robespierre's Triumph und Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution. Von Theodor Opitz. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. — Motto: „Und man kann sagen, es sei diesem Menschen mit der Tugend Ernst gewesen." — Opitz gehört zu einer Schule, die wir in früheren Abhandlungen kritisirt haben, zur Schule der souveränen Kritik, als deren Haupt Bruno Bauer zu betrachten ist. Von dieser Schule ist eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution ausgegangen, die schon in Beziehung auf die äußerliche Form alle das Gemeinschaftliche haben, daß sie in dem Charakter von Excerpten auftreten, und, einzelne eingestreute kritische Bemerkungen abgerechnet, auf das Sorgfältigste jeden Anschein einer selbstständigen Durcharbeitung vermeiden. Auf diese Weise glaubt sie ihrem Gegenstand am meisten gerecht zu werden, und, wie man sich ausdrückt, objectiv zu sein. Für einen geübten Leser hat in der That ein solches Verfahren seine Vortheile, z. B. in dem vorliegenden Buche, wo ein sehr großer Theil der Reden Robespierre's und seiner Freunde wörtlich excerpirt sind, kann man sich leicht ein Urtheil über die geistige Beschaffenheit dieser Männer bilden, das freilich ganz anders ausfallen wird, als der Verfasser es haben will, denn die geistige Nullität, die hohlste Phrasenwirthschaft verbindet sich mit einem Dünkel, einer verstockten Einbildung, daß von dem Bilde eines reifen und tugendhaften Mannes, der in Robespierre dargestellt werden soll, nicht viel übrig bleibt. Aber der gewöhnliche Leser verlangt, und mit Recht, etwas Anderes; er will, daß der Geschichtschreiber seinen Gegenstand beherrscht, und jenes Vertrauen gebietet, welches nicht lediglich aus dem Gefühl der Gewissenhaftigkeit entspringt, wenn diese ohne Einsicht ist. Die historische Kunstform versteckt nicht die Wahrheit, sie läßt sie vielmehr erst rein hervortreten. — Abgesehen von diesen äußerlichen Ausstellungen ist es von Interesse, zu untersuchen, wie gerade eine Schule, die in ihrem sittlichen Zersetzungsproceß so weit gekommen ist, alle feste Substanz der Gesinnung, der Tugend, des Patriotismus, der Religion u. s. w. als ein Hinderniß der unaufhaltsam weiter strebenden Cultur zu verwerfen, einem Mann so viel Theilnahme hat schenken können, bei welchem diese der Cultur widerstrebende Momente auf eine so scharfe, ja paradoxe Weise sich ausgeprägt zeigen. Der fanatische Cultus des Vaterlandes, der Freiheit, der Tugend, selbst des höchsten Wesens, wie dieser Hohepriester der Guillotine ihn theoretisch und praktisch ausübte, hätte doch dem luftigen Standpunkt der souveränen Kritik auf keine Weise genügen können. Und doch kommt Robespierre unter allen Revolutionärs bei Bruno Bauer am besten fort — wobei freilich ein älteres Werk, die Apologie Robespierres von Funk nicht ohne Einfluß geblieben ist — und sein gelehriger Schüler widmet ihm eine eigene Apotheose. — Der Grund ist ein doppelter. — Einmal das Bestreben, über die „triviale" Auffassung der „bürgerlichen" Geschichtschreiber, wie Thiers, Mignet u. s. w. hinauszugehen. Diese ließen sich bei ihrem Urtheil über die einzelnen Charaktere, ganz wie die öffentliche Meinung, deren Vertreter sie sind, durch die Totalität des Eindrucks bestimmen; Kraft, Liebenswürdigkeit, Gemüth, das Alles kommt bei ihnen in Rechnung, ganz ohne Rücksicht darauf, ob diese wohlthuende Eigenschaft mit der speciellen Mission dieses Charakters im Einklang steht; ganz wie das gewöhnliche Publicum die Leistung des virtuosen Schauspielers nicht nach der Stellung abmißt, die ihm in dem Stück zukommt, sondern für

sich. Die souveräne Kritik dagegen erhebt sich durch ihren Standpunkt über diese Befangenheit des Eindrucks; sie schätzt nicht die Virtuosität, sondern die Einheit der Leistung. Diese Einheit ist aber schwerlich anders zu bestimmen, als durch einen einseitigen Begriff. Je roher die Abstraction eines Begriffs, einer fixen Idee ist, an welche der Fanatismus sich klammert, desto einheitlicher wird der Fanatismus, desto einheitlicher der Charakter erscheinen, der ihm zum Träger dient, desto zufriedener wird die souveräne Kritik mit der Leistung des Schauspielers sein, der nie aus seiner Rolle fällt, nie sein Stichwort vergißt. — Aber im Leben und in der Geschichte ist es doch anders als auf der Bühne. Die Bühne ist ein geschlossener Raum, wenn in diesem die Marionetten ihren bestimmten Zweck erfüllen, so haben sie das Ihrige gethan, und mögen dann in den Kasten geworfen werden; das Leben dagegen ist stets Totalität, und die Geschichte wird ihre Aufgabe schlecht erfüllen, wenn sie von ihren Helden nur die Fäden sieht, die sie mit der laufenden Handlung verbinden.

Die Verhandlungen des Berliner Congresses im Mai 1850 und Preußens deutsche Politik seit dem Frühjahr 1849. Berichte, Randglossen und Aussichten von C. v. Salviati. Berlin, Franz Duncker. — Der Verfasser, der im Allgemeinen den politischen Standpunkt einnimmt, welchen auch unser Blatt vertritt, wendet gegen das Verfahren des preußischen Cabinets in der deutschen Sache eine ebenso scharfe als wohlbegründete Kritik. Er rügt vor Allem den Mangel eines bestimmten leitenden Gedankens. Sein Schluß ist folgender: „Von Tag zu Tag harrt die deutsche Welt der Dinge, welche aus Frankfurt kommen sollen; die dem Geheimniß der Berathungen entschlüpften Berichte sind nur geeignet, immer Schlimmeres erwarten zu lassen. Es geht nach denselben eine neue Zersetzung vor sich, oder vielmehr, es kommt zu Tage, was im Stillen längst eingeleitet war: Bayern tritt Preußen und Oestreich gegenüber es richtet gegen beide die Interessen der Königreiche und der vereinigten Hessen, um eine deutsche Heptarchie zu gründen. Diese Politik ist geneigt, das Unionsrecht anzuerkennen, um, auf dasselbe gestützt, die kleinen Staaten „nach freier Wahl" in die sieben deutschen Großstaaten aufgehen zu lassen. Neben Großpreußen soll dadurch ein Großbayern, Großhessen, Großhannover u. s. w. gestellt werden. Diese Theilung Deutschlands kann nur durch Preußen abgewendet werden, aber auch von ihm nur dadurch, daß es seine Union nicht den Weg nach Großpreußen nehmen läßt. Zeigt die Einheitsidee durch eine handelnde Politik sich als die Seele der Union, kann diese noch fernerhin auf dem Wege nach Kleindeutschland erachtet werden, so werden die selbstsüchtigen Absichten der Königreiche scheitern müssen; wird die Union aber in mildester Milde nur mit den Wenigsten erstrebt, so hat sie den Königreichen lediglich als Vorbild für ihre Operationen gedient, und Preußen wird, ohne es zu wollen, ein Lehrer gewesen sein, dem geschickte Schüler eine glückliche Konkurrenz machen. Preußen hat die Wahl. Möge es dafür Sorge tragen, daß die Nachwelt nicht einst spreche: die Monarchie Friedrich des Großen diente bayrischen Projekten, die Union war nichts als die erste Gruppe des von der Pfordten'schen Systems." — Unbedingt können wir dieser Ansicht nicht beipflichten. Wenn die große Idee, welche Deutschland an die Union knüpfte, durch das zaghafte Verfahren der preußischen Politik unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr durchzuführen sein sollte, so fragt es sich doch, ob nicht auch in dem, was bleibt, ein Keim für die Zukunft enthalten ist. Für Preußen ist die Einfügung kleiner Staatsgebiete eine reale Vergrößerung, und Preußens Vergrößerung ist auch unter den allerungünstigsten

Verhältnissen immer ein Gewinn für die deutsche Sache. Mit der baierischen, würtemberger, hessischen Gruppe hat es keine Gefahr; keiner von diesen Staaten hat die Kraft, sich heterogene Bestandtheile zu assimiliren, wenn sie auch alle den guten Willen haben. — Eine größere Gefahr droht von Seiten Hannovers. Sollte der König — was bei seinem Charakter gar nicht so unwahrscheinlich ist — in der dänischen Sache eine nationale Politik verfolgen, so könnte die natürliche Lage von Oldenburg, Bremen, dann Hamburg, Braunschweig und durch die Vermittelung Holsteins auch Lübeck und Meklenburg einen Nordwestbund zu Stande bringen, der um so gefährlicher für die deutsche Entwickelung sein würde, da man ihm die Lebensfähigkeit nicht absprechen könnte — eine Lebensfähigkeit, von welcher bei keiner der süddeutschen Staatengruppen die Rede ist. Auch in diesem Sinn werden die weitern Ereignisse in Schleswig-Holstein für uns eine Lebensfrage sein. —

Heinrich von Gagern. Eine biographische Skizze von M. Duncker. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. — Diese Schrift eines Freundes und treuen Parteigenossen Gagern's empfiehlt sich durch Kürze und durch scharfes Hervorheben derjenigen Punkte in der politischen Thätigkeit unsers Helden, auf welche es bei der Beurtheilung seines Princips ankommmt. Wir theilen diese Ansicht über die vollkommene Uebereinstimmung aller der einzelnen „kühnen Griffe" mit dem Princip, welches Gagern zuerst in der bekannten Rede in der Darmstädter Kammer, später zu Frankfurt in seinem berühmten Programm aussprach, nicht ganz; wir glauben nicht, daß durch den Zusammentritt des Vorparlaments und später durch die Wahl des Reichsverwesers die Idee der preußisch-deutschen Union wesentlich gefördert ist, und behalten uns vor, unsere abweichende Auffassung in einer eignen Charakteristik jenes würdigen Mannes, den wir trotzdem in die erste Reihe unserer politischen Capacitäten stellen, näher zu motiviren.

Reisen in den Orient. Für die Kenntniß des Orients hat Oberstleutnant Chesney einen sehr wichtigen Beitrag geliefert durch die Herausgabe seiner Schrift: The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British Government, in the years 1835, 1836, 1837 (die Expedition zur Erforschung der Flüsse Euphrat und Tigris, unternommen auf Befehl der britischen Regierung). Im Jahre 1834 beschäftigte sich ein Ausschuß des Unterhauses mit der Vergleichung zwischen den Vortheilen, welche der Weg nach Indien über das rothe Meer und über den Euphrat gewährten; und auf seinen Antrag bewilligte das Parlament die Ausrüstung von zwei eisernen Dampfschiffen, um den Lauf des Euphrat näher zu untersuchen. Diese Fahrzeuge waren so eingerichtet, daß man sie auseinander nehmen konnte, und wurden stückweise zur See bis zu der Mündung des Flusses Orontes in Syrien transportirt, von wo aus sie mit ungeheueren Anstrengungen auf Wagen bis nach Port William geschafft wurden, einer Stadt am Euphrat, die ungefähr 133 engl. Meilen vom mittelländischen Meere und 117 vom persischen Meerbusen entfernt ist. Dort wurden die Schiffe wieder zusammengesetzt und die Fahrt auf dem Euphrat den 16. März 1836 begonnen, deren Resultate der Befehlshaber derselben in der vorliegenden Schrift niederlegt. —

In einer andern Schrift, von Robert Anstruther Goodsir: An arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin, werden wir nach dem Norden geführt. Der Verfasser schiffte sich am 17. März 1849 mit Capitain Penny ein, um seinen Bruder aufzusuchen, der bei Franklin's Expedition betheiligt war. Das Buch, welches uns über die Eskimos viele interessante, bisher noch nirgend erwähnte Details gibt, ist schmucklos, aber mit einer gewissen poetischen Naivetät geschrieben, die dem an sich schon anziehenden Stoff noch größeren Reiz verleiht. —

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Literarische Hülfstruppen für Schleswig-Holstein.

I. A. v. Warnstedt: „Rendsburg eine holsteinische Stadt und Festung." Eine historisch-staatsrechtliche Untersuchung. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. 228 S.

II. Germanicus Vindex: „Sendschreiben an Lord Palmerston, betreffend die schleswig-holsteinische Frage." Aus dem Englischen. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1850. 32 S.

Der Kampf, der jetzt von Neuem — zum dritten Male seit dem Frühjahr 1848! — in den Herzogthümern Schleswig-Holstein gegen Dänemark entbrannt ist, hat das Eigenthümliche, daß er eben so sehr mit den Waffen des Geistes und der Wissenschaft, als mit dem blanken Schwert und der weithin treffenden Büchse geführt wird. Ist es doch auf Seiten der Herzogthümer ein Kampf nicht um neue Forderungen, sondern um alte Rechte, nicht um Abschüttelung einer legitimen Gewalt im Rausche revolutionären Freiheitsdranges, sondern um die Aufrechthaltung legitimer, geschichtlicher Verträge zwischen dem Landesherrn und seiner Bevölkerung! Daher ist denn auch in diesen Kämpfen zwischen den Königen von Dänemark und den Herzogthümern nordwärts der Elbe um die beiderseitigen Rechte — und diese Kämpfe reichen bekanntlich über ein halbes Jahrtausend zurück — wiederholt neben der Entscheidung durch das Schwert die Rechtsdeduction und das schiedsrichterliche Urtheil hergegangen, wie dies auch heutzutage wiederum geschieht. Freilich, damals wußte man nicht anders, als daß das Schiedsrichteramt in solchen Streitigkeiten dem Haupte deutscher Nation, dem römischen Kaiser gebühre — wer hätte in jener Zeit an die Entscheidung Englands oder gar Rußlands gedacht? Darin aber gleicht jene Zeit der unsern, daß dänische Schlauheit den kaiserlichen Schiedsrichter zu umgarnen und die Rechtsfrage zu Ungunsten der Gegenpartei zu verdunkeln wußte, und daß ein dem deutschen Reichslande nachtheiliger Schiedsspruch — um so bitterer, da er vom eignen Oberhaupte dieses Reiches kam! — erst durch die Energie und Tapferkeit der Holsteiner selbst und ihrer Grafen unschädlich gemacht und in einen günstigern Entscheid verkehrt werden mußte.

Auf diesem Kampfplatze des Rechts haben begreiflicherweise die Dänen von jeher den Kürzeren gezogen — wie zum Glück auch immer zuletzt auf dem der gewaffneten Entscheidung! Sie haben sich aber auch niemals gescheut, die List, die Intrigue, die Lüge zu Hülfe zu nehmen, wo die Wahrheit gegen sie war. Und leider fanden sie bei dieser Kampfesweise an der Eifersucht anderer Mächte gegen Deutschland und an des letztern innerer Uneinigkeit zu allen Zeiten eine bereite Bundesgenossenschaft. Wie siegreich daher auch jeder Versuch der Dänen, Deutschlands und der Herzogthümer gutes Recht durch spitze Rechts- und Geschichtsdeductionen zu schmälern, mit den Waffen deutscher Wissenschaft zurückgeschlagen, jeder factische Angriff darauf von der deutschen Tapferkeit zu nichte gemacht ward — dennoch hat auf dem Gebiete, wo leider nach dem augenblicklichen Stand der politischen Verhältnisse die Hauptvertheidigung dieser Frage liegt, auf dem Gebiete diplomatischer Verhandlungen, dänische List, im Bunde mit den Sonderinteressen der Großmächte und ihrer Eifersucht gegen das aus seiner Ohnmacht emporstrebende Deutschland, immer und immer wieder den Sieg davon getragen über — wir müssen es sagen, wenn auch mit schwerem Herzen — über deutsche Schwäche, Verzagtheit und Uneinigkeit. Auf diesem Gebiete dem Nationalfeinde entgegenzutreten und den halbgewonnenen Sieg ihm wieder zu entreißen, wenigstens dessen Vortheile auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen, ist eine nothwendige und verdienstliche Aufgabe deutscher Diplomatie und, wo diese nicht ausreicht, der nichtofficiellen deutschen Publicistik. Die öffentliche Meinung ist auch in völkerrechtlichen Fragen heutzutage eine Macht — das erkennen selbst Die, welche sich am wenigsten gern ihren Aussprüchen beugen, dadurch an, daß sie dieselbe zu verfälschen trachten. Eine beharrliche Vertheidigung klarer Rechtsgrundsätze vor diesem Schiedsrichter wird daher auf die Länge niemals ganz ihre Wirkung verfehlen. Aber bedeutend verstärkt wird freilich diese Wirkung, wenn man gleichzeitig auch solche Argumente ins Feld führen kann, welche die eigentliche Hauptstärke des Feindes direct angreifen und seine Minen durch Contreminen zerstören. Es ist ein großes Glück für die Sache der Herzogthümer und, neben der bewundernswerthen Haltung dieser selbst, der hoffnungsreichste Zustand ihres endlichen Sieges, daß sowohl die Gründe des Rechts, als auch die Interessen einer wohlverstandenen Nützlichkeitspolitik, letzteres wenigstens seitens der hier vorzugsweise ausschlaggebenden Großmacht, Englands, ganz unzweifelhaft auf deutscher Seite stehen.

Die oben verzeichneten zwei Schriften bilden nach den beiden angedeuteten Richtungen hin ein tüchtiges Hülfscontingent für die Sache Schleswig-Holsteins. Die von Warnstedt schlägt mit der scharfen Waffe der Wahrheit und der gründlichen geschichtlichen Forschung dänische Entstellungen einer sonnenklaren Rechtsfrage nieder, während Germanicus Vindex als geschickter Anwalt — ein rechter advocatus patriae! — Deutschlands Sache vor dem Leiter der auswärtigen Politik

Englands von dem Standpunkte einer großen und weitschauenden Politik aus, wie sie der Weltmacht Großbritannien geziemt, mit wahrhaft diplomatischer Gewandtheit verficht. Es sei uns gestattet, beiden Schriften diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche ihr Inhalt und die Bedeutung der Sache, der sie dienen, erheischt.

I.

Bekannt ist, welche außerordentliche strategische Wichtigkeit die Festung Rendsburg für Holstein, folglich auch für Deutschland hat. Sie ist der Schlüssel Deutschlands von jener Halbinsel aus, von wo ein Angriff zwar schwerlich, so lange dort nur das schwache Dänemark gebietet, um so sichrer aber dann zu befürchten sein möchte, wenn, wie das ja offenbar die Absicht ist, Rußlands Protectorat über dieses absterbende Reich vollends ausgebildet wäre. In einem Momente nun, wo dies Dänemark, und mit ihm Rußland, sich der Hoffnung hingibt, die Herzogthümer zu trennen und mindestens Schleswig enger an sich zu ketten, ist die Frage von höchster Wichtigkeit: welchem von beiden Herzogthümern gehört Rendsburg zu? Denn sollte jene dänische Hoffnung sich verwirklichen — was, Gott gebe es, die Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner und die endlich sich wieder ermannende Kraft des deutschen Volkes verhüten werden — so würde jene Frage gleichbedeutend sein mit der andern: soll Rendsburg uns zum Schutze gegen Dänemark und Rußland, oder diesen Mächten zum Angriffpunkte gegen uns dienen? Hieraus erhellt die hohe Bedeutung des Rechtsstreites, der sich über die Zubehörigkeit Rendsburgs neuerdings erhoben hat. Der dän. Geh. Archivar v. Wegener war es, der sich zum literarischen Vorkämpfer der angeblichen Rechtsansprüche Dänemarks auf jenen, bisher widerspruchlos zu dem deutschen Bundeslande Holstein gerechneten, wichtigen Punkt machte, fußend auf dessen Rechtsdeductionen, hat die dänische Diplomatie nicht versäumt, jene Forderungen auch praktisch, bei den Friedensunterhandlungen, geltend zu machen, und die Noten einiger Großmächte lassen vermuthen, daß auch dort die dänische Auffassung bereits Wurzel geschlagen hat; ja aus dem letzten Artikel des Friedensvertrags vom 3. Juli haben besorgte, keineswegs überängstliche, Patrioten die Befürchtung geschöpft: Preußen selbst möchte diesen Prätensionen nicht die entschiedene Abfertigung haben zu Theil werden lassen, welche sie verdienen. Das Unternehmen Warnstedts, diese dänischen Anmaßungen zunächst auf dem Gebiete, wo sie zuerst aufgetaucht sind, dem wissenschaftlichen, zurückzuschlagen, die Behauptungen der Wegener'schen Schrift zu widerlegen, ist daher jedenfalls ein höchst verdienstliches; nicht minder ist es die Art der Ausführung, die ebenso sehr durch Gründlichkeit überzeugt, als durch objective Ruhe und Mäßigung gewinnt. Es ist unmöglich, nach einer unbefangenen Prüfung dieser genauen, überall auf's Sorgfältigste mit Aktenstücken belegten Anführungen Warnstedts nicht zu der Ansicht zu gelangen, daß die Wegener'sche Schrift in der That das sei, als was sie sogar von einem dä-

nischen Schriftsteller bezeichnet worden ist, ein „unwahrhaftiges Buch". Die bloße Aufzählung der nachstehenden Momente, welche die Zubehörigkeit Rendsburgs zu Holstein beweisen und deren Vorhandensein zwar von Wegener geleugnet, von Warnstedt aber aktenmäßig erhärtet wird, genügt, um zu zeigen, wie vollständig und gewissenhaft der Letztere seine Aufgabe gelöst hat: 1) Daß Rendsburg nicht auf dänischem Krongut, sondern auf holsteinischem Grund und Boden angelegt sei, ist schon im 13. Jahrhundert von den holsteinischen Grafen geltend gemacht, von dänischer Seite nicht bestritten worden. 2) Rendsburg ward im J. 1200 vom Grafen Adolf von Holstein an den König Canut von Dänemark abgetreten, was Wegener fälschlich so auslegt, als ob nur dessen „Bleiben bei Dänemark" vereinbart worden sei. 3) Dagegen wird in einer Urkunde von 1225 von jener „Zurückgabe" Rendsburgs an den Grafen von H. gesprochen, was Wegener abermals dahin umdeutet, als sei damit eine „feindliche Eroberung" der Stadt durch den Grafen (also als eines ihm früher nicht zubehörigen Gebietstheils) gemeint. 4) 1252 ward R. durch schiedsrichterlichen Spruch, nach dem Zeugniß des Chronisten Huitfeld, Holstein zugesprochen — Wegener behauptet, das sei ein Schreibfehler, es müsse: „Schleswig" heißen, weil am Rande erklärend hinzugefügt sei: „dem Fürstenthum", was nur von Sch., nicht von H. gelten könne. Nun beweist aber Warnstedt aus zahlreichen Documenten, daß der Ausdruck „Fürstenthum" ebensowohl von H. als von Sch. in den Urkunden jener Zeit gebraucht worden ist. 5) Später ward R. verpfändet, und nach einiger Zeit wieder eingelöst, Beides, nach Huitfelds Angabe, von den Grafen von Holstein. Wegener meint: sie hätten dies nicht im eignen Namen, sondern als Vormünder ihrer Schwesterkinder, der Herzöge von Schleswig, gethan; den Beweis jedoch bleibt er auch dafür schuldig. Dagegen führt Warnstedt Zeugnisse an, wonach die holsteinischen Grafen die Bürger R's. „cives nostros" („unser Bürger") nannten. So weit das Geschichtliche! Was das Staatsrechtliche betrifft, so beweist Warnstedt ausführlichst Folgendes: 6) R. hat in der Zollverwaltung stets zu Holstein gehört. 7) Bei Zahlung der Reichs-, Kreis- und Landessteuern, so wie später der Bundesmatrikel ist R. stets als Theil von Holstein betrachtet worden. 8) Von der Postordnung von 1694 an bis zum Circular der dänischen Generalpostdirection vom 23. Sept. 1845 ward R. stets den holsteinischen Poststationen beigezählt, wogegen die von Wegener mit großem Triumph angeführte Bekanntmachung des Herrn v. Tillisch, vom 5. Oct. vor. J., welche das Gegentheil annimmt, nicht in Betracht kommen kann, selbst wenn dieselbe vom Herrn Grafen v. Eulenburg mitvollzogen ist. Es ist das nicht das einzige Mal, daß der Herr Graf v. Eulenburg sich auf einen ganz eigenthümlichen staatsrechtlichen Boden gestellt hat. 9) R. gehörte im Kirchenwesen von Alters her unter die Diöcese Hamburg-Bremen, nicht unter den Bischof von Schleswig. 10) Daß rücksichtlich der Justizverwaltung R. den Einrichtungen des deutschen Reichs

unterworfen gewesen sei, muß Wegener selbst zugeben, behauptet aber: „die ganze Einrichtung der Justiz sei ohne alle staatsrechtliche Bedeutung. 11) Aber auch die Landstandschaft R. weist dasselbe nach Holstein hin, — R. war auf den holsteinischen Provinziallandtagen vertreten. Endlich aber 12) führt R. das holsteinische Nesselblatt im Stadtwappen, und 13) fand daselbst vordem regelmäßig das Kirchengebet und Trauergeläute beim Ableben eines römischen Kaisers, so wie die regelmäßige Verkündigung der Reichsgesetze in den Kirchen statt. Doch genug der Beweise, denen Warnstedt zum Ueberfluß auch noch topographische Ausführungen von gleicher Evidenz hinzugefügt! Eine interessante Episode mitten unter dieser etwas trocknen Gelehrsamkeit bildet ein lebensvoller Abriß der Kämpfe, welche die Grafen von Holstein bis zur Mitte des 15. Jahrh. mit dem Reiche Dänemark um den Besitz von Schleswig führten. Sind auch diese Kämpfe neuerdings oftmals geschildert worden und daher wohl den meisten Lesern nicht unbekannt, so können wir uns doch nicht versagen, einige Züge daraus hier wiederzugeben, welche besonders schlagend zu einer Vergleichung jener Zeit mit der neusten auffordern. Zuerst folgende Stelle, die, neben dem rühmlichsten Zeugniß für die altbewährte Tüchtigkeit der Schleswig-Holsteiner, zugleich für die Gegenwart den Trost gewähren mag: daß bei gleicher Beharrlichkeit doch wohl auch jetzt den Herzogthümern gelingen möge, was ihnen damals zum Theil unter noch ungünstigern Verhältnissen gelang!

„Im Bewußtsein des Rechts und in Erkenntniß der Pflichten gegen das Land verzagen die holsteinischen Grafen selbst dann nicht, als Kaiser Sigismund, von wahrheitswidrigem Vorgeben getäuscht, ihnen das Herzogthum ab- und den Königen von Dänemark zuspricht und Fürsten, Städte, Märkte und Dörfer des römischen Reichs deutscher Nation gegen die Grafen von H. aufruft. Funfzehn Jahre nach diesem kaiserl. Schiedsspruch war trotz Kaiser und Reich, und aller dänischen Gegenstrebungen unerachtet, die innige Verbindung beider Herzogthümer unter einander und ihre Unabhängigkeit von Dänemark nicht allein auf's Neue errungen, sondern auch mehr als früher sichergestellt und von Dänemark anerkannt.

An einer andern Stelle werden die Friedensunterhandlungen zwischen Dänemark und dem deutschen Reiche zu Anfange des 15. Jahrh. charakterisirt. Die Schilderung könnte auch heut als richtig gelten. „Bei den Verhandlungen that sich die ganze Schlauheit oder, wird der gleichzeitige Ausdruck vorgezogen, „„eine große Listigkeit"" der Dänen kund, mit welcher damals eine auffallend geringe Gewissenhaftigkeit in der Darstellung von Thatsachen gepaart ist. Die deutschen Unterhändler zeigen dagegen eine Gutmüthigkeit, eine Ehrlichkeit und eine Geneigtheit, je öfter sie getäuscht werden, desto williger Vorspiegelungen zu trauen, welche nicht übertroffen werden kann."

Der Kaiser Sigismund hatte durch einen kaiserl. Commissar dem Grafen

von Holstein „geloben" lassen, „er wolle dem Krieg ein gutes Ende machen," und dadurch diesen sogar zum Aufgeben bereits errungener Waffenvortheile vermocht. Aber mit schneidender Trockenheit berichtet Warnstedt bald darauf:

„Dies war das von deutscher Seite in Aussicht gestellte „gute Ende" des Kriegs; dies die Lösung des Wortes: man solle ja nicht daran zweifeln, daß das gegebene Gelübde werde gehalten werden."

„Nur ein Doppeltes schien unbeachtet geblieben zu sein. Das Eine war, daß die Meinung, „den Herrschern der Erde sei vom Himmel auch die Macht verliehen, die Thatsachen der Vergangenheit nach Belieben zu streichen," trotz aller Versicherungen „daß das Urtheil (der schiedsrichterliche Spruch des Kaisers) auf Recht und Wahrheit begründet sei," in einem Lande, dessen Bevölkerung vor Allem eine sprüchwörtlich gewordene Wahrhaftigkeit auszeichnet, nur auf wenige gläubige Anhänger Rechnung machen durfte. Das Andere war, daß, so dunkel auch die nächste Zukunft war, das Vertrauen auf die Kraft einer gerechten Sache und die Zuversicht auf eine höhere Lenkung der Geschicke unsres Volks von den heldenmüthigen Fürsten trotz Kaiser und Reich nicht aufgegeben ward, selbst dann nicht, als Waffen gegen die wegen Ungehorsams gegen den kaiserl. Spruch der beleidigten Majestät schuldigen Haufen aufgerufen wurden."

Hoffentlich wird das Volk von Schleswig-Holstein an Muth und Beharrlichkeit nicht zurückstehen hinter jenen „Fürsten", und andrerseits wird doch wohl unsre Schmach nicht so weit gehen, daß deutsche Fürsten es versuchen sollten, Holstein „pacificirt" dem Dänenkönige zu Füßen zu legen!

II.

Schon einige Male hat sich, wenn wir nicht irren, bei entscheidenden Wendungen der deutschen Angelegenheiten, wo solche in den weitern Umkreis der europäischen Politik hinausrückten, in englischen Blättern die kraftvolle patriotische Stimme des Germanicus Vindex vernehmen lassen, ein Name, unter welchem sich ein bekannter und auch sonst für unsre wichtigsten nationalen Belange vielfach thätiger deutscher Publicist verbergen soll. Auch dieses neueste „Sendschreiben" desselben an den britischen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten ist zuerst englisch in den Times erschienen, sodann in's Deutsche übertragen worden. Die Form und der Styl dieses Schreibens würden uns Veranlassung geben, viel Lobendes zu sagen über die darin enthaltene glückliche Vereinigung von diplomatischer Feinheit und patriotischer Wärme, englischem Blick und deutschem Herzen, kühnem Freimuth und kluger Zurückhaltung, müßten nicht Betrachtungen dieser Art in dem gegenwärtigen Moment gänzlich in den Hintergrund treten vor dem Gewicht des Gegenstandes, den das Sendschreiben behandelt und der kein geringerer ist, als die Zukunft Deutschlands, die vielleicht auf dem Spiele steht, damit zugleich aber der Friede und das Gleichgewicht Europa's.

Seit lange hat nichts so sehr und mit so vielem Recht die öffentliche Meinung Deutschlands in Erregung versetzt, wie das Gerücht von der Unterzeichnung eines Protokolls zu London, durch die drei Großmächte außerhalb Deutschlands, jenes Protokolls, welches der preußische Bevollmächtigte Bunsen in seiner Protesterklärung dagegen so treffend bezeichnete, als den Versuch einer Stipulation pour l'Allemagne, sans l'Allemagne, contre l'Allemagne. Dieses Protokoll bildet den Mittelpunkt der Betrachtungen, welche der deutsche Briefsteller an den englischen Minister richtet.

Was diesen vorausgeht, die Schilderungen des heillosen und unerträglichen Zustandes, welchen der unter Lord Palmerstons Vermittelung zu Stande gekommene Waffenstillstand vom vorigen Jahre in den Herzogthümern ins Leben gerufen, und die eindringlichen Vorstellungen, welche Germanicus Vindex wegen dessen Beseitigung macht, das alles, wie treffend und gewichtig es an sich auch ist, mag doch als inzwischen factisch erledigt durch den inzwischen abgeschlossenen Frieden, oder, richtiger gesagt, durch den erneuten Krieg, wozu der Friede den Herzogthümern das langersehnte Signal gegeben hat, auch hier als abgemacht bei Seite liegen bleiben. Selbst dieser gegenwärtige Krieg und sein augenblickliches Resultat, wäre es sogar die Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark ohne die vollständige Sicherung ihrer Rechte dürfte doch das Schlimmste noch nicht sein, was ihnen und uns droht. Das Schlimmste — das ist eben jener Versuch der Großmächte, die Erbfolge in Schleswig-Holstein auf der Basis der bloßen Zweckmäßigkeitspolitik, der diplomatischen Convenienz mit Beiseitesetzung der geschichtlichen, legitimen Ansprüche, unter dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit einer dänischen Gesammtmonarchie zu regeln. Würde dieser Versuch jemals mehr als ein Versuch, träte er als politische That ins Leben, so wäre die Selbstständigkeit der Herzogthümer für immer dahin, so wäre Deutschlands politische und moralische Vernichtung ausgesprochen, so wäre Rußlands Suprematie über das ganze nördliche Europa sanctionirt. Zum Glück ist es gerade die Größe der Gefahr, welche deren Wahrscheinlichkeit verringert. Die Erweiterung der Frage um die Rechte Schleswig-Holsteins zu einer Frage um Sein und Nichtsein Deutschlands macht es Oestreich unmöglich, sich bei der Entscheidung derselben von Preußen zu trennen. — Oestreich würde sich für immer von Deutschland ausschließen, wenn es Deutschland hier verriethe! — und der enge Zusammenhang, in dem wiederum diese deutsche Frage mit dem allgemeinen europäischen Gleichgewicht steht, läßt es fast unmöglich erscheinen, daß England im Ernste die Hand zu einem Arrangement der Art bieten sollte, wie es das Londoner Protokoll in Aussicht stellt. — Dies ist denn auch der Punkt, an welchen mit geschickter Hand Germanicus Vindex seine Vorstellungen an Lord Palmerston anknüpft. „Es kann nicht überraschen," ruft er dem englischen Staatssecretär zu, „wenn Rußland sich bemüht, die Sanction der Großmächte zu erwirken für einen Plan, welcher darauf hinaus-

geht, die Erbfolge im Königreich Dänemark und in den Herzogthümern in der Weise abzuändern, daß der, mit dem eventuellen Erlöschen des gegenwärtig herrschenden Mannsstammes eintretenden Trennung der Herzogthümer vorgebeugt und die Erbfolge im Königreich sowohl, als in den Herzogthümern auf die oldenburgische Linie übertragen werde, d. i. auf die jüngere Linie der russischen Dynastie! — Unmöglich, Mylord, könnte ein englischer Minister, nach gehöriger Prüfung und Erwägung der Verhältnisse, daran denken, einem solchen Vorschlag jemals seine Zustimmung zu ertheilen. Oder, bitte, Mylord, wie würde es Ihnen zusagen, eine russische Flotte regelmäßig im Kieler Hafen überwintern zu sehen, von wo sie früh im Jahre in See stechen könnte, anstatt bis Ende Mai in Kronstadt im Eise zu stecken? Es ist eine bekannte Sache, daß in den Jahren vor 1848 russische Kriegsschiffe wiederholt vor Kiel erschienen sind, und daß die Führer derselben diesem vortrefflichen Hafen verdientes Lob gezollt haben. Oder wie würde es Ihnen zusagen, die Elbmündung unter die fast unmittelbare Controle Rußlands gestellt zu sehen? Denn Ew. Herrlichkeit kann nicht unbekannt sein, daß das rechte Ufer, von Altona abwärts, holsteinisches Gebiet ist, daß Truppen, in Kiel ans Land gesetzt, mittelst der Eisenbahn in ein paar Stunden nach Altona und Glückstadt geworfen werden können."

Weiter führt Germanicus Vindex aus, wie der Sundzoll, diese auch für die englische Schifffahrt so drückende Abgabe, durch nichts so sehr paralysirt werden könne, als durch die Parallelstraße, welche der Eiderkanal der Schifffahrt aus dem Sunde in die Nordsee bietet. Dies aber nur unter einer Bedingung: wenn Dänemark und die Herzogthümer verschiedenen Herren angehören, welche ein Interesse daran haben, sich gegenseitig Concurrenz zu machen. Der Anfang dazu ist bereits von der Statthalterschaft gemacht worden durch Herabsetzung der Schiffsabgaben auf dem Kanal. Sind beide Länder unter einer Herrschaft vereinigt, so wird der gemeinsame Herrscher jenes Monopol nicht fahren lassen.

„Aber", fährt das Sendschreiben fort, „es sind noch andere Erwägungen, Mylord, die einem höhern Gesichtspunkte angehören, als dem des bloßen Interesses. Die Tage der Protokolle sind vorüber. Die Methode, über Land und Leute zu verfügen, ohne alle Rücksicht auf bestehendes Recht, ohne die Zustimmung des Volks einzuholen, oder dessen Wünsche zu Rathe zu ziehen, diese leichte Methode erscheint heutigen Tages wie ein großer Fehler in der Zeitrechnung. Derartige Protokolle können für eine Zeit lang aufgedrungen, aber sie werden nie respectirt werden, wenigstens nicht bei einem Volke, das seiner Rechte sich bewußt ist. Und wenn man mit Grund annimmt, daß einem starken Pflichtgefühl auch ein gleiches Maaß von Selbstachtung entspricht, so wird Ew. Herrlichkeit dem Volke der Herzogthümer gewiß ein gebührendes Maaß der letztern Eigenschaft zutrauen. Die Herzogthümer haben ihr Unterthanenverhältniß nicht zerrissen, während das Beispiel anderer Völker sie dazu einlud, nachdem der Landesherr

zu einer so schreienden Verletzung ihrer heiligsten Rechte sich hatte verleiten lassen. Aber sie kennen kein Band, das sie mit Dänemark verbinden könnte, als nur so lang und so fern der Mannsstamm der gegenwärtigen Dynastie herrscht, in welchem sie jederzeit ihre rechtmäßigen Landesherren anerkannt haben. Kein Protokoll wird sie jemals zu willigen Unterthanen eines russischen Vasallen bekehren, und wenn jemals die europäische Diplomatie verblendet genug sein könnte, um einen so nichtswürdigen Pact ihnen aufzudringen, dann erlauben Sie mir, Mylord, herauszusagen, was die Diplomatie nicht vermag: sie kann nicht verhindern, daß das nächste Geschlecht jene Ihre Protokolle in Stücke reiße. Die Sache ist diese: Die Herzogthümer werden nicht dulden, daß man ihnen für alle Folgezeit die Aussicht verschließe, die gemeinsame Geschichte Deutschlands zu theilen."

Es ist bekannt, wie gerade die Erwartung eines engern Zusammenschlusses der verschiedenen deutschen Staaten an einander, also auch Holsteins an das übrige Deutschland, vom rechtlichen sowohl als namentlich vom politischen Gesichtspunkte aus ein den Ansprüchen der Herzogthümer auf ungestörtes Beisammenbleiben günstiges Arrangement verhindert. Die Antipathien Englands gegen dies Beisammenbleiben der Herzogthümer müßten in demselben Grade sich mindern, als es nicht zu befürchten hat, daß dadurch im Augenblicke die Macht, und besonders die erstehende Seegeltung, eines bundesstaatlich geeinten Deutschlands verstärkt werden möchte. Wie schwer daher auch dem Fürsprecher Deutschlands das Bekenntniß fallen mochte, es mußte ausgesprochen werden, was ja leider auch nur zu sehr in der Wahrheit beruht: „daß für jetzt die Herzogthümer von Deutschland nichts zu hoffen haben." „Das jüngste Ringen der Deutschen nach Freiheit und Einheit ist in der einen wie in der andern Richtung erfolglos gewesen. Diese Thatsache läßt sich nicht verbergen. Nur der Feind des europäischen Staatensystems könnte über dies Ereigniß triumphiren wollen, und immer noch würde sein Triumph ein sehr kurzsichtiger sein." — „Wir haben im Laufe eines Jahres nicht erreichen können, was Andere nur in Jahrhunderten zu Stande gebracht. In dieser Thatsache kann ich mindestens keinen Grund erblicken, um an der Sache zu verzweifeln. — Aber ich gehe weiter und behaupte: die endliche Lösung der jetzt verfehlten Aufgabe betrifft sehr nahe den Frieden und das Gleichgewicht Europa's. Ew. Herrl. in Ihrer hohen Stellung ist den Ereignissen viel zu aufmerksam gefolgt, um mit Gleichgültigkeit das Mißlingen des Plans gesehen zu haben, der auf die Bahn gebracht war, einer beständigen Defensiv-Allianz zwischen Oestreich und der Gesammtheit der übrigen deutschen Staaten, die letzteren durch eine einheitliche Vollziehungsgewalt und ein Bundesparlament unter einander verbunden. Ist ein solcher Stand der Dinge erst einmal befestigt, so wird er in hohem Maße dazu beitragen, den Frieden des Festlandes auf einer Grundlage zu sichern, welche der vereinte Ehrgeiz Frank-

reichs und Rußlands nicht im Stande sein wird, zu erschüttern. Dadurch allein wird ein britischer Minister der unwillkommenen Nothwendigkeit einer bewaffneten Dazwischenkunft in den Händeln des Festlandes überhoben sein."

Es wird immer für jeden Deutschen ein schmerzliches Gefühl sein, die Sache seines Vaterlandes von dem Minister einer fremden Macht plaidirt zu sehen; aber man muß anerkennen, daß dies nicht mit mehr Feinheit, Würde und Schonung des gerechten Selbstgefühls der Nation geschehen konnte, als es in dem Sendschreiben des Germ. V. geschehen ist.

Karl Gützlaff und das Missionswesen.

In der Domkirche von Marienwerder hatte ich Gelegenheit, den berühmten Apostel der Chinesen zu hören. Dem Bilde, welches uns die gewöhnliche Romanlectüre von einem Heidenbekehrer suppeditirt, entspricht er keineswegs: ein kurzer, starker Mann mit hochrothem Gesicht, großem und breitem Mund, nach chinesischer Art schläfrig zusammengekniffenen Augenlidern, heftigen Armbewegungen, einer mehr robusten als wohlklingenden Stimme. Ein Biograph von ihm sagt: „Man hat häufig bemerkt, daß Leute, welche lange Zeit mit den Indianern Amerikas zusammenleben, auch in der Gesichtsbildung ihnen ähnlich werden. Dieselbe Erfahrung macht man im Orient. Die Gesichtszüge und das ganze Wesen Gützlaff's haben in der Art das Gepräge des echten Sohnes des Jao und Schun erhalten, daß ihn die Chinesen gewöhnlich als Landsmann begrüßen." — Ich lasse diese physiologische Bemerkung dahingestellt sein.

Karl Gützlaff ist 1803 zu Pyritz, einem pommerschen Dorfe, geboren. Seine apostolische Wirksamkeit beginnt vorzüglich in den dreißiger Jahren. Er hatte sich mit einer Engländerin verheirathet, die von der gleichen Begeisterung durchdrungen war und ihn auf seiner Missionsreise begleitete. Seine großen Kenntnisse im Chinesischen und den verwandten Mundarten imponirten schon damals dem Begründer der evangelischen Mission in China, Robert Morrison, mit dem er sich 1831 in Macao vereinigte, und machten ihn bei den englischen Kaufleuten sehr gesucht. Er wurde in den Jahren 1832 und 33 auf einigen Schmuggelschiffen, die mit Opium handelten, als Dolmetsch gebraucht und wußte auch dieses an sich nicht eben ruhmvolle Unternehmen zu seinen heiligen Zwecken, zur Verbreitung von Bibeln und Tractaten zu benutzen. Eine Missionsreise nach Japan im J. 1837 blieb ohne Erfolg. Nach Morrison's Tod wurde Gützlaff als chinesischer Secretär des englischen Consulats in Canton angestellt und gründete im J. 1840 einen christlichen Verein von Chinesen zur Ausbreitung des

Evangeliums unter ihren Landsleuten. Seine gegenwärtige Reise durch Europa hat einen ähnlichen Zweck: die Gründung von Missionsvereinen für die Verbreitung des Christenthums in China.

Seine literarische Thätigkeit hat einen unglaublichen Umfang. Er selber gibt folgende Uebersicht seiner Schriften: „Im Holländischen schrieb ich: eine Geschichte der Mission und das Leben berühmter Missionäre; dann einen Aufruf zur Unterstützung des Missionswerks. Im Deutschen: Skizzen über die kleinen Propheten. Im Lateinischen das Leben unsers Erlösers. Im Englischen: Sketches of Chinese history; China opened; Life of Kanghe; ebenso eine ganze Menge von Aufsätzen über Religion und Geschichte, über Philosophie, Literatur und Verfassung der Chinesen. Im Siamesischen: die Uebersetzung des neuen Testaments, der Psalmen, des Lebens unsers Erlösers und der biblischen Geschichte. Im Laosischen: die Uebersetzung des neuen Testaments. In der Sprache Kambodja's ebenfalls die Uebersetzung des neuen Testaments nebst den Psalmen. Ferner: English-Siamese dictionary, English-Cambodien dictionary und English-Laos dictionary. Diese Arbeiten ließ ich meinen Nachfolgern zur Vervollkommnung zurück; sie haben aber in diesen Wörterbüchern, das Siamesische abgerechnet, nichts nachgetragen. Im Cochinchinesischen: Complete dictionary Cochinchinese-English and English-Cochinchinese. Dieses Werk ist nicht gedruckt worden. — Im Chinesischen: 40 Tractate mit Einschluß dreier Ausgaben des Lebens unsers Erlösers; die Uebersetzung des neuen Testaments, wovon ich die dritte Ausgabe besorgt habe. Von der Uebersetzung des alten Testaments sind die Propheten und die zwei ersten Bücher Moses vollendet. Dann schrieb ich noch in dieser Sprache die wissenschaftliche chinesische Monatsschrift; eine Geschichte Englands; eine Geschichte der Juden; eine allgemeine Weltgeschichte und Erdbeschreibung; über den Handel; eine kurze Darstellung des englischen Reichs und seiner Bewohner, sowie mehrere kleine Sachen. Im Japanesischen: die Uebersetzung des neuen Testaments, des ersten Buch Moses, zweier Tractate und einige wissenschaftliche Broschüren. Die einzige Zeitung, der ich jetzt Beiträge zusende, ist die Hongkong-Gazette, wo ich die chinesische Abtheilung ganz übernommen habe. Bis zum Jahr 1842 schrieb ich für das chinesische Archiv." —

Eine so ungeheure Ausdehnung läßt mit Recht auf eine wunderbar leichte Fassungsgabe wie auf eine unermüdliche Ausdauer im Arbeiten schließen. Wenn man den Mann auf seinem Missionswerk sieht, wird es begreiflich. Kaum in einer Stadt angekommen, wirft er rasch seinen Talar über, und eilt in die Kirche, die zu seinem Empfang schon bereit ist. Nachdem er hier eine Stunde lang mit großer Lebhaftigkeit gepredigt, stellt er seine Sammlungen an und dann im Fluge wieder vorwärts. Seine Rede strömt mit einer solchen Schnelligkeit einher, daß man kaum im Stande ist, ihm zu folgen.

Freilich ist eine solche Schnelligkeit des Producirens dem Inhalt nicht günstig.

Von seinen sämmtlichen Werken ist mir nur das eine bekannt, welches Professor Neumann in München im J. 1847 unter dem Titel veröffentlichte: „Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reichs von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking." Bei unserer sehr unvollständigen Kenntniß der chinesischen Geschichte hat auch dieses Compendium seinen Werth, aber es ist eine unkritische Arbeit, eine ganz äußerliche Compilation und ohne Geist geschrieben. Von den eigenthümlichen Culturverhältnissen jener uns ganz fremden Welt erfahren wir so gut als Nichts. Das Ganze sieht aus wie eine christliche Weltgeschichte aus dem 17ten Jahrhundert, die mit Adam beginnt und die Zeit der Griechen und Römer vollständig ignorirt, weil diese das Licht der göttlichen Erkenntniß entbehren mußten.

Die Predigt, welche er zur Empfehlung seines Missionswerks hielt, machte ungefähr denselben Eindruck. Es war viel Routine darin, wenig Gedanken und wenig Inspiration. Man merkte ihm an, daß er das Nämliche schon einige tausendmal vorgetragen habe. Für diejenigen vollends, die aus dem Vortrag einige Belehrung über die fremden Sitten, und die Art und Weise, wie der europäische Geist sich denselben verständlich macht, zu schöpfen gehofft hatten, war die ganze Rede todt. Dennoch war wenigstens Ein wesentlicher Gedanke darin enthalten, und dieser ist es, an den wir unsere Betrachtungen knüpfen.

Der Text war die bekannte Erklärung, daß wir allzumal elende Sünder seien; und es knüpfte sich daran eine Kreuzpredigt gegen den Rationalismus, welcher die Menschen in dem falschen und gefährlichen Wahn zu bestärken suche, als könne er durch eigne Vernunft Gott finden, auf eignen Füßen stehen in dieser Welt des allgemeinen Schwindels und des Elends. — In seiner Allgemeinheit geht mich dieser Satz hier nichts an; in seiner Anwendung aber auf die Expansivkraft des Christenthums muß ich ihn bestätigen und zwar in doppelter Beziehung: das Christenthum verliert seinen Trieb, sich auszubreiten, sobald es aus seiner göttlichen Legitimität heraustritt und sich in die Welt der irdischen Wünsche und Gedanken verliert, sobald es dem irdischen Verstand und dem irdischen Rechtsgefühl überläßt, sein Denken und Wollen zu bestimmen; und es verliert auch seine Kraft dazu, denn nur der Apostel des legitimen, historischen Heilands macht sich den Heiden verständlich.

Woher ist diese Eroberungslust des Christenthums, die in keiner der andern offenbarten Religionen ihres Gleichen findet, zu erklären? Denn auch der Islam hat verhältnißmäßig nur sehr kurze Zeit diesen Trieb empfunden, während das apostolische Amt bei den Christen zu keiner Zeit geruht hat, und noch heute, trotz des ziemlich allgemein verbreiteten Indifferentismus in religiösen Dingen, seine Thätigkeit ausübt.

Freilich muß man dabei auch in Anschlag bringen, daß sich in das Missionswerk noch andere, menschlichere Motive gemischt haben, die sich mit religiösen

Ideen nur überfirnißten, vor Allem der germanische Wandertrieb, der sich in den Bekehrungsfahrten nach Grönland, Otaheiti, die Sandwüsten Afrikas und die Steppen Hochasiens nicht minder ausspricht, als in den Kreuzfahrten oder den abentheuerlichen Wanderungen in die neue Welt. Allein das Christenthum hat diesen Zügen doch erst die angemessene Form gegeben; die Kreuzfahrer wollten das heilige Grab erobern, Columbus in Indien die Schätze finden, eine neue Expedition nach Jerusalem zu Stande zu bringen; die Puritaner suchten in den Urwäldern eine Stätte für das neue Reich der Heiligen, und noch die Herren v. Chateaubriand und v. Lamartine betrachteten sich als fromme Pilger, die mit dem Muschelhut und den Sandelschuhen nach dem Oelberge zogen, um die Fußtapfen des Erlösers zu küssen.

Der Grund dieser fortdauernden Expansivkraft liegt in dem Zusammentreffen zweier Eigenschaften, die in einem scheinbaren Widerspruch zu einander stehen. Einmal muthet keine Religion dem Menschen so viel neue und unerhörte Dinge zu, auf die er dem Anschein nach unmöglich selbst gekommen sein kann, und die ihn daher über den höhern, jenseitigen Ursprung seines Glaubens außer Zweifel setzen. Andrerseits regt keine das menschliche Gemüth und die menschliche Speculation so energisch zur Selbstthätigkeit an.

Der Mittelpunkt des Christenthums ist die Lehre, daß die Welt an sich eine verkehrte sei, die frohe Botschaft, daß sie durch ein wunderbares Factum ihre Erlösung gefunden habe, und die Aufforderung an jeden Einzelnen, diesen Erlösungsprozeß nach dem einmal gegebenen Vorbilde in sich zu reproduciren. In andern Religionen, z. B. dem Islam, ist das Paradies nichts andres, als die Erfüllung der irdischen Begierden und Leidenschaften, die Natur wird nur herabgesetzt, um augenblicklich durch eine höhere Autorität wieder rehabilitirt zu werden. Eine solche Religion kann nur in einer kurzen Zeit des Fanatismus den Trieb fühlen, sich auszubreiten, denn sobald dieser vorüber ist, hört sie auf, sich im realen Gegensatz gegen die Welt und deren Geist zu fühlen, und der Einzelne kann nicht weiter daran denken, in Bezug auf die Vermittelung des wahren Glaubens mit der gewöhnlichen Vernunft productiv zu sein, eben weil dieser Glaube zu einfach und zu abstract an ihn herantritt. In andern Religionen wieder ist die Vermittelung der idealen und der realen Welt so complicirt, so wenig in große, bedeutende, dem Gemüth geläufige Züge zusammengedrängt, daß die Willkühr hinlänglichen Boden hat, sich mit sich selbst zu beschäftigen. An eine Verbreitung unter die Ungläubigen kann sie nicht denken, weil sie keinen Weg des Verständnisses findet. So ist es in Indien.

Der christliche Missionär, der rechtgläubige nämlich, tritt einmal mit der ganzen Sicherheit und Ueberzeugung auf, die ein äußerlich beglaubigter, ein höhern Orts legitimirter Auftrag verleiht. Er spricht im Namen eines allmächtigen Souverains, der jedes Haar auf dem Haupte seiner Gläubigen zählt. Er kann den

Inhalt seines Glaubens, seine frohe Botschaft, durch zahlreiche Documente und die eigene Begeisterung bestätigen. Er ist tief durchdrungen von der Nothwendigkeit seiner Sendung, denn ohne sie ist die Natur dem Bösen verfallen, sind die Menschen zeitlich und ewig verdammt. Was er ihnen bringt, ist ein absolut Neues, etwas, das ohne ihn sie nie erkennen würden: aber er spricht nicht bloß zu ihrer Neugierde, sondern zu ihrem Gewissen, er regt die ganze Furcht der Hölle in ihnen auf, und sie werden ihn hören müssen, wenn sie diese Furcht nicht bereits durch eigne sittlich-religiöse Grundsätze überwunden haben. Zu solchen Grundsätzen, die das Grauen der Furcht überwinden, fehlt es aber den heidnischen Religionen an Stoff.

Das ist die eine Seite. Nun ist aber jene Lehre von der Sündhaftigkeit der Welt wie von dem Wunder der Erlösung so vielfach mit geistigen Momenten durchflochten, es scheinen soviel allgemeine Gedanken durch in dem Netz von Bildern, Gleichnissen, Thatsachen und Ermahnungen, daß dem grübelnden Verstand ein unendlicher Spielraum gelassen ist, sich in diesem Labyrinth des Geistes auf seine Weise zurechtzufinden. Der Katholik wird es durch scholastische Formeln versuchen, der Protestant wird das Rechtsbewußtsein und die ethischen Beziehungen des Gemüths zu Hilfe nehmen.*) In beiden Fällen tritt eine Dialektik ein, das Verhältniß des Apostels zu seinen Bekehrten bleibt nicht bloß äußerlich. Das Evangelium wird ein schönes Räthsel, dessen Wort man eigentlich nie findet, dem man sich aber durch sinnige Betrachtungen nähert. Der Mensch kann erfinderisch werden in seinem Verständniß, und das Geheimniß, das ihn lange beschäftigt, wird ihm eben darum werth.

Alle diese Hilfsquellen fehlen dem Rationalisten. Er kann sich nicht auf eine höhere Autorität stützen; er kann der Welt keine unerhörten Geheimnisse offenbaren. Der Inhalt seines Glaubens ist nicht reich und am wenigsten auf die Phantasie berechnet. Es ist in seinem Glauben kein Haß gegen die Mannigfaltigkeit der natürlichen Entwickelungen, im Gegentheil muß er sie alle bis zu einem gewissen Grade anerkennen; je aufgeklärter er ist, je weniger imponirt er. Zum Rationalismus kommt jede Religion in einem gewissen Stadium ihrer Entwickelung; die eine hat nicht nöthig, die andere zu bekehren; sie hat auch nicht die Kraft dazu, denn wo das Gemüth nicht in Furcht und Zittern gesetzt ist, werden die natürlichen Leidenschaften und Interessen nicht daran denken, sich einem allgemeinen Princip zu unterwerfen.

---

*) Die verschiedene Beschaffenheit des katholischen und protestantischen Missionswesens verdient eine eigne Besprechung. Vorläufig verweisen wir, des ähnlichen Gegenstandes wegen, auf ein interessantes Buch: Souvenir d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, par M. Huc, prêtre missionaire de la congregation de St.-Lazare; auf die Annales de la propagation de la foi (einer am 3. Mai 1822 in Lyon gegründeten, über ganz Frankreich ausgebreiteten Missionsgesellschaft), und deren Besprechung in der Revue des deux mondes, 15. Juni.

Der Humanismus, als Cultur überhaupt betrachtet, hat es aber auch nicht nöthig, denn er ist nicht der Gegensatz, sondern die Erfüllung der natürlichen Entwickelung. So wenig die Wissenschaft Apostel bedarf, so wenig das Recht im höhern Sinn. Das Christenthum zerschlägt die Individualitäten, auch die größern der Völker; es duldet keinen erhöhten Patriotismus, kein lebendiges Nationalgefühl. Die beiden Extreme des modernisirten Christenthums, der Socialismus und das System der specifischen Freiheit, der Staatlosigkeit, sind eben so hart gegen das Wirkliche. Das Rechtsprincip dagegen, welches die Quelle unserer Bestrebungen ist, erfüllt sich nur in der Mannigfaltigkeit der realen Welt, deren Streit zum Vertrage führt, aber nicht zur Unterwerfung, nicht zur Vernichtung eines Lebendigen, das noch die Lust am Leben hat.

Die Berliner Abendpost.

Unter sämmtlichen sogenannten demokratischen Blättern unsers Vaterlandes ist die „Abendpost" das einzige, welches ein bestimmtes Princip vertritt — oder vertreten hat, wird man vielleicht bald sagen, denn die preußische Regierung scheint in ihrer Verfolgung gegen die Presse ihre größte Energie gegen diese Zeitung gewendet zu haben, von der sie doch unmittelbar wenigstens den geringsten Nachtheil zu befürchten hat. Denn eben ihres Princips wegen ist sie im höchsten Grade unpopulär, sowohl in Beziehung auf den Inhalt als auf die Form; mit ihren Glaubenssätzen, die nichts weniger als die coulanten Vorstellungen unserer revolutionären Epoche reproduciren, stößt sie in jedem Augenblick der Masse vor den Kopf, und die Art und Weise, wie sie dieselben rechtfertigt, setzt, um richtig verstanden zu werden, nicht nur eine Menge von Vorkenntnissen voraus, sondern vor Allem eine gewisse Geläufigkeit im abstrakten Denken, die man am wenigsten bei derjenigen Volksclasse erwarten kann, welche man gewöhnlich mit dem Namen Demokratie bezeichnet. Die Deductionen der Abendpost sind schneidend kalt, wie alle Deductionen der Sophistik — ich gebrauche dieses Wort nicht gerade im übeln Sinn —; sie haben nichts „Herzerwärmendes", und das Volk verlangt eine compactere Speise. Zudem liegt nicht allein das Ziel ihrer Bestrebungen, sondern auch der Anfang zur Ausführung derselben in so weitem Felde, daß es einem preußischen Thiers schwer fallen würde, anzugeben, zu welchem ersten politischen Schritt eine etwaige Majorität der principiell „anarchistischen" Partei führen würde.

Die Regierung kann also zu ihrer Verfolgung nur durch zwei Umstände bestimmt worden sein: einmal, nach der gewöhnlichen Berliner Manier, Meinungs-

verschiedenheiten nicht qualitativ, sondern quantitativ zu messen, durch die Ueberlegung, daß die Abendpost doch am weitesten gehe, und darum am schädlichsten sei, sodann durch die Gereiztheit über den völligen Mangel an Ehrerbietung, der sich allerdings in der Abendpost am schärfsten ausspricht.

Wir von unserm Standpunkt glauben vielmehr den gebildeten Leser auf eine Richtung aufmerksam machen zu müssen, die von bei weitem größerm Interesse ist, als z. B. die Deklamationen der Nationalzeitung. Denn der Verstand hat auch in seinen Irrfahrten etwas Lehrreiches; das hohle Pathos dagegen ist unausstehlich.

Um der Abendpost ihre Stellung in der Partei anzuweisen, die man sonst die radicale, jetzt die demokratische nennt, sondern wir dieselbe — soweit sie überhaupt sich mit Positivem abgibt — nach drei Richtungen, die sich nicht nur dem Grade, sondern dem wesentlichen Inhalt nach von einander scheiden.

Die eine, die specifisch demokratische, geht von der Idee der Volkssouveränetät aus. Sie stellt als einzige Aufgabe des Staates hin, den Willen des Volks auszuführen. Da sie sich unter dem Begriffe Volk nichts anders denken kann, als die Masse der in einem gewissen territorialen oder nationalen oder politischen Umfang begriffenen Individuen, so weiß sie den Willen des Volkes nicht anders zu erforschen, als durch Zählung, durch Addition und Subtraction, und es kommt nur darauf an, eine Modalität zu finden, nach welcher diese Zählung so genau als möglich vor sich geht. Der auf diese Weise constatirte Wille des Volks soll dann Gesetz des Staates sein, und jede Staatsform, in welcher die Gesetze nicht in der Form der Zählung gefunden werden, soll als ein Attentat gegen die Volkssouveränetät vernichtet werden, wenn es nicht anders geht, durch eine Revolution, d. h. durch eine handgreifliche Darstellung des Volkswillens.

Am consequentesten ist dieser Begriff in der französischen Verfassung von 1793 ausgeführt worden, nach welcher über jeden Gesetzvorschlag jeder einzelne Bürger befragt und demnach entschieden werden sollte. In dieser Consequenz zeigt sich die Gedankenlosigkeit des Princips am augenscheinlichsten. Wenn z. B. die Staatszähler zur Entscheidung der Frage, ob der Zollaufschlag auf den Twist erhöht werden sollte oder nicht, von Haus zu Haus gehen sollen, um den Willen des Souveräns zu constatiren, so würde das Endresultat, wie es auch ausfallen möge, jedenfalls nicht eine Folge verständiger Ueberlegung sein. Man hat diese handgreifliche Absurdität durch eine Fiction, die Uebertragung des souveränen Willens an Repräsentatiten, zu corrigiren gesucht; aber die verschiedenen Repräsentativsysteme sind so lange haltlos, als sie sich nicht von dem πρῶτον ψεῦδος der Volkssouveränetät lossagen, in welchem der Begriff der unbeschränkten Gewalt, und die Uebergabe dieser Gewalt an einen aus Individuen atomistisch zusammengesetzten Collectivbegriff sich vermischen. Freilich ist es noch viel schlimmer, wenn man der Massenherrschaft gegenüber den Staat auf den fürstlichen Absolutismus gründen will. —

Die zweite Richtung, die socialistische, geht nicht von dem souveränen Willen des Volks aus, sondern von seinem Wohl. Zweck und Aufgabe des Staats ist nach ihr das höchste materielle und geistige Wohl aller Individuen, die in ihm enthalten sind. Jeder Staat, der dieses Ziel nicht erreicht, ist ein Staat des Unrechts; ein Staat, in dem es noch Arme und Hilfsbedürftige gibt, verdient nicht zu leben. Der Staat soll die Vorsehung sein, die keinen Sperling umkommen läßt. — Es kommt nicht weiter darauf an, wie sich der Socialismus diesen Staat, diese Organisation der Arbeit denkt; er ist zunächst nichts als ein Feldgeschrei, ein Aufruf an alle Mißvergnügten, den Staat zu zwingen, daß er alle Thränen trockne, jeden Wunsch des Herzens erfülle.

Es ist nicht nothwendig, daß der Socialismus mit der Demokratie Hand in Hand geht. Wenn der Socialismus glaubt, durch einen Bau von Unten auf den Staat so organisiren zu können, daß er seinen Bedürfnissen am besten entspricht, so wird er eine demokratische Färbung annehmen; er kann aber ebensogut der entgegengesetzten Ueberzeugung sein, und dem höhern Verstand eines Auserwählten, eines Dictators oder Propheten, die zweckmäßigste Leitung der Gesellschaft übertragen. Denn der Glaube, daß ein Volk am besten für sein eigenes Wohl sorgen wird, gehört keineswegs zum Wesen des Socialismus.

Die dritte Richtung nun, diejenige, welche die Abendpost vertritt, — ich will sie die anarchistische nennen, — ist den beiden vorigen diametral entgegengesetzt. Der Demokratie: denn sie findet in der Herrschaft der Majorität über die Minorität eine ebensogroße Tyrannei, als in der Herrschaft des absoluten Königs über seine Unterthanen; dem Socialismus: denn sie findet in einem Collectivbegriff, wie er in dem Worte Staat liegt, die wenigste Fähigkeit, auf eine zweckmäßige Weise das Interesse der Einzelnen wahrzunehmen. Die Demokratie wie der Socialismus wollen Alles für das Volk gethan haben, aber Alles durch den Staat, mögen sie denselben auch mit dem Volk identificiren; die Partei der unbeschränkten Freiheit dagegen findet, daß gerade der Staat, er möge monarchisch oder demokratisch sein, durch seine beständige Einmischung Alles verdirbt, und daß man für das Wohl der Menschen am besten sorgt, wenn man ihm eine Function nach der andern entzieht, und ihn auf diese Weise endlich — aufhebt.

Man erschrecke nicht von vornherein über die Paradoxie dieses Satzes. So lange man von der Vorstellung ausgeht, die bei sämmtlichen unserer Staatskünstler im Stillen vorherrscht, daß auf der einen Seite der Staat stehe (oder das Volk, oder die Gesammtheit, oder die Gesellschaft, das bleibt sich ganz gleich), auf der andern die Einzelnen, so wird ein allmäliges Entziehen der Macht des einen Begriffs zu Gunsten des andern wohl denkbar sein, und mit dem Aufhören aller Macht ist das Aufhören der Existenz mit logischer Nothwendigkeit verknüpft.

In diesem Sinn ist die Genesis des Satzes: Anarchie ist die beste Regierungsform, zu verstehen. Wenn man freilich fragt: wie können sich verständige

Menschen eine Gesellschaft ohne alle Ordnung, ohne allen Ausdruck des gemeinen Willens, d. h. ohne Regierung, denken? so genügt diese genetische Erklärung keineswegs. Man muß der Verwirrung weiter nachgehen.

Der Ursprung jener seltsamen Theorien ist ein doppelter. Einmal eine politische Sophistik, deren Entwickelung sich an die neueste deutsche Philosophie anknüpft, dann ein national-ökonomisches System, das altenglische von Adam Smith, das bei der doctrinären Richtung der Zeit seine Consequenzen auf weitere Gebiete ausgedehnt hat.

In den vorzüglichsten Mitarbeitern des besprochenen Blattes, Faucher und Prince-Smith, sind diese Richtungen repräsentirt. — Wir wollen die zweite zunächst betrachten.

Adam Smith ist es keineswegs um eine vollständige Theorie des Staats zu thun gewesen. Man kann gegen die indirecten Steuern und gegen die Zölle sein, und doch dem Staat einen großen Spielraum auch in Beziehung auf die productive Thätigkeit des Volks einräumen. Der Grundsatz der progressiven Vermögens- und Grundsteuer, durch den man in der Regel jenen Ausfall ergänzt, ist sogar in weiterem Sinn ein socialistischer.

Aber allerdings hängt er mit einem allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatz zusammen. Der Freihandel, allgemein eingeführt, würde, abgesehen von seinem Einfluß auf den Nationalwohlstand, den wir hier ganz bei Seite lassen können, die Scheidung der Volksinteressen und damit die individuelle Energie der Staaten mehr und mehr aufheben. In diesem Sinn ist die Agitation Richard Cobden's, wie es ja auch in den freilich etwas theatralisch gehaltenen Friedenscongressen den äußern Anschein gewinnt, eine kosmopolitische.

Um so mehr mußte die Freihandelspartei in Deutschland diese Richtung nehmen, als die ihr entgegengesetzte, die Partei der Schutzzölle, seit List ihre Theorie vorzüglich auf die Auffassung der deutschen Nation als einer Individualität basirte. Die Freihandelspartei wurde antinational, weniger um ihres Zwecks willen, als um die Gründe ihrer Gegner zu bekämpfen.

Ungefähr auf demselben Standpunkt war die von der Hegel'schen Philosophie inficirte politische Doctrin angekommen. Arnold Ruge zersetzte den Begriff des specifischen Patriotismus, des Patriotismus, welcher sich auf die nationale Einheit bezog; die Berliner Schule, die Bauer, Buhl, Stirner, Jungnitz u. s. w., den Begriff des constitutionellen Staates, wie sie es nannte, eigentlich den des Repräsentativsystems. Beide Begriffe, die der liberalen Partei noch immer als Ideal vorschwebten, wurden nicht nur als ungenügend für ein letztes Resultat, sondern geradezu als Momente der „bürgerlichen" Reaction gegen den Fortschritt der Freiheit bezeichnet. Der Glaube an das Vaterland, der Glaube an den Staat sollte als letzter Rest des alten Aberglaubens aus dem Herzen gerissen werden.

Ein Ketzer, auch in politischen Dingen, wird unaufhörlich von dem Gespenst der Vorstellungen, die er im Princip überwunden zu haben glaubt, verfolgt. So wie diese „Freien" in ihrer theologischen Periode in den unschuldigsten Aeußerungen Spuren von Religiosität witterten und mit leidenschaftlicher Wuth über diese Spuren herfielen, so ging es ihnen jetzt mit dem Staat und seinem concreten Ausdruck, dem Bürgerthum. Unter Bürgerthum verstanden sie die Masse der Philister, durch welche der Genius unterdrückt würde; unter Staat die Form, welche sich diese gedankenlose Masse zu geben wisse. Sie befreiten sich von derselben theils durch Kritik ihrer einzelnen Erscheinungen, namentlich der constitutionellen Kammern, wo sie dann meinten, mit dem Wesen des constitutionellen Staats fertig zu sein, wenn sie einen Widerspruch in demselben nachwiesen, was eigentlich von Schülern Hegels sehr gedankenlos war. Denn die Forderung der Widerspruchlosigkeit in der idealen Staatsform sagt eigentlich nichts andres, als daß man sein Ideal in einem Petrefact sucht, während der Staat doch nur die dialektische Methode sein kann, in welcher sich der Entwickelungsproceß der Cultur mit Ordnung und Verstand vollzieht. Wenn sich also Edgar Bauer über die Kritik selber dahin ausspricht: „Man werfe uns nicht vor, daß die Kritik eine Freude daran habe, Alles zu verwirren und aus geordnetem Weltzustande ein Chaos zu machen. Sie hat vielmehr die undankbare Arbeit, aufzuzeigen, wie unklar, wirr und chaotisch noch Alles ist. — Und wenn sie sich auch nicht das Recht der Geschichte anmaßt, die Frage zu beantworten: was soll denn aber am Ende werden? so antwortet sie doch auf die Frage: Ist dieses, was sich mit seiner Existenz so breit macht, werth, daß es existire? Und das ist genug. — Jeder hat Etwas, woran er im Leben, in der Politik festhält, weil er es für das Höchste und Absolute hält. — Wir haben die Kritik, die, selber Nichts, aus jedem Etwas, das für sich das Recht des Absoluten in Anspruch nehmen möchte, ein Nichts zu machen weiß." — so spricht er sich damit so vollständig selber sein Urtheil, daß wir nichts weiter hinzuzufügen haben.

Ich darf nicht erst daran erinnern, wie diese souveräne, capriciöse, inhalt- und grundsatzlose Kritik dem specifischen Berlinerthum entspricht. Ergänzt wurde diese Befreiung des genialen Einzelnen von dem Druck allgemeiner Gedanken durch lyrische Stoßseufzer, wie zu der Zeit der Stürmer und Dränger und der schönen Seelen. Das seiner Zeit vielgelesene Buch von Max Stirner: „Der Einzige und sein Eigenthum" ist nichts als der dithyrambisch ausgeführte Stoßseufzer einer schönen Seele, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und des zweckmäßigen Arbeitens ennuyirt.

In dem Jahr des Heils 48 hatte das souveräne Berlin Gelegenheit, seiner Sehnsucht, die sich bis dahin in einsamer Bierstube hatte verzehren müssen, auf der Gasse Luft zu machen. Es hat sich in dieser Zeit ausgetobt, und sein chao-

tisches Wesen hat sich einigermaßen abgeklärt. In der Abendpost geht dieser Abklärungsproceß auf eine erfreuliche Weise weiter vor sich.

Schon die beständige Nothwendigkeit, sich mit concreten, bestimmten Fragen zu beschäftigen, die über den Kreis der abstracten Politik hinausgehen, zwingt die Kritik, den ätherlosen Himmel ihres reinen Denkens zu verlassen, und die Seligkeit des Selbstgefühls, daß außer ihr auf Erden alles Tand und Eitelkeit sei, aufzugeben. Zuweilen macht diese Art, wie die Kritik sich selber corrigirt, einen fast komischen Eindruck. So beginnt ein Aufsatz mit dem Nachweis, daß jede Schuld, die ein Staat contrahirt, sein unausbleibliches Verderben nach sich ziehen muß. Die souveräne Kritik wäre dabei stehen geblieben, und hätte ein Jubellied über den nahe bevorstehenden Untergang sämmtlicher Staaten angestimmt, die ja sämmtlich Schulden haben. Einer Zeitung dagegen muß es einfallen, daß auch nach Aufhebung des Staats die Geldverwickelungen übrig bleiben, die durch einen Deus ex machina nicht aufgehoben werden können. Statt also in jenen Triumphgesang auszubrechen, schließt sie mit dem höchst soliden Rath, die Staaten möchten sparsam wirthschaften, ihre alten Schulden allmälig bezahlen, und keine neuen machen.

Dennoch ist die alte Paradoxenjagd nicht ganz aufgegeben. Das Gespenst des Staats erscheint mit der Gewalt einer fixen Idee, wo man es am wenigsten erwartet; der Staat wird nicht nur an sich, sondern auch in seinen Compositionen verfolgt. Als die Abendpost über Sir Robert Peel's Tod berichtet, dessen Verdienste sie im Uebrigen gebührend anerkennt, kann sie sich doch des Ausrufs nicht enthalten: Gott sei Dank, wieder ein Staatsmann weniger!

Abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten, krankt ihr Princip an einer Reihe falscher Voraussetzungen, die eigentlich so evident sind, daß nur die Träumerei deutscher Speculation von ihnen befangen werden kann. Wir heben nur einige hervor.

Die eine ist, daß eine Gesellschaft sich selbst bilden könne, ohne sittliche Voraussetzung, ohne Tradition, ohne Autorität. Diese sittlichen Voraussetzungen folgen sogar dem Ansiedler in die Urwälder Amerika's, wo die Hindernisse, die eine bereits vorhandene Cultur, bestehende gesellschaftliche Verhältnisse der Bildung einer voraussetzungslosen Gesellschaft in den Weg setzt, noch nicht vorhanden sind. Ja diese sittlich-religiösen Voraussetzungen sind es, die ihn aus Europa getrieben haben, und die jenseit des Meeres sein Thun und Treiben bestimmen. Nicht die Fluthen des Oceans spülen die historische Tradition vom Menschen ab. — Wenn in der Gegenwart die Mehrzahl der Menschen den Mord, das Verbrechen überhaupt, verabscheut, so ist auch das nicht Natur, sondern Erwerb der Geschichte. Ja die Fähigkeit, sich auch nur zu vorübergehenden Zwecken zu verbinden, setzt bereits die sittlichen Grundlagen voraus, der jene Verwandlung des Staats in Vereine zu entfliehen sucht. Was wir sind, sind wir nur als Kinder der Zeit, als Producte der Geschichte, als Glieder eines realen staatlichen Organismus.

Die zweite Unklarheit liegt in dem unbestimmten Bild, das man sich von einem „Verein" macht, der weder Staat, noch überhaupt Organisation sein soll. Auch der Freihandel setzt Rechte, Sicherheiten voraus, die auf einer solideren Basis ruhen müssen, als auf der allgemeinen Billigkeit. Jeder Verein, der innerhalb der Culturwelt entsteht, muß, um sich innerhalb derselben geltend zu machen, gewisse Rechtsverbindlichkeiten eingehen; der Einzelne, „Freie", muß es in noch höherm Grade; und in der Wildniß wird die Gesellschaft sich selbst bedingen müssen.

Diese handgreiflichen Widersprüche sind unschädlich, weil sie unpraktisch sind. In der realen Welt wird die Einführung der Anarchie schwer fallen; und tritt sie als Uebergangsstufe ein, so wird sie ihr Gegengift in der allgemeinen, dem Menschen einwohnenden Natur finden, die nach Herstellung geordneter Zustände strebt.

Größere Aufmerksamkeit ist aber auf den dritten Punkt zu richten, der gefährlicher ist, weil er sich nicht in Unmöglichkeiten bewegt. Das Wesen des Staats, von dem wir hier reden, ist die Concentration größerer Kreise in einen lebendigen Organismus, der einen gemeinsamen Mittelpunkt hat, von welchem aus alle Kräfte geleitet und getrieben werden. Daß ein solches System der Concentration seine Grenzen hat, über die hinaus es schädlich auf das Gedeihen des Volks einwirkt, hat die Geschichte Frankreichs gelehrt. Aber man ist jetzt nur zu geneigt, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Der Trieb des Menschen nach Freiheit, in seiner letzten Consequenz das grillenhafte Anachoretenthum, wird einseitig als der letzte und höchste Zweck des menschlichen Lebens aufgefaßt. Aber die Leidenschaften der Herrschsucht, des Ehrgeizes, der Liebe u. s. w. sind nicht allein weit stärker, sondern auch viel productiver in der Förderung der Cultur. Sie werden allein hinreichen, jene Concentrationen, wo der Starke und Kluge herrscht, und die Masse gehorcht, d. h. Staaten hervorzubringen; und der Trieb der Freiheit wird diese Staaten in eine gesetzliche Form bringen. Die höchsten Zwecke der Cultur, und die edelsten Kräfte des Geistes können nur gefördert werden, wo der Blick ins Große reicht, der starke Arm aus dem Vollen arbeiten kann. Für uns in Deutschland ist eine Rettung von der Schmach des kläglichsten, verächtlichsten Spießbürgerthums nur durch eine starke, eiserne staatliche Concentration möglich, und wenn sie — ich sage es ungescheut — zunächst durch den Weg des unbeschränktesten Despotismus führen sollte.

Die englischen Police Courts.

Als Grundlage der persönlichen Freiheit des Staatsbürgers.

Wenn man bei uns (ich meine das ganze continentale Europa) sagt: „Niemand kann ohne richterlichen Spruch seiner Freiheit beraubt, d. h. arretirt werden," so hat dieß dermal noch gar keinen Sinn, denn das Gericht, das da sprechen soll, existirt eben nirgends. Und somit liegt es uns ob, dasjenige Tribunal zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, dem in England dieses Geschäft zusteht. Dieses Land ist bekanntlich in Grafschaften getheilt, an deren Spitze Lieutenants stehen, welches aber nicht besoldete königl. Beamte, sondern Communal-Würdenträger sind. Diese schlagen nun zeitweilig der Königin (dem Minister des Innern) vor, wer in die commission of the peace kommen, d. h. wer Polizei-Magistrat werden solle. Demnach werden ernannt Officiere der Land- und Seemacht (auf halben Sold), Grundbesitzer, Geistliche, Aerzte, Fabrikanten, Kaufleute; mit einem Worte, die Honoratioren (gentry) der Grafschaft. Herzoge und Lords nehmen keinen Anstand, eine dergleichen Stelle auszufüllen, die keine Besoldung mit sich bringt. Da man aber in England sagt: „was Jedermanns Amt ist, ist Niemandes Amt," so besteht an jedem Police office oder Court (in jedem bedeutenden Flecken) ein oder zwei salarirte Police Magistrates, welche jeden Tag zu bestimmten Stunden anwesend sind.

Zu jedem Police office gehören noch die Constables, von angelsächsischen Zeiten her so genannt, weil sie einen Stab zu führen haben, welcher aber dermal in einem eisernen, dicken, mit einer Lederschleife an die Hand befestigten Knüppel (a bludgeon) ausgerüstet ist. Seit Robert Peel's neuen Police Akt ist diese Truppe systematisch organisirt, hat ihre sargeants, inspectors etc. und ist unstreitig die beste Anstalt dieser Art in Europa, weßwegen man denn getrachtet hat, sie in Preußen nachahmend einzuführen. Entsteht an irgend einem Orte des Königreichs eine Aufregung, so kann die Regierung nicht sogleich Truppen hinsenden, welches hieße Oel ins Feuer gießen; sondern es werden eine Anzahl special constables in Eid genommen, Bürger aller Classen, die denn auch mit dem staff (Stabe) ausgerüstet werden. In besondern Fällen, z. B. in der großen Chartisten-Aufregung im Mai 1848 in London, hielten es Leute wie der Marquis of Northampton etc. nicht unter ihrer Würde, sich als Polizeidiener qualificirt zu sehen. In solchen Fällen wird auch die Zahl der Polizei-Beamten (the commission of the peace) vermehrt, es gilt für eine Ehre selben anzugehören, und entzieht die Regierung Jemandem eine solche Bestallung, so wird es eine als sehr empfindliche Strafe, oder wenigstens Mißbilligung angesehen; womit man

z. B. gegen den Chartisten-Chef John Frost die Proceduren anfing. Entsteht nun irgendwo ein Aufruhr, so begibt sich ein oder mehrere Polizei-Magistrate, begleitet von einem Schwarm von Constabeln nach dem Orte — und es muß erst die Aufruhrsakte verlesen worden sein, welche das Volk zur Ruhe und zum Auseinandergehen ermahnt, ehe sich ein Soldat sehen lassen darf.

Der Constable ist in England die einzige Person, die arretirt. Aus eigener Machtvollkommenheit kann ein Constable nur in flagranti delictu, bei Begehen eines Verbrechens, sein Amt handeln. Wird eine Thätlichkeit in der Straße begangen, so kann blos Jener arretirt werden, der den andern zum Bluten verletzt hat. Die öffentliche Ruhe (the Kings peace) darf man aber auf der Straße in England nicht ungeahndet stören — ein lärmend Betrunkener, Jeder, der unanständige (obscöne) Reden führt, kann auch arretirt werden. In dieser Beziehung wird kein Unterschied der Stände gemacht, und der Marquis of Waterford (einer der reichsten Gutsbesitzer Irlands) hatte während seiner Jugendfahrten in London öfters die Ehre in einer Polizeizelle zu schlafen. Außer diesen Fällen, die denn doch wohl durch das Gewühl der großen englischen Städte geboten sind — kann Niemand ohne einen Warrant (schriftliche Vollmacht) arretirt werden. Wehe dem Constable, der bei Tag oder Nacht ohne ein dergleichen Document sich in das Haus eines Engländers begeben wollte; denn der Hausherr oder sonst Betheiligte hätten das Recht, ihn augenblicklich zu tödten; Fälle die denn manchmal vorgefallen sind. Vor Gericht würde ein derlei Todtschläger freilich zu erscheinen haben, aber jede Jury würde ihn sogleich freisprechen. Uebrigens steht auch bei einer nicht ganz eigenmächtigen, aber doch in der Form mangelhaften Arrestation dem Beschädigten ein Proceß for false imprisonement (für ungesetzliche Einsperrung) gegen die Regierung frei, welche demnach oft einen bedeutenden Schadenersatz zu leisten hat.

Diejenigen unserer Leser, welchen dergleichen Gegenstände fremder sind, werden demnach fragen, wie kann man denn also in England Mörder, Diebe oder auch Hochverräther oder Aufwiegler arretiren? Ganz allein auf einem gesetzlichen, genau vorgeschriebenen Wege. Dies ist eine der Hauptaufgaben der Police Courts. Hier können entweder Private oder die Regierung durch ihre Organe als Ankläger auftreten, aber nur in den seltensten Fällen (als den Schießereien auf die Königin ꝛc.) sind die präparatorischen Verhandlungen geheim, alles andere geschieht bei offenen Thüren. Jeder Ankläger (und wäre es ein königlicher Prinz) muß zuerst einen Eid schwören, die Wahrheit zu sprechen; verstößt er gegen diesen, so kann ihm der Beschädigte (oder das Gericht) einen Criminalprozeß wegen falschen Zeugniß anhängen, worauf Deportation steht. Nun bringt dennoch der Zeuge oder die Zeugen ihre Anklage gegen den Abwesenden (wenn er nicht gleich in Flagranti arretirt worden war) vor. Nach längeren oder kürzeren Verhandlungen kann nur die Bench, ein oder mehre Magistrate, die An-

gelegenheit vertagen, mehr Zeugen vorladen; oder den Beklagten sogleich lossprechen (dismiss the case); oder endlich einen Erscheinungs- oder Verhaftsbefehl gegen denselben erlassen. Mit der Exekution der letztern wird ein Constable beordert, welcher den Erscheinungsbefehl im Hause abgibt, oder Anstalten macht, des zu Verhaftenden habhaft zu werden, wozu er einen Warrant (Vollmacht) vom Polizei-Magistrate unterzeichnet und besiegelt erhält. Mit dieser kann er nun den Beschuldigten überall, zu Hause oder auf der Straße arretiren, im ersten Falle nur bei Tage, denn bei Nacht darf man das Haus eines Engländers blos auf Hilferuf von innen violiren. Schon auf dem Gange oder der Fahrt nach dem Gefängniß kann der Verhaftete bei Freunden vorkommen, und ihnen Behuf der Haftung (bail) Mittheilungen machen. In vielen Fällen hat selbst der Vorsteher des Gefängnisses das Recht, einen Verhafteten sogleich gegen Bürgschaft zu entlassen. Ist es aber die Zeit, wo Police Court gehalten wird (gewöhnlich von 9 bis 4 oder 6), so wird der Arretirte sogleich vor die Magistratsperson gebracht; sonst aber freilich bis zur nächsten Sitzung eingesperrt. Wird Jemand vor die Police Court gebracht, so hat er auch das Recht einen Advocaten und die Entlastungszeugen bei sich zu haben. Solche Verhandlungen enden entweder in Vertagung oder Lossprechung; in einem Urtheilsspruche (in kleineren Vergehen — die sogenannte summary procedure), oder dem Verweisen an die eigentlichen Gerichte. So wie nun selbst längere Verhandlungen vor sich gehen können, während der Untersuchte sich auf freiem Fuße befindet; so kann auch bei einem Verwiesenwerden an die eigentlichen Gerichte eine Freilassung gegen Bürgschaft stattfinden, sich vor den letztern zu stellen. Man sieht also, wie die englische Gesetzgebung dafür gesorgt hat, selbst den mit mehr oder weniger Grunde Beschuldigten nur im äußersten Falle seiner Freiheit zu berauben; von Caprice-Einsperrungen, wie sie im Polizeistaate gäng und gäbe sind, kann dort keine Rede sein. Charakteristisch war daher die Antwort, die Königin Anna einem fremden Gesandten geben ließ, der von ihr eine Satisfaction für irgend ein ihm zugefügtes Unrecht forderte: „die Regenten von England haben nicht das Recht, — selbst dem geringsten Bürger irgend auch nur die geringste Strafe zu diktiren.“ Nach dem Verlust der persönlichen Freiheit ist einem Freien die Durchsuchung seines Hauses das Widerwärtigste. Der von altersher geltende britische Grundsatz: „eines Engländers Haus sei seine Feste (castle),“ bekräftigt diese Annahme. Hausdurchsuchungen unterliegen denselben Formalitäten als die Arretirung eines Bürgers. Die Regierung oder Private (die erste durch ihre Agenten) muß vor einem Polizeimagistrate erscheinen und beschwören, in irgend einem angegebenen Locale befänden sich eine verbrechens-bezüchtige Person oder Personen, Güter oder Effekten die dem Gesetze verfallen sind. Erscheinen diese Aussagen genügend, so wird eine Durchsuchungs-Vollmacht (warrant of search) ertheilt, deren Ausführung aber wieder vielen Beschränkungen unterliegt, die wir nicht

weiter angeben wollen. Nöthig finden wir eben noch im Allgemeinen angegeben, daß in England in allen eidlichen Aussagen Hörensagen gar nichts gilt, indem es nicht evidence (ein Offenbares) ist, und nur beweist, daß man gehört hat — nicht aber die Wahrheit des Gehörten. Dieses hat eine sonderbare Classe von Gerichtsangehörigen (wenn wir sie so nennen wollen) hervorgebracht — wir meinen die common informers (Angeber) und die King's witnesses. Manche Handlungen sind z. B. mit größeren oder kleineren Geldstrafen belegt, z. B. in London das Ausklopfen von Fußteppichen nach 9 Uhr Morgens. Geht nun ein dergleichen Angeber vorbei und informirt, so erhält er die Hälfte der Geldbuße; und so in vielen andern Fällen. Da diese Art von Thätigkeit gesetzbegründet ist, so haftet ihr kein besonderes Stigma an, und sich an solchen Leuten rächen zu wollen, fällt dem geraden John Bull selten ein.

Letztlich wollen wir noch von Proceduren über Hochverrath oder Verschwörungen sprechen. Den ersteren begründet in England blos ein thätlicher Anfall auf den Souverain, oder ein Kriegführen (to levy war) gegen denselben. *) Bei diesen Gelegenheiten fehlt es natürlich nicht an Zeugen, auf deren Eid der Bezüchtigte von einer Police Court, oder auf Warrant des Ministers des Innern (denn dieser ist die höchste Magistrats-Person) verhaftet werden kann. — Eigentliche Verschwörungen kommen in England selten vor, da die freie Presse und Associationsrecht allen derlei Fieberstoff frühzeitig ausscheiden. Die letzte dieser Art war die von Thistelwood, der das sämmtliche Castlereagh-Ministerium vernichten wollte. Hätte aber die Regierung auch gewußt, daß ein dergleichen Plan von ihr bekannten Personen gehegt würde, so hätte sie doch nichts gegen selbe unternehmen können, denn ohne Zeugen, auf bloßes Hörensagen läßt sich, wie gesagt, hier nichts thun. Am Vorabend des Tages aber, da der Schlag ausgeführt werden sollte, verfolgte einer der Mitverschworenen einen Minister in St. James Park, und fing an von dem Plane zu sprechen, jener aber wandte sich unwillig und voll Verachtung von ihm. Als aber derselbe Mann später abermals in dem Minister-Hotel vorsprach, und dieselbe Aussage wiederholte, verschwand das Mißtrauen; und Thistelwood und seine Mithelfer wurden arretirt ꝛc. Ein solches Entdecken von Mitschuldigen nennt man (in jedem Criminal-Prozesse) to turn King's evidence — ein Zeuge für die Anklage werden; denn man muß seine Angabe aus eigner Kenntniß beschwören. — Werden endlich Menschen wegen aufreizender, aufrührerischer Reden verhaftet und zur Rechenschaft gezogen, so kann dies auch nur auf die eidliche Aussage eines Zeugen geschehen, welcher selbe gehört hat. Constables die bei solchen Gelegenheiten (öffentliche Meetings ꝛc.) gegenwärtig sind, nehmen daher entweder ihre Noten während der Rede selbst,

*) Sonderbar, ist auch das Verführen der Thronerbin (Royal Princess) Hochverrath — aber auch sie verwirkt das Leben.

oder schwören, sie hätten sie kurz nachher angefertigt. Ist die Regierung endlich von der gefährlichen Tendenz von Meetings (als z. B. der national convention im Jahr 1848) in vorhinein überzeugt, und will ihrer Sache völlig sicher sein, so schickt sie ganz offen einige Stenographen (Governements Reporters) hin, welche die Vorgänge zu Papier nehmen, und deren Richtigkeit dann zu beschwören haben. — Ein Geständniß des Beschuldigten wird vom englischen Gerichte nicht nur nicht gefordert, sondern jede etwa zufällige Anforderung dieser Art kann der Beschuldigte oder seine Entlastungszeugen mit dem bekannten englischen Rechtsgrundsatz: „no one is obliged to incriminate himself," — „Niemand ist verbunden, sich selbst anzuklagen," entschieden ablehnen.

Wir haben angedeutet, mit welchen Rücksichten die englischen Police Courts sich zu benehmen haben, um den einer Gesetz-Uebertretung Angeklagten (also auch politisch Angeklagte) ihrer Freiheit zu berauben. Bis zu diesem Punkte mußten wir den englischen Institutionen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie aber Jemand auch dort um des geringsten Vergehens halber dem Gesetze verfallen ist, nimmt auch jener angeblich freie Staat ganz den Charakter eines Polizei-Staates an — und eben darum, weil das Gesetz keinen Unterschied des Ranges kennt, kennt es auch keinen Unterschied des Vergehens, und Jemand der die von Polizeiwegen (doch meistens) diktirte Geldstrafe nicht bezahlen, oder jene Bürgschaften nicht stellen kann, wird sogleich in irgend einem Penitentiary (Strafort) eingesperrt, obgleich eigentliche Verbrecher mit Transportation bestraft werden. Streng genommen, wird dort sogleich Bart und Haar geschnitten, die grobe Gefangenkleidung angezogen, und der Gefangene wird zum Tauwerkzerzausen verwendet; kann oder will er Das nicht thun, so wird er auf Wasser und Brot reducirt. Uebrigens ist in den meisten dieser Anstalten das einsame Zelleschlafen und bei der Arbeit das Schweigsystem eingeführt. All diese Strafe wird Jemand für irgend ein kleines Vergehen, — Trunkenheit in den Straßen, eine kleine Schlägerei 2c. andiktirt, nur der Zeit nach von der kleiner Diebe, Gauner 2c. verschieden. Man muß ein Lord Waldeynare sein, um für den halben Todtschlag eines Menschen, in diesem Falle eines Polizei-Constables, sein Gefängniß in einem Appartement der Marshalsey bei Champagner-Diners überstehen zu können! Pairs können nur von dem Oberhause (ihres Gleichen) gerichtet werden, und hier ist kein Eid der Jury, sondern bloß eine Deklaration upon my honour nothwendig. Der Ausspruch Lord Brougham's: „das englische Gesetz sei ein Netz, wodurch man auf tausend Wegen durchschlüpfen könne," ist daher sehr wahr, obgleich wohl in vielen Fällen auf ihn selbst anwendbar. Die fortschreitende Bildung bessert wohl auch hier allmälig, man erzählt sich aber noch in London von einer Zeit, wo in der Old Baily Vormittag alle Angeklagten freigesprochen, Nachmittag alle verurtheilt wurden. Unter der jetzigen Regierung ist auch

die Todesstrafe für einige Dutzend Verbrechen abgeschafft worden, und wird dermal nur für vorsätzlichen, wohl erwiesenen Mord vollstreckt.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den politischen Vergehen und ihrer Behandlung zurück.

Das Wort Hochverrath, so schrecklich in seinem Klange, hat denn mit uns Neuern seine Bedeutung verloren. Ein General, ein Minister, der die ihm anvertrauten Pläne und Geheimnisse dem Feinde verräth — nur der kann und sollte ein Hochverräther genannt werden, denn dazu gehört denn doch, daß Etwas verrathen werde, und noch dazu etwas Großes, Hohes. Daß man daher dermal arme (und manchmal wirklich armselige) oûvriers des Hochverraths anklagt oder gar bestraft, zeigt, daß der Begriff, wie eine Krankheitsform, anfängt lax zu werden, um endlich ganz zu verschwinden. In England war, in letzter Zeit, nur Frost und seine Genossen, so wie auch die irischen Aufständler Mitchell und Meagten des Hochverraths beschuldigt; in allen andern Fällen mit Lorett, F. O'Connor, Fussell und andern Chartisten hatte man sich mit der Anklage auf Sedition begnügt. Denn nur die erstern hatten versucht Krieg gegen die Königin zu führen (to levy war), welchen der Begriff von Hochverrath bedingt. Aber auch in den letztern Fällen waren die ausgesprochenen Strafen und deren Vollstreckung schrecklich. Viele dieser armen Menschen wurden in den houses of correction furchtbar gepeinigt, manche verloren ihren Verstand, andere starben elend.

Doch eben weil die englische Gesetzgebung den Begriff des Hochverraths (high treason) als einen Kriegsakt gegen den Monarchen erklärt, benimmt sie sich selbst jeden plausiblen Grund, die diesem Gesetz Unterfallenden eben anders als wie Kriegsgefangene zu behandeln. Endlich haben in England alle gehässigen Verfolgungen und Bestrebungen politischer Insurgenten einen sehr widerlichen Beigeschmack — indem ja das ganze dermalige Regierungssystem auf einer glorreichen (weil erfolgreichen) Revolution, the glorious Revolution vom Jahre **1669** basirt, wodurch das königliche Haus der Stuart aus England vertrieben wurde. Da endlich das Associations- und Petitionsrecht in England ziemlich ungeschmälert besteht — so läßt sich zwischen einem Zuge von **100,000** Bittenden (wie zur Zeit der Reformagitation) und **1000** Drohenden nicht wohl eine Grenzlinie ziehen. — Die Verurtheilungen endlich des Jahres **1848** wegen einiger aufreizenden Reden der Chartisten, tragen das Gepräge großer Willkür und Animosität. Besonders litt dadurch Füssel, ein Goldarbeiter, dessen Familie von den Schweizer Fuseli's herstammen soll. Endlich wird in England Alles auf Geld reducirt, wer von den Verurtheilten seine Kost (**15** Schillinge wöchentlich) bezahlte, war vom Tauzerzupfen frei; so wie das Geld ausblieb, mußte wieder gearbeitet werden. Neben großen Akten der Humanität finden wir denn doch auch in der Geschichte des neuern Englands Züge großer Grausamkeit, und erinnern uns der härtesten Be-

handlung, die auch den armen französischen Kriegsgefangenen auf den englischen Pontons zu Theil wurde.

Um aber wieder mit einer erfreulichen Seite der englischen Justizpflege zu beschließen, deuten wir auf die Gerichtsprocedur hin, die im Allgemeinen und auch gegen politisch Inculpirte beobachtet wird. Daß all und jede dergleichen Verhandlung öffentlich und vor einer Jury geschehen müsse, brauchen wir kaum zu erwähnen, und doch ist dieses in der That eine große Errungenschaft, dort freilich vom Jahre 1275 her! Daß man (wie in deutschen und andern continentalen Gerichtshöfen) Leute confrontirt — den Beschuldigten zumuthet über sich selbst Bericht abzustatten, das heißt sich selbst anzuklagen; daß man ihn etwa frägt: „wo seid Ihr an dem und dem Tage gewesen — habt Ihr Dieß oder Jenes gesagt, gethan ꝛc.?"; davon hat man in England keine Idee. In einem englischen Gerichtshofe muß Alles mit einer Eidesformel bekräftigt sein, der Angeklagte aber wird nicht in Eid genommen. Nachdem ein oder das andere Factum gegen ihn bewiesen wird, hat er (oder sein Advocat — barrieter) das Recht die Zeugen zu examiniren (to crass examine the witnesses), ihre Aussagen zu verdächtigen, zu schwächen oder umzustürzen, wozu er wieder seine eigenen Entlastungszeugen (witnesses for the defence) vorladen kann. So schreitet das Verfahren fort, bis der Thatbestand erschöpft ist, worauf dann zuerst der Anwalt für die Anklage spricht. Das letzte Wort hat aber der Anwalt des Angeklagten. Hierauf recapitulirt der Richter, welches nach den von ihm während der Procedur gemachten Noten oft in stundenlangen Reden geschieht. Darauf Spruch der Jury nach kürzerer oder längerer Consultation. Und hier erscheint eine andere der Errungenschaften unserer angelsächsischen Nachbarn. Der Spruch (verdict — von dem alten deutschen Präposit Ver abgeleitet) der Jury muß nicht durch Majorität — er muß einstimmig gefaßt werden; ist ein Einziger anderer Meinung, so hat die der andern Eilf keine Geltung und es heißt the jury ear not agree, welches einer Lossprechung des Angeklagten gleichkommt. — Soviel im Ganzen des rein Vernünftigen und Menschlichen, dem denn aber dennoch die Mangelhaftigkeit alles Irdischen anklebt. Denn es ist offenbar, daß ein Reicher einen begabtern Advocaten (auch mehrere) dingen, die Sache endlich durch Rechtsformalitäten und Berechnungen weithin ausgesponnen werden kann. So hat Feargus O'Connor einen jener politischen Processe ein Jahr lang von einem zum andern Gerichtshof geschoben, endlich gar vor die twelf judges of England — den höchsten Justizsenat Großbritanniens. Und als früher wegen anderer Anklage verurtheilt, büßte O'Connor seine Haft in einem comfortablen, großen Gemach von York Castle.

Und sonach kommen wir immer und immer zu den Anomalien menschlicher Verhältnisse — wenigstens menschlicher Gegenwart zurück. So wie man aber vor 600 Jahren Formeln fand, die den damaligen Verhältnissen entsprachen, so müssen auch wir nach solchen suchen, die der Jetztzeit genügen. Sie dürften

sonderbar sein oder uns so erscheinen — wie die Jury Dem, der da gewohnt war, einen ihm als Verbrecher erscheinenden mit seiner Streitaxt oder seinem Schwert zu tödten. „Nous allons faire une nouvelle histoire" — sagt der greise Verfasser der Mémoires d'outre tombe. Und so wird auch der große Krater britischer Verhältnisse über kurz oder lang aufzubellern haben — um neue Gebilde an's Licht zu bringen.

Dr. J. Lotski.

General Zachary Taylor,

seit der Mitte des vorigen Jahres Präsident der Vereinigten Staaten, hat durch seinen soeben erfolgten Tod dem bisherigen Vicepräsidenten Fillmore, einem entschiedenen Whig und genauen Freunde Henry Clay's Platz gemacht. — Wir entlehnen seiner Biographie folgende Notizen. — Zachary Taylor stammt von dem Engländer James Taylor ab, der im Jahre 1692 aus England nach den Vereinigten Staaten auswanderte und sich im östlichen Theil von Virginien niederließ. 1790 übersiedelte ein General Taylor von hier nach Kentucky, zwei Jahre vor der Einverleibung dieser Provinz in die Union, sammt zwei jüngeren Brüdern, wovon der jüngste, Richard, der sich nahe bei Louisville niederließ, der Vater des jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten ist. Richard Taylor zeichnete sich als Oberst während des Revolutionskrieges bei mehreren Gelegenheiten, namentlich in der Schlacht von Trenton und in den Kämpfen der damals noch dünnen Bevölkerung von Kentucky (ein indianisches Wort, welches „blutiger und finsterer Grund" bedeutet) mit dem Indianern aus. Washington schenkte dem Obersten Richard viel Vertrauen und der Gouverneur von Kentucky, Scott, pflegte zu sagen: „Wenn ich die Pforten der Hölle zu stürmen hätte, so würde ich Nick Taylor an die Spitze der Sturmcolonnen stellen." Dieser wackere Kriegsoberst, welcher die Stadt Louisville in beiden Häusern vertrat, starb auf seiner Pflanzung in der Nähe dieser Stadt am 19. Februar 1826.

Zachary Taylor, dritter Sohn des Obersten Richard, ist im Jahr 1790 geboren, also in demselben Jahre, in welchem sein Vater nach Kentucky auswanderte. Unter Gefahren und Entbehrungen wuchs er heran, jede Nacht mußte die Pflanzung gegen mögliche Ueberfälle der Wilden verrammelt und in Vertheidigungszustand gesetzt werden, und selbst auf dem Wege nach der Schule durfte er nicht ohne Besorgniß vor den Tomahawks der Indianer sein. Und in der That wurden auch eines Tages mehrere seiner Schulkameraden nur wenige hundert Schritt von dem Ort, wo er und seine Brüder von ihnen Abschied genommen, von In-

dianern überfallen und skalpirt. Unter diesen Gefahren entwickelte sich sein Charakter schon früh zu jener Energie, zu jenem unerschütterlichen Muthe, wodurch er sich in den Stunden der Gefahr und auf dem Schlachtfelde stets auszeichnete.

Zachary Taylors Hauptvergnügen in der Knaben- und Jünglingszeit war Fischen, Jagen und Herumstreichen in den Wildnissen, wobei er oft tagelang abwesend war. In seinem siebenzehnten Jahre schwamm er in Gesellschaft seines dritten Bruders über den riesigen Ohio bis zum jenseitigen indianischen Ufer und wieder zurück, ohne auszuruhen, als gerade der Fluß (im März) kalt und geschwollen war. Man hält dies in Nordamerika für eine größere Aufgabe als über den Hellespont zu schwimmen. Als im Jahre 1807 das britische Kriegsschiff Leopard auf die amerikanische Fregatte Cheasepeake einen durch nichts veranlaßten Angriff machte, wurde die nordamerikanische Jugend von einem heiligen Kriegseifer ergriffen und viele junge Männer beeilten sich, in den Kriegsdienst zu treten. Der junge Zachary Taylor gehörte zu ihnen. Am 3. März 1808 trat er als aggregirter Lieutenant in das siebente Infanterieregiment.

1812 wurde sein heißer Wunsch, mit einem Feinde anbinden zu können, endlich erfüllt, indem er sich dem Truppencorps anschloß, welches unter General Harrison gegen den vom englischen Agenten aufgehetzten indianischen Stamm der Meiemeis am Wabesh entsendet wurde. Seinen in diesem Feldzuge geleisteten Diensten verdankte er, daß ihn Präsident Madison zum Capitän beförderte. Als am 18. Juni 1812 die Vereinigten Staaten an England den Krieg erklärten, erhielt der junge Capitän den Oberbefehl in dem Fort Harrison am Wabesh in Indiana. Dieses sogenannte Fort war jedoch nicht viel mehr als ein rohes Pallisadenwerk, welches nur von 50 Mann vertheidigt wurde, hiervon die meisten krank und unfähig. In dieser Verschanzung wurde er am 4. Sept. von einem Haufen von 450 Wilden angegriffen. Mehr als achtmal schlug er die wüthend Anstürmenden zurück und richtete unter ihnen ein großes Blutbad an, während die Seinen nur ein paar Todte und Verwundete hatten. Am 13. erhielt er durch Oberst Russel Verstärkungen an Scharfschützen und Freiwilligen aus Indiana. Das Fort, in welches sich auch Weiber und Kinder in großer Zahl geflüchtet, war nun außer Gefahr. In der ganzen Umgegend erschallte Taylors Lob und zur Belohnung seiner tapfern Vertheidigung wurde er im November vom Präsidenten Madison zum Major ernannt. Während des ganzen Krieges diente er an der Grenze gegen die Wilden unter General Hopkins, welcher in seinen Berichten die von Taylor in diesem Grenzkriege geleisteten Dienste mehrmals auf's ehrenvollste hervorhob

Während des langen Friedens von 1815 bis 1832 hatte Taylor Muße genug, sich theoretisch für das Kriegsfach auszubilden. Namentlich studirte er britische Stylmuster und erwarb sich so jene vortreffliche Schreibart, wodurch seine späteren Schlachtberichte in Nordamerika als classisch gelten. Als im Jahr 1832 der

blutige Krieg mit den Indianern, (nach deren Führer, Schwarzfalke, der Schwarzfalkenkrieg genannt) ausbrach, war Taylor bereits Oberstlieutenant und that sich als solcher namentlich in der Schlacht im August 1832 hervor, in welcher die Indianer, nahe bei der Mündung des Iowa in den Missisippi, auf's Haupt geschlagen und bereits zerstreut wurden. Nach glücklich beendigtem Krieg wurde Taylor zum Obersten des ersten Infanterieregiments am Obermissisippi ernannt, und verkehrte hier viel mit den Indianern, deren Achtung und Liebe er sich bald zu erwerben wußte. In Wisconsin erbaute er das Fort Crawfort, in welchem er bis zum Jahr 1836 sein Hauptquartier hatte. In diesem Jahr zog er als Oberbefehlshaber der ersten Brigade (1tes, 4tes und 6tes Infanterieregiment und Freiwillige aus Missouri) zum Kampfe gegen die Seminolen in Florida, die er dann endlich, trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes, am 25. December 1837 in einem Haupttreffen schlug, welches nach dem See Oki Tschobi benannt wird. Seitdem war die Macht und der Muth der Seminolen gebrochen. Daß Taylor in diesem Feldzuge die berüchtigten, zu diesem Zwecke förmlich abgerichteten Bluthunde anwendete, um durch sie die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln aufsuchen zu lassen, ist von seinen politischen Gegnern zur Zeit der Wahl häufig als Waffe gegen ihn benutzt worden. Zum Brigadegeneral und Gouverneur von Florida ernannt, behielt er diese Stelle bis zum Jahre 1840, worauf er als Oberbefehlshaber des ersten Departements der südlichen Heeresabtheilung (Louisiana, Missisippi, Alabama und Georgia) sein Hauptquartier im Fort Dscheffup aufschlug.

Hatte er so in den Kriegen gegen die Indianer seinem Vaterlande die unschätzbarsten Dienste geleistet, so sollte er durch seine Kriegsthaten, die er als General und selbstständiger Befehlshaber einer Heeresabtheilung im mexicanischen Kriege ausführte, auch die Blicke der Welt auf sich lenken. Seine siegreichen Schlachten von Palo, Alto und Resaca de la Palma über den mexicanischen General Ampudia, die Belagerung und Einnahme von Monterey und Saltilla, der glorreiche Sieg über den „Napoleon des Westens" (wie sich Santa Anna selbst nennt) bei Buena Vista, welche Schlacht am Geburtstage Washingtons, den 22. Febr., ihren Anfang nahm und sich folgenden Tags für die Nordamerikaner entschied, sind Kriegsthaten, welche den General zum Liebling des Volks machten und ihn den größten Feldobersten neuester Zeit zur Seite stellen. Letztere Schlacht, welche die mexicanische Nordarmee gänzlich auflöste, wird von den Nordamerikanern wohl etwas überschwenglich als die „glorreichste Schlacht seit Napoleons Siegen" gefeiert. Als für beide Generale charakteristisch verdient erwähnt zu weeden, daß Santa Anna vor Beginn der zweitägigen Schlacht bei Buena Vista dem General Taylor anzeigen ließ, daß er ihn mit einem Heere von 20,000 Mann umzingelt habe und ihm aus „Achtung und Rücksicht" anheimstelle, sich zu ergeben, wozu er ihm eine Stunde Bedenkzeit lasse. General Taylor schrieb ihm mit lakonischer Kürze zurück: „Sir, in Erwiederung Ihres Schreibens, worin Sie mich

auffordern, mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, erlaube ich mir Ihnen zu bemerken, daß ich mich auf Ihren Wunsch nicht einlasse. Mit aller Achtung bin ich, Sir, Ihr gehorsamer Diener, Z. Taylor, Generalmajor der Vereinigten Staaten, Commandirender."

Literatur und Kunst.

Aufforderung zur Stiftung einer Bach-Gesellschaft.

Am 28. Juli 1750 starb in Leipzig Johann Sebastian Bach. Die Wiederkehr dieses Tages nach hundert Jahren richtet an alle Verehrer wahrer, ächt deutscher Tonkunst die Mahnung, dem großen Manne ein Denkmal zu setzen, das seiner und der Nation würdig sei. Eine durch Vollständigkeit und kritische Behandlung den Anforderungen der Wissenschaft und Kunst genügende Ausgabe seiner Werke wird diesen Zweck am reinsten erfüllen. Die Unterzeichneten, welche sich in dem Wunsche begegnet sind, dieses Unternehmen mit allen Kräften zu fördern, legen den Verehrern des großen Meisters in Folgendem die Grundzüge dar, nach welchen sie dasselbe ins Leben zu rufen beabsichtigen.

Die Aufgabe ist, alle Werke Joh. Seb. Bachs, welche durch sichere Ueberlieferung und kritische Untersuchung als von ihm herrührend nachgewiesen sind, in einer gemeinsamen Ausgabe zu veröffentlichen. Für jedes wird wo möglich die Urschrift oder der vom Componisten selbst veranstaltete Druck, wo nicht, die besten vorhandenen Hülfsmittel zu Grunde gelegt, um die durch die kritisch gesichtete Ueberlieferung beglaubigte ächte Gestalt der Compositionen herzustellen. Jede Willkühr in Aenderungen, Weglassungen nnd Zusätzen ist ausgeschlossen.

Die Herausgabe geschieht durch eine Bach-Gesellschaft, deren Mitglieder sich zu einem jährlichen Beitrage von 5 Thlr. prän. verpflichten. Die durch diese Beiträge erwachsende Summe wird, da jede buchhändlerische Speculation ausgeschlossen bleibt, ganz und gar zu den für die Publication Bach'scher Compositionen erforderlichen Herstellungskosten verwandt; für jeden Beitrag von 5 Thlr. wird den Theilnehmern jährlich ein Exemplar der für dieses Jahr veröffentlichten Compositionen mit einer Uebersicht über die Verwendung der Gelder zugestellt: für den im Jahre 1850 gezahlten Beitrag im Laufe des Jahres 1851 u. s. f. Die Ausstattung wird ohne luxuriös zu sein in Format, Druck und Papier sich vor den gewöhnlichen Publicationen in einer Weise auszeichnen, wie es sich für ein Nationalunternehmen geziemt. Je größer die Anzahl der Subscribenten ist, um so mehr wird jährlich publicirt, um so eher die Vollendung des großen Werkes erreicht werden können; bei 300 Theilnehmern werden nach einem ungefähren Ueberschlag 50 — 60 Bogen jährlich geliefert werden können. Die Platten bleiben Eigenthum der Gesellschaft.

Die Herausgabe geschieht in folgenden Abtheilungen:

1) Gesangmusik a) mit und b) ohne Begleitung.
2) Instrumentalcompositionen a) für Orgel, b) Klavier, c) Orchester.

Es wird von allen Compositionen für mehrere Stimmen oder Instrumente stets die Partitur gedruckt, bei den Gesangcompositionen mit Begleitung auch ein Klavierauszug untergelegt.

Ein Hauptaugenmerk bei der Anordnung der zu publicirenden Werke wird es sein, sofern nicht die Herausgabe eines umfassenden Werkes alle Kräfte eines Jahres in Anspruch nimmt, in jedem Jahr Compositionen verschiedener Gattungen zu veröffentlichen, so jedoch, daß die Vervollständigung der Bände zusammengehöriger Compositionen dabei möglichst berücksichtigt werde. Nicht minder wird das Streben dahin gerichtet sein, die Veröffentlichung ungedruckter oder durch Seltenheit so gut wie unbekannter Werke thunlichst in den Vordergrund treten zu lassen.

Durch die Benutzungen der Sammlungen und Forschungen der Herren Becker, Dehn, Hauser, v. Winterfeld ist eine vollständige Uebersicht der auf uns gekommenen gedruckten wie ungedruckten Werke Bachs möglich geworden. Bereits ist uns auch aus öffentlichen wie Privatsammlungen freigebigste Unterstützung zugesagt worden; mit um so größerem Vertrauen richten wir nun an alle die, welche im Besitze Bach'scher Schätze sind die Bitte, uns die Benutzung derselben für diese Gesammtausgabe gestatten zu wollen.

Daß die Redaction mit Strenge, Umsicht und Hingebung geübt werden wird, dafür glauben die Unterzeichneten dem Publicum die Bürgschaft in den Namen ernster und treuer Forscher bieten zu dürfen, welche in ihren Reihen verzeichnet sind.

Die Herstellung des Druckes wird die Breitkopf u. Härtel'sche Officin übernehmen.

Beseelt von dem innigen Wunsche und dem festen Vertrauen des Gelingens wenden sich die Unterzeichneten an die zahlreichen Verehrer höherer Tonkunst und ihres großen Meisters mit der Bitte durch Rath und That ein Unternehmen zu fördern, das für die Kunst und Wissenschaft der Musik im höchsten Grade bedeutend ist. Namentlich an die Vorsteher von Vereinen richtet sich ihre Bitte, daß sie in weiterem Kreise thätige Theilnahme für ein Unternehmen wecken, das der vereinten Kräfte Vieler bedarf, um würdig ausgeführt zu werden, so daß es unser Volk und unsere Zeit ehrt. Mögen alle, an welche dies Wort gelangt, denen es Ernst mit deutscher Kunst ist, mit Eifer und Freudigkeit mit Hand anlegen an das Denkmal des großen Meisters.

Zeichnung von Beiträgen wird jede Buch- und Musikalienhandlung annehmen. Mittheilungen aller Art entgegenzunehmen und Auskunft zu ertheilen ist jeder der Unterzeichneten bereit, doch wird es förderlich sein, dieselben an die Breitkopf- u. Härtel'sche Buchhandlung für die Bach-Gesellschaft zu adressiren.

Leipzig, im Juli 1850.

Dr. Baumgart in Breslau. C. F. Becker, Organist in Leipzig. Breitkopf und Härtel in Leipzig. Ritter Bunsen, Kön. Preuß. Gesandter in London. S. W. Dehn, Professor in Berlin. M. Hauptmann, Musikdirector in Leipzig. Fr. Hauser, Director des Conservator. in München. Dr. Hilgenfeldt in Hamburg. Otto Jahn, Professor in Leipzig. August Kahlert, Professor in Breslau. Dr. Ed. Krüger, Director in Emden. A. B. Marx, Prof. in Berlin. J. Moscheles, Professor in Leipzig. Mosewius, Musikdirector in Breslau. J. Rietz, Capellmeister in Leipzig. Rungenhagen, Director der Singakademie in Berlin. C. H. Schede, Regierungsrath in Marienwerder. Dr. R. Schumann in Dresden. Dr. L. Spohr, Capellmeister in Cassel. Frh. G. v. Tucher, Oberappellationsrath in Neuburg. C. v. Winterfeld, Geh. Obertribunalrath in Berlin.

Schiller's Anthologie auf d. J. 1782. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange neu herausgegeben von Eduard Bülow. Heidelberg, Bangel & Schmidt. — Der Anhang enthält einzelne Stücke aus den Räubern, drei Gedichte: Freigeisterei der Leidenschaft, Resignation und die Götter Griechenlands in der ersten Ausgabe, und Schiller's Selbstkritik der Anthologie, aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur von 1782 abgedruckt. — Die Anthologie, neben den Räubern unstreitig dasjenige Werk, in welchem sich Schiller's Sturm- und Drangperiode am reinsten ausspricht, erschien unter dem falschen Druckort Tobolsko, und enthält neben Schiller's eignen Gedichten noch Beiträge von seinen Freunden, die der gegenwärtige Herausgeber kritisch zu scheiden gesucht hat. — Eine Herausgabe dieser Anthologie in der alten Form ist nicht nur eine Pflicht der Pietät, sie ist auch in hohem Grade lehrreich für unsere Kenntniß des Bildungsganges, den jener wunderbare, in vielen Beziehungen incommensurable Geist genommen hat. Wer Schiller's spätere Entwickelung liebt, wird sich auch an diesen ersten Ergüssen eines reichen Gemüths erbauen. Sie aber der spätern Bildung vorzuziehn, ist nur dann möglich, wenn man sich noch selbst in jener Sturm- und Drangperiode des Gemüths befindet, die jeder bessere Mensch durchmachen muß, die aber überwunden werden soll. Wenn der Herausgeber unsern Dichter tadelt, daß er einen Theil seiner frühern Gedichte unterdrückt, einen andern durch Feile abgeschwächt hat, so können wir uns nur auf Seite des Dichters stellen; ja wir hätten allenfalls noch eine ganze Reihe von Gedichten, z. B. Elysium, Tartarus, den Triumph der Liebe u. s. w. mit in den Kauf gegeben. Auch der ganze Laura-Cyklus hat mehr ein psychologisches, als ein ästhetisches Interesse. Wenn Schiller in seiner Selbstrecension sagt: „Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen; möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen," u. s. w., — so war das damals allerdings spöttisch gemeint; später aber sind es Schillers wirkliche Ansichten geworden, er hat sie ebenso in seinen ästhetischen Abhandlungen (z. B. der Recension über Bürger) ausgesprochen, wie in denjenigen Gedichten zur Anwendung gebracht, die seinen Ruhm begründet haben. Man muß das um so schärfer hervorheben, da noch heutzutage junge Dichter sich durch dieses Vorbild verleiten lassen, und durch ungeheuerliche Bilder, eine verworrene Diction und leidenschaftliches Gebärden die wahre Stärke der Empfindung zu ersetzen suchen. — Dies gilt aber nicht von den beiden Versionen der „Götter Griechenlands"; abgesehen von den stylistischen Verbesserungen enthält jede der beiden Ausgaben ein eignes, in sich vollendetes Gedicht, und die schroffe Antithese gegen den Spiritualismus des Christenthums, wie sie sich in den folgenden Strophen der ersten Ausgabe vorfindet, wird durch die höhere Auffassung der zweiten in ihrer verhältnißmäßigen Berechtigung nicht alterirt.

— Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar. —
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,

Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann. — —
Freudlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron. — —
— Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher. —
Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes u. s. w.

Geschichte.

Eine Quelle für serbische Geschichte. Nicht fern von Kragujevac, bei dem Dorfe Topola auf dem Gebirge von Rudnik hatte Kara Georgje ein Kastell. Es war ein großes Viereck, stark ummauert, in jedem Eck stand ein runder Thurm, Kula. Jetzt ist die Veste ein Trümmerhaufen, nur ein Thurm steht noch wohlerhalten und auf seiner Zinne liegt noch eine kleine eiserne Kanone. Im Dorfe Topola befindet sich das niedere Haus, in dem Kara Georgje geboren ward und lange gewohnt hat. In der Kirche liegt er begraben. Sein Sohn, der jetzige Fürst Alexander, weilt mit geziemender Pietät oft und gern in dem Geburtsorte seines Vaters in ländlicher Zurückgezogenheit und läßt des Vaters Bauerngut sorgfältig bearbeiten. Eben jetzt geht er damit um, das alte Kastell auf dem Rudnik zu restauriren. Zu Topola lebt einer der ältesten Freiheitskämpfer Serbiens, Kara Georgje's treuester Knappe, der tapfere Peter Jokicz, welcher in zahlreichen Heldenliedern aus jener Zeit eine Rolle spielt. Das Volk nennt ihn kurzweg Petar Topolac, den Peter von Topola, oder auch Buljugbassa Petar. — Peter Jokicz und Kara Georgje waren Nachbarssöhne, Beide mit einander aufgewachsen. Mit Kara Georgje verließ Jokicz und noch acht Jünglinge das Dorf Topola, um den Kampf gegen die Türken zu beginnen. Zehn Männer, und diese nicht vollständig bewaffnet. Im Verlaufe des Krieges ward Jokicz Anführer der Reiterei des schwarzen Georg und stand derselben musterhaft vor; er führte auch die Hauptfahne*) des serbischen Heeres, ein altes Palladium des Landes aus der Zeit der Nemanicze. Als Kara Georgje Serbien verließ, floh auch Jokicz; er ging zuerst nach Slavonien, wo er seine Fahne im Garten eines Vetters vergrub, damit sie nicht seinem und Kara Georgje's Gegner, Milos Obrenovicz, in die Hände geriethe, der Alles aufbot, dieselbe wieder zu erlangen. Fast dreißig Jahre lebte Jokicz zu Semlin, bis ihn nach dem Sturz der Obrenovicze der neue Fürst Alexander, des schwarzen Georg Sohn, in's Vaterland zurückrief. Jokicz erschien, legte dem Regenten die Fahne zu Füßen und der Fürst machte ihn zum Staatsrath, welche Würde er jedoch bald niederlegte. Er ging in sein Geburtsdorf Topola zurück und bestellt da gemüthlich die ererbten Felder. Jokicz ist ein noch nicht erschöpfter Geschichtsquell der großen serbischen Erhebung und im Besitz wichtiger Actenstücke; seine Erzählungen aus jenen Tagen sind ein Muster von ungeschminkter Wahrhaftigkeit. So wenig er sich bitten läßt, wenn ihn Freunde oder ehrliche Fremde um Mittheilung seiner großen Erlebnisse ersuchen, eben so hartnäckig weigerte er sich, das Mindeste einem russi-

*) Die Geschichte dieser Fahne theilte der letzte Jahrgang der Grenzboten mit.

schen Professor zu erzählen, der mit kaiserlichen Empfehlungen versehen in Serbien reiste, um eine Geschichte dieses Landes zu schreiben. „Einem Russen erzähle ich nichts," soll Jokicz gesagt haben; „wie kann ein Russe eine wahre Geschichte unseres Landes schreiben, da doch die Russen allein daran schuld sind, daß wir nicht so siegten, wie wir gesiegt hätten, waren wir allein; sie allein sind schuld, daß wir uns vergleichen mußten mit den Türken. Blieben wir allein und hätten sich die Russen nicht eingemischt, keine türkische Besatzung lungerte mehr auf den Wällen der Vesten von Sabacz und Belgrad, und der Großherr zöge nicht einen Para Tribut aus der Sumadia" — Durch das vortreffliche Werk von Ranke, „über die serbische Revolution," ist erst der Anfang gemacht zur Kenntniß einer interessanten Episode unserer neuen Geschichte. Ranke hat nach den mündlichen Erzählungen der Nenadovicze, des Luka Lasareviez, des Proticz, des Knes Sima u. A., welche der Sammler der serbischen Lieder, Wuck Stephanoviez gesammelt hat, sein Buch verfaßt. Die vielen Lücken darin machen eine Vervollständigung des Materials wünschenswerth; was die slavischen Gelehrten, zumal die Böhmen, seitdem gethan haben, ist für Einzelnes fördernd, aber bei Weitem nicht genügend. Es wäre deshalb sehr wünschenswerth, wenn ein deutscher oder südslavischer Gelehrter von Einfluß dahin arbeitete, die mündlichen Erzählungen des Jokicz und einiger anderer noch lebender Augenzeugen zu sammeln und mit wissenschaftlichem Ernst zu sichten. In kurzer Zeit wird die Zunge der Greise stumm geworden sein. Noch schreiben die Serben keine Memoiren und man muß ihnen ihre Geschichte abfragen. Wir erfüllen den Wunsch eines geehrten Correspondenten, indem wir unsere Leser, welche Interesse an serbischer Geschichte haben, darauf aufmerksam machen, daß Peter Jokicz noch lebt und bereit ist, guten Männern sein Wissen mitzutheilen.

Machiavelli's politisches System, zum erstenmal dargestellt und biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet von Dr. Friedrich Ebeling. Berlin, Grieben. — Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste enthält die kritische Basis, auf welcher allein eine vollständige Würdigung des großen Staatsmannes möglich ist, in einer bisher noch nicht dagewesenen Ausführlichkeit. Die eignen Schriften Machiavelli's so wie die Stellen gleichzeitiger Schriftsteller, die auf ihn Bezug nehmen, sind sorgfältig excerpirt, und seine Gegner, Vertheidiger, Nachahmer und Kritiker bis auf die neueste Zeit verfolgt. Die Auszüge aus denselben, die zum Theil wenig bekannt sind, werden für jeden gebildeten Leser von großem Interesse sein. Wir erlauben uns, aus dem Werk eines dieser Nachahmer des Domherrn Gabriel Naudé († 1653): Considérations politiques sur les coups d'état, das auf besondern Befehl des Cardinal Mazarin geschrieben ist, einige Stellen zu entlehnen, die in einer wunderbaren Beziehung zu der Geschichte unserer letzten Jahre stehn. — „Man muß wissen, daß bei einem Souverän die Begriffe: Gerechtigkeit, Tugend, Ehrlichkeit, etwas anders aussehn und eine weitere und freiere Bedeutung haben, als bei gewöhnlichen Leuten. Denn die Last, die der Fürst trägt, ist groß und schwer und gefährlich, und um deswillen muß er einen Gang annehmen, der in den Augen Anderer für verzerrt und regellos gelten kann, der ihm aber nothwendig, natürlich und berechtigt ist. Bisweilen muß er linkisch und ungeschickt erscheinen, und wie man sagt, den Fuchs spielen. Hierin besteht namentlich die Kunst der geschickten Regierung." — Wem fällt bei dieser Lehre nicht ein sehr naheliegendes Beispiel ein! — „Die Völker müssen die glücklichen Wirkungen der meisterhaften Staatsstreiche bewundern, ohne eine ihrer verborgenen Triebfedern kennen zu lernen." — „Eine Veranlassung zu Staats-

streichen kann in der Nothwendigkeit liegen, Staaten und Fürstenthümer in ihrer alten Gestalt zu conserviren, oder sie zu restauriren, wenn sie durch einen Unfall oder durch die unterhöhlende Kraft der Zeit einem Umsturz nahe geführt sind, der nur noch durch ein energisches Einschreiten aufgehalten werden kann." — „Eine Rechtfertigung für Staatsstreiche ist es, wenn gewisse Rechte, Privilegien, Freiheiten und Exemtionen, die manche Unterthanen zum Schaden und zur Beschränkung der fürstlichen Autorität besitzen, geschwächt oder abgeschafft werden sollen." — „Das ist die Pflicht eines guten Staatsmannes, daß er auf die geringsten Umstände Acht habe, die bei wichtigen und delikaten Dingen mit unterlaufen, damit er sich ihrer bedienen kann, indem er sie größer darstellt, als sie sind, und bisweilen aus einer Mücke einen Elephanten, aus einer Schmarre eine große Wunde, aus einem Funken ein großes Feuer macht, oder auch, indem er wirklich bedeutende Umstände verkleinert, wenn sich dies für seine Plane besser eignet." — „Ein Mittel muß man nicht vergessen, was immer am meisten und am passendsten angewendet worden ist, nämlich die Religion zum Vorwand zu nehmen bei allen Dingen, die sich auf keine andere Weise zustutzen und rechtfertigen lassen." — U. s. w. — Der zweite Theil enthält den Versuch, durch Zusammenstellung einzelner Sätze aus den verschiedenen Schriften Macchiavelli's und durch Ordnung derselben nach bestimmten Rubriken eine Art von Gedanken-Zusammenhang herzustellen. An ein wirkliches System wird man bei einem Schriftsteller, dessen Betrachtungen immer auf das Bedingte und Endliche gerichtet waren, nicht denken können.

Schriften über den amerikanischen Krieg. Unter den drei Werken, welche uns vorliegen, geht das von Livermore (the war with Mexico reviewed) von dem kosmopolitischen Standpunkt des allgemeinen Friedens aus, nach welchem jeder Krieg überhaupt, und namentlich der Eroberungskrieg, als unbedingt verwerflich betrachtet werden muß. — Ein zweites, vom Major Ripley, vertritt mit Wärme und Ueberzeugung die Sache der Amerikaner, und beschäftigt sich, abgesehen von den Details der militärischen Operationen, vorzugsweise mit dem Nachweis, wie die Sache der Cultur durch jenen Zug der nordischen Republikaner gewinnen muß. Es gibt zu diesem Zweck einen kurzen Abriß der mexicanischen Geschichte und eine Vergleichung zwischen den verschiedenen Culturverhältnissen, welche die Gründung der spanischen und der britischen Colonien begleitet haben. — Für uns das meiste Interesse möchte wohl das dritte Werk haben: The other side, or Notes for the history of the war between Mexico and the United States, written in Mexico. Translated from the Spanish and edited with notes, by Albert C. Ramsey (die andere Seite, oder Beiträge für die Geschichte des Kriegs zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten, geschrieben in Mexico, aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Ramsey). Es ist das erste mexicanische Geschichtswerk, welches ins Englische übersetzt wird, und unterscheidet sich von den beiden andern Schriften durch einen Reichthum an einzelnen Zügen, Anekdoten und Beschreibungen, die für die mexicanische Bildung charakteristisch sind. Es hat in seiner Form, obgleich es auf strenger Wahrheit beruht, zuweilen den Anschein einer Schöpfung der Phantasie; ähnlich wie die Schriften unsers Sealsfield, dessen „Virey" und „Süden und Norden", trotz ihres phantastischen Wesens, für die Kenntniß der mexicanischen Eigenthümlichkeiten lehrreicher sind, als manches trockene Geschichtswerk trotz seines gelehrten Ansehens. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, noch einmal auf Prescott's „Geschichte der Eroberung von Mexico" hinzuweisen, die trotz des beschränkten

Zeitraums, den sie umfaßt, noch immer reich ist an Beziehungen auch auf die spätere Entwickelung der neuspanischen Colonien. — In dasselbe Gebiet fällt ein neues Werk von William Redmond Ryan: Personal Adventures in Upper and Lower California in 1848—9, with the author's experience at the mines (Persönliche Abenteuer in Ober- und Nieder-Californien, nebst Beobachtungen über die Minen). Ryan war einer von den unruhigen Geistern, welche während des letzten mexicanischen Krieges sich vor der Eintönigkeit des civilisirten Lebens in das abenteuerliche Treiben in den Wildnissen und Bergen Californiens flüchteten. Er vereinigte sich mit mehreren Gleichgesinnten im Fort Hamilton, Juni 1847, zu der Expedition, schiffte sich gegen Ende August in Philadelphia ein und fuhr um die Südspitze Amerikas nach Californien, wo er nach einer Reise von sieben Monaten ankam. Es scheint eine muntere und ausgelassene Gesellschaft gewesen zu sein, und die Freibeuterzüge gegen die Indianer haben diese Stimmung nicht vermindert. Der Charakter des Buchs ist demnach mehr belustigend als belehrend; doch sind einzelne Notizen über die Beschaffenheit der Goldwäsche, über die neuen Anlagen, und namentlich über den Verkehr, der zwischen Californien und China in stetem Zunehmen ist, sehr instructiv. — Bedeutend reichhaltiger und gediegener ist eine zweite Schrift, von Bayard Taylor: Eldorado, or Adventures in the Path of Empire, comprising a Voyage to California, Life in San Francisco, and Experiences of Mexican Travel. Der Verfasser ist nicht ein abentheuernder Goldgräber, sondern ein aufmerksamer und kenntnißreicher Beobachter, der auf die Geschichte von Californien ein neues Licht wirft. — Dahin gehört ferner von E. Buffum: Six Months in the Gold Mines, from a Journal of a Three Years' Residence in Upper and Lower California, in 1847—49. — Nieder-Californien, ein unfruchtbares Felsland, erstreckt sich vom Cap St. Lucas bis zum Ende des Californischen Meerbusen. Die Herbstregenzeit währt daselbst zwei Monate. Ober-Californien geht vom Meerbusen bis zu dem Fuß der Felsengebirge. Obgleich Californien schon 1534 von Hernando de Grixalva entdeckt worden ist, sind doch über anderthalb Jahrhunderte keine Niederlassungen daselbst angelegt. Erst am Schluß des 16. Jahrhunderts gründeten die Jesuiten daselbst eine Missionsanstalt, die sich allmälig über Nieder-Californien und Mexico ausdehnte und in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sie schon gegen 12,000 Seelen in 18 Missionen umfaßte, sich auch über Ober-Californien ausdehnte. Auf eine glänzende Weise wurde sie durch den Pater Serra erweitert, der 1784 starb. Sie herrschten über die Indianer ähnlich wie in Paraguay, und der Neid, den ihr Wohlstand erregte, war so groß, daß die Cortes im Jahre 1813 ein Decret gegen sie erließen, aber ohne Erfolg. Der Umfang ihrer Besitzungen war 100,000 Acres mit 20,000 Stück Vieh. Die Indianer bauten für sie das Feld, die Jesuiten trieben Handel und verfielen allmälig in Luxus und Verweichlichung. Das dauerte bis zum J. 1833, wo durch ein Gesetz der mexicanischen Regierung die Missionshäuser säcularisirt wnrden. Seitdem geriethen die Colonien im Verfall, und wurden 1845 durch den Gouverneur Pio Pico an den Meistbietenden versteigert. — Seit der Zeit beginnt der Strom der Einwanderungen. Einen Monat nach dem Friedensschluß mit Mexico wurde die Existenz der Minen bekannt; schon im Sommer 1849 zählte San Francisco, das vorher aus ein paar armseligen Hütten bestanden hatte, 3000 Einw.; jetzt bereits 30,000, zum großen Theil Männer, die den Abend verspielen, was sie des Morgens gegraben. Die Schilderungen, die Taglor von dem Treiben in S. Francisco machte,

sind im höchsten Grad anziehend und ergötzlich. — Noch in dieselbe Kategorie ziehen wir: Impressions and Experiences of the Vest Indies and North America in 1849. By Robert Baird. Der Verfasser, ein Schotte, ist von Cuba aus durch den mexicanischen Meerbusen nach New Orleans gegangen, von da entlang des Missisippi und Ohio nach Cincinnati und den großen nördlichen Seen, dann den Hudson abwärts von Canada nach New York und den übrigen Unionsstädten diesseits der Alleghany. — Das Buch zeichnet sich durch nüchterne und verständige Beobachtung aus.

Die Männer der Gegenwart. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Wir haben schon ein Heft derselben besprochen, in welchem Gagern durch seinen Freund M. Duncker besprochen wurde. Außerdem sind erschienen: Radowitz, Carl Frhr. v. Bruck und Dr. Alexander Bach. Es sollen noch erscheinen: Manteuffel, Pfordten, Schmerling, Simson, Carlowitz, Römer u. s. w. Die Verfasser bemühen sich, einen möglichst unparteiischen Standpunkt einzunehmen, und, wie es auch ganz richtig ist, zunächst auf die positiven, anerkennenswerthen Seiten ihrer Helden aufmerksam zu machen. — Wir führen einige Details über Bach's Persönlichkeiten an. Der Minister sieht jünger aus als er wirklich ist (geb. 1814) und Leute, die an die Minister alten Stils mit ihren steifen Halsbinden, gefurchten Gesichtern und Ordensbändern gewohnt sind, können sich gar nicht einreden, daß dieser kleine bewegliche Blondin an der Stelle des langen majestätischen Kolowrat sei. Bach hat für die Tribune nur eine mittelmäßige äußere Begabung. Das Organ ist weder kräftig noch klangvoll, wird, angestrengt, spitz und scharf, dabei aber spricht er deutlich aus, und ringt wenigstens nicht auffällig mit der Sprache, wie einer und der andere seiner Collegen. Die Gesticulation ist sichtbarlich temperirt, seine Ruhe macht den Eindruck einer künstlichen. Er ist seiner Stimmung in der Regel vollständig Meister und bezwingt sich desto sicherer, je mehr sein Gegner in der Debatte in Eifer und Zorn geräth. Es kam nur selten vor, daß er aufloderte — meist hielt er fest und trotzig Stand. Seine Replik ist ziemlich rasch und gut zusammengenommen, die anfängliche Ironie steigert sich oft zum offenen Hohn, der tief und sicher verletzt. Daher die Stürme der Linken gegen ihn, namentlich das flutende Aufbrausen Löhner's, ihres Führers. Im höhern Sinne beredt ist Bach eigentlich nicht, er wird aber im Verlauf sicher. Der Ansatz ist allemal tonlos und ohne Aufschwung. Geistiger Hochmuth schimmert überall durch. Als Oppositionsredner würde Bach gewiß kein Glück machen, auch als Vertheidiger fremder Ideen würde er weniger bedeutend sein, als wenn er im eigentlichsten Sinne pro domu, sich und sein Werk vertheidigend, spricht. Deshalb ist die Ministerbank für ihn, als Redner, der geeignetste Platz, als Parteihaupt würde er gewiß mit gewandtester Klugheit agiren, aber die Partei würde genöthigt sein, jemand Andern zum Wortführer zu machen. Begeistern würde er seine Partei nie, und den Gegner nur außerparlamentarisch gefährlich sein.

Seine Manieren sind — vielleicht mit Absicht — nonchalant; er macht den Eindruck, als suchte er jeden zu überzeugen, daß diese Sicherheit eine angeborene sei. Für sich rasch und vollständig einzunehmen, versteht er nicht, oder will er vielleicht nicht verstehen; für Jene, die in Amtsgeschäften mit ihm verkehren, hat diese kühle, frostige Höflichkeit nichts Vertrauenerweckendes. Dessenungeachtet sagt man ihm nach, daß er in anderer Sphäre sehr geschmeidig und gelenk sein kann, so daß diese Schmieg- und Biegsamkeit bis an das Ergötzliche streift. Wir haben ihn niemals so gesehen und der

moquante Hofadel, der derlei Anekdoten über ihn in Umlauf setzt, ist nicht der sicherste Gewährsmann.

Dieseser Hofadel haßt ihn übrigens gründlich und läßt sich ihn nur so lange gefallen als man ihn unumgänglich nöthig hat. Er ist diesen Leuten doch nur ein Kind der Revolution, ein Emporkömmling, den man um seines Talentes willen duldet, dem man es aber sehr übel nimmt, daß er die Kühnheit hat, es geltend zu machen.

Als Minister ist er auch nicht schwärmerisch geliebt, die Leute müssen viel arbeiten und flinker zugreifen, als sie es von früher her gewohnt waren. Sein Fall würde von der Bureaukratie, namentlich der ältern, nicht bedauert werden. Man wirft ihm vor, daß er die neue Organisation dazu benutzt habe, seine Anhänger in Masse unterzubringen. Das ist aber einer der Krebsschäden des Constitutionalismus, und seine Gegner würden unbedenklich Dasselbe thun. So weit wir die Beziehungen kennen, ist dieser Vorwurf in solcher Allgemeinheit nicht einmal begründet.

Bisher hat Bach Klugheit und festen Willen genug gehabt, keinen Orden und keine Standeserhöhung anzunehmen. Er würde dadurch beiten Seiten seiner Gegner, den Vollblütigen und der Demokratie, unerschöpflichen Stoff zu bitterm Spott geben und sieht dies sehr gut ein. Er hat sich sogar durch ein Circularschreiben den Titel: „Excellenz" verbeten, und darin erklärt, daß er Bürger sei und bleibe, und stolz darauf, es zu sein.

In der schon angeführten Griechischen Literaturgeschichte von Oberst Mure (A Critical History of the Language and Literature of Ancient Greece. By William Mure of Caldwell) wird vor allen Dingen der Versuch gemacht, gegen Wolf und die deutschen Philologen die Persönlichkeit des historischen Homer zu retten, und das Attentat auf die Identität des alten Dichters dem revolutionären Geist der Kritik des vorigen Jahrhunderts zugeschrieben. — Als eine historische Curiosität führe ich dagegen ein Attentat an, welches die gegenwärtige Kritik gegen eine mythische Person des vorigen Jahrhunderts unternommen hat, gegen Junius. In einer so eben herausgekommenen Broschüre (Some new Facts, and a suggested New Theory, as to the Authorship of Junius) sucht nämlich der Verfasser, Sir Fortunatus Dwarris, durch einige nicht ganz unerhebliche Gründe darzuthun, daß Junius nicht ein Einzelner, sondern die Collectivbezeichnung für eine ganze Fraction von Pamphletschreibern gewesen sei, an deren Spitze Sir Philip Francis gestanden, und zu welcher u. a. die Grafen Temple und Chatham, Lord Sackville, Edmund Burke u. s. w. gehört hätten.

Histoire de Ducs de Guise. Par Réné de Bouillé, ancien ministre plénipotentiaire. Die Geschichte der Guisen ist seit langer Zeit ein Lieblingsstoff für sämmtliche Belletristen der drei großen Nationen Europa's. Für das Publicum dieser Schriftsteller wird es von Interesse sein, ihre Helden in einer wahrheitgetreuen Darstellung vom Ursprung des Hauses an bis zu seinem Untergange zu verfolgen. Aber auch für den ernsteren Leser ist eine solche Monographie belehrend, denn die Familie hat in einem Grade, wie es selten in der Geschichte vorgekommen ist, eine welthistorische Bedeutung, und diese wird in der zusammengedrängten Form biographischer Skizzen deutlicher, als in der Zerstreuung der allgemeinen Geschichte.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Religiös-sociale Revolutionselemente in Rußland.

I.

Es war im Juni des vorigen Jahres, als norddeutsche Blätter versicherten, mehr wie Hunderte von Verhaftungen seien in der Nacht des $\frac{20}{21}$. Mai in Petersburg vollzogen worden, Schrecken und Verwirrung herrschte darüber in den edelsten Familien, und dazu ward gefügt: „Die Verschwörung, welche dieser Maßregel zu Grunde liegt, wird als eine communistisch-sociale bezeichnet. ... Die Russen, welche unter einer Revolution nur die Ermordung des Czaren verstehen, behaupten, man habe dessen Ermordung bei der großen Revue beabsichtigt, welche er über die Petersburger Garden vor seiner Abreise nach Warschau angekündigt hat." Diesmal widerriefen andere Blätter im officiösen Tone des Besserwissens das ganze Gerücht; indessen erfolgte des Kaisers Abreise nach Warschau wirklich später, als vorher beabsichtigt gewesen war. Im Juni wiederholte dagegen Libelt's „Dziennik Polski" die Erzählung von einer zu Petersburg entdeckten weitverzweigten Verschwörung, unter genauester Schilderung ihrer Einzelheiten und Organisation; ihre Haupttheilnehmer sollte sie in der Armee gefunden haben. Jetzt stürzten sich einige Berichterstatter, deren russisch vergoldete Federn ziemlich kenntlich, abermals mit großem Eifer auf diese „Zeitungsente", hoben besonders die Lächerlichkeit hervor, daß von Proclamirung einer „Republik in Petersburg" gesprochen worden sei, und höhnten die „glaubwürdigen Reisenden", von denen der Dziennik seine Mittheilungen empfangen haben wollte. Trotzdem ward in den letzten Decembertagen des vorigen Jahres die Lesewelt von der officiellen Verkündung der Resultate einer „fünfmonatlichen" Untersuchung überrascht. Einundzwanzig Rädelsführer waren auf dem Richtplatze, wo man alle Vorbereitungen zur Füsillade getroffen, nach Verlesung des Todesurtheils sämmtlich zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zu lebenslänglicher Minen- oder Schanzarbeit in Ketten oder zum Militärdienst nach mehrjähriger Zuchthausstrafe „begnadigt" worden; eine noch größere Zahl war indessen vorher wirklich amnestirt, weil man in ihnen angeblich nur Verführte befunden

hatte. Unter den Verurtheilten befanden sich 7 Collegienräthe, 5 Offiziere, 2 niedere Beamte, 3 Studenten und 2 Edelleute; keiner von ihnen trug einen glänzenden Aristokratennamen, unter den Amnestirten fehlten jedoch auch solche nicht. Ueber den Charakter der Verschwörung liest man nun in dem officiellen Artikel, „daß eine Anzahl junger Leute, von denen die einen an Geist und Gemüth verderbt, die andern leichtsinnige Opfer perfider Einflüsterungen sind, eine geheime Gesellschaft zum Zwecke des gewaltsamen Umsturzes unserer politischen Organisation und zur Einführung einer Staatsform nach ihrem Sinne, d. h. der Gesetzlosigkeit gebildet hatte. Gotteslästerliche Schmähungen, tollkühne Pläne gegen die geheiligte Person des Kaisers, Darstellung der Regierungsmaßregeln in gehässigem Lichte: das war das Programm dieser Verbindung, dies die Fragen, welche man behandelte, indem man des Augenblicks harrte, die unseligen Pläne zur Ausführung zu bringen" ꝛc. Aus dem Schlusse des Manifestes ergab sich außerdem keineswegs undeutlich, wie die Untersuchung bis zu den äußersten Verzweigungen des Unternehmens vorzudringen nicht vermocht hatte. Wohin wir auch blicken, überall sind die ersten, so hart verschrieenen Kunden bestätigt. Zwischen die Entdeckung dieser Verschwörung und die jetzigen abermals stattgefundenen Verhaftungen in Polen fällt außerdem der später ins Lächerliche gezogene „Aufruhr im Serail" — die angebliche Verschwörung in jenem Mädchen-Erziehungsinstitut bei Warschau, bei welcher socialistische und communistische Schriften ebenfalls eine Rolle spielen. Die Sache mag eben mädchenhaft und spielend betrieben worden sein; indessen fand man sich doch zur Schließung des Instituts bewogen. Wir wollen dieser Damenverschwörung hier auch keine weitere als eine symptomatische Bedeutung beilegen. Auch in ihr tritt das sociale Moment in den Vordergrund.

Blicken wir auf die Auffassung der europäischen Revolution, wie sie sich in den russischen Manifesten der Jahre 1848 und 1849 äußert, so ist hier überall die politische Bewegung nur als verkappte Drohbewegung social-communistischer Tendenzen aufgefaßt, welche selbst wieder ein Ergebniß atheistischer Sophisterei genannt werden, während vom nationalen Momente nirgend anders, als von einer Maske die Rede ist, welche die Revolution vorgenommen habe, um sich den Anschein einer gewissen moralischen Berechtigung zu verleihen. „Die Revolution ist vor Allem antichristlich" — heißt es in jener (allerdings von russischen Federn ebenfalls abgeleugneten) Denkschrift, welche dem Kaiser von Rußland von einem höhern Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nach der Februarrevolution übergeben wurde; „dieser antichristliche Geist ist die Seele der Revolution, ist ihr eigentlicher, wesentlicher Charakter, während die verschiedenen Formen, unter denen sie aufgetreten, das Feldgeschrei, unter dem sie kämpft, und alles Andere bis auf ihre Gewaltthaten und Verbrechen nichts als Nebensachen und Zufälligkeiten sind. ... In der That, alle diese naiv-gotteslästerlichen Declamationen, welche so zu sagen die officielle Sprache der Gegenwart geworden sind,

klingen sie nicht, als wenn die neue französische Republik nur auf die Welt gekommen wäre, um das Evangelium zu erfüllen? Die aus der großen Umwälzung hervorgegangenen Gewalten legen sich wirklich diese Mission feierlich bei, obgleich allerdings nicht ohne eine kleine Verbesserung, die es der Revolution gefallen hat darin einzuführen. Dem Geiste nämlich der Humanität und Selbstverleugnung, diesem Fundamente des Christenthums, substituirte sie den Geist des Hochmuths und der Anmaßung, der freien selbsthandelnden Barmherzigkeit die gezwungene Liberalität, und statt des Bruderthums, das im Namen Gottes gepredigt und begrüßt wird, führte sie eine Fraternität ein, welche die Welt sich nur aus Furcht vor dem souverainen Volk aufdringen läßt." Wir könnten gleiche Auffassungen in sämmtlichen officiellen Ausführungen der letzten beiden Jahre nachweisen, ohne selbst noch einer Verweisung auf die vielberufenen „Heiden" zu bedürfen, gegen welche das erste Aufwallen russischen Zorns die orthodoxen Völker zum Kreuzzug aufforderte. Petersburger Klugheit fand nachher für gut, den charakteristischen Zornesausbruch des Czarenpatriarchen als Uebersetzungsfehler zu bezeichnen und in „fremde Völker" zu verbessern. Allein umsonst sucht man in den russisch geschriebenen Blättern derselben Zeit eine Verkündigung dieser Correctur, welche doch so eifrig nach dem Ausland befördert ward. Vielmehr hören wir nach kurzer Zeit allüberall die Popen begeisterten Mundes verkünden, wie die Heiden da draußen hereindrohen nach dem Reiche des weißen Czaren, um die Tempel der rechtgläubigen Kirche zu brechen und Verwüstung zu verbreiten über das ganze Land der treuen Kinder des erhabenen Vaters.

Nicht erst das Jahr 1848 hat kommen müssen, um Rußland zu lehren, wie das nationale und freiheitliche Regiment in denjenigen Ländern und Verhältnissen zu benutzen sei, wo es galt, durch dessen Geltendmachung die jeweilige Herrschaftsmacht über das eine oder das andere Volk zu Gunsten russischer Zwecke zu schwächen. Griechenland, Persien, die Donaufürstenthümer, sogar der südslavische Theil der östreichischen Monarchie bieten frühere Beispiele dafür. Erst wenn mit diesen Elementen des Volkslebens die bestehenden Verhältnisse gelockert und wankend gemacht waren, benutzte man auch das confessionelle Element der Glaubensverwandten, um die patriarchalische Suprematie des Czaren geltend und damit eine wahrhaft innerliche politische Wiedervereinigung der Unterthanen mit ihrem Souverain unmöglich zu machen. So ward die Gläubigkeit, von welcher Rußland behauptet, sie sei im nichtrussischen Europa verschwunden, zu einem der mächtigsten Eroberungsmittel russischer Politik. Aber freilich blieb sie auch, nachdem das absolutistisch-autokratische Princip in immer schroffern Gegensatz getreten gegen die Anerkennung der politischen Consequenzen einer Uebertragung der materiellen Culturergebnisse Europa's auf Rußland, der einzige noch wirklich zuverlässige Halt der innern Politik Rußlands. Oberflächliche Beobachtung und das Schlagwort sagt freilich, der russische Absolutismus stützt sich auf eine russificirende

Politik. Darin liegt eine Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, oder eine Verwechslung zwischen Ursache und Wirkung. Soweit diese Politik nicht kirchlicher Natur, ist sie in den Augen des Russen keine nationale. Dies in doppelter Hinsicht. Unter welchem Gesichtspunkt man auch das Altrussenthum auffasse, überall ist Eroberungssucht kein charakteristisches Moment desselben, vielmehr beruht sein ursprüngliches Wesen recht eigentlich auf der Abschließung gegen alles Fremde. Seit Peter I. ist dagegen die Regierungspolitik offensiv, erobernd, also schon darum in einem gewissen Widerspruche mit dem nationalen Willen. Indessen fand sich eine Vermittelung zwischen Krone und Volk dadurch, daß bis auf Katharina die nichtrussischen Elemente zwar als Zubehör des Staates, doch nicht als integrirender Theil des Volkes betrachtet wurden. Sie waren für die Gestaltungen des russischen Rußland nicht bedingend, wurden höchstens nur für dessen materielle Entwickelungen hier und da maßgebend. Darein fand sich allerdings das materielle Nachahmungs- und Anschmiegungstalent des Russen mit Leichtigkeit. Als jedoch unter Katharina II. das politische Centralisationssystem weiter ausgebildet ward, sah sich der Staat in der Nöthigung, den nichtrussischen Elementen auch in politischen Dingen eine vorwiegende Bedeutung zuzugestehen, obgleich in der tagesläufigen Auffassung russischer Geschichte gerade diese Epoche als Beginn des Russificirungssystems hingestellt zu werden pflegt. Man muß sich hier über Wortbedeutungen klar werden, um Verwirrungen zu vermeiden. Was das nichtrussische Europa und Rußlands nichtrussische Bevölkerung Russificirung nennt, fand damals allerdings seine erste systematische Organisation. Aber diese sogenannte Russificirung ist dem nationalen Rußland geradezu nicht mehr und weniger als Entnationalisirung. Der centralisirende Absolutismus stellte nämlich in Petersburg gewisse Vermittlungspunkte auf, zog gewisse Durchschnittslinien zwischen russischem und nichtrussischem Wesen, und verwendete die altüberkommenen Machtmittel des Czarenthums nebst den modernen Hilfsmitteln des Staates dazu, nach diesen Punkten hin die selbstständigen Nationalelemente der einen wie der andern Seite zusammenzubeugen und zusammenzuzwingen. Unter Katharina, noch mehr unter Alexander ließ man sogar den nichtrussischen Elementen einen bedingendern Einfluß als den nationalen. Dies hat das nationale Rußland noch heute nicht vergessen. Die Zugeständnisse an das Russenthum, welche Czar Nikolaus zu machen für gut fand und welche nichtrussischen Augen so außerordentlich erscheinen, gleichen in den Augen des nationalen Rußland noch lange nicht jene angeblichen Rücksichten aus, welche gewisse besondere Rechte oder scheinbare Vorzüge der nichtrussischen Reichstheile fortbestehen lassen. Ja sie lassen die unerfüllten nationalen Anforderungen an das gouvernementale System nur immer bestimmter und bewußter werden, obgleich im nichtrussischen Rußland jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Erhaltung nationaler Selbständigkeit und wohlverbriefter Ausnahmsstellungen bekanntlich niemals tiefer gesunken ist, als eben jetzt. So lange nun Kaiser Niko-

laus mit thatkräftiger Hand das Steuerruder des Staates führt, wäre allerdings von keinem dieser widerstreitenden Elemente irgend eine Gefahr für die gegenwärtige Gestaltung der Dinge in Rußland zu erwarten. Die vorsorgende russische Politik weiß indessen recht wohl, daß diese Persönlichkeit nicht unsterblich ist, daß auch die stärkste Hand im Alter mitunter zittert. Sie muß also eine moralische Kraft substituirend zu immer höherer Geltung zu bringen suchen; und diese ist eben unter russischen Verhältnissen nicht nur das russisch-orthodoxe, sondern das Element der Strenggläubigkeit überhaupt. Darin liegt die wesentliche Ursache dafür, daß Rußland, heraustretend aus der so oft verkündeten Rolle religiöser Toleranz und confessioneller Indifferenz, einerseits die Intoleranz im Innern des Reiches bis auf die höchste Spitze trieb, andrerseits den politischen Bewegungen Europa's gegenüber zu dem Ausspruche kommt: „Die Revolution ist vor Allem antichristlich."

Aber die Gefahr drängt sich für Rußland auch noch unmittelbarer auf dem religiösen Gebiete heran. Die, trotz Grenzsperre und Strafhärte, gegen jedes Aufleuchten einer Theilnahme an der geistigen Bewegung der Neuzeit, wenngleich nur in einzelnen Tropfen nach Rußland ausspritzenden Wellenschläge europäischer Geistesfluthen verdampften nicht auf dem Gemäuer der orthodoxen Kirche, sondern drangen in deren Fugen und fanden hier befruchtungsreife Keime. Die Anzahl der russischen Secten ist bekannt, minder ihre innere Organisation. Die meisten derselben besitzen auch in der That keine solche, sie ketten sich vielmehr an einzelne Lehrsätze, an gewisse Aussprüche und ausarbeiten eine oder die andere Idee, um welche sich deren Anhänger mit einem bisweilen grausenhaften Fanatismus schaaren. Massenhafte Selbstverbrennungen, Kindertödtungen, Selbstverstümmlungen u. dgl. treten dann hier oder da als Ergebnisse dieser Sonderlehren auf, welche bis dahin unbekannt geblieben waren, da die meisten Secten den Grundsatz haben, sich äußerlich den anbefohlenen Gebräuchen der orthodoxen Kirche nicht zu entziehen. Die vom Regierungsprincip bedingte Versteinung der Kirche im Formelwesen, die vom politischen System begünstigte Abscheidung des Gegenstandes vom innern Volksleben hatte bis zum Hervortreten solcher Erscheinungen den verheimlichten Gängen dieser Secten nicht folgen können; die politische Untersuchungsbehörde dringt nicht weiter vor, als bis zu dem offen vorliegenden Verbrechen, und das Schisma erobert sich durch das Martyrthum seiner Bekenner neue Anhänger. Zwei Secten dagegen, die Starowerzen und die Duchaborzen, sind in wirklichen Organisationen vereinigt. Die Starowerzen (vom Volke Roskolniks, Ketzer, genannt) sind die Vertreter des altgläubigen Elements, die Träger jener Orthodoxie, welche bereits Peter des Ersten Reformplane in der Kirche bekämpfte und trotz aller Verfolgungen, wie aller Lockungen zu Compromissen mit der Staatskirche neben dieser ein vollständiges dogmatisches Lehrgebäude aufgerichtet hat. Wie groß ihre Macht, erhellt schon daraus, daß Alexander es aufgab, den Starowerzen mit

Drohungen entgegenzutreten, daß selbst Nikolaus diese Sonderkirche soweit anerkannte, um derselben vollkommen freie Religionsübung unter der Bedingung zuzugestehen, daß sie die Weihe ihrer Priester, wenn auch nach altem Ritus, durch Priester der Staatskirche würde vollziehen lassen. Als dennoch die Starowerzen in der Erkenntniß, wie auf solche Weise ihr oberstes Princip, die altkatholische Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, bedroht sei, auch dieses Anerbieten zurückwiesen, ließ der Staat diese Frage auf sich beruhen, obgleich die wesentlichen Momente solcher Trennung von der orthodoxen Kirche die Grundpfeiler der hierarchisch-politischen Gouvernementalpolitik bedenklich bedrohen. Russische Bemäntelung versichert nun zwar, die altrussische Tracht, einige Abweichungen in der Liturgie u. dgl. seien die Streitpunkte zwischen der Staatskirche und den Roskolniks. Wer aber in Rußland gelebt hat, weiß, wie diese äußerlichen Fragen der Form längst aufgegeben sind, wie dagegen der oberste Grundsatz des russischen Absolutismus, die Vereinigung des Patriarchats mit der Persönlichkeit des Czaren, den eigentlichen Differenzpunkt bildet. Man hat ferner gesagt, das Starowerzenthum sei eine Versteinung des Dogma, feindlich gegen jeden Fortschritt im Culturleben, erfüllt von herben Vorurtheilen gegen alles Fremde, und aus all diesen Gründen innerlich machtlos. Diese Behauptungen haben vom gouvernementalen russischen Standpunkte aus allerdings mancherlei Wahres. Aber gerade in der Wahrheit der gouvernementalen Behauptungen liegt die nationale Macht jener Secte. Die Versteinung des Dogma, welche den Czaren als Kirchenoberhaupt desavouirt, raubt ihm jenen göttlichen Nimbus, worauf der Bestand des Absolutismus gebaut ist, während sie dem Starowerzenthum das Ansehen einer selbständigen Macht giebt, und in den politischen Consequenzen dieses religiösen Grundsatzes ebensogut der politischen Opposition des aristokratischen Altrussenthums gegen das Haus Romanow begegnet, wie derjenigen Opposition gegen den Absolutismus überhaupt, welche sich aus der Berührung mit dem Auslande entwickelte, oder nichtrussische politische Begriffe über das Herrscher- und Unterthanenverhältniß mit herübernahm in die Abhängigkeit vom russischen Zepter. Die Feindlichkeit gegen jeden Fortschritt im Culturleben und das Vorurtheil gegen alles Fremde fällt unter dem gouvernementalen Gesichtspunkt zusammen, weil eben seit Peter I. der selbständigen nationalen Entwicklung kein freier Raum gelassen wurde, weil dieselbe, wo sie hervortrat, sofort von der gouvernementalen Bevormundung in Empfang genommen und jenen Modificationen unterworfen wurde, welche das eben herrschende nationalökonomische oder auch politische Princip wünschenswerth erscheinen ließ. Dem nationalen Rußland erschienen diese Abänderungen und Bevormundungen als ebenso viele Eingriffe in die natürlichsten Rechte und Eigenthümlichkeiten des Volks. Die Starowerzen vertreten nun eben die nationale Cultur; die sorgfältige Pflege des Bodens, der Viehzucht und der nationalen Industrie in den Distrikten, wo sie vorherrschen, sind sogar anerkannte Thatsachen,

materielles Wohlbefinden davon die Folge. Ja selbst Bewunderer der russischen Regierung gestehen ein, daß die Starowerzen „im Allgemeinen einfacher, sittenreiner, nüchterner, zuverlässiger als die übrigen russischen Bauern," daß sie meistens „durch eine gewisse Bildung den umwohnenden Russen weit überlegen" sind. Bei der für das Beispiel so empfänglichen Natur des Russen, bei dem slavischen Nachahmungstrieb überhaupt mußte sonach eine Rück- und Weiterwirkung auf die außerhalb der Secte stehenden Bevölkerungsschichten eine natürliche Folge dieser Verhältnisse werden. Die große Achtung, welche das Starowerzenthum als selbständige Macht genoß, führte ihm ebenfalls immer neue Bekenner zu, während es der Staatskirche die ihren entfremdete. Dies um so mehr, weil dasselbe seine Lehren keineswegs versteinte, sondern vielmehr je nach den socialen und politischen Verhältnissen, unter denen seine Bekenner ihren Sitz aufgeschlagen, zwar nicht veränderte, aber insofern modificirte, als der eine und andere Grundsatz mehr in den Vordergrund tritt oder mehr zurückgeschoben wird. So ist es eine um sich greifende Macht unter den eigentlichen Großrussen, wie unter den Kosaken, eine nationale Autorität unter den Kleinrussen geworden, und erobert eben in neuerer Zeit durch seine vorwiegend sociale Richtung in Süd- und Neurußland immer weitere Kreise.

Ueberblicken wir nun die Nachrichten, welche freilich sparsam aus den verschiedenen Theilen des ungeheuern Reiches zusammenfließen, so erscheinen zwei Thatsachen von höchster Wichtigkeit: die Starowerzen Großrußlands, des eigentlichen Moskowiens, bilden die altkatholische nationale Opposition gegen die moderne Gestaltung des Herrscherbegriffs, der Staatskirche und der politischen Verfassung, die Starowerzen der den Reichsgrenzen näher gelegenen Provinzen scheiden sich in unzählbare Secten, denen zwar ebenfalls das Festhalten am altkatholischen Elemente der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, so wie der Nichtanerkenntniß des Czaren als Kirchenoberhaupt dogmatisch gemeinsam ist, welche aber in ihren praktischen Bestrebungen das Moment der socialen Opposition gegen die Ständescheidung, gegen die Leibeigenschaft, gegen die politische Bevorzugung des Adels vorzugsweise ausgearbeitet haben. Im Innern des Reiches, vornämlich in Moskau und Nowgorod (auch selbst in Petersburg) hat sich ein ziemlich enger Zusammenhang zwischen den Altgläubigen und der nationalrussischen Aristokratie herausgestellt, während in den mehr peripherischen Provinzen das Starowerzenwesen seine weiteste Verbreitung unter den Bauern, den kleinern Kaufleuten und Gewerbtreibenden, kurz unter den politischen Parias fand. Die eigentliche Gelehrtenwelt, so wie die Beamten blieben ihm freilich fast überall fremd, doch liegt darin vielleicht eben ein Grund für dessen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Volke. Wie groß aber die Macht dieser Secte und ihrer vielfachen Abzweigungen, beweist am besten, daß bereits vor drei Jahren ein inniger Bewunderer russischer Staatskunst, wie der gouvernementalen Gestaltungen des russischen Volkslebens schrieb: „Die

Starowerzen üben auf Rußland und sein Gouvernement einen geheimnißvollen und tiefen moralischen Einfluß; bei jeder Frage der Gesetzgebung, der kirchlichen Verhältnisse, der innern Politik, bei allen vorgeschlagenen Verbesserungen und Veränderungen fragt man sich im Geheim zunächst: was werden die Starowerzen dazu sagen?" Zwar fügt derselbe Schriftsteller beschwichtigend bei: „Sie sind die Krystallisation des Altrussenthums, sie repräsentiren in Rußland das Princip der Stabilität oder vielmehr der starren Vergangenheit", aber trotzdem wiederholt er schließlich: „Sie sind der Regulator, an dem man beobachten muß, wie weit man bei Veränderungen gehen darf." Diese Veränderungen haben sich aber, soweit sie politischer Natur, fortwährend auf den Grundsatz basirt, daß der Czar die „Incarnation des russischen Geistes," daß die Leibeigenschaft ein historisch berechtigter Zustand des Volkes; die Vertreter „der starren Vergangenheit" verneinen Beides und reichen eben darum in ihren Endverzweigungen den Vertretern des Europäismus (man erlaube diesen vagen Ausdruck) die Hand.

Als solche darf man zunächst auf dem kirchlichen Gebiet vorzugsweise die andere Hauptsecte der russischen Kirche, die Duchaborzen, bezeichnen. War schon der Name Starowerzen ein Collectivbegriff, welcher sehr verschiedene Ausbildungen gewisser gemeinsamer Grundsätze, eine ganze Schaar von Religionsgesellschaften mit oft kaum nachweisbarer Gemeinsamkeit ihres Ursprungs bezeichnet, so gilt dies in noch höherem Maße von den Duchaborzen. Die russische Volkssprache hat auch wirklich für beide Richtungen der Sectirerei vollkommen collective Bezeichnungen. Alle jene Secten, welche sich näher oder ferner um das altkatholische Element der orthodoxen Kirche gruppiren, nennt sie Roskolniks (Ketzer), alle übrigen Dissenters, deren Ursprung der Zeit nach Peter I. angehört und sich auf europäische Einflüsse zurückführt, Farmason, worin man eine Russificirung des Wortes Francmaçon gefunden haben will. Wie dem auch sei, soviel ist gewiß, daß die Duchaborzen (Kämpfer des Lichts, des Geistes, von Duch = Geist und borossja = ringen) nicht gleich den Starowerzen ihren Ursprung aus der Spaltung der orientalischen Kirche unter Nikon, sondern aus viel neuerer Zeit datiren. Peter III., der Freund ausländischer Lebensgestaltungen und in seiner kurzen Regierungszeit bestrebt, den Czarendespotismus nicht bloß seines asiatischen Gewandes zu entkleiden, sondern auch die politischen und socialen Verhältnisse des Volks mit dem übrigen Europa in Einklang zu setzen, und darum durch eine Palastrevolution gemordet — Peter III. gilt den Duchaborzen traditionell als Stifter ihrer Lehre. Ihre Entstehung fällt also mit der Blüthe des Illuminaten- und Freimaurerwesens in Europa zusammen. Indessen ist ihre Lehre mit den ursprünglichen Dogmen des orientalischen Katholicismus nicht in principiellem Gegensatz, hat aber die Hauptlehren des abendländischen Katholicismus darein übertragen. Soweit irgend bestimmtere Nachrichten zurückreichen, vorzugsweise dahin gerichtet, die orientalische Kirche ihrer sinnlichen Einhüllung zu entkleiden und ihre Versteinung in Ceremonien zu ent-

wickelungsfähigem Leben zu erwecken, bildeten die Duchaborzen keine festgeschlossene Kirchengesellschaft, sondern gruppirten sich von jeher um den systematischen Ausbau dieser puritanischen Grundidee durch verschiedene theologische oder philosophische Systeme. Nach den Individualitäten, welche sich diesen anschlossen oder sie weiter ausbildeten, erlangten dieselben bald eine ungemessenere, bald eine beschränktere Elasticität, vertreten jedoch überall das reformatorische Element, das Element der Verflüchtigung der Kirchenformen. Konnte nun die orthodoxe Staatskirche bisher das Starowerzenthum nicht überwältigen, weil sie jeder populär-theologischen Bildung entbehrt, so wurde ihr noch weniger möglich, das Duchaborzenthum zur Orthodoxie zurückzuführen. Sie hatte kein äußerliches Moment, um dies mit Zwang zu thun, weil die Duchaborzen, wo sie sich nicht in der Mehrzahl befinden, grundsätzlich die Ceremonien der Staatskirche befolgen; noch weniger verstand sie aber, dieser protensartig wechselnden Sectirerei von rein kirchlichem auf das sociale Gebiet zu folgen, wohin dieselbe doch nach und nach ihren Schwerpunkt verlegt hat. Hier nun ist gerade der Punkt, wo sich die Duchaborzen mit den Starowerzen begegnen. Während diese letztern die absolute Herrschaft des Czaren und die Leibeigenschaft als fremde Neuerungen, als Angriffe auf die echte Rechtgläubigkeit, bekämpfen, ist eine durch alle Abzweigungen, der Duchaborzen gehende Grundlehre die von der Gleichheit Aller durch die Sündhaftigkeit Aller. „Es gibt keinen Herrn und keinen Knecht; Du kannst Dich der Hilfe des Andern bedienen, aber deshalb bleibt er doch Dein Bruder und Dir gleich, wie Du dem Mächtigsten gleich und Bruder bist," — so lauten ihre Lehren in dieser Hinsicht, so schüttern sie am Grundbegriffe des russischen Staates. Diese sociale Wendung ist natürlich. Gerade russische Verhältnisse mußten diese Seite der reformatorischen Lehre am wichtigsten erscheinen lassen. In einzelnen Gemeinden ihrer Bekenner führte deren Ausbildung sogar bereits zur Entwickelung der Arbeits- und Gütergemeinschaft; gerade wie bei einzelnen Abzweigungen der Starowerzen. Da nun die Duchaborzen ihre Hauptsitze in den neurussischen Provinzen haben, so war auch geographisch eine Annäherung an die äußersten Abzweigungen der Starowerzen erleichtert. Und in der That ist es hier oftmals äußerst schwierig, zu entscheiden, ob die eine oder andere Gemeinde mit ihrem besondern Sectennamen der einen oder andern dissenterischen Richtung der russischen Kirche angehört.

Die eigentlich theologische Ketzerei dieser Nebenkirchen kommt in der That auch der russischen Politik wenig in Betracht; die hauptsächlich wichtige Frage bleibt die sociale, die damit eng zusammenhängende politische. Diese Besorgniß durfte indessen die Staatsklugheit nirgends hervortreten lassen; sie mußte das Moment der Orthodoxie vordrängen, um auf diesem Felde die social-politische Bewegung zu bekämpfen. Es liegt deshalb vollkommen im russischen Princip begründet, wenn die orthodoxe Kirche im Innern des Reichs mit äußerster Straf-

härte nicht nur die Abweichung von dem orthodoxen Dogma, sondern selbst von der äußern Kirchenform bekämpft; denn wie sich auch jene oder diese gestalte, droht sie immer in ihrer Consequenz mit einer Opposition gegen den socialen und demnächst gegen den politischen Bestand des autokratisch-absolutistischen Staates. Die nach Autonomie verlangende Hyperorthodoxie, wie der die Autorität verleugnende Hyperrationalismus reichen sich ja auf dem socialistischen Felde die Hand. Die russische, auf die staatlich anbefohlene Rechtgläubigkeit basirte Politik mußte aber in den Consequenzen dieses Kampfes auch noch weiter gehen, sie mußte nach Außen hin Ursache mit Wirkung, Entartung mit Reform, Atheisterei mit Glaubensforschung, Regelung der gesellschaftlichen Mißstände mit Communismus zusammenmischen, sie mußte den Bannerspruch führen: Die Revolution ist vor Allem antichristlich.

Bilder aus dem Kaukasus.

1. Ein Pferd und zwei Jungfrauen.

Mein Gastfreund in Osurgethi hatte zwei Töchter, wovon die ältere Nino, und die zweite, wenn ich nicht irre, Thamar hieß. Beide waren, obwohl in Gehalt und Gestalt wesentlich verschieden, ein paar so anmuthig gebaute Wesen, daß sie an Schönheit wetteifern konnten mit den herrlichsten Töchtern der Adighé.

Nino, eine hochgewachsene, schlanke Cypressengestalt, fein von Händen und Füßen, klein von Mund und Ohren, und mit einem dunklen Haarwuchs geschmückt, üppig und lang genug, um ein Dutzend unerfahrener Männer auf Einmal darin zu verstricken. Es war ein Weib, geboren zum Herrschen. In den großen, schwarzen Augen, den feinen eng anliegenden Lippen und in der leise gebogenen, kühn gezeichneten Nase lag ein entschieden männlicher Ausdruck. In Weibern dieser Art spielt die Liebe immer nur eine untergeordnete Rolle.

Thamar, die jüngere Schwester, hatte nicht so bestimmt schöne Formen wie Nino; sie war kleiner, voller von Gestalt und weniger regelmäßig in ihren Zügen, aber unendlich liebreizender und weiblicher in ihrem ganzen Wesen. Für den etwas zu großen Mund entschädigten die rosigen Lippen und die kerngesunden, schneeweißen Zähne mit ihrem weichen Schmelz.

Die Farbe des Gesichts, des vollen Halses und Nackens war von durchsichtiger Reinheit. Sie hatte, was man so selten vereint findet, himmelblaue Augen mit langen, dunkelseidenen Wimpern, und ein glänzendes, schwarzes Haar.

Ich befand mich diesen beiden schönen Wesen gegenüber gerade in der richtigen Lage eines unparteiischen Beurtheilers. Mein Herz war anderweitig in Beschlag genommen, und mein sterbliches Theil dermaßen vom Gallenfieber geplagt, daß ich für nichts weniger Sinn hatte, als für verliebte Abenteuer.

Dazu kam noch, daß es mit meiner Baarschaft zu Ende ging, und ich vor Allem daran denken mußte, baldmöglichst nach Odessa zu gelangen, um bei H. Consul Bellino einen Wechsel in Gold zu verwandeln; denn die ganzen Wälder von Kolchis entlang hätte mir kein Mensch für einen Wechsel von zweihundert Dukaten auch nur zweihundert Kopeken gegeben. Und eine Geldverlegenheit in uncivilisirten Ländern eines fremden Welttheils gehört nicht zu den geringsten Verlegenheiten des Lebens.

Trotzdem hatte ich große Freude an den Töchtern meines Gastfreundes, denn hübsche Mädchen, wie ein reiner Himmel und duftige Blumen, üben allewege auf Leidende wie Gesunde einen heilsamen Zauber aus.

Und hier möge eine Bemerkung eingeschalten werden, die sich mir oft aufgedrängt hat in den Ländern des Südens, daß man dort selbst bei den Töchtern der ärmsten und niedrigsten Volksclassen niemals jene unbeholfene und eckige Steifheit der Bewegungen findet, wie bei uns. Setzt der geringsten Töchter dieser Länder eine auf einen Königsthron, und sie wird in Haltung und Geberde die Königin nicht verleugnen.

Ich hatte Giorgi beauftragt, einen Käufer für mein Reitpferd zu suchen, ein prächtiges Thier, welches mir Fürst Andronikow geschenkt hatte. Es kam mir schwer an, von dem treuen Thier zu scheiden, das ich lieber als Andenken mit nach Europa genommen hätte, wenn der Transport nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre.

Regelmäßige Communication war damals noch nicht auf dem schwarzen Meere; im glücklichsten Falle hätte ich das Pferd auf einem russischen Kriegsboote nach der Krimm schaffen können, und von dort über Odessa nach Konstantinopel. Aber so gern ich alle damit verbundenen Unkosten getragen hätte, bei der Gewißheit, daß das Roß wohlbehalten den Ort seiner Bestimmung erreichte, so wenig konnte ich mich unter den vorwaltenden Umständen dazu entschließen.

Einerseits war es sehr zweifelhaft, ob sich ein Kriegsboot zum Transport des Pferdes bereit gefunden hätte, und andererseits noch zweifelhafter, ob das Pferd die Reise ohne Gefahr machen konnte. Denn die russischen Kriegsboote kreuzen auf dem schwarzen Meere nicht zu ihrem Vergnügen, sondern um Jagd auf die türkischen Sklavenschiffe zu machen, welche Tscherkessenmädchen nach Stambul führen.

So hielt ich es, Alles in Betracht gezogen, für das Klügste, das Pferd in Guria zu verkaufen, obwohl ich vorher wußte, daß in diesem Lande kein hoher Preis dafür zu erzielen sein werde. — Gleich am Abend desselben Tages, an

welchem ich Giorgi beauftragt hatte, sich nach einem Käufer umzusehen, kam der verschmitzte Armenier zu mir in's Zimmer, wo ich eben in Nachdenken versunken auf meinem Teppich lag, und sagte:

„Aga, ich habe meinen Mann gefunden, und Insch Allah! so Gott will! werden Sie mit dem Kaufpreise zufrieden sein."

„Wer ist der Käufer?" fragte ich.

— „Unser Kunak (Gastfreund)" — antwortete Giorgi.

„Dolu! (dummer Kerl!)" rief ich und fuhr ärgerlich mit der Hand über die Stirne, denn einen unangenehmern Käufer als unsern Gastfreund hätte Giorgi mir nicht bringen können. Nach asiatischem Brauche mußte ich ihm das Pferd entweder ganz schenken, oder es ihm wenigstens für ein Spottgeld überlassen.

Giorgi suchte mich zu besänftigen. Er habe ja an nichts weniger gedacht, als gegen meinen Vortheil zu handeln. In diesem Lande, wo die Leute selbst so wenig zu verschenken hätten und Fremde eben so selten wären wie Geld, seien sie auch nicht eben verwöhnt mit Geschenken und man brauche es hier mit dem alten „Bu begjanerem" (dieses gefällt mir) und „Alssen" (so nimm es!) so genau nicht zu nehmen.

„Was will der Kunak denn geben für das Pferd?" unterbrach ich Giorgi.

Sein Gesicht verzog sich zu einem triumphirenden Lächeln, und mich mit schlauen Blicken fixirend, antwortete er: „Nino!"

„Kerl! bist Du des Teufels?" entgegnete ich heftig.

Er ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. Mit immer sieggewisserm Ausdruck im Gesichte fuhr er fort: „Glauben Sie denn, ich hätte gleich zugeschlagen, Aga? Bin ich ein Kaswiner, der seinen Esel verliert und Gott dankt, daß er nicht selbst mit verloren gegangen? Hamdn lillah! Lob sei Gott! das bin ich nicht! Ich habe gesagt zum Kunak: Freund! hab' ich gesagt, für wen hältst Du meinen Herrn, daß Du glaubst, er werde dieses Pferd weggeben für Nino? Wenn mein Herr sein Pferd verkauft, so muß er mindestens beide Mädchen dafür haben, Nino und Thamar! Wohlgemerkt, Aga, mindestens beide Mädchen! Er hat noch nicht zugeschlagen, aber ich will kein Adam (Mensch) bleiben, ich will ein Grauthier werden, wenn Sie nicht beide Mädchen bekommen für dieses Roß. Was sagen Sie nun, Aga?" setzte Giorgi schmunzelnd hinzu.

Ich unterlasse es, die Gefühle zu schildern, welche der Antrag des schnurrigen Kauzes in mir hervorrief.

Ein Reisender, der seine Erstlingsstudien der Menschen- und Völkerkunde in Rußland gemacht, wo das Schicksal vieler Millionen Menschen verschiedenster Race, Sitte und Bildung von dem Willen eines Einzigen abhängt, und der weiße Sklavenhandel nicht zu den schlimmsten Vorkommnissen des Tages gehört, findet es natürlich weniger überraschend, als es der Mehrzahl der freundlichen

Leser erscheinen wird, einen Vater seine zwei eigenen Töchter als Kaufpreis für ein Pferd darbieten zu sehen.

Seit Jahrhunderten lebten die Völker kartwel'scher Race — wozu auch die Gurier gehören — in fremder Abhängigkeit; abwechselnd waren sie den Tataren, den Persern, den Türken und den Russen unterthan, so daß alle Spuren der frühern Cultur, des Wohlstandes und der Blüthenzeit Georgiens bis auf die Erinnerung an Thamar und Davith, die glorreichsten Herrscher dieser Länder, ausgerottet wurden.

Handel, Gewerbe und Ackerbau kamen in Verfall; die Einwohner, gewohnt, sich nur als willenlose Werkzeuge der fremden Unterdrücker des Landes mißbraucht zu sehen, versanken in Trägheit und Stumpfsinn, denn alle Triebfedern der Kraftäußerung waren gelähmt.

Niemand strebte nach Reichthum, denn wer viel hatte, mußte viel geben. Niemand strebte nach Auszeichnungen, denn der Uebertritt zum Islam war die erste Bedingung, um zu Ansehen und Macht zu gelangen; und dem Glauben ihrer Väter sind die Stämme von Kartwel durch alle Leiden und Drangsale vieler Jahrhunderte treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zieht man die Summe der Drangsalsperioden der Völker von Kartwel und Haigsk*), so umfaßt die Zeit, welche den Rahmen zu diesem blutigen Gewebe des Unglücks bildet, über ein Jahrtausend. Am härtesten trafen diese Schicksalsschläge immer diejenigen Landestheile, welche den Mittelpunkten der Macht und des Verkehrs, den Hauptstädten, am fernsten lagen. Guria war einer dieser unglücklichsten Stämme kartwel'scher Race. Daher die Verwilderung des Landes; daher die Trägheit, die Erschlaffung, die Entartung seiner Bewohner.

Diese Menschen, welche seit Jahrhunderten daran gewöhnt wurden, die schönsten Jungfrauen aus ihrer Mitte in die Hareme der Türken oder Perser entführt zu sehen, mußten nach und nach abgestumpft werden gegen solche Vorgänge. Wir haben der Schönheit der Mädchen von Guria schon früher rühmend Erwähnung gethan. Viele dieser Mädchen, welche das Schicksal in die Hareme islamitischer Großen geführt hatte, nachdem sie im Vaterhause eine freudenleere und sorgenvolle Jugend verlebt, kehrten nach einer Reihe von Jahren, beladen mit Geschenken und Kostbarkeiten, in die Heimath zurück und genossen hier dann eines Ansehens und Einflusses, welche der Reichthum überall erzwingt. Hiedurch wurde der Neid und das Streben anderer Mädchen rege gemacht, zu ähnlichem Ansehen und Einfluß zu gelangen. Der einzige Weg dazu führte durch's Harem. So geschah es denn, daß bald die Mädchen gar nicht mehr gezwungen zu werden brauchten, ihr Glück in der Fremde zu suchen, daß vielmehr ein förmliches

*) Georgier und Armenier.

Drängen, ein förmlicher Wetteifer unter ihnen entstand, nach Trapezunt oder Konstantinopel eingeschifft und einem Pascha oder Vesier anverkauft zu werden.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein solches Verhältniß nicht den zarten Anforderungen entspricht, welche wir an eheliches Beisammenleben zu stellen gewohnt sind; aber bemerkt muß hier werden, daß man im Orient auch nicht jene ehelichen Rohheiten findet, welche bei uns so mancher armen Frau das Haus zur Hölle machen. Genießt im Orient die Frau nicht jene hohe Achtung und Verehrung, wie solche aus den deutschen Wäldern hervorgegangen und in England ihren höchsten Ausdruck gefunden, so wird sie doch niemals jener rohen Behandlung unterworfen, die bei uns nicht zu den seltensten Vorkommnissen gehört. Der Moslem ist zu stolz, um ein Weib zu mißhandeln; er kennt nicht jenen feigen Philistermuth, der sich nur innerhalb seiner vier Pfähle äußert und ein wehrloses Weib das entgelten läßt, was die Welt in ihm Schlimmes erzeugt. Mißfällt einem türkischen Großen auf die Dauer seine Auserwählte, so nimmt er sich eine Andere, und entläßt die Erste mit Geschenken, oder sorgt anderweitig für ihr Unterkommen. Es ist das ein Gebot des Koran und der Menschlichkeit, welches fast nie übertreten wird.

Bei dieser Gewißheit, ihre Töchter (nach der landesthümlichen Anschauungsweise) gut versorgt zu sehen, stellen die Eltern ihnen nicht nur keine Schwierigkeiten entgegen, sondern sorgen selbst nach Kräften für ihr Unterkommen in ein Harem.

Ich habe nie gehört, daß hier zu Lande ein Vater seine Tochter, ein Bruder seine Schwester gezwungen habe, ihr Schicksal der Barke eines Sklavenhändlers anzuvertrauen; wenn aber die Mädchen selbst Gelüste der Art hegen, so wird der Kaufpreis für die schönen Auswanderinnen den Angehörigen zur Verbesserung ihrer eigenen dürftigen Häuslichkeit allezeit willkommen sein.

Bekanntlich suchen die Russen, sowohl in den ihnen unterworfenen, wie in den feindlichen kaukasischen Ländern, der Menschenausfuhr alle möglichen Schranken zu setzen; in wieweit dieses aber aus sittlichen oder christlichen Gründen geschieht, dürfte leicht festzustellen sein, wenn man weiß, daß ein gutes karabagh'sches Pferd, nach dem üblichen Geldwerthe berechnet, in Rußland nicht zwei, sondern sechs Mädchen aufwiegt. —

Wir fahren jetzt in unserer Erzählung fort.

Ich bedeutete Giorgi, daß aus dem Handel nichts werden könne, und gab ihm dafür die einzigen Gründe an, welche in seinen Augen Gewicht haben konnten, nämlich: daß es mit meiner Baarschaft stark auf die Neige gehe, so daß meine Reisemittel bis Odessa kaum für uns beide ausreichen würden, wenn wir sparsam lebten, geschweige denn, wenn wir ein paar Mädchen, die doch vor Allem reich ausgeputzt werden müßten, in unserm Gefolge führten.

Ferner stellte ich ihm die Gefahren vor, welche uns von den Russen drohten, wenn wir es versuchten, die Mädchen auf türkisches Gebiet zu schaffen.

Es bedurfte für Giorgi keiner weiteren Argumente, denn die Gefahr scheute er so, daß das bloße Wort ihn schon in Schrecken versetzte.

Uebrigens schien ihm das Mißlingen des Geschäfts doch wesentlich böse Laune zu machen; „Aman! Aman! (Ach! Ach!)“ rief er ein Mal über das andere, so daß sich mir unwillkürlich die Vermuthung aufdrängte, er habe sein Vermittlergeschäft nicht ausschließlich in meinem Interesse betrieben.

Es war schon spät am Abend. Ich warf einen leichten Schlafrock über, der mir in den warmen Sommernächten zugleich als Decke diente, behielt meine weiten, rothseidenen Beinkleider an und legte mich schlafen, nachdem ich, wie immer in diesen Gegenden, wo Schloß und Riegel noch zu den seltensten Luxusartikeln gehören, Etwas gegen die Thüre gestellt, um durch das Geräusch des Umfallens beim Oeffnen geweckt zu werden.

Es dauerte lange, ehe ich die Ruhe finden konnte, deren ich so sehr bedurfte.

Zuerst kamen durch die glas- und gitterlosen Oeffnungen, welche, oben in der Wand angebracht, die Stelle der Fenster vertraten, ein paar Vögel hereingeflogen und schwirrten so lange im Zimmer umher, bis es mir gelang, sie durch Zischen und Werfen zu verscheuchen.

Kaum hatte ich die Augen wieder geschlossen, als ich durch etwas mir in's Gesicht Fallendes von Neuem aufgeweckt wurde. Es war ein Stückchen Lehm, oben von der Wand losgebröckelt durch eine junge Katze, welche, wie ich die Augen aufschlug, eben die Wand herabgeklettert kam. Die mondhelle Nacht machte es mir zum Glück möglich, die Gegenstände meiner Beunruhigung ausfindig zu machen und zu beseitigen.

Doch sollte ich in dieser Nacht keine dauernde Ruhe finden. Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, seit ich die Katze glücklich vertrieben hatte und in festen Schlaf versunken war, als ich durch ein lautes Gepolter an der Thüre abermals gestört wurde.

Ich sprang ärgerlich auf, griff in der Schlaftrunkenheit nach meinem Pistol und — wer beschreibt mein Staunen, als mir ein hohe weibliche Gestalt, gespensterhaft in weißes Gewand gehüllt, entgegentritt, vor mir niedersinkt, meine Hand küßt und mich beschwört, sie nicht zu verlassen.

Es war Nino, die Tochter des Gastfreundes. Sie hatte von Giorgi das Mißlingen der Handelspläne vernommen und kam deshalb selbst, um einen letzten Versuch zu machen, mich zu bewegen, sie mit mir zu nehmen.

Alle meine Einwendungen und Ausflüchte wurden immer schnell durch passende Antworten beseitigt.

In sehr feiner Wendung gab Nino mir zuletzt zu verstehen, daß es ihr um den Besitz des Pferdes durchaus nicht zu thun sei; ich möchte das Thier immerhin anderweitig verkaufen, wenn ich nur meine Einwilligung gäbe, heimlich mit ihr zu entfliehen und ihr Herz in meine Hand zu nehmen. Und wenn es ihr

nicht gelänge, in mir einen Funken von Zuneigung für sie zu erwecken, so stände es mir ja immer noch frei, sie in Trapezunt oder Konstantinopel zu verkaufen. Mit einigem Selbstgefühl gab sie mir dabei zu verstehen, der Preis für eine solche Schöne werde doch in den genannten Städten kein allzu geringer sein.

Wie sehr mir auch diese materielle Anschauungsweise mißfiel, und wie sehr überhaupt das Benehmen Nino's meinen Gefühlen widerstrebte, so war ich doch dergestalt bezaubert von der Schönheit dieses formvollendeten Mädchens, daß ich wirklich einen Augenblick schwankend wurde in meinem Entschlusse. Aber der Kampf war nur ein kurzer.

Und ich muß der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß, wenn ich mich hätte entschließen können, eines der beiden lieblichen Wesen mitzunehmen, ich nicht Nino, sondern Thamar, ihre minder schöne Schwester, gewählt haben würde.

So aber blieben sie beide zurück, und ich verließ Osurgethi zwei Tage später, nachdem ich das Pferd durch Vermittelung des Polen zu einem geringen Preise verkauft hatte.

2. Das Christenthum in Rußland.

Es war am Vorabend meiner Abreise von Osurgethi. Giorgi packte meine Sachen ein, während ich Anstalt traf, mir Thee zu bereiten, ein Geschäft, das ich immer selbst verrichtete, seit es sich einmal ereignet hatte, daß mir Giorgi auf unserer Wanderung durch's Paschalik Achalzich aus Versehen persisches Insektenpulver statt des Thee's in den Topf geschüttet und den schönen Thee dafür in's Bett gestreut hatte, um das Ungeziefer des Hauses dadurch fern zu halten.

Verfehlte der Thee seine Wirkung auf das Ungeziefer, so wirkte das ursprünglich für dieses bestimmte Pulver auf mich desto stärker, und geplagt von Innen und Außen brachte ich eine schreckliche Nacht zu.

Ich hatte natürlich beim Trinken gemerkt, daß etwas Absonderliches mit dem Thee vorgegangen sein müßte, aber schrieb es Anfangs der starken Beimischung von Rum zu, bis ich zufällig der Sache auf den Grund kam.

Doch kehren wir von dieser kleinen Abschweifung zurück zu unserer Geschichte!

Giorgi zeigte sich bei dem Einpacken so zerstreut und schnitt so demuthsvollverlegene Mienen, wie ich Aehnliches früher nie an ihm bemerkt. Alle Augenblicke machte er sich um meine Person zu schaffen und sah mich dann immer so verlegen an, als ob er etwas Schweres auf dem Herzen habe und doch nicht wage, damit herauszurücken.

Ich hatte die Kanne vom Roste genommen, um mir Thee einzuschenken, wobei ich mich statt einer Tasse meines großen Reisebechers bediente, und eben wollte ich den Trank an die Lippen bringen, nachdem ich den überheißen Topf auf den Tisch gestellt, als Giorgi auf den Kohlenbehälter zustürzte und mit ängstlicher Hast die Kanne wieder auf den Rost setzte. „Aga! Aga! was haben Sie

gemacht! — rief er mit klagendem Tone — wie viele arme Kinderseelen mag der Teufel (scheitan) jetzt schon auf dem Roste verbrannt haben!"

War mir der Mensch schon den ganzen Tag hindurch räthselhaft vorgekommen, so wußte ich doch in jenem Augenblicke am allerwenigsten, was ich aus ihm machen sollte.

„Giorgi, bist Du nicht recht bei Sinnen?" fuhr ich ihn an. „Was hast Du mit der Theekanne zu thun? Warum bleibst Du nicht beim Einpacken?

Statt aller Antwort schüttelte er den Kopf und hielt die Kanne mit der Hand auf dem Roste fest.

Nach vielen Fragen kam ich endlich der Sache auf den Grund und erfuhr (was nach Giorgi's Voraussetzung jedes Kind wissen müßte), daß nach dem Aberglauben der Armenier niemals ein Eisen über das Feuer gelegt werden dürfte, ohne daß etwas darauf gestellt werde, weil sonst der Teufel das Recht habe, die Seelen der Kinder darauf zu verbrennen!

„Woher weißt Du das denn?" fragte ich ihn weiter, begierig, den Ursprung dieses seltsamen Aberglaubens zu erforschen.

„Verlassen Sie sich darauf! Verlassen Sie sich darauf!" rief er in sichtbarer Verlegenheit, wie er den Respect vor mir mit meiner Unwissenheit in Einklang bringen solle. „Warum erzeugt der Hasenschwanz Schlaf, wenn er unter das Kissen eines Kindes gelegt wird? Warum gibt das Wolfsauge Muth Jedem, der es trägt? Wer kann den Schleier heben vom Buch der Geheimnisse? Reibt eine Frau mit Wolfsfett ein und sie wird unfruchtbar werden und ihr Mann wird nie wieder den Arm des Verlangens nach ihr ausstrecken — reibt sie mit der Galle des Wolfes ein, und sie wird gesegnet werden mit Leibesfrucht und ihr Mann wird ihr nie untreu werden. Wir wissen, daß dem so ist, aber wir wissen nicht, warum?"

„Ich frage Dich auch nicht, warum dem so ist, ich frage Dich nur, woher Du es weißt?"

„Das lernt sich wie essen und trinken! Was man von Vater und Mutter gehört, vergißt sich nicht leicht wieder, und wenn man auch noch so weit umher kommt in der Welt, wie es mein Schicksal gewesen. Die alten Frauen sind nicht mundfaul in Armenien, und wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was mir aus der Kindheit im Gedächtniß geblieben, die Geduld würde Ihnen bald ausgehen, es anzuhören. Ich sollte ja eigentlich auch ein Wartabd (Gottesgelehrter) werden, aber es kam etwas dazwischen, und da ging ich auf Reisen und bin auf Reisen geblieben bis auf den heutigen Tag."

Dieser Aberglaube führt mich auf eine allgemeine Betrachtung: die Art und Weise, wie man Religiosität im Russischen treibt.

So unterschieden von Ursprung und Interessen die bunt zusammengewürfelten Horden auch sein mögen, welche dieses Riesenreich bilden, es giebt Ein gewaltiges

Band, das sie Alle zusammenhält: die byzantinische Kirche! Wer nicht hineingehört, wird hineingezwängt, und ehe das kommende Jahrhundert beginnt, werden alle Bewohner Rußlands Eines Glaubens sein.

Welch eine wunderbare Fügung des Schicksals, daß Rußland, dessen Regierungsprincip den diametralen Gegensatz christlicher Satzung bildet, gerade das Christenthum zum Eck- und Schlußstein seiner Macht gestalten muß! Und eine nicht minder wundersame Fügung des Schicksals ist es, daß der Czar überall, wohin er seine weitausgreifenden Arme streckt, christliche Anhaltspunkte findet, an welche er die Schicksalsfäden der von ihm künstlich zerstreuten Bekenner des Islam knüpfen kann: Armenien zu den Füßen des Ararat, und Georgien zu denen des Kaukasus!

Welcher Art aber ist dieses Christenthum, das so viele Millionen Menschen zu einem großen Ganzen zusammenschmilzt und ihnen als Triebfeder dient zu Kraftäußerungen, welche über kurz oder lang der alten Welt eine neue Gestaltung geben werden?

Folgt mir einen Moment in das russische Mutterland, um einen flüchtigen Blick auf die dort herrschenden religiösen Zustände zu werfen.

Seht jenen armen Soldaten, der, müde und hungrig vom langen Marsche, erst sein Gebet verrichtet, bevor er Speise zu sich nimmt und die Ruhe sucht.

Er zieht ein kleines Heiligenbild aus der Tasche, spuckt darauf und wischt es ab mit dem Aermel seines Rockes; dann setzt er es nieder auf die Erde, kniet hin davor und bekreuzigt sich, und küßt es in frommer Andacht.

Oder tretet Sonntags mit mir in eine der düstern, bildergeschmückten russischen Kirchen. Wenn nicht schon die Kleider der Anwesenden die Standesunterschiede bezeichneten, Ihr würdet diese Unterschiede erkennen in der Art und Weise, wie ein Jeder sein Kreuz schlägt.

Betrachtet zunächst jenen vornehmen Herrn, der vor dem wunderthätigen kasan'schen Muttergottesbilde stehen bleibt, sich leise verbeugt und andeutungsweise bekreuzigt. Ins Deutsche übersetzt würde die Mienensprache dieses Herrn etwa folgendermaßen lauten: „Ich weiß, daß dies Alles nur ein frommer Unsinn ist, aber man darf den Leuten kein Aergerniß geben, sonst geht alles Ansehen verloren. Würde das Volk sich länger für uns plagen, wenn es den Anweisungen nicht mehr traute, die wir ihm auf die Freuden des Himmels ausstellen lassen!"

Nun seht jenen kaftanbekleideten, feisten Kaufmann, der verschmitzten Blickes und sichern Schrittes auf den Priester losgeht, um seine Seele von den Schachersünden der vergangenen Woche befreien zu lassen.

Er kennt den Priester und weiß, daß ein gutes Stück Geld bei diesem eine gute Stätte findet; darum geht er so sicher, in dem Bewußtsein, die ganze Sündenrechnung in Bausch und Bogen abmachen zu können. Und wie die Absolution vorüber ist, stellt er sich vor das wunderthätigste Heiligenbild hin und schlägt

so gewaltige Kreuze, daß vor dieser Arbeit auch die letzten Scrupel seiner Seele verschwinden müssen.

Betrachtet jetzt jenen armen Bauern, der demüthig zur Pforte hereinschleicht und sich scheu umsieht in den weihrauchdurchwölkten Hallen. Es ist des Glanzes, der Pracht zu viel für den armen Schelm.

„Gott! — denkt er — was ist der Kaiser doch für ein gnädiger Herr, daß er so schöne Kirchen bauen läßt für uns arme Teufel! Gott segne den Kaiser!"

Und dann schleicht er schüchtern auf irgend ein Heiligenbild los, wo der goldene Grund und die braunen Farben am grellsten contrastiren, und wirft sich nieder davor und schlägt mit der Stirn die Erde, daß die langen Haare ihm weit über's Gesicht fallen, und er mühet sich so ab im Körperverbeugen und riesigen Kreuzschlagen, bis er nicht mehr kann vor Erschöpfung. Denn je ärmer der Mensch in Rußland, desto größer das Kreuz, das er schlägt und trägt.

Die Entziehung des Postdebits vom Gesichtspunkte englischen Rechts.

London, 29. Juli.

— Außer dem, was im Bereich der Civilliste und deren Verwendung liegt, hat die englische Krone nicht das Recht, irgend eine administrative Aenderung aus eigener Machtvollkommenheit vorzunehmen. In allen solchen Angelegenheiten muß die Legislatur vernommen werden.

Was die Postadministration betrifft, so finden wir, daß dieser Zweig der Staatsverwaltung (wie jeder andere) einzig und allein durch die Beiträge, Steuern des Volkes erhalten wird. Es ist das 1/x der Abgaben von siebenundzwanzig Millionen Britten, das es möglich macht, jeden Brief von einem Orte zum andern zu schaffen. Wollte man einwenden, die Post wäre nur in England oder irgendwo anders ein sich selbst erhaltendes Institut, so wird die Sache noch schlimmer, denn dann ist es ein joint stock Company, und Jeder, der seine Pence oder seine Pfund Sterling beiträgt, ist eo ipso ein partner. Darum ist es auch dem englischen Ministerio selbst in den ärgsten Zeiten nie eingefallen, irgend einen Theil der Postspedition als ein Princip des Privilegiums, der gouvernementalen Begünstigung herauszustellen. Um das zu thun, müßte man vorher das Volk in gewisse Classen und Kategorien eintheilen, z. B. Christen, Deisten, Pantheisten, Constitutionelle, Demokraten ꝛc., und bestimmen, welche im Allgemeinen von den Rechten oder gewissen Rechten des Staatsbürgers ausgeschlossen sein sollen. Aber so lange das Volk allgemeine Steuern zahlt, kann man keinen

Theil desselben von irgend einem Theil der judiciellen oder administrativen Vortheile ausschließen — außer durch Parlamentsakte, d. h. wenn die ganze Nation es durch ihre Repräsentanten genehmigt. Eine Ausschließung der demokratischen, oder irgend einer andern Partei-Presse von der Nutznießung irgend eines Theiles der Postspedition hätte daher in England erst vor das Parlament gebracht werden müssen; wäre aber nach unsern Begriffen, wie gesagt, so absurd, daß das vorschlagende Mitglied dadurch höchstens für sich — eine Commission de lunatico inquirendo bezweckt hätte.

Durch die Entziehung des Postdebits ist eine Anomalie deutscher Posteinrichtungen zu Tage gekommen, die, von der Volkspartei gehörig benutzt, eine Entwickelung und Verbesserung des Post- und Journalwesens nach sich ziehen kann. Es ist nun offenbar, daß, wo nur immer und wenn nur immer der Staat (die Regierung) als ein Handeltreibender, ein Trafikant, Krämer auftritt, er dieses, in geeigneten Fällen, wie im vorliegenden, gegen die Regierten benützen könnte. Auch findet dies in England und Nordamerika nicht statt, und John Bull würde es nie zugeben, daß die Regierung Tabak oder Salz oder Pulver verkaufen, mit Lotterieloosen mäkeln oder sich zum Krämer (Sealer) in Zeitungen herablassen würde. Da außer dem gesetz-erkannten Richterspruche gegen ein Blatt, jedes einzelne Blatt, keine andere Procedur gegen die Presse möglich ist — und daher jedes Blatt, in- und ausländisch frei circuliren kann, so hätte die englische Post auch einen schweren Stand, sich mit dem Debit des thüring'schen Landboten und dem Madras Chronicle und all' den Blättern und Blättchen von Christiania bis an's Kap ꝛc. zu befassen.

In London und allen englischen Städten und Städtchen giebt es Neuigkeits-Krämer (newsvendors), welche meistentheils auch Buch- und Papierhändler sind. Diese Läden sind, nebenbei zu bemerken, jeden Tag von früh bis spät Abends, auch am Sonntage offen; denn der Engländer geht an diesem Tage selten spazieren, ohne sich wenigstens ein Penny-Blatt als Gesellschafter mitzunehmen. Hat daher Jemand keinen Correspondenten in London oder einem andern Orte, welcher für ihn in der Expedition auf ein gewünschtes Blatt subscribiren könnte — so wendet er sich an den ihm nächsten newsman, welcher dieses besorgt. Nun kann aber in England jedes Blatt, das einen Penny-Stempel löst, sich die Portofreiheit über ganz England (auch Frankreich, einige Colonien ꝛc.) erwerben; politische Blätter müssen diesen Stempel lösen, wofür eine Art von Caution genommen wird. Hat nun Jemand z. B. für die Times, Literary Gacette; oder irgend eine gestempelte Zeitung im Bureau subscribirt, so convertirt dieses die Zeitung und schickt sie zur Post. Der newsman nimmt die von ihm bestellten ungestempelten Blätter an sich, und schickt sie als Frachtcolli an seine Commissionairs in Liverpool, Manchester ꝛc., von wo sie dann in die kleinern Städte verschickt werden. Für zwei Pence aber wird

auch jedes ungestempelte Blatt über ganz England postmäßig befördert — aber wie gesagt nie durch die Königliche Post bezogen, welche blos nach dem Gesetze gewisse Gewichte Papier versendet, ohne sich weder um deren Inhalt zu bekümmern, noch den newsmen und Buchhändlern in's Handwerk zu pfuschen. Theurer sind die dergestalt bezogenen Journale nicht, denn die Provisionen, welche die Zeitungsexpeditionen jenen bewilligen, sind beträchtlich, bei der Times 20 pCt. und dergleichen.

Es sind daher die demokratischen Blätter durch die Entziehung des Postdebits in Preußen bloß auf jenen Fuß gesetzt — auf dem sich die englischen von jeher alle befunden haben, und es handelt sich darum, indem man gegen jene specielle Beeinträchtigung ankämpft, der gesammten Journalistik noch neue Vortheile zu erringen. Wir schalten hier ein, daß alle nichtpolitischen wöchentlichen Blätter Londons, die auf Sonnabend und Sonntag vordatirt sind, schon am Donnerstag Morgens erscheinen — eben um Zeit zu gewinnen, den arbeitenden Volksclassen am Sonnabend oder Sonntag ihre Mußestunden aufheitern zu helfen. Wir sagen dies, um unsere demokratische Presse — oder eigentlich alle Volks-Journalistik einzuladen, ihren Inhalt demnach zu potenziren, daß er doch nicht gar so bald gehaltleer ausrauche, denn mit bloßen Novitäten läßt sich kein Volk gesund und feist auffüttern.

Wir schließen mit dem Vorschlage einer Adaptation des Debits englischer Zeitungen an unsere deutschen Verhältnisse. Man klagt über Mangel an Erwerb — dieser aber besteht größtentheils in Circulation des Geldes, dessen Menge in einem Lande wohl ziemlich immer dieselbe bleibt. Irgend kleine Gewerbsleute, Tabakkrämer, Schneider 2c., vorzüglich aber Papierhändler in den kleinen Städten Deutschlands sollten doch also bekannt machen, daß sie diese und diese Zeitungen und Journale verschleißen, Bestellungen auf sie annehmen. Damit wäre die Sache wohl schon ziemlich eingeleitet, denn ob die von den verschiedenen Expeditionen demnach abgesandten Blätter in einem Packete durch die sogenannte fahrende Post, oder unter Kreuzcouvert gesendet würden, würde dermal nur selten der schnellern Beförderung im Wege stehen, da doch Alles meistens auf der Eisenbahn befördert wird. Etwas theurer dürften unter Kreuzband beförderte Blätter etwa kommen, obgleich die bisher der Post bewilligte Provision nur den Verschleißern zu Gute kommen würde. Dieses neue Privat-Debit-System brächte aber auch neue Vortheile mit sich:

1) Da ein dergleichen Privatverschleiß eben nur in seiner Vielfältigkeit Gewinn bringen könnte, so würde es sich wohl finden, daß dadurch Blätter in Aufnahme kämen, die, obgleich gut gehalten, doch bisher nicht dem ordentlichen Postdebit anheimgefallen sind — etwa wegen ihrer wohlfeilen Preise 2c.

2) Da ein dergleichen Verschleiß nicht ohne eine Art von Waarenlager (stock in trade) stattfinden könnte, so würden zuweilen einzelne Nummern von Jour-

nalen in Aufnahme kommen und eine größere Verbreitung erhalten — mit welchem Detail sich doch königl. Postämter nicht wohl befassen wollten noch könnten. In England kann man im ganzen Lande irgend eine Nummer irgend eines Blattes für denselben Preis erhalten, als er in der Expedition kostet.

Aus all' dem Vorhergehenden wäre demnach ersichtlich, daß die kürzlich beliebte Feststellung des Postdebits der Zeitungen als eine Begünstigung gouvernementaler (reactionairer?) Zeitschriften — anstatt der unabhängigen Presse zu schaden, sie vielmehr auf den Weg wahrer Unabhängigkeit stellen würde; auch darum, weil sie ja auffordert, hierfür mehr Principielles und Bleibendes zu liefern, dessen Interesse nicht mit dem Tage verlischt. Wie weit man in dieser Hinsicht in England gehen kann, ergibt sich aus nachfolgender Stelle, welche wir einer vor uns liegenden frühern Nummer der Weekly Dispatch entnehmen — eines Blattes, das ohne Postdebit (!) 50- bis 60,000 Exemplare absetzt.

Ledru Rollin.

Das giftige Pamphlet (De la décadence de l'Angleterre), welches der große Verbannte der Februarrevolution, gereizt durch hämische Angriffe der Times, gegen das Land geschleudert hat, welches — einzig in Europa — allen Flüchtlingen ein sicheres Asyl bietet, hat die Aufmerksamkeit von Neuem auf ihn gelenkt. Die große Unwissenheit, die sich in jenem Buche über alle positiven Angelegenheiten des politischen, socialen und literarischen Lebens ausspricht, wird keineswegs dazu beitragen, die Achtung der gebildeten Welt vor dem berühmten Agitator zu steigern. Ledru Rollin ist ein Radicaler, wie sie auch bei uns in übertriebener Zahl sich vorfinden: aus dem Bedürfniß, leidenschaftlich zu politisiren, hat sich auch der Inhalt seiner politischen Ueberzeugungen gebildet.

Aber in einem Punkte ist er den meisten seiner Glaubensgenossen voraus: er hat seiner Ueberzeugung sehr bedeutende Opfer gebracht. Ledru Rollin war ein reicher Mann; er hatte von einem Verwandten, einem berühmten Taschenspieler, ein Vermögen von etwa 100,000 Fr. jährlicher Rente geerbt. — In den ersten Jahren Karls X. (er ist 1806 geboren), war er étudiant en droit in Paris und sog daselbst jene Reminiscenzen der römischen Republik und der großen Revolution ein, die in der Rechtsschule damals noch allgemein das Niveau der Gesinnung bildeten. Gegen das Ende 1829 wurde er Advocat, und fand zuerst 1834 Gelegenheit, sich in der Vertheidigung Dupoty's, der vom Staatsanwalt Hebert wegen moralischer Mitschuld an einer Emeute angeklagt war, auszuzeichnen. Seit der Zeit ist er der beliebteste Anwalt politischer Angeklagter gewesen, und

hatte mehr und mehr die Färbung seiner Clienten, die er zunächst nur vom Standpunkte des formalen Rechts vertheidigte, angenommen. Diese Thätigkeit brachte ihn mit den bedeutendsten Schriftstellern des radicalen Blattes la Réforme, namentlich Etienne Arago und Flocon, in Berührung. Diese wußten ihn zu überreden, einen Theil seines Vermögens an das Blatt zu wenden, und er wurde bald der Haupteigenthümer desselben. Eine sehr schlechte Speculation in pecuniärer Beziehung, verschaffte ihm diese Stellung doch einen außerordentlichen Einfluß bei der republikanischen Partei, und er wurde nach dem Tode des älteren Garnier Pagès von derselben für den District le Mans ins Parlament geschickt. Die republikanischen Grundsätze, die er in der Rede an seine Wähler aussprach, hätten ihn beinahe in's Gefängniß geführt; doch wurde er von den Assisen zu Angers freigesprochen. Seit der Zeit ist er viel als Redner aufgetreten; die durch eine mächtige Stimme unterstützte Leidenschaftlichkeit seiner Sprache fand innerhalb des Hauses wenig Anklang; desto mehr im Volk, namentlich, da er alle demokratischen Agitationen durch seine Börse unterstützte. So war er bei der Agitation der Reformbankette der anerkannte Chef der extremen Partei, und nach der Revolution die ame damnée der provisorischen Regierung. Seine Genossen, die Socialisten, waren ihm an Fülle von politischen Idealen, durch welche den Leiden der Menschheit abgeholfen werden sollte, bei Weitem voraus; um dennoch an der Spitze der Bewegung zu bleiben, ersetzte er durch Heftigkeit, was ihm an Inhalt abging. So kam er dahin, trotz seines angeblichen Glaubens an die Souverainetät des Volks, dem freien Willen des Volks durch terroristische Decrete Gewalt anzuthun, und endlich gegen die aus Urwahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgegangene constituirende Versammlung den Pöbel von Paris aufzurufen — beides Majestätsverbrechen gegen das Princip der Demokratie, nicht des Socialismus. Mit der Juni-Emeute war seine politische Laufbahn beendigt.

Wir wissen doch nicht, wenn wir den offnen Tribunen des Terrorismus mit dem Strohkranzredner der Humanität und allgemeinen Völkerverbrüderung, mit Herrn von Lamartine vergleichen, wessen Einfluß wir für schädlicher halten sollen. Die glatten Worte des Letzteren haben jene Principien, die aller Gesellschaft feind waren, der Menge, die nur nach dem Scheine geht, mundgerecht gemacht; Ledru Rollin dagegen scheint durch die Rohheit seiner Formen geflissentlich dazu beigetragen zu haben, Alles, was irgend noch von einem geordneten Staatswesen etwas zu hoffen hatte, von den principiellen Widersachern desselben zu sondern. Jedenfalls hat die conservative Sache durch diesen schnellen Scheidungsproceß gewonnen.

Dramaturgische Miscellen.

Der Mangel an neuen Productionen der dramatischen Muse, an welche wir unsere Betrachtungen über die Kunst anknüpfen könnten, zwingt uns, von Zeit zu Zeit auf ältere Stücke zurückzugehn. Wir folgen heute dem zufälligen Gang des Leipziger Theaters, dessen ziemlich reichhaltiges Repertoir bisweilen zu interessanten Vergleichungen Anlaß gibt.

Wir haben in kurzer Zeit hinter einander drei ältere und drei neuere Stücke gesehn, an denen wir zwei wesentlich entgegengesetzte Richtungen des Schauspiels verfolgen können, um so mehr, da sie sich, was den Stoff betrifft, auf einem ähnlichen Gebiet bewegen. Die älteren sind: Kabale und Liebe von Schiller, die Macht der Verhältnisse von Robert (eigentlich Lewin, Bruder der Rahel), und die Jäger von Iffland; die neuen: die Karlsschüler von Laube; das Urbild des Tartüffe von Gutzkow; wenn wir noch ein historisches Stück von der Birch-Pfeiffer, Mazarin, hinzufügen, so geschieht es nicht der Gleichartigkeit, sondern des Contrastes halber.

Wir beginnen mit den Karlsschülern, dem Versuch, die Jugend Schillers und den Kampf seines ursprünglichen Geistes gegen die „Macht der Verhältnisse" poetisch darzustellen. Wir lassen dabei die Frage, ob überhaupt ein Dichter geeignet ist, Gegenstand eines dramatischen Gedichts zu werden, aus dem Spiel, da sie sich in dieser Allgemeinheit schwerlich wird beantworten lassen; denn wenn es auch seine Schwierigkeiten hat, diejenige Kraft, wodurch der Dichter über die gewöhnlichen Menschen hervorragt, auf der Bühne darzustellen, die ein unmittelbares, nicht ein reflectirtes Leben verlangt, und wenn wir auch zugeben, daß die Neigung der neuen Poeten, von Goethe's Tasso an bis zu Vigny's Chatterton, Gutzkow's Savage und seinem neuesten Fragment aus Goethe's Jugendleben, ihre Helden an fremdem Feuer zu erwärmen, statt des eignen, von einem Mangel an eigentlich productiver Kraft zeugt, der für die Entwickelung der Kunst bedenklich werden kann: so wird man doch auch nicht leugnen wollen, daß der Dichter gerade durch seine eigenthümliche Auffassung des Lebens in Conflicte mit demselben gerathen kann, die ihm eine dramatische Berechtigung geben; man wird ferner nicht leugnen, daß der echte Dichter den verwandten Geist in seinen Empfindungen und seiner Erhebung über die Zeit wird darstellen können, ohne sich geradezu in Reminiscenzen zu bewegen. Da uns der Tasso vorliegt, können wir sagen: facta loquuntur.

Der Conflict, der den Karlsschülern zu Grunde liegt, ist, abgesehen von seiner Durchführung, ein allgemein menschlicher. Der Geist, in welchem sich die aufgehende Sonne einer neuen Zeit spiegelt, wird in eine nothwendige Oppo-

sition gegen die bestehenden Zustände getrieben, so gut wie ein politischer Enthusiast, wie Marquis Posa, und es fragt sich nur, ob er diesen Conflict mit Anstand zu lösen, oder mit Anstand ihm zu unterliegen weiß.

In einer strebsamen, und doch in gewissem Sinn naiven, wenigstens gläubigen Zeit wird sich der Dichter wie sein Publicum entschieden auf Seite der neuen Richtung stellen. In unserer reflectirten Bildung sucht der Dichter einen höhern Standpunkt zu gewinnen; er sieht den Gegensatz von der Vogelperspective aus, steht über den Parteien und läßt ihnen beiden ihr Recht widerfahren. In Schiller's Geist ist die ideale Welt, die Karl Moor, Ferdinand und Louise, die Verrina, die Max und Thekla, die Posa und Carlos, die Maria Stuart die allein berechtigte; wenn sich durch innere Dialektik die Schwächen derselben offenbaren, so ist das halb unbewußt und wider den Willen des Dichters; die Selbstkritik hinkt in spätern Briefen nach, wie die über Don Carlos. Damals hatte man noch den unbedingten Glauben an die Ideale und ein unbedingtes Verdammungsurtheil gegen die Widersacher derselben, die Tyrannen, Philister und ihre Helfershelfer. Seitdem hat die Reflexion sich theils vom psychologischen Standpunkt, nach dem eigentlich eine jede Individualität berechtigt sein sollte, theils vom historischen, in die früher mit naivem, einfachem Glauben aufgefaßten Thatsachen eingewühlt, und den festen, sittlichen Boden unter den Füßen ausgehöhlt. Man hat den Nutzen, den die Menschheit von der Hierarchie und dem Absolutismus gehabt hat, so lange in's Auge gefaßt, und sich über die Einseitigkeit im Princip der Freiheit so viel Gedanken gemacht, daß man zuletzt nicht mehr recht hat unterscheiden können, auf welche Seite man sich stellen sollte; und man hat die psychologischen Finessen so raffinirt, daß zuletzt von einem festen Kern nicht mehr die Rede war, und daß man bei einer besonders begabten Natur in keinem Augenblick mehr sagen konnte, so und so wird er denken, empfinden, handeln. Das Maß der Willkür wurde auch das Maß der Genialität.

Diesen „höhern" historischen Standpunkt, auf dem das junge Deutschland seiner Natur nach ankommen mußte, hat Heinrich Laube nicht bloß in den Karlsschülern festgehalten; die übrigen historischen Stücke, namentlich Prinz Friedrich, sind ebenso zu beurtheilen. Selbst in der „Bernsteinhexe" stellt sich der Hauptbösewicht auf einen höhern, mystischen Standpunkt, die Eigenschaft des Hexens zu beurtheilen, und kommt dabei auf Vorstellungen, die seiner Zeit so fremd als irgend möglich waren. Wenn man früher die Brutalität, welche der Herzog von Würtemberg gegen Schiller und Schubart, welche König Friedrich Wilhelm gegen seinen Sohn und Katte ausgeübt, mit der Sicherheit einer jugendlichen Entrüstung verworfen hatte, so kommt nun die an geschichtsphilosophischen Doctrinen geschulte Reflexion, und überlegt, daß in jener fürstlichen Eigenmächtigkeit doch der wesentliche Kern der neuen Staatenbildung gelegen hat, daß von der Freigeisterei des jungen Poeten und des jungen Prinzen sehr viel Gefahr für die sittliche Cultur

des Zeitalters zu fürchten gewesen sei. Soweit ist Alles in Ordnung, aber wie macht es nun Laube, um dieses höhere Bewußtsein auf der Bühne zur Geltung zu bringen? — Er verlegt **seine** höhere Auffassung der Dinge in den Geist jener Fürsten: er läßt Katte nicht wegen eines Disciplinarvergehens hinrichten, sondern weil er ein gefährlicher Mensch gewesen ist, dessen frivole Gesinnung mit der sittlichen Grundlage des preußischen Staates nicht in Einklang zu bringen war; und er ist nahe daran, Schiller aus demselben Grunde — aus Motiven der Staatsraison — den Kopf abschlagen zu lassen.

Daraus ergeben sich zwei wesentliche Uebelstände. Einmal macht es in moralischer Beziehung einen sehr unangenehmen Eindruck, historische Thatsachen, die man in der Geschichte in ihrer Nothwendigkeit, also in ihrer relativen Berechtigung sehr wohl begreifen kann, auf der Bühne, wo nur das allgemein menschliche Gefühl angeregt werden soll, durch eingeschwärzte, unhistorische Motive beschönigt zu sehen. Denn jene Fürsten haben keineswegs aus geschichtsphilosophischen Ueberzeugungen, nicht aus Gründen der Staatsraison so gehandelt, wie sie handelten, sondern auf Antrieb einer despotischen Natur, die an sich für gewisse Zeiten sehr zweckmäßig ist, die aber in diesem Fall von dem gesunden menschlichen Gefühl nur in ihrer Abscheulichkeit gefaßt werden kann. Laube hat das selbst empfunden, und mit einer gewissen Aengstlichkeit Motive über Motive hervorgesucht, um das Schroffe des Gegensatzes zu mildern. So z. B. geht er im Prinz Friedrich auf das Materielle des Streits ein, auf die calvinistische Lehre von der Gnadenwahl, die der König als staatsgefährlich bei seinem Sohn nicht dulden kann, und läßt dann die Versöhnung dadurch eintreten, daß Friedrich erklärt, er sei kein Calvinist. Dann wird für die ärgste Verletzung des menschlichen Gefühls, die Hinrichtung des Freundes vor den Augen Friedrich's, der General Grumkow zum Sündenbock gemacht, um den König wider das Zeugniß der Geschichte zu reinigen. Am auffallendsten ist es mit der Doris, die am Pranger ausgepeitscht wurde, aus keinem andern Grunde, als weil der Prinz sie liebt; das arme Weib muß nun hier erkennen, daß sie, wenn auch unschuldig, doch zum Wohl des Staats gelitten hat, und die väterliche Hand küssen, die ihr in wohlwollender Absicht diese Züchtigung hat angedeihen lassen.

Das geht nicht, so darf man nicht empfinden. Ich wenigstens muß gestehen, daß mir der in Zorn gesetzte, eigenmächtige König, der Recht und Gesetz mit Füßen tritt, um seine Leidenschaft zu befriedigen, viel lieber ist, als dieser wohlwollende Denker, der mit einer gewissen Rührung zu Katte sagt: es thut mir leid, aber es geht nicht anders. In jenem Uebermaß des Zorns kann man eine Kraft erkennen, die, wenn auch jetzt auf dem Irrwege, unter Umständen sehr heilsam wirken kann; jene reflectirte Tyrannei ist aber empörend.

Sie ist aber noch mehr — und das ist der zweite Punkt — sie ist unwahr. Ein Mann von der Bildung und dem tiefen Gefühl, wie Laube seinen König

von Preußen und seinen Herzog von Würtemberg schildert, kann nicht solche Acte roher Brutalität begehen, wie wir hier an sie glauben sollen. Indem Laube die nachträgliche Anschauungsweise seiner eigenen Zeit in die Anschauungsweise der Zeit verlegt hat, in der jene Thaten geschehen sind, hat er sie dadurch unmöglich gemacht. Ein Herzog, der mit seiner Gemahlin solche Gespräche führt, wie Laube sie ihm in den Mund legt, kann nicht auf die wahnsinnige Idee kommen, einem Dichter den Kopf abschlagen zu lassen, weil er eine gefährliche Tragödie geschrieben hat. Dieser Widerspruch liegt schon in der Sprache. Die Sprache einer Zeit ist der sicherste Ausdruck ihrer Empfindungsweise. Man lese ein beliebiges Rescript von Friedrich Wilhelm, und man wird Alles glaublich finden, was er gethan hat; dieser philosophirende König dagegen mit Reflexionen, die eine tiefangelegte Bildung voraussetzen, und dazu der Korporalstock sammt dem Staupbesen und den Spießruthen — das stimmt nicht.

Wenn Göthe in seinem Tasso ebenfalls den höhern Standpunkt vertritt, so ist das nur dadurch möglich, daß er die historische Bestimmtheit nicht nur der Zeitbildung im Allgemeinen, sondern auch der Thatsachen fallen läßt. Sein Tasso spielt in einer idealen Zeit, und behandelt allgemein menschliche Conflicte, die überall stattfinden, wo es Dichter und eine gesellschaftliche Convenienz gibt. Er durfte nicht beschönigen, denn er hatte es nicht mit empirischen Thatsachen zu thun.

Goethe hat auch den Muth gehabt, den Conflict ungelöst zu lassen. Inwiefern das vom Gesichtspunkt der Kunst zu billigen ist, geht uns hier nichts an. Laube hat die Lösung versucht, aber auf eine Weise, daß dadurch der Charakter seines eigentlichen Helden — denn Schiller selbst ist nur leidende Figur, eine interessante Persönlichkeit, an der herumgehandelt wird — in einen neuen Widerspruch mit sich selbst gerieth. Warum will er den jungen Dichter hinrichten lassen? Weil er ihn nicht als isolirte Erscheinung, sondern als Symptom von dem Geiste einer neuen, revolutionären Zeit betrachtet, die, wenn man nicht mit Feuer und Schwert dem Uebel auf den Leib geht, die Menschheit in eine neue Barbarei stürzen muß. — Wodurch wird er bestimmt, sein Vorhaben aufzugeben? Dadurch, daß der Erfolg ihm Recht gibt, daß durch die enthusiastische Aufnahme der Räuber von Seite des Mannheimer Publicums sich klar herausstellt, wie allerdings jenes subversive Gedicht nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern als das Symptom der subversiven Zeittendenzen zu begreifen ist. — Das ist doch eine handgreifliche Inconsequenz.

Ich gehe auf die übrigen Vorzüge und Fehler des Stücks nicht weiter ein, weil es mir hier lediglich auf die sittliche Basis desselben ankommt. Indem ich zu Gutzkow's Urbild des Tartüffe übergehe, finde ich sogleich einen wesentlichen Unterschied in der moralischen Empfindungsweise beider Dichter. Laube's ursprüngliches Gefühl ist natürlich und normal; er forcirt es aber durch ziemlich künstliche Reflexionen in unmögliche oder unberechtigte Conflicte. Gutzkow dage-

gen ist von Natur unsicher in seinen Empfindungen, weil bei ihnen stets die Eitelkeit den eigentlichen Hintergrund ausmacht; er ist eben darum auch nicht eigensinnig in seinen Schöpfungen, er arbeitet nach dem Belieben des Publicums den Schluß, die Pointe seiner Stücke bald so, bald anders; er stellt die Wahl zwischen einer Hochzeit und einer Hinrichtung, und es kann ihm wohl begegnen, daß die spätere Bearbeitung eine wirkliche Verbesserung enthält.

Das Urbild des Tartüffe ist ein schlagendes Beispiel. Nach der ersten Ausgabe geht die Pointe darauf aus, daß Molière mit seinem Lustspiel dem Urbild desselben eine Summe Geldes erpreßt, nicht für sich, sondern zu Gunsten einer armen Familie, die jener Pharisäer unglücklich gemacht hat. Der „gebildete" Theil des Publicums ist mit dieser Speculation nicht zufrieden gewesen, und Gutzkow hat nicht verfehlt, in seiner Umarbeitung dem Ganzen eine andere Wendung zu geben. Die Intrigue dreht sich jetzt lediglich darum, das Stück überhaupt zur Aufführung zu bringen, und die Einheit der sittlichen Idee verliert sich in eine lyrische Pointe. Der erste Act schließt mit dem Ausruf: „Tartüffe???", der zweite: „Tartüffe??!", der dritte: „Tartüffe?!?", der vierte: „Tartüffe?!!", der letzte: „Tartüffe!!!" „Weh mir, ich bin erkannt!"

Die nächste Frage ist nun, warum in einem Lustspiel denn überhaupt Prellerei eines heuchlerischen Wucherers etwas Unästhetisches haben soll? Es fällt doch keinem ein, an Göthe's Scapin und Scapine ein Aergerniß zu nehmen, in dem dasselbe Motiv noch viel dreister und nackter auftritt. — Aber darin liegt es eben. Man läßt sich einen Spaß schon gefallen, wenn nur nicht zugleich die Zumuthung gemacht wird, man solle sich erbauen. Der Molière unsers Dichters ist nämlich eine Art Prediger, der sich zur Aufgabe seines Lebens und seiner Dichtung gesetzt hat, das Laster zu züchtigen und die Tugend zu belohnen. Ein sehr vortrefflicher Charakter für's Leben, aber nicht für's Lustspiel. Er greift zu sehr der Polizei in's Handwerk — die beiläufig ihm darin in der That einen gar zu freien Spielraum läßt, denn eine bekannte, im Staat angesehene Persönlichkeit geradezu auf der Bühne zu produciren und als gemeinen Verbrecher darzustellen, so etwas läßt sich nur in einem Aristophanischen Zeitalter begreifen, am wenigsten in einer absoluten Monarchie. Molière würde uns weit besser gefallen, wenn er in freiem Humor mit dem Leben und seinen Verhältnissen zu spielen die Kühnheit hätte. Wir würden ihm dann auch bei der Wahl seiner Mittel nicht so genau auf die Finger sehn. In einer Lustspiel-Situation hat ein pathetischer salbungsvoller Charakter immer das Ansehn eines Don Quixote. Unsere Dichter scheiden darin noch nicht genau; das Publicum fühlt darin richtiger. Wenn wir lachen, so wollen wir uns nicht erbauen; es gehört zu allen Dingen eine gewisse Stimmung. Bei dieser Verwirrung der Stimmungen wissen wir nie, wo es eigentlich hinaus soll, und warten auch nach dem Fall des Vorhangs immer noch, ob nicht etwas nachkommt, was uns über den eigentlichen Zweck in's Klare setzt.

Es ist übrigens schade um das Stück, denn es ist bedeutend weniger sentimental, als die übrigen Sachen von Gutzkow, und hat einige ganz vortrefflich ausgeführte komische Scenen. Taillandier, den es wahrscheinlich geärgert hat, daß ein Deutscher sich unterfängt, berühmte Franzosen auf die Bühne zu bringen, hat es sehr getadelt, während er die übrigen, unendlich schlechtern Stücke wenigstens verhältnißmäßig lobt. Er tadelt es namentlich wegen seiner historischen Unwahrheit. Ein Franzose sollte doch wohl durch seine Scribe, Dumas u. s. w. an dergleichen gewöhnt sein. Freilich wird die Kritik durch das historische Detail gereizt, und die Dichter sollten endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß man ein historisches Stück, d. h. einen bestimmten sittlichen Zersetzungsproceß darstellen kann, ohne den ganzen Naritätenladen historischer Alterthümer auf die Bühne zu schleppen.

Ich erlaube mir dabei eine Bemerkung in Bezug auf die Aeußerlichkeit in historischen Stücken. Ich habe es schon häufig ausgesprochen, daß ich die Aengstlichkeit in der getreuen Nachbildung des historischen Costüms, wie sie jetzt auf den Theatern Sitte ist, nicht billigen kann. Man verliert über der Aufmerksamkeit auf dieses nicht zur Sache gehörige Detail zu sehr den Hauptpunkt aus den Augen. Wo aber das Costüm wesentlich ist, d. h. wo es uns die Vorstellung einer Sitte, die von der unsrigen wesentlich verschieden ist, erleichtern soll, darf man es nicht zu leicht nehmen. So hat z. B. das Costüm, in dem Figaro's Hochzeit fast überall aufgeführt wird, etwas geradezu Empörendes. Der Graf in mittelalterlicher Rittertracht, die Gräfin und Susanne modern, Figaro, der Doctor und Basil als italienische Masken, Marceline in Rococo, Cherubin in dem abstracten Pagencostüm — und dazu die fortwährenden Anspielungen Beaumarchais' auf die Sitten und Thorheiten einer bestimmten Zeit, das ist nicht zu ertragen. Die ganze Handlung ist im Rococozeitalter gedacht, und muß auch im Rococo dargestellt werden.

Die Regel findet nämlich nicht blos auf solche Stücke Anwendung, die ausdrücklich als historische bezeichnet und in eine bestimmte Zeit verlegt werden, sondern auch bei der Darstellung älterer Stücke, die in der Vorstellungsweise einer bestimmten Zeit gedacht sind und nur innerhalb derselben begriffen werden können. So muß Cabale und Liebe, Minna von Barnhelm unstreitig in Rococo gegeben werden; ich behaupte es auch von Emilia Galotti. In andern Stücken tritt, gerade wie in den Karlsschülern, die jüngere Generation als die aufstrebende neue Zeit der alten entgegen. Das muß gleichfalls im Costüm ausgedrückt werden; z. B. Cordelchen in den Jägern anders als im Reifrock und hoher Frisur gespielt, wird zu einer vollkommenen Abgeschmacktheit. Ich halte es auch für rathsam, solche Schauspiele, die eigentlich über die Rococozeit schon hinausgehn, aber in einem von unserer modernen Bildung wesentlich abweichenden Geist concipirt sind, wie z. B. „die Macht der Verhältnisse," durch das Costüm in eine gewisse

Ferne zu rücken. Dadurch werden die Härten, die sonst das Publicum verletzen müssen, gemildert, der sittliche Inhalt begreiflicher gemacht. Das Costüm des ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts wiederzugeben, wird darum nicht rathsam sein, weil es zu geschmacklos ist, und unsere Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen würde; an das Rococo, das sich auf seine Art ganz gut idealisiren läßt, sind wir schon mehr gewöhnt.

Daß wir aber zu solchen älteren, nur bedingt anzuerkennenden Stücken noch sehr häufig werden greifen müssen, wird Jeder einsehn, der unbefangen den Eindruck einer unserer modernen Sittenschilderungen mit dem vergleicht, welchen jene älteren Stücke auf uns machen, wie die genannten: Cabale und Liebe, die Jäger, die Macht der Verhältnisse. So wunderlich uns der Ton, der darin sowohl in den conservativen Kreisen, als in der aufstrebenden Generation herrscht, im Einzelnen vorkommen mag, wir haben doch eine klare Vorstellung von dem, was der Verfasser eigentlich will, von dem Zusammenhang der Handlung, und von dem Charakter der dabei betheiligten Personen. Es ist uns möglich, mit Theilnahme zu folgen, auch wenn uns die ideale Seite weniger in Anspruch nehmen sollte.

Was die Jäger betrifft, so hat sich der gesunde Menschenverstand unsers Publicums von der romantischen Begriffs- und Geschmacksverwirrung der unmittelbar vorhergehenden Zeit doch soweit wieder erholt, daß die Vortrefflichkeit dieses Stücks jetzt ziemlich allgemein anerkannt ist. Leider haben unsere modernen Dichter durch ihre liederliche Charakterzeichnung die Schauspieler so verwöhnt, daß sauber und fein ausgeführte Charakterbilder, wie hier der Oberförster und namentlich die Oberförsterin gar keinen Darsteller mehr finden. An unausgesetzte mechanische Declamationen, oder an grillenhaftes Wesen gewöhnt, das der Willkür einen ganz beliebigen Spielraum läßt, sind unsere Künstler viel zu bequem geworden, sich mit liebevollem Studium in die Details einer wahr empfundenen Persönlichkeit hineinzufühlen und hineinzudenken. Entweder wird die eine Person wie die andere nach dem gewöhnlichen Mechanismus heruntergehaspelt, oder, wo sich ein tüchtiger Virtuose vorfindet, die eigene Genialität der Einfälle, so gut oder so schlecht es geht, in die gegebene Schablone eingeschwärzt. In der letzteren Beziehung bieten die Stücke der Birch-Pfeiffer einem guten Schauspieler immer noch Gelegenheit, sich geltend zu machen, weil sie im Ganzen nicht verschroben sind, und ohne erhebliche Störung des Totaleindrucks eine weitere, beliebige Ausführung des Einzelnen ertragen. So ist der Mazarin von Döring in Berlin in seiner Art immer eine bewundernswürdige Leistung, obgleich er mehr einen verschmitzten Schacherjuden, als einen regierenden Cardinal gibt. Ob er das Eine oder das Andere ist, hat auf die Entwickelung der Handlung wenig Einfluß.

Ich komme auf die Jäger zurück. Wenn man Iffland eine in seinen Stücken vorherrschende Sentimentalität vorwirft, so gilt dieser Vorwurf, der in vielen derselben allerdings auf eine schaudererregende Weise begründet ist, dem

ganzen Genre des bürgerlichen Schauspiels. Das Lustspiel soll belustigen, das Trauerspiel erschüttern, dem bürgerlichen Drama bleibt nichts übrig, als zu rühren. Diese Einwirkung auf unsere Thränendrüsen wird nie dem höchsten Zweck der Kunst entsprechen; da das Genre aber einmal in einem „tiefgefühlten Bedürfniß" des Publicums begründet ist, so kommt es nur darauf an, ob jene Rührung auf eine gesunde oder eine krankhafte Weise angestrebt wird. Man vergleiche auch die schlechteren Stücke Iffland's etwa mit Gutzkow's Werner oder dem dreizehnten November, so ist die künstlerische Unvollkommenheit beiden gemein, bei Iffland ist aber doch ein realer, in wirklichen Verhältnissen gegebener Grund des Kummers und der Thränen, bei Gutzkow nur ein eingebildeter. Der Spleen ist ein passender Gegenstand für's Lustspiel; über einen Narren, über eine fixe Idee zu lachen, ist angenehm, und darf einem rechtschaffenen Gemüth nicht versagt werden; aber uns in die Narrheit hereinzufühlen, mit ihr zu empfinden, zu lieben, zu hassen, zu weinen und zu verzweifeln, das ist zu viel verlangt.

In den Jägern ist aber auch nicht einmal jene Sentimentalität auf eine übertriebene Weise vorhanden. Die Trivialität des Inhalts, durch den wir gerührt werden sollen, wird theils durch echten Humor, theils durch das tapfere Wesen des alten Oberförsters auf eine sehr geschickte Weise versteckt. Was den Letztern betrifft, so ist mir unbegreiflich, wie auf den Theatern noch eine schlechtere Version des Stücks gegeben wird, von der ich gar nicht weiß, ob sie Iffland selber angehört, oder von irgend einem einfältigen Regisseur, der seiner Rolle noch Gelegenheit geben wollte, auch von der Gefühlsseite Effect zu machen, eingeschmuggelt ist. In den gedruckten Werken Iffland's hält der Oberförster bis ans Ende seinen Charakter; er fordert den Sohn vor und fragt ihn in feierlichem Ernst, ob er schuldig sei oder nicht. Auf das Nichtschuldig erklärt er sich befriedigt und versichert, bei dieser Ueberzeugung werde er nun auch äußerliche Gerechtigkeit zu finden wissen, und sollte er sie bis am Throne suchen. Bei der Aufführung dagegen bettelt er bei dem Amtmann mit Einschiebung von Motiven, die nicht zur Sache gehören, er möge doch die Relation, die zum Nachtheil seines Sohnes ausgefallen ist, abändern, weil diesem sonst in vierzehn Tagen der Kopf abgeschlagen würde. Abgesehen davon, daß auf eine einfache Relation hin doch kein Todesurtheil erfolgen wird, am wenigsten in den Zeiten des Inquisitionsprocesses, wo das Geständniß des Angeklagten nothwendig ist, liegt in dieser Bitte eine Unwürdigkeit, die mit dem Charakter des Oberförsters gar nicht übereinstimmt. — Der Vorzug, den die Regien dieser albernen Version geben, ist eine Gedankenlosigkeit, die von der Kritik nicht strenge genug gerügt werden kann. —

Das zweite Stück, die Macht der Verhältnisse, hat das Leipziger Publicum schlecht befriedigt. Man sieht, wie rasch die Sitten sich ändern. — Der Inhalt ist folgender: Ein adliger Offizier macht einem bürgerlichen Mädchen die Cour, ohne viel darüber nachzudenken, was daraus werden soll. Der Bruder

des Mädchens, ein Literat, verbietet ihm öffentlich das Haus; es kommt zum Wortwechsel, der Offizier gibt dem Literaten eine Ohrfeige. Dieser fordert Satisfaction; der Offizier erklärt, nachdem er vorher das Ehrengericht seiner Standesgenossen befragt, einem Bürgerlichen dürfe er keine geben. In Folge dessen schießt der Literat ihn nieder. — Nun folgt die zweite Handlung. Der Vater des Offiziers, Justizminister, in allen Vorurtheilen seines Standes aufgewachsen, erfährt, daß der Mörder sein unehelicher Sohn ist. Er besucht ihn in seinem Gefängniß und findet in dem demokratischen Trotz des Jünglings, der sich eine eigne Ehre erobern will, eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner eignen aristokratischen Gesinnung. Beide verständigen sich zuletzt ganz gut, und der Vater läßt sich bewegen, ihm Gift zu geben, um der Schande der öffentlichen Hinrichtung zu entgehen. Gerade als das Gift genommen ist, kommt die Nachricht von der Begnadigung des Mörders. So bleibt dem Minister nichts Anderes übrig, als sich selber der Gerechtigkeit zu überliefern und die Folgen seiner doppelten Sünde zu tragen, die beidemal aus einem falschen Ehrbegriff entsprang: sowohl als er aus Adelstolz die Geliebte verließ, wie durch Eigenmächtigkeit bei dem Vorgreifen der Justiz.

Die Satyre geht also nach zwei Seiten hin: gegen das Vorurtheil, das die Menschen in zwei verschiedene Classen sondert, und gegen den falschen Ehrbegriff, der in eigenmächtiger Willkür eine äußerliche Verletzung der persönlichen Integrität wieder gut zu machen gedenkt. Der Verfasser hat nach beiden Seiten mit Ernst und Gewissenhaftigkeit auf seine Consequenzen hingearbeitet.

Aber der Conflict ist seit der Zeit schon so aus unsern Augen gerückt, daß er einen unangenehmen Eindruck macht. Wir begreifen nicht mehr diesen verbissenen Grimm gegen den Adel, der uns in keiner Weise mehr lästig fällt. Es wird jetzt ebensowenig einem Edelmann einfallen, dem Bürger Satisfaction zu verweigern, als dem Bürger, wegen verweigerter Satisfaction den Andern zu erschießen. Und was das Heirathen betrifft, so werden zwar immer Conflicte stattfinden zwischen der Neigung des Herzens und der Natur der Verhältnisse, aber eine unübersteigbare Kluft, wie zwischen Brahminen und Parias, existirt doch nicht mehr. Eine Dichtung, die von solchen Verhältnissen handelt, fesselt uns nur dann, wenn die Verhältnisse selbst noch über uns mächtig sind, wenn wir sie als einen Schmerzensschrei betrachten können, den wir gegen unser eigenes Loos ausstoßen.

Es ist das eine Warnung für unsere Dichter, sittliche Verkehrtheiten, die nur einer bestimmten Zeit angehören, tragisch zu gestalten. Robert's Tragödie wird etwa dreißig Jahre alt sein, und schon hat sie alles Interesse für uns verloren. Was wird mit den Trauerspielen geschehen, die von der romantischen Verschrobenheit unserer Empfindungsweise zehren?! Die sittliche Verkehrtheit einer bestimmten Zeit gehört in's Lustspiel; die Tragödie soll

allgemein menschliche Conflicte behandeln, die jede Zeit begreift, jedes Herz versteht. —

Wir brechen hier ab, um die Miscellen nächstens in Beziehung auf zwei Punkte, die uns nahe liegen, fortzusetzen: das allmälige Ueberhandnehmen der kleinen Localstücke und das Verhältniß der Oper zu der dramatischen Kunst.

Literaturblatt.

Romantische Neuigkeiten.

Von Prosper Mérimée, über dessen literarischen Charakter im Allgemeinen wir in unsern „Studien zur Geschichte der französischen Romantik" ein Bild gegeben haben, ist ein neues Lustspiel erschienen: Don Quichotte ou les deux héritages, moralité à plusieurs personnages. Die Ausdrücke moralité, proverbe, mystère und dgl. bezeichnen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die theatralische Aufführung, die für das französische Theater ebenso verhängnißvoll werden könnte, wie es bei uns der Fall gewesen ist, wenn dasselbe nicht schon eine feste Grundlage hätte. Allein auch so ist es nicht eben ein erfreuliches Zeichen, um so mehr, als gerade die bessern Talente sich dieser Formlosigkeit zuneigen, an der unsere besten Dichter zu Grunde gegangen sind. — Don Quichotte hat den Inhalt, der sich jetzt vorzugsweise in der französischen Poesie geltend macht: eine Satyre gegen den herrschenden Materialismus und Egoismus, der die öffentlichen Angelegenheiten wie die heiligsten Gefühle des Privatlebens zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeutet, und bereits so verhärtet ist, daß er seine Schlechtigkeit gar nicht mehr empfindet. Ihm wird nicht, wie der Titel vermuthen läßt, ein forcirter Idealismus entgegengestellt, sondern die einfache Biederkeit eines Mannes aus der guten, alten Zeit, dem die Verderbniß der Pariser Civilisation so lästig fällt, daß er sich nach Algier zurückzieht, wo er in seinen wackern Kriegsgefährten wenigstens eine gesunde, wenn auch rohe Natur findet. — Also wieder eine Flucht in die Wildniß, wie in den Zeiten Rousseau's; eine neue Art der Sentimentalität, die unproductiv ist für die Geschichte. — An feinen Zügen und an kühner Erfindung seltsamer und ursprünglicher Charakter ist auch dieses Stück reich, und so sentimental die leitende Idee, so naiv und liebenswürdig ist die Ausführung. — Ein zweiter Dichter, über den wir schon mehrfach berichtet haben, Ponsard, ist wieder mit einem seltsamen Product auf das Theater getreten: Horace et Lydie, eine Uebersetzung des bekannten Carmen amoebaeum (der neunten Ode im 3. Buch) Quum tu, Lydia, Telephum u. s. w., in ein schlechtes Intriguenstück. Eine seltsamere Verirrung des Geschmacks kann es wohl kaum geben. Die Zierlichkeit und Anmuth jenes allerliebsten Wechselgesangs wird in der breiten, pragmatischen Ausführung völlig verwischt, und die Pointe dadurch vollkommen aufgehoben, daß die beiden Nebenbuhler, Telephus und Chloe, auch noch versorgt werden, und zwar durch eine Verbindung mit einander. Ponsard zeigt mehr und mehr durch das Gesuchte, Gezwungene in seinen Erfindungen, daß er keine ursprüngliche Dichternatur ist, und die französische

Kritik wird auch bald dahinterkommen. — Es beginnt übrigens in dieser Kritik eine Umwandlung, von der sich schon mehr als ein erfreuliches Zeichen meldet. — Der französische Geschmack im Lauf dieses Jahrhunderts ist ebenso durch die romantischen Schriftsteller der neuen Schule corrumpirt, wobei wir übrigens keinen Augenblick verkennen wollen, daß hier eine Wechselwirkung stattfindet, daß jene Schriftsteller ebenso als der Ausdruck, das Resultat einer im Geist des Volks bereits vorhandenen Verderbniß angesehen werden müssen, als sie auf dieselbe eingewirkt haben. — Was sie vorzugsweise charakterisirt, ist jene Unklarheit und Unsicherheit im Empfinden, die sie in jedem einzelnen gegebenen Fall rathlos läßt, wie sie, oder wie ihre Helden sich benehmen sollen, und die daher zu den verschrobensten, seltsamsten, zuweilen geradezu wahnsinnigen Auswegen führt. — Dem Publicum, welches bis dahin jene Schriftsteller, weil sie pikant waren, blind hat gelten lassen, sind nun dadurch die Augen aufgegangen, daß es seine Dichter auf dem Markt des Lebens gesehen, und dieselbe Unsicherheit, dieselbe Rathlosigkeit und Frivolität in ihrer Handlungsweise beobachtet hat, als in ihren romantischen Erfindungen. Was man in der Novelle und auf der Bühne gelten läßt, weil es Spaß macht, erbittert im wirklichen Leben, in ernsthaften Fragen, wo es sich um die Fortdauer der Gesellschaft handelt, und wo jede Harlekinade verhängnißvoll werden kann. — So sind Lamartine und Victor Hugo durch ihr Verhalten in der Revolution in der öffentlichen Meinung gerichtet worden, und dieses Urtheil hat sich denn auch auf ihre literarischen Leistungen erstreckt. — Aber die Franzosen müssen noch weiter zurückgehen. Bisher haben alle Parteien für Chateaubriand geschwärmt, der doch die erste Quelle jener unsittlichen und eigentlich geistlosen Romantik ist. In seinen Mémoires d'outre tombe hat man eine Gelegenheit gefunden, sich ein Gesammtbild von seinem politischen Charakter zu machen, und der größere Ernst, der seit der Revolution in alle Gemüther eingekehrt ist, faßt dieses Bild in strengeren Zügen auf. In der Revue (1. Juli) finde ich eine Kritik dieser Memoiren von Albert de Broglie, der ich in alle Punkte beipflichte. Sie ist übrigens sehr gut geschrieben, und deutet bereits auf die hohe Aufgabe hin, welche die Kritik in unsern Tagen sich setzen muß: nämlich durch sittliche Strenge die Verwirrung der sittlichen und ästhetischen Begriffe aufzuheben, die aus der Romantik hervorgegangen ist. (Il est temps que la critique se mette à l'œuvre aujourd'hui pour crever ces outres de vanités littéraires d'où sortent par intervalles les orages des révolutions — und fügen wir hinzu, jener pseudo-conservative Geist, der ebenso schlimm ist, als jene Revolutionen, weil ebenso unsittlich. Il est temps qu'elle reprenne ses règles et ses droits. Elle retrouvera ses règles, depuis long-temps oubliées, *réfugiées aux pieds de la loi morale dont elles émanent.*) Sie kommt auch schon darauf, daß sich die herzlose Eitelkeit, welche in dem politischen Leben Chateaubriand's den Leitton bildet, ebenso in seinen frühern Versuchen, das Christenthum aus ästhetischen Rücksichten wiederherzustellen, ausgesprochen hat; aber sie ist in ihrer weitern Anwendung noch nicht kühn genug, weil sie selber befangen ist. Der Versuch der gegenwärtigen conservativen Partei nämlich, das Christenthum aus polizeilichen Rücksichten wiederherzustellen, als Gegengift gegen den Socialismus, ist ebenso frivol, ebenso unsittlich, zeugt von einer ebenso tiefen Depravation, als jene romantische Caprice. Um sich von der Hohlheit dieses modernen, reflectirten Christenthums einen Begriff zu machen, wenn man an dem Bündniß zwischen Thiers und Montalembert noch nicht genug haben sollte, braucht man nur in der dicht daneben stehenden Abhandlung zu blättern, welche

den Marquis de Valdegamas, Donoso Cortez, oder wie ihn früher die Staatszeitung nannte, den Kikeriki von Estremadura, zu einem Glaubenshelden und Vorkämpfer für die Kirche machen will. — Die echte Religiosität hat auch in ihren wildesten Ausschweifungen einen Strahl jenes höhern Geistes, der uns immer trifft, wo wir eine ursprüngliche Macht der Seele wahrnehmen; die gemachte Religiosität dagegen, die sich nur im Augenblick der Noth und nur darum an das Kreuz klammert, weil sie zu feige ist, mit eignem Arm und eigner Brust den Feinden Trotz zu bieten, ist ebenso verächtlich als gefährlich.

Organ für deutsches Gemeindewesen. Herausgegeben von einem Vereine von Gemeindebeamten unter der Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Bd. I. Leipzig, Romberg. — Wir begrüßen dieses Organ, welches vollkommen unserer Tendenz entspricht, die Ideen der politischen Verbesserung nicht in's Blaue hinein zu führen, sondern sie auf bestimmte concrete Gegenstände zu richten, mit Freuden. „Die Theilnahme an den ländlichen und städtischen Gemeindeämtern, sagt der Herausgeber, ist für das bürgerlich-politische Leben recht eigentlich die Schule, und wenn wir im Gemeindeleben den Gemeinsinn heben und fördern, so werden dem Staate ungesucht eben so viele Kräfte neu erstehen, als derselbe früher in engherziger Verblendung von sich stieß. Wenn alle einzelnen Mitglieder der Gemeinde um die Angelegenheit des Ganzen sich kümmern und die einzelnen Gemeinden da, wo sie mit ihren alleinigen Kräften nicht ausreichen, zur Erlangung ihres Zwecks sich einen, um mit vereinten Kräften ein gemeinsames Ziel zu erreichen, gelangt das Volk nach und nach zu einer Selbstregierung, die von der größten Macht nicht unterdrückt werden kann." — „Unsere nächste Aufgabe wird sein, die Gemeindeverwaltung in ihrem ganzen Umfang und in all ihren Theilen zu erfassen, Vorschläge zu deren Hebung an die Hand zu gehen, wahrgenommene Mängel und Gebrechen in derselben aufzuhellen, unsern Mitbürgern den Werth ihrer gemeinbürgerlichen Rechte und Pflichten zur Anschauung zu bringen, sie von der Krankheit des leidigen Indifferentismus, der die Verwickelung der Weltlage unsers deutschen Vaterlandes erzeugt hat, zu heilen, ihnen die Wege zur Erlangung vollkommener Selbstständigkeit nach Unterdrückung des überall sich kundgebenden Bevormundungssystems anzubahnen, die Mittel zur Hebung ihres materiellen Wohlstandes aufzusuchen, und alle Hindernisse, wo und wie sie sich immer finden, zu bekämpfen und zu beseitigen." — Der erste Band, welcher uns vorliegt, erfüllt diese rühmliche Aufgabe in anerkennenswerther Reichhaltigkeit und Gründlichkeit. Wir werden auf Einzelnes, insofern wir von unserm Standpunkt ergänzend eingreifen können, zurückkommen. Der Gegenstand ist um so wichtiger, da das politische Leben unserer Nation, im Großen und Ganzen betrachtet, einen so widerwärtigen Anblick darbietet, daß man es auch den Bessergesinnten kaum verargen kann, wenn sie mit Ekel und Ueberdruß sich von der Theilnahme an einem Treiben abwenden, zu dessen energischer Umgestaltung ihnen alle Mittel fehlen. Diese Scheu vor leeren zwecklosen Kannegießereien führt uns wieder zu einer Blasirtheit, welche der Entwickelung unseres Rechts und unserer Freiheit die größte Gefahr droht. In den Kreisen des politischen Lebens dagegen ist von dieser Zwecklosigkeit des patriotischen Eifers keine Rede; wie auch die Uebergriffe des Beamtenthums das freie Wirken des Volks verkümmern mögen, so bleibt demselben doch immer noch Spielraum genug übrig, daß man ihm zurufen kann: Hic Rhodus, hic salta! Und auf diesen Punkt in eindringlicher Weise die Aufmerksamkeit wiederholt hinzulenken, ist die besprochene Zeitschrift das angemessenste Mittel.

A. v. Montbé, Oberlieutenant im kön. sächs. Generalstabe: „Der Maiaufstand in Dresden, auszugsweise bearbeitet nach officiellen Quellen." Mit einem Plane. Dresden, Höckner, 1850.

Es sind schon verschiedene Schilderungen des Maiaufstandes, und von verschiedenen Standpunkten aus, erschienen, dies aber ist die erste officielle, aus amtlichen Quellen geschöpfte und, wie man annimmt, auf Betrieb des Ministeriums bearbeitete. Für eine officielle Schrift ist dieselbe leidlich objectiv und unbefangen gehalten in ihrem eigentlich schildernden, militärisch technischen Theile; sie läßt dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren, wo seine Tapferkeit und Ausdauer solche beansprucht, und sie verschweigt die Fehler nicht, die auf Seiten des Militärs hie und da begangen worden sind. Ueber das Schlimmere freilich, die vorgekommenen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, geht sie ziemlich leicht mit einigen allgemeinen Andeutungen hinweg. Interessant namentlich für Sachverständige und für Kenner der Oertlichkeiten ist die sehr detaillirte Schilderung des Gefechts, welche dieses von Punkt zu Punkt, von Moment zu Moment, durch seine fast achttägige Entwickelung hindurch verfolgt. Was die politischen Betrachtungen des Verfassers, theils über die nächsten Ursachen des Aufstandes, theils über die allgemeinen politischen Zustände betrifft, so kann es nicht überraschen, den Verfasser hier den Standpunkt einnehmen zu sehen, auf welchem wohl der größere Theil des sächsischen Offiziercorps sich befindet, nämlich den eines halb grimmigen, halb verachtungsvollen Zurückblickens auf die politischen Umgestaltungen seit dem März 1848. Soweit er hierbei nur die Ausschweifungen der Demokratie rügt, ist sein Tadel weder ohne Begründung, noch auch, wenn man bedenkt, wie arg es jene in Sachsen getrieben, allzu hart; ungerecht wird er nur da, wo er von der Mittelpartei spricht und diese, ganz im Styl der in den gegenwärtigen gouvernementalen Regionen beliebten Anschauungsweise, als den schlimmsten Feind der Regierung und der Ordnung verschreit. „Die neueste Zeit hat der Beweise viel geliefert," sagt er auf S. 24, „daß keine Partei der Regierung gefährlicher ist, als die sog. „gemäßigt liberale", die in politischer Halbheit bei entscheidenden Momenten mit dem Kopfe Muth und Blick verliert und jeder Energie ermangelt. In der radicalen Partei erkennt die Regierung ihren Feind und kann sich gegen ihn rüsten; auf die gemäßigte Partei baut sie und sieht sich in den Stunden der Gefahr schmählich von ihr verlassen. Je weniger diese Partei selbst die Regierung unterstützt, desto umfänglicher und dringlicher sind ihre Forderungen an deren Energie; sie verlangt Alles von dieser Kraft, Schutz ihrer Sonderinteressen, und sucht, einer aufopfernden Hochherzigkeit baar, Hilfe bei Jedem, unter dem sie bequem leben kann."

In dieser Schilderung ist viel Wahres, ja sie ist vielleicht ganz wahr, aber sie paßt nur nicht auf die sog. „gemäßigt liberale", sondern auf die sog. conservative Partei. Diese ist es, welche in Zeiten der Gefahr Staat und Thron im Stiche gelassen und sich ängstlich verkrochen oder nach dem Schutz der Bajonette gerufen hat, statt sich selbst zu schützen; diese ist es, welche sich Jedem unterwirft, der ihr entweder Furcht einflößt, oder augenblickliche Ruhe schafft, welche daher 1848 vor dem Pöbel und seinen Anführern zu Kreuze kroch, und welche jetzt die rettenden Thaten des Ministeriums Zschinsky in den Himmel erhebt.

Die „sog. gemäßigt liberale Partei" hat wenigstens vieler Orten in Zeiten der höchsten Gefahr „Kopf und Blick" frei erhalten und der Sturmfluth der Demokratie, vor deren Anprall sogar die Throne und die herrlichen Kriegsheere zu wanken begannen,

durch ihre moralische Kraft und Entschlossenheit, einen Damm entgegengeworfen. Oder wer war es, der im März 1848 die Proclamirung der Republik und somit den Bürgerkrieg in Frankfurt verhinderte? Wer war es, der im September 1848 zuerst die Revolution niederwarf und die Strenge der Gesetze wieder zu Ehren brachte, die in Wien und Berlin noch darniederlag unter dem Terrorismus des Volksregiments? Oder endlich, um wieder in die engern Grenzen des Einzelstaates, zu den hier geschilderten Zuständen zurückzukehren, wer war es, der in dem von Truppen entblößten, von der Regierung preisgegebenen Leipzig die Ordnung aufrecht erhielt? Wer waren dort die Leiter der Maßregeln, welche den Tumult dämpften, wer stand dort zuerst auf der eroberten Barricade, wer fiel dort im Kampfe gegen die Empörung? Waren es nicht überall Männer der „sog. gemäßigt-liberalen" Partei?

Was der Verfasser hier von der angeblichen Verbindung des deutschen Vereins zu Dresden mit dem Vaterlandsverein erzählt, gestützt auf eine Angabe der Dresdner Zeitung, das hat bereits anderswo seine authentische Widerlegung gefunden. Wenn aber freilich Herr v. Montbé es dem deutschen Verein zum Vorwurf anrechnet, daß er „ebenfalls eine Deputation zum König gesendet habe, um denselben zur Anerkennung der Reichsverfassung zu bewegen," so dürfte Herrn v. Montbé, trotz Allem, was er von dem Charakter des Maiaufstandes als eines längst vorbereiteten, und dies vielleicht mit gutem Grunde, sagt, doch der Beweis, daß auch bei Gewährung der Bitte um Anerkennung der Reichsverfassung der Aufstand dieselbe Kraft und Ausdehnung gewonnen haben würde, viel schwerer fallen, als dem deutschen Vereine der, daß auf der Seite, wo man die Anerkennung versagte, ebenso sehr neben reinen und aufrichtigen Motiven unreine und unwahre im Spiele gewesen seien, wie in den Reihen der dieselbe Fordernden.

Dankbar muß man dem Herrn v. Montbé sein für die Unbefangenheit, womit er gewisse Thatsachen, die von jener Seite her gewöhnlich umschleiert zu werden pflegen, offen ausspricht. So berichtet er von dem Gerücht: „daß ein Flügeladjutant des Königs von Preußen am 30. April Abends Audienz beim Könige von Sachsen gehabt hat," ohne dieses Gerücht zu widerlegen oder den „abenteuerlichen Gerüchten" beizuzählen, deren er gleich darauf Erwähnung thut, und weiterhin erzählt er, wie die Regierung „auf diplomatischem Wege für den äußersten Fall sich der preußischen Hilfe versichert gehabt habe," was auf eine dem Aufstande, und somit wohl auch der Nichtanerkennung der Reichsverfassung *vorausgegangene* Unterhandlung hinzudeuten scheint.

Interessant ist es endlich, gerade im gegenwärtigen Augenblicke an folgende Bekanntmachung erinnert zu werden, mit welcher der neuernannte Minister des Innern, Herr v. *Friesen*, am 8. Mai 1849 sein Amt antrat. Darin heißt es:

„Se. Majestät der König und die Männer, die heute (und auch noch jetzt) Seine Regierung bilden, *werden darum nicht aufhören in ihren Bemühungen für die Einheit, Freiheit und Größe des deutschen Volkes.*"

„*Fürchtet keine Reaction, keine Verletzung der Verfassung, keine Beschränkung der Freiheit!* Wir gehen zu demselben Ziel der *festen Begründung einer deutschen Verfassung*. Wir werden sie nur erreichen, wenn wir den Weg des *unerschütterlichen unbeugsamen* Rechts nicht verlassen."

„Schaaret Euch um Euren König und um die Männer, die Seinen Rath bilden! Verlaßt Euch auf sie, *sie werden festhalten, unerschütterlich festhalten* an

dem heiligen Eide, den sie dem König, den sie der Verfassung geschworen haben."

Ein russisches Examen. Erzählung eines Polen. „Sie wissen, daß ich nach elfjährigem gemeinen Soldatendienst durch Vermittlung des Oberst G. als Lehrer an der Cantonnistenschule zu E. angestellt wurde. Bot diese Thätigkeit mir auch sonst wenig Erfreuliches, so wirkte sie doch vortheilhaft auf meine Gesundheit ein, denn der Umgang mit der Jugend hat etwas Erfrischendes. Nach und nach gewann ich meine Stellung ganz lieb. Doch es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich nirgend eine bleibende Stätte finden sollte.

Kurz nachdem General S. als Chef des Unterrichtswesens für die transkaukasischen Länder nach Tiflis geschickt wurde, besuchte er auf seiner ersten Inspectionsreise auch meine Schule, und aus der hochfahrenden Weise, in welcher er mich und meine Jungens anschnauzte, merkte ich bald, daß sein Besuch nichts Angenehmes zur Folge haben werde. Ich hatte schon zu viel Schlimmes im Leben erfahren, um über das barsche Auftreten des Generals übermäßig betroffen zu sein; selbst die Grimassen, welche er beim Hören meines polnischen Namens schnitt, brachten mich nicht sehr aus der Fassung. Trotzdem wurde er bei jedem Worte ärgerlicher und barscher, nach der alten Regel, daß Hitzköfe immer toller aufbrausen, je mehr Ruhe man ihnen entgegenstellt, und daß der tölpelhafte Hochmuth eines Menschen immer auf gleicher Stufe steht mit seiner Unwissenheit.

„— Nun, was lernen denn die Jungens bei Ihnen?" — begann der Stellvertreter des „Ministers der Volksaufklärung" sein Examen, nachdem er mit wahrhaft bissigem Gesichte bemerkt hatte, daß es an der Kleidung der Schüler und der Einrichtung der Schulstunden nichts zu tadeln gab.

Ich gab auf diese altherkömmliche Frage die altherkömmliche Antwort; er ließ mich jedoch nicht aussprechen, sondern fiel mit wichtiger Miene ein: „— Russisch ist die Hauptsache! darauf muß vor Allem gesehen werden! Bringt mir einem Jungen ordentlich russisch bei, dann lernt sich alles Uebrige von selbst!" —

Ich durfte dem natürlich nicht widersprechen, und entgegnete, daß ich es an nichts fehlen ließe, um den Jungens ordentlich russisch beizubringen ...

„— Das wollen wir sehen!" — rief der General, — „zeigen Sie mir einmal Ihre besten Schüler!" —

Ich that, wie mir geheißen; aber leider war mein bester Schüler kein Russe, sondern ein Armenier, Namens Akimijam.

Dieser zufällige Umstand gab dem General einen erwünschten Anlaß, sich in eine Fluth von Schimpfwörtern darüber zu ergießen, daß ich die Russen zurücksetze und die Vertreter der unterworfenen Völkerschaften bevorzuge.

Sie können leicht denken, daß das Benehmen des stellvertretenden „Ministers der Volksaufklärung" eben nicht ermuthigend auf die armen Schüler einwirkte.

Zitternd und schüchtern trat Akimijan vor.

„— Nun, lassen Sie ihn einmal was an die Tafel schreiben!" — herrschte mich Se. Excellenz an.

Akimijam nahm auf mein Zureden die Kreide und schrieb: „Das Auge ist ein Glied des menschlichen Körpers." —

Der Satz war richtig geschrieben; es ließ sich nichts dagegen einwenden.

„— Na, nun machen Sie weiter!“ — bedeutete mich Se. Excellenz.

„Was ist Oko (das Auge) für ein Wort?“ fragte ich den Schüler.

„Ein Hauptwort!“ schluchzte der arme Junge.

„Richtig, mein Sohn! sei nicht so furchtsam! Se. Excellenz (zu russisch: Jewo Wuyssokoprewosschoditelstwo) thun Dir nichts zu Leide. Nun sage mir: welchen Geschlechtes ist Oko?“

„Sächlichen Geschlechtes!“

„Ganz richtig! nun . . .“

„Was? ganz richtig? Sächlichen Geschlechtes? Sslawnuy schtuk! Schöne Geschichten!“ unterbrach uns heftig der General. „Was bringen Sie den Jungen da für Unsinn bei! Das Auge sächlichen Geschlechtes? ... Hab' ich nicht so gut Augen wie meine Frau? Ist das Auge nicht so gut männlich wie weiblich? Woher ist das Auge sächlichen Geschlechtes?“

Die Augen des stellvertretenden „Ministers der Volksaufklärung“ verfinsterten sich auf die bedenklichste Weise, und es ergoß sich über mich wieder eine Fluth von Schimpfwörtern, wie sie nur dem Munde eines Russen dieses Schlages entströmen kann.

Das Ende der Geschichte war, daß ich von der Schulstube aus wieder in Reih' und Glied treten mußte. Es wurde auf das Unumstößlichste nachgewiesen, daß ich die Köpfe der jungen Leute verwirre und zu nichts Anderem als zum Felddienst zu gebrauchen sei.

Fremdwörter im Russischen. Bekanntlich pflegen gerade diejenigen Leute, welche am wenigsten von fremden Sprachen verstehen, ihre eigene Sprache am meisten durch Fremdwörter zu verunstalten. In Bezug auf Deutschland genügt diese kurze Andeutung zu allgemeiner Verständlichkeit; in Bezug auf Rußland hingegen dürfte die Anführung einiger Beispiele ebenso neu wie unterhaltend sein.

Ich traute meinen Ohren nicht, wenn ich an den Ufern des Don oder der Wolga im Gespräche mit Leuten, welche eine Mittelstellung einnahmen zwischen dem Salon des Bojaren und der Isba (Hütte) des Leibeigenen, bald deutsche, bald französische Wörter hörte, die sich in russischer Vermummung ebenso seltsam ausnahmen, wie ein sandalenbekleideter russischer Bauer im Frack. Früschtikatj: frühstücken; — wojahsirowatj: reiten (voyager); — marschirowatj: marschiren; — buntowatj, buntowatsse: sich verbünden, u. s. f.

Nun denke man sich diese Wörter in russischer Weise conjugirt! wie z. B. Ja budu früschtikatj: ich werde frühstücken; — ja wojashirowall: ich bin gereist.

Diese und ähnliche Ausdrücke klingen für gebildete Ohren im Russischen ebenso komisch, als wenn man bei uns von „recherchirten Expressionen“, „malheureusen Evenements“, „espèce von Dings da“ und dergleichen spricht.

Ein Anderes ist es mit solchen Wörtern, welche dadurch das Bürgerrecht erlangt haben, daß sie mit den Gegenständen selbst eingewandert sind, — oder mit solchen, für welche sich kein passender Ausdruck im Russischen findet. So hat z. B. gegen Wörter, wie: Exercirgaus: Exercierhaus; — Schlachba-um: Schlagbaum; — ssabljä: Säbel; — Kruschtall: Krystall ꝛc. der verstockteste Russe nichts einzuwenden.

In der Kosakensprache kann man aus den Volksliedern und Annalen chronologisch nachweisen, wann gewisse Fremdwörter ihren Weg über Polen in die Ukraine gefunden haben.

Während die Großrussen, oder Moskowiter, das ihrer Sprache fehlende „h" regelmäßig in ein „g" umwandeln (gaus: Haus), geht bei den Kleinrussen, oder Ukrainern, unser „w" immer in ein „m" über. So ist z. B. aus dem deutschen Worte „wandern" das ukrainische „mandrowati" geworden. Andere Wörter finden sich fast ganz unverändert wieder, wie, — spiss: Spieß; — papir: Papier; — rjätowati: retten. —

Die **Ruinen von Ninive**, mit deren Entdeckung das Museum des Louvre so viel Aufhebens gemacht, scheinen sich in Staub aufzulösen. Eine kleine Broschüre von Höfer: Second mémoire sur les ruines de Ninive, avec planches et gravures intercalées dans le texte, führt gegen den Vertheidiger jener Ruinen, de Sauley, unter andern Gründen folgende an: 1) es findet sich auf den Monumenten jenes angeblichen Ninive sehr häufig eine Maschine abgebildet (helepolis), die erst von Demetrius Poliorcetes, 321 Jahre nach der Zerstörung von Ninive, erfunden wurde; 2) nach allen Quellen hat Assyrien, dessen Hauptstadt Ninive war, den Tigris zur Ostgrenze; das angebliche Ninive liegt aber jenseit des Tigris. — Wenn das sich so verhält, wäre es freilich mit der Stadt des guten König Ninus zu Ende. — Doch hat sich eine andere, gewichtige Autorität, Hr. Quatremère, im Journal des Savans, vorzüglich auf biblische Quellen gestützt, für die Echtheit jener Ruinen erhoben. Dagegen gibt uns Eugen Flandin in der Revue de deux mondes (1. Jul.) über die Ruinen von Persepolis in Folge einer Reise, die er im J. 1840, zum Theil im Auftrag der französischen Regierung durch Persien gemacht hat, einen sehr umfassenden Bericht, aus dem wir uns eine vollkommen anschauliche Vorstellung von diesen Resten des Alterthums machen können. — Noch ist zu erwähnen eine interessante Monographie über denselben Gegenstand: Niniveh and Persepolis, an Historical Sketch of Ancient Assyria and Persia, with an Account of the Recent Researches in those Countries. By V. Vaux, Assistant in the Department of Antiquities, British Museum. Die Forschungen von Niebuhr, Porter, Morier, Rich, Botta, Layard und Rawlison sind darin gründlich benutzt.

Ein Quäker, Hr. V. E. Forster, hat sich durch die Schilderung, welche Macaulay in seinem berühmten Werk von dem Verhältniß William Penn's zu dem Hofe Jakobs II., namentlich von dem schimpflichen Schacher wegen der Befreiung Monmouth'scher Verschwörer gegeben hat, sehr gekränkt gefühlt, und eine Apologie seines Meisters versucht (William Penn and Thomas B. Macaulay: being brief Observations on the Charges made in Mr. Macaulay's History of England against the Character of William Penn), ohne daß es ihm gelungen wäre, das Gewicht der Thatsachen zu entkräften, welche Macaulay für seine Behauptung angeführt hat. — Es dient diese Abhandlung als Vorrede zu den Memoiren W. Penn's, herausgegeben von T. Clarkson. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit ein für das Studium des 16. Jahrhunderts nicht unwichtiges Tagebuch aus den Jahren 1553—54: The Chronicle of Queen Jane and of two years of Queen Mary, welches J. G. Nichols nach einem Manuscript aus dem britischen Museum zuerst herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat.

Robert Lynam's Geschichte der römischen Kaiser, von Augustus bis auf den Tod des Marc Aurel, herausgegeben von John T. White. (The history of the Roman Emperors from A. to the death of M. A.) Ein Werk, welches bei der geringen Ausbeute, die seit Tillemont für die römische Kaisergeschichte gemacht ist, als Handbuch seinen Werth hat, einen höheren aber für den geschichtlichen Fortschritt nicht in Anspruch nehmen kann. —

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Religiös-sociale Revolutionselemente in Rußland.

II.

— Alljährlich, und zwar nicht erst seit 1848, gehen durch die europäische Tagespresse unbestimmte oder auch bestimmtere Gerüchte von weit verbreiteten Bauernaufständen in Rußland bald in den östlichen, bald in den südlichen, seltener in den westlichen Gouvernements. Die Gerüchte von den Aufständen in den westlichen Gouvernements schließen gewöhnlich mit der Nachricht, Alles sei auf eine große Räuberbande zusammengeschrumpft, gegen deren Treiben man ein Militärdetachement abzusenden für nöthig befunden; die Kunde von den Bewegungen im Innern des Reiches versinkt in russischer Schweigsamkeit. Man ist gegen alle diese Nachrichten nach und nach ebenso ungläubig geworden, wie gegen die Kunden von Verschwörungen unter den höhern Bevölkerungsclassen. Wir haben im ersten Artikel an einem Beispiele nachgewiesen, wie weder russischer Widerspruch, noch russische Schweigsamkeit etwas gegen die Wahrheit der letztern Gerüchte beweisen. Man muß indessen unter russischen Verhältnissen gelebt haben, um zu erkennen, wie dies noch viel weniger bei Ereignissen der Fall ist, welche ihre Betheiligten fast ausschließlich unter den kopfsteuerpflichtigen Classen zählen, als bei jenen, deren Theilnehmer der höhern Gesellschaft angehören. Bei diesen kommt das Gespräch doch wohl noch hier und da, wenn auch ungern und verstohlen, auf das Ereigniß zurück; bei jenen ist es, als habe sich die ganze Gesellschaftswelt das Wort darauf gegeben, die Angelegenheit nicht in den Mund zu nehmen, oder bei etwaigen Fragen entschieden abfertigend als gemeine Mordbrennerei, als wahnsinnigen Angriff eines trunkenen Haufens auf irgend einen Gutsinspector u. dgl. hinzustellen. War's doch selbst in den Ostseeprovinzen, ein Jahr nach jenem leider sehr wohlberechtigten Aufstand livischer Bauern gegen die Tyrannei ihrer Herren (1842), kaum möglich, irgend eine richtige Erklärung seines Grundes zu erfahren. Wieviel weniger da, wo der noch leibeigne Bauer dem Leibherrn vollkommen schutz- und rechtlos gegenüber steht, oder wo die ländlichen Zustände in so tiefer Barbarei versunken sind, wie in Litthauen und den nordöstlichen Starosteien Polens.

Hier im Westen mischen sich auch bereits die verschiedensten Elemente verwirrend zusammen, und man kann fast niemals bestimmen, ob die Thatsache eines Aufstandes in einer allgemein ventilirenden Bewegungsidee ihren Grund zu suchen hat, oder ob sie rein localen Verhältnissen und augenblicklichen Umständen improvisirt entsprang. Allerdings mögen wohl solche locale und momentane Bedingungen auch sehr vielen Bauernaufständen des Reichesinnern zu Grunde liegen. Allein schon das eifrige Bestreben gouvernementaler Stimmen, solche improvisirte Entstehungsmomente überall und in jedem Einzelfalle geltend zu machen, während gerade im innern Rußland derartige Erhebungen wie an einer Pulverstraße strichweise fortlaufen, obgleich die Gemeinden durch weite Länderstriche und durch die Angehörigkeit an verschiedene Grundherren getrennt sind — erregt lebhafte Zweifel gegen den Mangel gemeinsamer, weitverbreiteter Ideen. In den westlichen Provinzen ist dem religiösen Moment — außer neuerdings beim Streite der russischen mit der protestantischen Kirche im baltischen Lande — wohl kaum jemals eine Bedeutung zuzuschreiben. Hier gibt der Kampf mit abgestumpften Waffen zwischen den grundbesitzlos Freigelassenen und den ihres Absolutismus nur halb beraubten Grundherren ausschließlich das Entstehungselement für bäuerliche Aufstände. Dem Staat, welcher dieses auf beiden Seiten halbe Verhältniß keineswegs ohne die Absicht geschaffen, die eine Gesammtheit durch die andere zu entkräften, sind aber solche „Störungen der öffentlichen Ruhe" vielleicht sogar nicht unwillkommen, da sie ihm Gelegenheit geben, im Volke die Eroberungen der russischen Kirche zu vergrößern, dem Adel dagegen, unter dem Vorwande der Gewähr kräftigern Schutzes, von seiner kümmerlichen Autonomie auch noch die letzten Reste zu entziehen. An und für sich keineswegs abgeneigt, gerade die Grenzprovinzen gegen Europa mit Soldatenmassen zu bedecken, erlangt er durch derartige Bewegungen einen plausibeln Vorwand zur Anhäufung von Truppenmassen, welche zugleich nach außen hin mit Märschen und Gegenmärschen als unbestimmte Demonstrationen zu wirken höchst geeignet erscheinen. Man erinnere sich aus dem Jahre 1848 jenes immer wiederkehrenden Geschreis vom Ueberschreiten bald der preußischen, bald der östreichischen Grenze durch russische Truppen, welches sich zwar nicht bewahrheitete, aber doch immer eine gewisse Spannung der Gemüther in Deutschland und Oestreich unterhielt. Man erinnere sich auch, daß die wirkliche Anfüllung der westlichen Provinzen mit Armeen viel später eintrat, als jene plötzliche das meiste Aufsehen erregende Truppendiversion vom südlichen nach dem mehr östlichen Theile dieser Gouvernements. Man erinnere sich endlich, daß Gerüchte von weit verbreiteten Bauernaufständen in Südpolen und Neurußland dem Hinabzuge, Nachrichten von bäuerlichen Revolten in Litthauen dem Hinaufzuge der Truppen vorangingen. Als endlich die Aufstellungen vollendet waren, kam's wie eine aus irgend einem russischen Gesandtschaftsvorzimmer herausgeflogene Notiz ganz beiläufig in's Publicum, in Litthauen sei die Aufhebung einer großen Räuberbande nach hitzigen Gefechten gelungen. Was von dem Allen

wahr, halbwahr oder ganz erdichtet war, ist hier nicht zu untersuchen. Es war nur um ein beiläufiges Exempel zu thun, und darauf hinzuweisen, für welche Zwecke mitunter solche Aufstandsgerüchte wohl benutzbar sind, und wie wenig, wenn sie Wahrheit enthalten haben, der Gang der äußern russischen Politik davon berührt wird. Jene schauernde Beruhigung angstvoller und ruhebedürftiger Gemüther, welche Europa's und namentlich Deutschlands Angelegenheiten krieglos zur Feststellung gelangend glauben, falls nur Rußlands Einmischung fern bleibt, jene Alltagspolitik, welche aus jedem Aufstandsgerüchte Hoffnung dafür schöpft, daß Rußland zu sehr mit sich selbst beschäftigt sei, um eine kriegerische Einmischung wagen zu dürfen, ist durch das ungarische Beispiel belehrt, und dürfte noch lange umsonst auf Befriedigung ihrer stillen Wünsche warten. Die vom Volke, von den Massen ausgehende sociale Bewegung der westlichen Provinzen ist für Rußland ungefährlich. Sie wird durch die bevorrechteten Classen dieser Lande selbst bekämpft und hat in ihrem Gefolge nur deren engere Kettung an das russische Interesse durch den gänzlichen Verlust ihres Freiherrlichkeits- und Starostenbewußtseins. Eine auf die Westprovinzen isolirte Bewegung sogar im Adel und den „exemten Classen" kann der russischen Regierung nur Mittel zu immer engerer Umklammerung in die Hand drücken. Gefährlich wird sie erst Bewegungen erachten, welche sich nach dem Innern des Reichs erstrecken und dort ihre Bündner suchen. Bei der Nachricht von den Warschauer Verhaftungen im Frühling dieses und im Sommer vorigen Jahres lasen wir ausdrücklich die Notiz, daß sie vorzugsweise Leute getroffen haben, „welche mit geheimen Gesellschaften in Rußland in Verbindung gestanden."

Anders in den innern Provinzen des Reichs. Die ganze Politik Rußlands, seine natürliche, wie die künstlich geschaffene, drängt den Staat zu einer mehr peripherischen Machtentwicklung nicht bloß in materieller, sondern auch in gouvernementaler Hinsicht; er muß seine Truppen, muß die Blicke seiner Verwaltung, die Maßregeln seiner hohen und niedern Polizei vorzugsweise nach den Grenzprovinzen werfen. Er muß in der Voraussetzung leben, in den innern Provinzen des Reiches einen festen und zuverlässigen Kern zu besitzen, welcher specielle Aufsicht und Bewachung nicht in gleichem Maße beansprucht, wie die mit Europa's bedrohlichem Geiste oder Asiens feindlichen Elementen in näherer Berührung stehenden Lande und Völker. Rußland würde auch einen solchen vollkommen zuverlässigen Halt in diesem innern Kerne der Monarchie besitzen, wenn nicht seit Katharina das Nivellirungs- und Petersburgisirungsstreben den nationalrussischen Boden verlassen hätte, ohne dem strengen Russenthum ein wirkliches Moment zu geben, woran dieses nationalselbständig und nach den *ihm* naturnothwendigen Modificationen den Proceß der Europäisirung durchführen könnte. Allein eben dieses Moment fehlt, weil Rußland keinen Fortschritt einer innern politischen Geschichte seiner Urvölker zuläßt, während es die materiellen Ergebnisse der fort-

schreitenden europäischen Bildung in den Kern seines Reiches überträgt, sonach ein Mißverhältniß, einen Mangel an Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Entwicklungsrichtungen hervorruft. Nach logischen Naturgesetzen sucht sich dieses Mißverhältniß irgendwie auszugleichen. Der Schwerpunkt der Entwicklungen verlegt sich beinahe naturnothwendig auf das sociale Feld. Der Staat selbst hat dies befördert. Um die politische Macht des nationalen Adels, welche von Peter und seinen Nachfolgern nur niedergeworfen war, auch innerlich zu brechen, hat der Staat in socialer Beziehung unter den Massen Hoffnungen erregt und Verheißungen verkündet, welche er nun, durch seine eigne Politik gehindert, nur in einem Maße erfüllt, dessen Ergebniß nothwendig die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden durch alle Classen verbreiten mußte. Die leibeignen Classen wurden sich durch die Viertelsemancipation erst genau über den Entgang aller menschlichen Rechte in der Leibeigenschaft bewußt, der Adel aber erlitt dabei Einbußen an Macht und Selbständigkeit, an materieller Kraft und Selbstgeltung, kurz an allen politischen und socialen Vorrechten, ohne daß auch nur eine seiner politischen und socialen, materiellen oder moralischen Verpflichtungen verringert worden wäre. Die Leibeigenschaftsfrage als solche ist dem Russen der niedern und ärmern Classen im Allgemeinen noch keineswegs eine drückende Lebensfrage, wenngleich natürlich alle jene Leibeignen, welche sich zu materiell bessern Lebensstellungen aufschwungen, von den Fesseln der Eigenhörigkeitsverhältnisse wund gerieben werden bis auf das innerste Lebensmark. Gerade diese Schichten der Leibeignen betrifft aber jenes Gesetz zunächst, wonach ihnen der erbliche Erwerb liegender und fahrender Habe gestattet ist, ohne daß sie doch von der Leibeigenschaft befreit werden. Die ärmern Classen der Leibeignen werden dagegen durch die Ungleichartigkeit der Zustände unter ihresgleichen verbittert, eben weil sie, wie ein größter Theil unserer Bauern, nicht nach den Uebelständen ihres Standes im Allgemeinen und Ganzen, sondern nur nach den localen Verschiedenheiten fragen. Sie sehen neben sich die freier gestellten Kronbauern, die Freibauern, die durch den Militärdienst Freigewordenen, endlich noch die Unterschiede zwischen den Lebensverhältnissen der Eigenhörigen großer und kleiner Grundbesitzer. Sie haben ferner das Recht erhalten, gegen Willkürlichkeiten ihrer Leibherren den Schutz des Rechtes anzurufen; aber die Richter solcher Streitfragen sind wiederum Mitglieder des Adels und — russische Beamte. Das scheinbare Recht ist eine Illusion, seine Uebung bereitet im speciellen Falle dem Leibeignen nur ärgere Bedrückungen, gegen die er kein Recht anzurufen vermag. Die russische Resignation ist nun allerdings ein großer Verlaß, aber auch sie geht nur bis zu einem bestimmten Punkt; die Lehrer der orthodoxen Kirche predigen sie noch über diesen Punkt hinaus. Unter solchen Verhältnissen wirken nun die Lehren der Sectirer. Sie fordern kein äußerliches Bekenntniß, kein offenes, von Strafe bedrohtes Abfallen von der orthodoxen Kirche, sie fordern auch kein Grübeln über Dogmen; sie entzünden nur eine oder

die andere Idee, sie geben die praktischen Ergebnisse ihrer Lehren in einzelnen Sätzen. Jene Idee und diese Sätze entzweien den Leibeignen immer tiefer mit der Thatsächlichkeit seiner Zustände. Die Revolution des Gedankens macht immer weitere Eroberungen, die aufrührerische That ist seine Folge; der Erfolg dieser freilich immer neue Fesselung, meistens selbst die Entziehung der vorher gesetzlich garantirten Rechte. So verwirren sich die Begriffe von Recht und Unrecht, von Religion und Irrlehre zu einem Knäuel, dessen Entwirrung dem schlagfertigen Naturell des Russen zufolge und bei seinem niedern Culturstande nothwendig nur durch ein blutiges Zerhauen der Knoten des Netzgeflechtes erstrebt wird. Wie aber vornämlich die innere Zerrüttung der Kirche und ihrer Secten social-religiöse Wühlereien — das Wort ist ja jetzt beliebt für jede nichtgouvernementale Bewegung in den Massen — solche Versuche begünstigen, scheint dadurch bewiesen, daß die neuern Bauernrevolten vorzugsweise in jene Lande der Monarchie fallen, wo die Sectirerei ihre weiteste Ausbreitung erlangt hat. Man könnte also, wenn es um Paradoxen zu thun wäre, der russischen Behauptung: „die Revolution ist vor Allem antichristlich" antworten: „die russische Revolution ist vor Allem christlich."

Dies Paradoxon wäre indessen, wie alle derartigen Aufstellungen, nur eine halbe und mittelbare Wahrheit. Die russische Revolution ist vielmehr vor Allem socialer Natur. Es erhebt sich also die natürliche Frage: finden nicht auch, wie in den westlichen Provinzen, so im Innern des Reiches alle derartigen Bewegungen ihre natürlichen Gegner im Adel, wie in den „exemten Classen"? Die jetzigen, eben nur von den Massen ausgehenden Thatsachen gewiß; denn diese sind eben dem Adel, sind der politischen Exemtion selbst feindlicher, als der Vorenthaltung politischer Rechte durch den Staat. Gerade diese Vorenthaltung politischer Rechte drängt aber auch den Adel in die Reihen der Opposition; ja, sie ist ihm gegenüber noch mehr, sie ist directe Beraubung. Um den Grundsatz der Alleinmacht des Czaren durchzuführen, strebte zunächst des gouvernementale System dahin, dem Erbadel jede staatliche Anerkennung zu versagen. Dieselben Bojaren vom goldnen Pfeiler und vom sammtnen Buch, welche einstmals den jungen Michael Romanow auf den Czarenthron hoben und sich dafür das Recht der ständischen Genehmigung seiner Regierungshandlungen vorbehielten, verloren dieses Recht bereits unter seinen nächsten Nachfolgern; unter seinem Urenkel sogar die Sicherheit der angeborenen privatrechtlichen Vorzüge ihres Standes, nachdem diese bereits auf das Aeußerste beschränkt worden waren. In der vierten Generation erlischt der Adelstitel mit der Abgaben- und Militärfreiheit, wenn nicht bis dahin ein Familienglied durch Staatsdienst die Erblichkeit des Adels von Neuem errang. Jeder Adelige, welcher nicht im Staatsdienste stand, bleibt sogar in gewisser Art minorenn sein Leben lang. Dies macht dem grundbesitzenden Adel, der eigentlichen Erbaristokratie unmöglich, alle ihre Lebenskräfte auf die Pflege des Grundbesitzes zu verwenden. Jahre, die jeder Einzelne dem Staate zu opfern

verpflichtet ist, werden dadurch gelohnt, daß der Ertrag der Güter theils durch verwaltende Miethlinge direct geschmälert, theils überhaupt nicht in dem Maße hergestellt wird, als wenn das Auge des Herrn darüber wacht. Dennoch ist der Grundbesitzer der Pflicht, für Erhaltung und Verpflegung seiner Leibeignen zu sorgen, in Jahren des Mangels ebensowenig, wie der fortdauernden solidarischen Haftung für deren Steuerverpflichtung gegen den Staat entbunden. Es ist natürlich, daß er darin nur einen Angriff von oben herab auf die Basis seiner Geltung, auf den Grundbesitz selbst erblickt. Dies um so mehr, als der Staat durch seine neuern Gesetze sogar dem Leibeignen das Recht auf Erwerbung von Grundbesitz gab, ihn also eines bisher ausschließlichen Adelsrechtes theilhaftig machte. Zwar darf der Leibeigne keine Leibeignen miterwerben; dagegen darf der Adelige keine Leibeignen ohne deren Wohnsitz kaufen. Die ursprünglich zu Gunsten der Leibeignen getroffene Gesetzesbestimmung kehrt sich nun direct feindlich gegen den Grundadel. Er kann Grundbesitz ohne Leibeigne verkaufen, aber nicht Leibeigner ohne den Grundbesitz sich entäußern. Seine Verpflichtungen nach oben und unten bleiben immer gleich große Lasten, wenn er auch, um sie zu erfüllen, in ungünstigen Zeiten einen Theil seiner materiellen Macht opfert. So geräth er leicht immer tiefer in die Verarmung, während die Hypothekengesetzgebung eine Belastung des Grundbesitzes mit festen Schulden und der Möglichkeit einer Abzahlung zu gelegener Zeit fast unmöglich macht. Dies muß an einem Beispiel klar werden. Die Hypothekengesetzgebung erlaubt eine einzige Hypothek auf jede Liegenschaft, sei sie auch noch so gering. Angenommen, ein Gutsbesitz ist 100,000 R. S. werth und nur mit 1000 R. Hypothekenschuld belastet, so muß der Besitzer erst diese zurückzahlen, ehe er eine Hypothek von 2000 R. S. aufnehmen kann. Die Creditgesetzgebung gewährt aber dem Gläubiger in Rußland außer für Hypothekdarlehen so wenig Sicherheit, daß von andern An- und Darlehen nur selten die Rede ist. Dazu tritt der Mangel an Baargeld und der hohe Zinsfuß im Privatverkehr. Die Zinsen bei den Hypothekenbanken des Staates sind dagegen nicht übermäßig, die meisten Grundbesitzer sind daher Hypothekenschuldner des Staates. Die Politik der Finanzverwaltung besteht nun seit Guriaff, Camphausen und Kankrin in der Verwendung der Baargelder der Banken für Staatsausgaben. Tritt also irgend eine Finanzkrisis ein, so kündigen die vom Staat in Anspruch genommenen, von den Darleihern um Rückgabe ihrer Einlagen, von den Grundeigenthümern um Darleihen gleichzeitig bestürmten Banken den ältern Hypothekenschuldnern, und diese sind nun genöthigt, ihren Grundbesitz um jeden Preis loszuschlagen. Diese Zustände sind gerade in den letzten Jahren erschreckend eingetreten. Fast gleichzeitig kündigten die kaiserlichen Darlehnscassen allen Grundbesitzern des ungeheuern Reiches die vorgeschossenen Capitalien, und so entstand eine solche furchtbare Entwerthung des Grundbesitzes, daß endlich der Staat selber für eine ganze Reihe von Gouvernements Zahlungs-

stundungen eintreten lassen mußte, bis den Grundeigenthümern günstigere Verhältnisse zum Verkauf ihrer Besitzungen sich darbieten würden.

Man darf nun nicht vergessen, daß diese durch die Staatspolitik wenn nicht ausschließlich erzeugten, doch außerordentlich begünstigten materiellen Mißzustände vorzugsweise die altadelige Aristokratie in ihren Hauptstämmen trifft. Man weiß, welche politischen Traditionen diese von ihren Ahnen ererbte, wie darin nicht nur ein tiefer Unwille gegen die heutige Gestaltung des Czarenthums überhaupt, sondern auch gegen das Haus Romanow ihren Ursprung findet. Diese Opposition erhält neue Nahrung mit jeder Regierungsmaßregel, deren Endziel die Abschwächung des Adels, die absolute Alleinherrschaft der Regierung ist; sie steht dem Wunsche nach einer aristokratischen Republik nicht fern. Indessen würde dieser Adel gegen den monarchischen Absolutismus nicht mit so tiefem Mißwillen erfüllt sein, wenn nicht das Gouvernement in der allmäligen Entfesselung der Leibeignen dem Adelsrecht oder selbst der Adelsrechtlosigkeit ein Paroli böge. Entwickelt sich aus der Befreiung der Leibeignen von der materiellen Abhängigkeit von ihrem Herrn ohne die Gewähr ihrer persönlichen Freiheit ein mächtig wirkender Oppositionsstoff in den Eigenhörigen gegen das dermalige System der innern Politik Rußlands, so ist die Gewähr der materiellen Unabhängigkeit der wohlhabenden Leibeignen eben das Moment, welches im Grundadel die tiefste Verstimmung erzeugt. Die freien Arbeiter aber, nebst jenen Schaaren von hilflosen Freigelassenen, welche durch vieljährigen Soldatendienst arbeitsuntüchtig wurden, bilden das Vermittlungsglied zwischen diesen ursprünglich einander entgegenstehenden Elementen der Bevölkerung, indem sie auf beiden Seiten die Mißstimmung nähren und pflegen. In der Forderung nach Umgestaltung der Gutsbesitzerverhältnisse, der damit verbundenen Rechte und damit überkommenen Pflichten treffen darum beide zusammen, so verschieden auch ihre Ziele. Und weil eben der Russe den Czaren mit dem Staate identificirt, so entwickelt sich aus dem socialen Mißbehagen eine politische Bewegung, welche keineswegs gering erachtet werden kann.

Diese politische Bewegung findet aber ihren hauptsächlichen Ausdruck in denjenigen Bevölkerungskreisen, welche ohne Grundbesitz im grundbesitzenden Adel ihren gebornen Gegner, im grundbesitzenden Nichtadel einen möglichen Verbündeten erblicken. Die junge Generation der Gebildeten verschiedenster Stände hat sich von den Einflüssen des außerrussischen Geistes keineswegs frei gehalten. Die Einen sehen schon in dessen Eindringen Rußlands Untergang, die Andern in dessen Herrschaft Rußlands Zukunft. Die national-russische Partei — wenn man's so nennen soll — betrachtet das Regierungssystem als Entnationalisirung und trifft in dieser Ansicht mit den Vertretern des echt nationalen Elements im Adel, in der Bauernschaft und in der Kirche zusammen. Sie sucht also diese Elemente zu gewinnen, um der gouvernementalen Entnationalisirung entgegen zu arbeiten. Sie greift aber in ihren Verzweigungen auch nach den verwandten Stämmen und

Interessen, wird also die nationale Trägerin einer panslavistischen Idee — zum großen Theil vielleicht selbst, ohne sich dessen bewußt zu sein. Um aber auch die Massen der nationalen Elemente wirksam zu machen, ist ihr deren persönliche Befreiung natürlich erstes Erforderniß. Die Art, wie der Staat sie angebahnt hat, führt die persönlich Befreiten in immer unmittelbarere Abhängigkeit von der Staatsmacht. Dieser Art der Freilassung wirkt die grundbesitzlose Nationalpartei entgegen. Während das Endresultat der gouvernementalen Befreiung der Leibeignen die Basirung der Freiheit auf den Grundbesitz ist, schwebt dieser nicht grundbesitzenden Nationalpartei die Möglichkeit vor, daß durch die vorausgehende Befreiung die Mißverhältnisse in allen socialen Richtungen am leichtesten ausgeglichen werden. Und hier ist der Punkt, wo sie mit denjenigen Wünschen und Anforderungen zusammentrifft, welche vorzugsweise in der Herrschaft des europäischen Geistes in Rußland eine Zukunft des Reiches erblicken. Auch die Vertreter dieser Richtung gehören zum großen Theile dem Slavismus an, und die panslavische Idee liegt ihnen noch näher als jenen. Sie tragen in diese Zukunft auch die europäische Idee der politischen Gleichberechtigung Aller herein. Die Verwirklichung derselben stellt aber die Vernichtung des jetzigen Staats- und Gesellschaftsorganismus nicht nur als Endziel auf, sondern diese ist ihr Vorbedingung jeder Möglichkeit. Halt und Festigkeit des russischen Staats- und Gesellschaftsorganismus liegt nun zunächst in der gouvernemental festgestellten Orthodoxie der russischen Kirche, wie bereits früher des Weitern erörtert ist. Die von europäischen Ideen bewegte social-politische Partei muß sonach folgerecht die nächste Verbindung mit den reformatorischen, verflüchtigenden Richtungen des Sectenwesens in der russischen Kirche suchen, während die nationale Partei das altkatholische Schisma in den Kreis ihrer Streitkräfte aufnimmt. Wir haben aber gesehen, wie die kirchlich dissentirenden Bewegungen sich auf dem socialen Felde begegneten. Und so erblicken wir denn hier ein Zusammentreffen aller Elemente im russischen Reiche, welche sich als revolutionäre bezeichnen lassen.

Sociale Reform wird das Bannerwort der russischen Revolution; die politische folgt ihr erst vielleicht in weiter Entfernung. Es muß weitern Ausführungen an anderer Stelle überlassen werden, die Nothwendigkeit dieser Priorität der socialen Revolution in Rußland im Einzelnen zu entwickeln. Hier galt es nur, das Vorhandensein ihrer geistigen Elemente darzulegen. Es wird noch langer Zeit bedürfen, ehe diese Ideen zu einer wirklichen Macht gelangen, zu einer Macht, welche auf Rußlands äußere Politik bedingend einzuwirken vermag. Wir wissen aber, wie seit Kankrin's Finanzverwaltung bereits ein starkes Proletariat in Rußlands Städten emporwuchs. Wir wissen, wie der grundbesitzende Adel in der vom Staat begünstigten Manufacturindustrie einen Schutz gegen sein materielles Verkommen suchte. Wir wissen, wie dieses System der Begünstigung der Manufacturindustrie vom Staate wieder aufgegeben ward, als es jene national-

ökonomischen Vortheile nicht brachte, welche man sich davon versprochen hatte. Wir wissen, wie unter Wrontschenko ebenso mit Verlockungen und Gewaltmaßregeln diejenigen Theile der Städtebevölkerung, über welche man unmittelbar verfügen konnte, wieder zum Ackerbau getrieben wurden, wie früher zur Fabrikindustrie. Trotzdem blieb eine viel größere Anhäufung von Arbeitern als vorher in den Städten, in den Umgebungen der Fabriken auf dem Flachlande zurück und der einmal angeregte Zug nach den Fabrikplätzen ließ sich jetzt nicht plötzlich in gleichem Maß zurückwenden. Die dem Proletariat und Pauperismus verfallenen Bevölkerungsmassen lassen sich nicht wieder vertilgen und wachsen in ihren Kindern überzählig nach. Außerdem bleibt auch die Mehrzahl der ausgedienten Soldaten, regelmäßiger Arbeit ungewohnt und mit dem Makel der soldatischen Genossenschaft behaftet, an solchen Menschensammelplätzen zurück. Aus den größern Städten also und nicht vom Flachlande, aus dem Proletariat, nicht unmittelbar aus der Leibeigenschaft wird die ursprüngliche Socialbewegung in Rußland hervorgehen, aber im Flachland und in der Leibeigenschaft erwarten überreife Keime solche Befruchtung. Weil hier die sociale zur social-religiösen Bewegung wird, findet sie ihre Weiterverbreitung rasch im Volke. Indessen wird es noch einer unbestimmten Zeit bedürften, bis diese Reife eintritt. Vor Allem bedarf es eines Kaisertodes. So lange Nikolaus mit eisernem Zepter herrscht, ist an die Möglichkeit einer raschen und weiten Ausbreitung weder der religiösen, noch der socialen, noch vollends der politischen Revolution in Rußland zu glauben.

Zur Beurtheilung der Parteien in Ungarn.

Noch einige Tage und in Wien und in Petersburg werden die Jahrestage von Temesvar und Vilagos gefeiert werden. — Seit diesem zweiten Mohats der ungarischen Nation ist manch' junges Leben geknickt, manch' schöne Hoffnung zu Grabe getragen worden. Der Januskopf der östreichischen Diplomatie steht jetzt mit einem Gesichte gegen Frankfurt, mit dem andern gegen den Sund, aber hier wie dort nach einem und demselben Ziele gerichtet. Im Innern der Monarchie hat man nichts zu fürchten, denn Ungarn und Italien sind pacificirt; Kroatien hat seinen Ban, ja noch mehr, eine junge Banin und als Draufgabe eine Constitution; die Militärgrenze ist neuorganisirt und wird dem Princip der Gleichberechtigung gemäß auch mit einigen Regimentern der Gensd'armerie bedacht, während für die aus dem Kriege zurückgebliebenen 17000 (officiell) Wittwen durch Radetzki bei der italienischen Armee Geldsammlungen veranstaltet werden; die Raitzen haben einen ganz eigenen Woiwoden mit einem ebenfalls ganz eigenen

Jensar in Szemlin; die Wallachen haben mehr, als sie hoffen konnten, denn sie brauchen die geraubten Schätze nicht zurückzugeben und haben noch obendrein die Genugthuung, daß der Name „Sachsenland" aus dem amtlichen Concept gestrichen ist; die Ruthenen sind aus dem Gehirn Stadion's als glorreiche Nation hervorgegangen; die Slovaken brauchen nicht mehr ungarisch zu lernen, sondern können ihre Kinder in deutsche Gymnasien schicken u. s. w.; man läßt also die Dinge ihren Gang gehen und trachtet lieber nach außen groß zu werden, und um neue Excesse zu verhüten, will man mit der ganzen Bagage in den deutschen Bund treten; in Frankfurt werden sich die rebellischen Magyaren, Italiener, Czechen und Polen acclimatisiren, und die Schlafmütze wird floriren von der Nordsee bis zur Adria, vom Belt bis zum Rothenthurmpaß.

Hiermit hätte ich Ihnen die heutige östreichische Politik, wie sie leibt und lebt, dargestellt; wer die Schilderung für übertrieben hält, komme zu uns, und er wird sich von der traurigen Wahrheit überzeugen. Nur im Auslande gibt es vielleicht noch Leute, die an eine constitutionelle Zukunft des Kaiserstaats, an einen Reichstag und dergleichen Dinge glauben. In einem constitutionellen Staate ist die Regierung beflissen, sich — wenigstens eine künstliche — Majorität zu schaffen; unser Ministerium hat bis jetzt nur gegen die Militärherrschaft angekämpft, um sein Dasein fristen zu können; sich eine Partei zu schaffen, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Diese traurige Ueberzeugung wird von allen Provinzen der Monarchie genährt, am deutlichsten aber ist sie in Ungarn ausgesprochen. In diesem Lande hat die alte Constitution, obwohl sie eigentlich nur ein großer Adelsbrief für 600,000 Menschen war, dadurch, daß der Bestand des Staates als solchen mit ihr in genauester Verbindung stand, und sie bei dem liberalen Geiste des ungarischen Adels eine bessere Zukunft versprach, in dem Leben des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen, so daß manche Redner von der Opposition vor dem März ihr Erstaunen darüber aussprachen, wie das Volk so viel Interesse und Theilnahme für eine Verfassung zeigen kann, die ihm nur Pflichten auflegt, ohne ihm die Rechte eines Staatsbürgers zu Theil werden zu lassen. Bei uns also weiß das Volk sehr wohl, was dazu gehört, constitutionell zu regieren, und bei uns sind die Parteien schon da, das Ministerium braucht also sie nicht erst zu schaffen, sondern kann sich an eine derselben anschließen, oder aus den Fractionen sich eine neue bilden; doch von dem Allem geschieht nichts. Heute, wie einen Tag nach der Katastrophe, steht das Ministerium allein da mit seinem Beamtenheer und seinen Gensd'armen, und regiert das Land von außen nach innen, und meint alle Gefahren beseitigt zu haben, wenn das erschöpfte und von Soldatenmassen erdrückte, entwaffnete Land keine Revolution macht.

Andererseits aber bilden die constitutionellen Reminiscenzen und das Vorhandensein politischer Parteien in Ungarn ein außerordentliches Hinderniß für die Organisationspläne des Ministeriums; denn in den andern Provinzen beruft man

Vertrauensmänner, die früher sich wenig oder gar nicht mit Politik befaßten, läßt durch sie ein Statut verfertigen, welches in den Destillationen des Ministeriums, des Oberstthofmeisters, des Leibadjutanten und noch anderer hoher Personen gereinigt und endlich in refracta dosi dem constitutionshungrigen Volke hingegeben wird, und so wird allmälig und geräuschlos der liebe Vormärz wieder herbeigeführt; in Ungarn hat man nicht nur mit dem März, sondern auch mit dem Vormärz gebrochen, und um mit der beschnürten Nation fertig zu werden, muß man die alten Archive der Ferdinande, der Leopolde ꝛc. hervorsuchen, und die östreichische Politik des 16. und 17. Jahrhunderts ausbeuten.

Wenn wir nämlich die Zeiten nach der Mohatser Schlacht mit der heutigen vergleichen, so finden wir in dem Verfahren der östreichischen Regierung die größte Aehnlichkeit. Auch damals hatte Habsburg mit einem großen Theil der ungarischen Nation unter Anführung Johann Zapolia's im offenen Felde zu kämpfen; Ungarn wurde auch damals, wenn auch nicht öffentlich, als eroberte Provinz betrachtet, und man entschloß sich, die Magnaten, welche die Wahl Ferdinand's betrieben, entbehrlich oder unschädlich zu machen, und übergab das Land den Jesuiten und herzlosen Ausländern, um es durch diese östreichisch zu machen. Seit dieser Zeit entstand in Ungarn eine permanente Opposition gegen Oestreich, aus welcher die Revolutionen der Rakoczy, Tököly, Bocskay, Bethlen u. s. w. hervorgingen. Eine eigentliche Partei hatte Oestreich damals in Ungarn nicht, und seine Stützen waren die katholische Geistlichkeit, welche in Oestreich den defensor fidei gegen die Verbreitung des Protestantismus in Ungarn sahen, einige im Amte angestellte Aristokraten und einige mit den obigen Revolutionsmännern in Rivalität lebende Familien. Das Volk haßte den Adel und Oestreich zugleich und sah es gerne, wenn diese sich zerfleischten; der niedere Adel hatte nur einen Wunsch: den in Ofen wohnenden und nur für Ungarn lebenden magyar Király (ungarischen König). — Dieser Zustand dauerte bis Maria Theresia, welche es sehr wohl verstand, die Ungarn bei ihrer schwachen Seite zu fassen, nämlich ihrem Stolze zu schmeicheln. Sie empfahl sich und ihren Säugling der Tapferkeit und Großmuth der ungarischen Nation, und es wurden nicht nur Armeen aus der Erde gestampft, sondern es trat noch außerdem das oft statthabende Verhältniß ein, daß nämlich der Schützling zum Liebling seines Wohlthäters wird, und Maria Theresia war wirklich die erste und vielleicht einzige Regentin aus dem Hause Habsburg, der die Magyaren mit wahrer Liebe anhingen. Die kluge Herrscherin wußte auch diese Neigung sehr wohl auszubeuten, und sie war auf dem besten Wege, die alten Pläne ihres Hauses, nämlich die Gleichstellung Ungarns mit den übrigen Provinzen der Monarchie, durch ganz friedliche Mittel, als Heirathsverbindungen zwischen dem ungarischen und östreichischen Adel, Heranziehung der reichen Magnaten an den Hof, Auszeichnung der ungarischen Aristokraten durch hohe Civil- und Militärämter, Errichtung der ungarischen Leibgarde u. s. w. zu verwirklichen.

— Schon war das Netz um die schöne, aber etwas wilde Hungaria geschlungen, als die Kaiserin starb und ihr Sohn Joseph durch seine bekannten Maßregeln den Stolz und das Nationalgefühl der Magyaren beleidigte; seine schönen, aber unzeitigen Bemühungen scheiterten, er mußte am Abend seines Lebens selbst die Pflanzung niederreißen, der er seine ganze Kraft gewidmet hatte, und hinterließ noch obendrein seinem Nachfolger eine erwachte, für die Einflüsse der Zeit empfängliche, gegen das fremde Herrscherhaus eifersüchtig gewordene Nation. In jener Zeit fingen sich die eigentlichen politischen Parteien zu bilden an, denn die Acclimatisirungsversuche Maria Theresia's, so wie die Reformbestrebungen Joseph's blieben nicht ohne tiefe Einwirkung auf die geistige Entwickelung der Magyaren. An die Stelle des ungestümen absoluten Opponirens trat eine geregelte, von der Wissenschaft und dem Geiste der Zeit geleitete Opposition, und diejenigen, welche, von dem Beispiele Frankreichs zurückgeschreckt, den alten Zustand um jeden Preis erhalten wollten, traten offen auf die Seite der Regierung. Die Regierung selbst, welche auch mehr den Neuerungsgeist der jungen Opposition als die verschollenen Unabhängigkeitsgelüste der Magyaren fürchtete und auch genöthigt war, in den französischen Kriegen sehr oft die Hilfe Ungarns in Anspruch zu nehmen, legte die alten Pläne über die Gleichstellung Ungarns bei Seite und verbündete sich mit der ihr geneigten Partei, um mit Hilfe dieser den französischen Geist in der jungen Opposition zu besiegen.

Wie bekannt, hat die östreichische Regierung nach dem Tode Joseph's und Leopold's sich zu ihrem Systeme gemacht, Alles niederzureißen, was diese zwei Fürsten aufgebaut hatten; auch in Ungarn wurde von einem Extreme zu andern übergegangen. Während Joseph die Nationalität und die historischen Rechte der Ungarn mit Verachtung überging und sich bemühete, durch Reformen in der Verwaltung und im Volksunterricht, durch Toleranzgesetze und Verbesserung der Gerechtigkeitspflege den materiellen Wohlstand des Landes zu heben und die Nation der europäischen Cultur näher zu führen, war die Regierung Metternich's darauf bedacht, alle und jede Reform in Ungarn zu unterdrücken und die Nationalgelüste, diesen aus der Verfahrungsweise Joseph's hervorgegangenen Götzendienst, so viel als möglich und nöthig ist, um die andern Volksstämme eifersüchtig zu machen, zu begünstigen. So entstanden die auf den Reichstagen von 1790 bis 1847 gebrachten Gesetze in Betreff der Suprematie der ungarischen Sprache, welche an und für sich durchaus nicht den Unterdrückungscharakter an sich tragen, den man ihnen im Auslande so gerne beilegt, und die in jedem andern Staate als eine conditio sine qua non für das Leben des Staates betrachtet werden, die aber in Ungarn, weil sie der Regierung abgerungen werden mußten, und sich die conservative Partei dieselben als Preis für ihre Dienste gegen die Reformpartei auszahlen ließ, den Charakter der Eroberung oder der Concession und also auch

des unrechtmäßigen Besitzes an sich trugen und die Eifersucht der andern Nationalitäten erregen mußten.

In der Nationalitätsfrage gingen die beiden Parteien in Ungarn Hand in Hand, und das war der Köder, in welchem sie von Metternich gefangen wurden. Metternich begünstigte die Nationalitätssuprematie der Magyaren, oder ließ sich diese vielmehr abringen, entzog aber den Magyaren die Mittel, den übrigen Stämmen etwas bieten zu können, was ihnen die magyarische Nationalität empfehlen mußte, indem er allen Reformbestrebungen der Liberalen schroff entgegentrat. Die Liberalen fühlten sehr wohl diesen Uebelstand, und sie ermahnten oft die Gegenpartei, daß sie dem Geist der Zeit Rechnung tragen und den Völkern Ungarns die Fackel der Aufklärung vortragen mögen, wenn sie nicht einst von ihnen verschlungen werden wollen, aber sie predigten tauben Ohren, und bei ihnen selbst drängte auch der Patriotismus den Liberalismus in den Hintergrund, und sie hatten nicht Kraft genug, die von der conservativen Partei angeregten und von Metternich gegebenen Concessionen für ihre Sprache zurückzuweisen, obwohl sie einsehen mußten, daß die Fortschritte auf dem Felde der Nationalität bei dem fast gänzlichen Stillstand des Volksgeistes endlich zum Verderben führen müssen.

Uebrigens zählten die Liberalen auf ihre Kraft und auf die wirklich mächtigen Stützen, welche sie im Volke hatten; und da sie die Zeit einer revolutionären politischen Umwälzung fern dachten, so glaubten sie doch endlich dem Metternich'schen System so viel abzuringen, um einer etwaigen Revolution mit einem in seinen Hauptgrundzügen geregelten Staats- und Volksleben entgegentreten zu können. Daß die Liberalen ihre Kräfte nicht überschätzten, davon zeugen ihre Siege von 1825 bis zum März 1848. Das liberale Princip hatte in dieser Zeit so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sich die conservative Partei und die Regierung genöthigt sahen, den Stabilismus aufzugeben; ja um den Liberalen nicht das Feld räumen zu müssen, traten sie selbst auf den Weg der Reform, und so entstanden: das Wechselgesetz, die Regelung der Urbarialverhältnisse, die Zulassung der Nichtadeligen zu Comitatsämtern und die Vorarbeiten zur Anfertigung eines Criminalcodex, zur Regelung der Städte, Ablösbarkeit der Robotleistungen u. s. w.; und hätte das Jahr 1848 Ungarn nicht in dieser friedlichen Entwickelung überrascht, so hätte sich das Land in einem Decennium so consolidirt, daß es der Erschütterung einer Revolution ohne alle Gefahr begegnen konnte. Indessen fiel ein Schuß vor dem Hause eines französischen Ministers, und dieser erschütterte Europa bis an die Ufer des schwarzen Meeres und verhallte erst nach 18 Monaten unter den Mauern Temesvar's und auf der Ebene von Vilagos. Nicht nur Oestreich, sondern auch Ungarn wurde von der Revolution überfallen, und in prophetischem Geiste sagte der große Széchényi im letzten Reichstag von Preßburg: „Meine Herren! ich weiß nicht, ob ich mich unserer neuen Errungenschaften freuen soll, denn mir ahnet großes Unglück für das Vaterland." Die

Vorsehung schien den Patrioten auf einen Augenblick zum Seher zu machen, dessen Geist sie bald darauf in ewiges Dunkel hüllte.

Heute ist der alte Plan der Habsburger in Erfüllung gegangen, Ungarn ist gleichberechtigt mit den übrigen Provinzen der Monarchie; was die Ferdinande durch ihre Jesuiten, die Leopolde durch ihre Caraffe und Lasta, die große Kaiserin durch ihre Hofdamen und der deutsche Joseph durch seine Organisationspläne nicht erreichen konnten, hat dem jungen Franz Joseph die Revolution gebracht; im „Reichsgesetzblatt" lesen wir neben einer Verordnung für das „Kronland" Salzburg auch eine für das „Kronland" Ungarn; aber wie steht es mit der östreichischen Regierung in Ungarn? — Ebenso wie unter den Ferdinanden und unter Leopold; die vormärzlichen Liberalen sind unzugänglich und die Altconservativen sind unmöglich geworden, denn Erstere werden nie an eine östreichische Constitution glauben, Letztern ist mit der Suprematie der magyarischen Sprache der Lebensnerv abgeschnitten worden. Nur die katholische Geistlichkeit, die dem Ministerium Schwarzenberg die Rücknahme des Placetum regium, die Uebergabe des Schulwesens und der Macht über die Geister verdanken, ferner Einige, die um's Brod dienen oder in ihrem Dienste der Germanisirungswuth der fremden Beamten zu widerstehen hoffen, betheiligen sich an der neuen Ordnung der Dinge, und wenn wir in einem Wiener Regierungsblatt lesen: „Das Ministerium hat sich entschlossen, seinen eignen Weg zu gehen und weder den Altconservativen noch den Liberalen sich anzuschließen," so ist dies das naivste Geständniß einer bittern Wahrheit, das je von einem Diener der Macht ausgesprochen wurde.

Zur Beurtheilung der heutigen Parteistellungen in Ungarn kann am besten das kurze, echt römische Schreiben Deák's an Justizminister Schmerling vom Mai d. J. und das Programm der Liberalen von 1847 dienen.

Bekanntlich wurde Franz Deák von Schmerling in einem sehr schmeichelhaften Schreiben aufgefordert, nach Wien zu kommen und Theil an den Berathungen über Organisation der Gerichte in Ungarn zu nehmen. Der ungarische Exjustizminister antwortete: „Ew. Excell.! Die gütige Aufforderung, welche Ew. Excell. an mich gelangen zu lassen die Gewogenheit hatten, noch mehr aber die ehrenvolle Art, in der diese Aufforderung gestellt ist, verpflichtet mich, meinen Dank an Ew. Excell. ungesäumt auszusprechen. So sehr aber diese Aufforderung für mich schmeichelhaft sein dürfte, bin ich dennoch gezwungen, den Antrag achtungsvoll, aber bestimmt abzulehnen. Nach den traurigen Ereignissen jüngst vergangener Zeiten, unter Verhältnissen, wie sie jetzt noch bestehen, ist mir unmöglich, bei den öffentlichen Angelegenheiten thätlich mitwirken zu wollen. Ich bin überzeugt, von Ew. Excell. ja nicht mißdeutet zu werden; nichtigere Vorwände wollte ich nicht gebrauchen, und glaube durch freimüthige Offenheit Ihrem anerkannten Charakter die größte Achtung zu erweisen. Genehmigen u. s. w."

Im Jahre 1847 trat die liberale Opposition in Ungarn unter eben diesem Deák, Batthyani und Kossuth zusammen, und arbeitete ein Programm aus, in welchem sie sich über das Ziel ihres Strebens genau und unumwunden aussprach. Dort wird unter e) das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Theilen der Monarchie erörtert und darauf hingewiesen, daß es durchaus nicht im Sinne der ungarischen Liberalen sei, das Band der pragmatischen Sanction zu lösen, sondern nur die Selbstständigkeit des Vaterlandes zu wahren. Als größter Uebelstand wird hervorgehoben, daß die Monarchie nach absolutistischen Principien regiert wird, und dadurch die Regierung derselben mit der ungarischen Constitution stets in Collision geräth; und die Ungarn müssen daher die materiellen Vortheile, welche die von Oestreich angestrebte Einheit bieten könnte, streng und beharrlich zurückweisen. „Uns", sagt das Document an seinem Schlusse, „ist die Constitutionalität ein Schatz, den wir fremden Interessen, oder welch immer lockenden materiellen Vortheilen nicht opfern dürfen, den wir aufrecht zu erhalten, ja durch Erringung einer breitern Basis fortwährend zu kräftigen, als erste und heiligste Pflicht anerkennen; und so sind wir der Ueberzeugung, daß, *falls* die constitutionelle Freiheit der östreichischen Erbstaaten noch bestände, oder wenn auch sie, den Forderungen der Zeit und Gerechtigkeit entsprechend, in die Reihe der constitutionellen Staaten einträten, und die Regierung der Gesammtmonarchie, sowohl in ihrem ganzen Systeme, als dessen Einzelnheiten, vom constitutionellen Geiste belebt würde: *unsere Interessen mit den ihrigen, wie diese jetzt bald auseinander gehen, bald sich im Gegensatze befinden, weit leichter auszugleichen wären*; die einzelnen Theile der ganzen Monarchie weit mehr eine Einheit der Interessen und gegenseitiges Vertrauen verbände, und hierdurch die Monarchie in ihren geistigen und materiellen Kräften gestärkt, weit leichter Stand halten könnte gegen jeglichen feindlichen Sturm."

Was muß sich die Ministerexcellenz gedacht haben, als sie die männlichen Worte des classischen Deák las, und was muß sich jetzt Deák denken, wenn er sein Programm von 1847 liest?

Die musikalische Physiognomie Berlins.

Ein trauriges Denkmal der Zerrüttung, die die politischen Zerwürfnisse in alle gesellschaftlichen Verhältnisse gebracht hatten, war eine musikalische Aufführung im November 1848. Es galt, den Todestag *Mendelssohn's* zu feiern, der, vor einem Jahre zum Schmerz Europa's verblichen, noch frisch in den Herzen Aller lebte. Die königl. Kapelle und die Singakademie hatten die Ausführung,

Taubert die Leitung des Concerts übernommen; die Ouvertüre zur Athalia, Chöre aus Oedipus Coloneus, ein Psalm und die Walpurgisnacht machten den Inhalt des Programms aus. Aber der Kampf zwischen dem Ministerium Brandenburg und der Nationalversammlung hatte so eben begonnen; noch war die Vertagung und Dislocirung der constituirenden Versammlung nicht ausgesprochen, doch fühlte ein Jeder die verhängnißvolle Katastrophe; die Sorge um das allgemeine Wohl, um den Untergang der höchsten Güter des irdischen Daseins erstickte die Pietät gegen den verstorbenen Genius, dessen träumerische Schwermuth in diesem Strudel der Zeiten nicht Gehör finden konnte. Hundert Zuhörer fanden sich zu der ernsten und schwermuthsvollen Feier ein. Der Winter verging in ziemlich düsterer Weise. In den Gesellschaften herrschte das politische Gespräch vor; die Zahl der Concerte war viel geringer, als früher; nur die Symphonieconcerte hielten sich in ihrem frühern Glanz. Aber die Zeit übte ihre Rechte. Der Mangel an politischem Ernst, der Widerwille an der Leidenschaftlichkeit der politischen Debatten, die Zerstreuungssucht der Zeit gaben im Lauf des vorigen Jahres der Musik von Neuem die Stellung, von der sie für kurze Zeit verdrängt war. In den Gesellschaften begann das musikalische Leben in einem Uebermaß sich zu regen, nur den Virtuosenconcerten, die schon aus innern musikalischen Gründen vor dem März 1848 dem Untergange nahe waren, gelang es nicht, sich von dem Sturz wieder zu erheben; dafür war aber andererseits eine neue Schöpfung entstanden, die sich an die politischen Zustände selbst anlehnte und, was ihr an Intensität fehlte, durch Extensität nachzuholen suchte. Es sind dies die sogenannten Bezirksconcerte, in deren Kategorie auch die Treubundsconcerte und ähnliche zu rechnen sind. Man nimmt nicht zu viel an, wenn man die Zahl derer, die in dem Zeitraum von Ostern 1849 bis Ostern 1850 stattgefunden haben, auf 5—600 fixirt. Es findet selten ein solches Concert statt, in dem nicht eine oder die andere bedeutende musikalische Leistung zu hören wäre; und namentlich der Umstand, daß Solovorträge im Gebiet der Instrumentalmusik häufig in ihnen vorkommen, legt der Wiederbelebung der Virtuosenconcerte ein schwer zu überwindendes Hinderniß in den Weg. Das Publicum der Bezirksconcerte besteht seinem Kern nach aus der ärmern Mittelclasse; es breitet sich somit über ganz Berlin ein Netz von musikalischen Zerstreuungen aus, das Bierfiedlerthum und der Harfenistengesang haben ihr Terrain verloren; der Bourgeois fühlt sich hoch erhaben über diese Stufen der Künstlerschaft. Fünf Silbergroschen, und er hört den Sirenengesang einer pensionirten Sängerin, die früher ersten oder doch zweiten Ranges war, er hört bedeutende Dilettanten, er hört die glänzenden Leistungen von Mitgliedern der Capelle, ja, wenn das Glück gut ist, auch wohl einen Opernsänger selbst; junge Talente legen vor ihm die ersten Proben ihrer Fertigkeiten ab — sein patriotisches Herz schwillt hoch; es geht nichts über das Glück, ein Berliner Bürger zu sein. Nur etwas Langeweile muß man mit in den Kauf nehmen. Der Bourgeois kommt

in die Lage, möglichst viel für sein Geld haben zu wollen, obgleich er sich doch heimlich gesteht, daß so ein Concert, das seine zwei bis drei Stunden dauert, die Reizung zum Kinnbackenkrampf in ihm hervorruft; seine Glieder werden matt, die Augen fallen zu; der Kellner bringt eine Weiße nach der andern, aber das Concert will noch immer nicht enden. Es kostet Opfer, ein gebildeter Mann zu sein. Anders wirkt das Concert auf die Tochter des Bourgeois, die in bürgerlichem Ballstaat den Augenblick ersehnt, wo der Dirigent das Ende des Concerts verkündet, die Musiker ihre Notenbücher zumachen, die Kellner Tische und Stühle über die Seite bringen, und der Tanzmeister sich in die Mitte des Saales stellt; jetzt scheint sich der Saal erst zu füllen, namentlich sind es die Lions dieser Kreise, die man erst jetzt erblickt; ihre jugendliche Kraft widersteht der Lockung der Musen, nur der Terpsichore nicht, die sie bis zum erwachenden Morgen wirbelnd umhertreibt; dann schleichen sie, Liebesgram und Eifersucht im Herzen, Müdigkeit in den Gliedern, zum Ladentisch, der sie erwartet.

Es liegt in der übermäßigen Beschäftigung mit irgend einer Kunst stets die Gefahr, ihren innern Gehalt gegen das Interesse an der äußern Mannigfaltigkeit und Technik aufzugeben; man könnte aus diesem Grunde die große Theilnahme, die Berlin für alles Musikalische zeigt, bedenklich finden. Die gemüthliche, die poetische Weise, sich zur Musik zu verhalten, hatte in den gebildeten Kreisen Berlin's längst aufgehört und wird in Folge der Bezirksconcerte auch dort aufhören, wo sie vielleicht noch durch die Gunst des ruhigen Stilllebens sich erhalten hatte. Doch vertritt Berlin, im Ganzen genommen, noch immer mit am meisten die geistige Seite der Musik. Man erkennt dies, wenn man es mit Wien zusammenstellt. Die Liederfabrikate, die heutzutage von Wien aus in die Oeffentlichkeit kommen, sind ihrer großen Mehrzahl nach eben so unverständig, als ganz oberflächlich empfunden; in Berlin würde es solchen Compositionen, wie sie in Wien erscheinen, unmöglich sein, einen Verleger zu finden. Was hier erscheint, dringt nicht nur viel tiefer in den innern Gehalt des Gedichtes ein, sondern es hat auch der Berliner Componist ein weit reichere Anschauung der technischen äußern Mittel, eine bestimmte Empfindung musikalisch auszudrücken; wenn er auch einem gewissen Beigeschmack überspannter Blasirtheit, überreizter Weichlichkeit schwer entgeht. Aehnlich stellt sich die Parallele zwischen Berlin und Wien, wenn man auf die Aufnahme sieht, die berühmte Künstler in beiden Städten gefunden haben. Meyerbeer gibt aller Welt etwas, denen sowohl, die dramatischen Ausdruck, als denen, die interessante Aeußerlichkeiten verlangen; darum hat er sowohl in Wien als in Berlin sein Publicum gefunden; daß er in Berlin gegenwärtig an Terrain verloren hat, liegt theils in dem Widerwillen, den man gegen sein in jeder Beziehung outrirtes, aus der Blasirtheit der Zeit hervorgegangenes Treiben zu empfinden beginnt, also in einer Reaction der geistigen Mächte gegen die Sinnlichkeit einerseits und den kalten Verstand andererseits, theils in dem neidischen Charakter

Berlin's, der es liebt, auch diejenigen, die es selbst genährt, erzogen und in den Tempel des Ruhms geführt hat, zu stürzen, sobald der herangewachsene Günstling selbstständig geworden und zu einem europäischen Ruhme gelangt ist. Berlin pflegt nicht gern anzuerkennen; auf seinem kritischen Throne fühlt es sich behaglicher, wenn es rechts und links vernichten kann. Höchstens ermuntert es einen ersten, Hoffnungen erweckenden Anfang, oder es schenkt einem Künstler schneller und bereitwilliger Beifall, den es an seinen Kunstinstituten brauchen zu können glaubt; aber der Künstler lasse sich nicht täuschen; gehört er erst Berlin an, so ist er bald verbraucht und bald alt geworden. — An Mendelssohn stellt sich das Uebergewicht Berlins über Wien in intellectueller Auffassung der Musik deutlicher heraus. Mendelssohn ist neben Beethoven der Mittelpunkt unsers musikalischen Treibens; seine Sopran-Duette, seine gemischten Quartette, seine Lieder, seine Instrumentalcompositionen, in welchem musikalischen Zirkel werden sie nicht gehört? Seine Kirchencompositionen werden in der Singakademie durchaus nicht zurückgesetzt, für den Stern'schen Gesangverein sind sie die Basis. Das Duftige, Leichte, Aetherische, das für bloße Klangerzeugung nicht sonderlich günstig, oft hinderlich ist, ist es, was dem Berliner diesen Componisten so lieb macht; dem Wiener ist es zu abstract. — Von Schubert weiß ich nicht zu sagen, ob er in Wien oder Leipzig populärer ist, als in Berlin; hier ist er es noch nicht, wird es aber werden. Die Mehrzahl kennt höchstens einige seiner klarsten und zugänglichsten Lieder. Daß die Winterreise, Schubert's eigenthümlichstes Werk, ein zusammenhängender Cyklus ist, wissen selbst Viele von denen nicht, die einzelne Stücke aus ihr gesungen haben. Aber die Achtung, die man vor dem Namen Schubert's trägt, erweckt die Hoffnung, daß man ihn mit der Zeit auch wirklich kennen und verstehen werde. Daß es bald dahin komme, muß um so mehr gewünscht werden, da Berlin sehr geneigt ist, sich in einem eigenen, specifisch Berlinischen Styl weiter zu entwickeln. Das fremde, nicht Berlinische Element, das bereits in Beethoven durchgedrungen ist, muß vermehrt werden. Daß Berlin Jenny Lind in ihrer Größe sogleich erkannte, ist nicht zufällig. Eine Sängerin, die eine angenehme, aber nicht im Mindesten glänzende Stimme hatte, sich aber durch eine seltene Vereinigung von Energie der Empfindung und weiblicher Milde auszeichnete, hätte an andern Orten wahrscheinlich Anfangs eine unsichere Aufnahme gefunden, während hier mit wunderbarem Takte gleich durch ihr erstes Auftreten das Urtheil festgestellt wurde, das nachher Europa bestätigt hat. Noch die jüngste Zeit hat einen Beweis dafür geliefert. Das Berliner Publicum sah darüber hinweg, daß Johanna Wagner vollständig ausreichende Stimmmittel für die Partie der Donna Anna nicht mitbrachte; die feurige Leidenschaft, der Adel ihres Spiels und Gesangs riß Alles mit sich fort. Die Behrend-Brandt aus Frankfurt dagegen, die eine frische, jugendliche (???) und für die Partie ganz ausreichende Stimme, aber wenig Bildung hatte, mißfiel. Umgekehrt hat das Wiener Publicum

geurtheilt. — Berlin steht hinsichts des Respects, den es vor technischer Vollendung und dramatischem Genie hat, freilich hinter Italien zurück, wo diese Eigenschaften fast Alles entscheiden und eine unausgebildete Sängerin, wenn sie auch die schönste Stimme von der Welt hätte, es nicht wagen darf, sich öffentlich hören zu lassen; der natürliche Sinn verleitet uns noch immer zu leicht, einer frischen, jugendlichen Stimme Vieles zu verzeihen.

Das Streben, Gediegenheit und Ernst in die musikalische Unterhaltung zu bringen, zeigt sich in einer Neigung, die namentlich seit den letzten Jahren sich mehr und mehr geltend gemacht hat; man sucht vorzugsweise Ensemblestücke zu studiren. Geht dies allerdings einerseits aus dem Princip des Dilettantismus hervor, das darin besteht, nicht Musik zu hören, sondern selbst thätig zu sein, so ist dies doch nicht der einzige Grund. Der Sinn für Mehrstimmigkeit, für innere Mannigfaltigkeit ist überhaupt dem Deutschen angeboren, was die Entwickelung der deutschen Musik sehr deutlich zeigt. Darum zieht man also auch auf dem lyrischen Gebiet das vierstimmige Lied dem einstimmigen vor. Hiezu kommt, daß die Lyrik in den letzten Decennien sowohl in poetischer als musikalischer Beziehung so vielfach ausgeübt und ausgebildet ist, daß das Streben nach etwas Neuem, ohnehin durch die Gewöhnung an Instrumentalmusik befördert, sich naturgemäß geltend macht. Es zerfällt nun die Mehrzahl unserer musikalischen Zirkel in zwei Classen: in solche, die bei guten Kräften keine Mühe auf das Einstudiren verwenden und daher nichts Ordentliches zu Tage bringen, und in solche, die zwar Wochen und Monate lang an einer Oper oder Partien aus derselben üben, aber wegen der Mangelhaftigkeit ihrer Kräfte auch nach Jahren ihr Ziel nicht erreichen würden. Soiréen, wie sie früher von Fanny Hensel ausgingen, kommen gegenwärtig nicht zu Stande. Ein anderer Uebelstand ist der geringe Umfang von Ensemble's, über die sich der musikalische Horizont unserer Dilettantenkreise erstreckt. Es könnten die Dilettantenzirkel sehr nützlich sein, wenn sie sich darauf einlassen wollten, die bessern Partien der von dem Repertoir verschwundenen Opern aus dem Dunkel hervorzuziehen; dafür zeigt sich aber nirgends Interesse. In keiner Stadt leiden die Repertoire's sowohl der öffentlichen Institute, als der gesellschaftlichen Kreise mehr an einer stereotypen Beschränktheit, als in Berlin. Mit Ausnahme der italienischen Oper, die zwar nicht übermäßig mannigfaltig, aber doch mannigfaltiger ist, als die königliche Oper (das Publicum der italienischen Oper ist klein; daraus ergiebt sich für die Direction die Nothwendigkeit, einige Abwechselung in das Repertoire zu bringen), der Trio- und der Quartett-Concerte herrscht an allen öffentlichen Instituten ein sehr wenig wechselndes Repertoir; in den dilettantischen Kreisen zeigt sich dieselbe Erscheinung. Es liegt dies zum Theil an dem Autoritätsglauben des Berliner Publicums. Die festen Schranken, in die sich der Geschmack einmal begeben hat, zu durchbrechen, ist eine Riesenaufgabe. Schubert'sche Instrumentalcompositionen werden ebenso wenig zugelassen,

wie Schumann'sche Lieder. Es ist nicht zu leugnen: Berlin erhält dadurch, was es sonst nicht hat, in der Musik wenigstens einen Charakter; aber dieser Charakter ist nicht ohne eine bedeutende Beimischung von Eigensinn. Wie wenig von dem reichen Schatz der Symphonien, die deutsche Musiker geschaffen haben, tritt hier im Vergleich z. B. mit Leipzig in die Oeffentlichkeit! Mannigfaltiger sind in dieser Hinsicht die Trio- und Quartett-Soiréen, weil sie ein kleines und gebildeteres Publicum haben. Aehnlich verhält es sich mit den Leistungen auf dem Gebiet der Kirchenmusik. Beethoven's, Schubert's, Bach's Messen ruhen gänzlich; Händel und Fasch, daneben etwas Mendelssohn und Haydn — darauf beschränkt sich das Repertoire der Singakademie. Dies gab die Veranlassung zu der Gründung des Stern'schen Gesangvereins; dieser macht es aber fast noch schlimmer; denn er hat weder das classische Repertoire der Singakademie, noch hat er sich mit Energie auf das Moderne gelegt; es ist dilettantischer Eklekticismus. Berlin ist so reich an productiven musikalischen Kräften, daß seine Institute schon vollauf beschäftigt sind, wenn sie nur das, was aus ihrer Mitte hervorgeht, zur Ausführung bringen wollen; dieser Pflicht der Pietät schließt sich der Dünkel an, sich auf sich selbst beschränken zu können, und daraus geht die unvermeidliche Folge hervor, daß viel Schlechtes in den Kauf genommen werden muß. Noch hervortretender, als in der Singakademie, zeigt sich dies in der von Zelter gegründeten Liedertafel, die nichts Anderes singt, als was entweder von ihren Mitgliedern componirt oder ihr dedicirt worden ist. Mendelssohn's, Otto's, Zellner's Quartette, die in allen andern Männergesangvereinen den Stamm bilden, fehlen hier gänzlich. Ueberhaupt ist es mit dem Männergesang schlecht in Berlin bestellt. Der Grund liegt theilweise darin, daß der eigentliche Antrieb zum Männergesang sich vorzugsweise nur da findet, wo die Natur zum Lebensgenuß unter freiem Himmel auffordert; diese Anregung fehlt hier, und daher können die Hindernisse, die in Berlin sich stets finden, wenn etwas Gemeinsames unternommen werden soll, um so weniger beseitigt werden.

Wenn der musikalische Geschmack Berlins etwas Specifisches hat, so fragt es sich, worin dies Specifische besteht. Mozart, Händel, Haydn sind von alter Zeit her in Berlin in hohen Ehren gehalten worden, und werden es bis auf diesen Augenblick, namentlich ist Haydn ein bevorzugter Liebling unserer musikalischen Welt. Gluck hat auch hier nur ein kleines Publicum, Bach ist erst seit Mendelssohn wieder zugänglich geworden. Das eigentliche Berlinerthum hat seine Hauptvertreter in Fasch und seinen Nachfolgern, Zelter, Rungenhagen und Grell, auf dem Gebiete des Liedes in Curschmann, zum Theil auch in Mendelssohn, in neuester Zeit in gewisser Beziehung in Taubert. Seine hervortretenden Eigenschaften sind ruhige und edle Klarheit in der Form neben einer gewissen Energielosigkeit der Empfindung und weichen, fast süßlichen Haltung. Man könnte sagen: es ist Mozart's Geist, von manchen Schlacken und Nachlässigkeiten gerei-

nigt, aber ohne die Fülle der Erfindung, ohne die charakteristische Mannigfaltigkeit, ohne das dramatische Feuer. Dieser Styl ist mit großer Bestimmtheit in Fasch, seinem Gründer, ausgebildet. Fasch ist dadurch von großer Bedeutung für die Kunstgeschichte, von viel größerer, als man im Allgemeinen es weiß. Er ist nicht bloß der Gründer der Singakademie, nicht bloß ein geschmackvoller Componist unter vielen Andern, sondern er ist der Gründer einer bestimmten Schule, die durch ihren Hauptsitz und durch den Kreis, innerhalb dessen sie wirkt, einen hervorragenden Einfluß hat. Die Werke, die von Fasch jetzt noch erhalten sind, sind acht- bis sechszehnstimmig. Damit ist ein steter Wechsel von Solo- und Chorgesang verbunden. Bei dieser ungemeinen innern Mannigfaltigkeit hat er dennoch eine solche Klarheit erreicht, daß man ihm gerade um dieser zu großen Klarheit willen nicht den höchsten Preis zuerkennen kann. Er war so streng gegen sich selbst, daß er seine meisten Compositionen vor dem Tode verbrennen ließ. Darum erreichte er aber auch diese gänzliche Makellosigkeit, darum diese Reinheit des Styls, so daß nicht leicht irgend eine Spur der Nachlässigkeit, der Unordentlichkeit, des Unedeln sich finden möchte. Dem entsprechend war die Art, wie er die Singakademie leitete: es herrschte eine Sauberkeit der Ausführung, von der dies Institut heute keine Ahnung mehr hat. Die maßvolle und wahrhaft gebildete Heiterkeit seines Styls, die übrigens darin von der italienischen Formschönheit sich unterscheidet, daß sie eine zarte, gemilderte, weniger glänzende Klangfarbe hat — dem Gegensatz von Süd und Nord entsprechend — entbehrt nur allerdings eines tiefern, auf der gesammten Natur des Menschen wurzelnden und darum auf den ganzen Menschen wirkenden Ausdrucks. Diese Richtung war so wenig fähig, sich zum Dramatischen zu erheben, daß sie nicht einmal das gesammte Gebiet der religiösen Empfindungen zu umfassen vermochte. Ein erschütterndes, in die Tiefen des Herzens greifendes Miserere, Crucifixus u. s. w. vereint sich nicht mit einer Natur, deren edle Weiblichkeit nur unter klarem Himmel, nur auf üppigem Wiesengrün, nur im Schatten eines freundlichen Buchenwaldes sich wohl fühlt. Die Reinheit des Styls ist daher zugleich etwas Abstractes, eine Illusion, die an der Wirklichkeit zu Grunde geht. Und es läßt sich sagen: sie ist mit Fasch zu Grunde gegangen. Sein Geist hat sich auf seine Schüler nicht in seiner ganzen Fülle vererbt. Zelter war eine zu kräftige Natur. Die lebenden Hauptvertreter seiner Richtung, Rungenhagen und Grell, haben sich in die Erbschaft getheilt. Grell hat neben der durchsichtigen Klarheit die ungezwungene Freiheit und Leichtigkeit der Form, ohne aber das Edle und über das Gewöhnliche sich Erhebende stets zu erstreben; Rungenhagen hat das Letztere, ist aber meistens steif und gezwungen. Curschmann hat, freilich für ein anderes Genre, vielleicht am meisten den Geist der Fasch'schen Richtung sich zu eigen gemacht. Seine Lieder zeichnen sich durch dieselbe edle und klare, aber zu wenig ernste und tiefe Haltung aus. Darum waren sie ihrer Zeit in Berlin so beliebt,

wie es seitdem kein anderer Liedercomponist, selbst Mendelssohn nicht geworden ist. Ein eigenthümliches Product dieser Richtung ist der Faust des Fürsten Radziwill, an dem, wie das Gerücht sagt, auch Zelter und Rungenhagen gearbeitet haben. An diesem Werk, das in Berlin zu den gefeiertsten gehört, auswärts aber wenig gekannt ist, finden sich dieselben Eigenschaften: vollständige Unfähigkeit, in den Geist einer Dichtung, wie Faust es ist, einzudringen, neben einer zauberischen Klarheit und Grazie der Form. Zu den neuesten, noch von demselben Geiste herrührenden Erscheinungen gehören Taubert's Klänge aus der Kinderwelt, eine noch nicht abgeschlossene Sammlung von sechsunddreißig Liedern; sie berühren ebenfalls nur die äußern Seiten des Gemüths, haben aber innerhalb dieser Oberflächlichkeit eine Feinheit der Behandlung, einen Anstand der Form, daß der Berlinische Ursprung unverkennbar ist. —

Alles was von Fasch gesagt worden ist, läßt sich in Mendelssohn nachweisen, am reinsten in seinen gemischten Quartetten und Sopran-Duetten; Mendelssohn hat eine vorherrschende Neigung, mit einer milden, träumerischen Wehmuth seine Compositionen zu enden. Er begnügt sich nicht nur damit, volle und kräftige Schlüsse zu vermeiden, sondern er liebt es auch, den weichen und milden Abschluß durch eine leise Wehmuth, einen Anflug von Unbefriedigtsein zu färben. Es ist gewiß merkwürdig, daß diese Neigung sich auch schon in Fasch in hervortretendem Grade zeigt. Sie tritt zwar weniger ungestüm oder unruhig auf, als bei Mendelssohn; aber diesen Unterschied abgerechnet, ist es ein und dieselbe süße Wehmuth, ein und dieselbe träumerische Sehnsucht, ein und derselbe mild betäubende Duft. Auch diese Färbung hat ihre einseitigen Ausbildner gefunden, z. B. in dem kürzlich gestorbenen Liedercomponisten Tiehsen. — Es ist bei der Bedeutung, die Berlin für die musikalischen Zustände Deutschlands hat, von großem Interesse, die Entwickelung der Berlin specifisch angehörenden musikalischen Richtung zu verfolgen. Die Singakademie, der Stern'sche Gesangverein, der Domchor gehören in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit fast ganz ihrem Einfluß an. Sie hat ihre eigenthümlichen Sänger hervorgebracht, unter denen ich Stümer, Mantius und Krause nenne. Mantius ist zwar ein Schüler des Leipziger Pohlenz, ist aber ein so treuer Ausdruck dessen, was in Berlin gefällt, und hat entweder ursprünglich eine solche innere Verwandtschaft mit dem Berliner Geschmack gehabt oder sich ihm so anzuschmiegen gewußt, daß man ihn vorzugsweise als einen Vertreter desselben hinzustellen berechtigt ist. Nicht in geringerem Grade gilt dies von Krause, dessen musikalische Bildung überdies aus dem Mittelpunkt der an Fasch sich anlehnenden Kreise herrührt; er ist ein Schüler des Professor Fischer, der, ein ebenso tüchtiger Mathematiker, als Musiker, vor vielen Andern zu den Eingeweihten der Singakademie gehörte. Dagegen würde ein Tichatschek auch noch jetzt nicht Anerkennung bei dem Theil des Berliner Publicums finden, an dessen Beifall ihm am meisten gelegen sein muß.

Mit dem Einfluß Beethoven's hängt das Uebergewicht der Instrumentalmusik über die Vocalmusik zusammen, das aber, wie ich glaube, bereits im Sinken ist. So wie es aus dem Streben zur Tiefe hin hervorgegangen ist und darin seine volle Berechtigung hat, so ist auch die Reaction berechtigt, die sich auf das Princip der plastischen Klarheit stützt. Denn die plastische Klarheit beruht nicht bloß in der innern Planmäßigkeit der Architektonik, sondern auch in der Beschaffenheit des Materials, und dies bietet in plastischer Vollendung nur die menschliche Stimme dar. Hoffentlich wird die Periode der Instrumentalmusik, in der wir jetzt leben, für die Musik den bleibenden Nutzen haben, daß wir die Strenge ihres Baues und die wunderbare Tiefe der Erfindung, die den geheimsten Gedanken und Regungen des Herzens parallel geht, nicht mehr hingeben um einen äußern Schimmer oberflächlicher Klarheit. Es zeigt sich dies bereits in der Art und Weise, wie die Gegenwart dramatische Musik neu zu gründen sich bemüht. Das Studium Beethoven'scher Symphonien beginnt auch hier seine Früchte zu tragen. Es ist natürlich, daß das Interesse an der Oper unter der hervortretenden Bedeutung der Symphonie nicht so gelitten hat, als das an der Kirchenmusik, deren großen rein musikalischen Werth man heutzutage fast ganz verkennt. Innere und äußere Gründe wirken zusammen, um der Singakademie immer mehr Terrain zu rauben. Der Stern'sche Gesangverein, der vor zwei Jahren entstand, ist nur als eine zahlreiche und fleißige Vereinigung von Dilettanten zu betrachten. Außer diesen beiden Vereinen giebt es noch eine große Zahl kleinerer, die meistens den persönlichen Interessen ihrer Unternehmer dienen und daher keine allgemeine künstlerische Bedeutung haben. Eine solche hat der 1843 gegründete Domchor, der, ohne bis jetzt im eigentlichen Sinne ein Vertreter kirchlicher Musik zu sein, doch dadurch genützt hat, daß er zuerst wieder uns eine gewisse Reinlichkeit in der Ausführung von Chorgesängen kennen lehrte. Ihm stehen gegenwärtig Umgestaltungen bevor, deren Werth sich noch nicht ermessen läßt. Je weniger aber unsere öffentlichen Institute für die Hebung des Gesanges thun, desto mehr beginnt sich zu Gunsten desselben im Kleinen zu regen. Ein seltsames Schicksal hat es gefügt, daß italienische Gesanglehrer von bedeutenderem Ruf sich nie in Berlin niedergelassen haben; gerade dies wird aber zu der Entwickelung dessen beitragen, wozu die Natur der Sache führt und wozu gerade Berlin der günstigste Boden zu sein scheint, zu der Entwickelung einer echt deutschen Gesangskunst. Das Interesse, mit dem sich alle musikalischen Kreise Berlins seit einiger Zeit diesem Gebiet der Technik zuzuwenden beginnen, scheint ein Anzeichen, daß eine neue Periode der Vocalmusik beginnt. — Es fühlt fast ein Jeder, daß der heutige Zustand der Musik eine Uebergangsepoche ist, entweder in's Nichts — oder in eine neue Periode, die auf einer tiefern Weltanschauung beruhend sich zu klaren, bestimmten Tongestalten hindurchgearbeitet hätte. Wenn wir die Jugendarbeiten der berühmtesten Meister der

Kunst studiren, so erkennen wir, wie die vorhandenen Elemente in ihnen sich zunächst einzeln geltend machten, ehe sie zu einer neuen Einheit verschmolzen. Eine große Zukunft der Musik kann nur da erstehen, wo die bis jetzt gegebenen musikalischen und geistigen Elemente in reicher Fülle zusammenwirken. Dies ist nirgends mehr der Fall, als in Berlin. An Lehrmeistern der Kunst besitzt es die besten, die die Gegenwart aufzuweisen haben möchte: Marx, den Vertreter des modernen Princips der Wahrheit, Dehn, den strengen Grammatiker, den gelehrten Kenner der alt-italienischen Schule, Grell und Rungenhagen, die Schüler der Fasch'schen Richtung. Das wichtigste Element aber für die Musik der Zukunft ist die geistige Bildung des Musikers. Ohne in dem Fluß der modernen Ideen zu leben, ohne zur geistigen Freiheit und Lebendigkeit erstarkt zu sein, wird kein Componist dem Ideal, das die gebildete Welt von musikalischen Werken ersten Ranges sich gebildet hat, zu entsprechen im Stande sein. Daß dem Musiker nirgends eine reichere Gelegenheit geboten wird, die Fülle der modernen Bildung in sich aufzunehmen, daß er hier, wenn er die innere Begabung dazu mitbringt, unwillkürlich von der Strömung getragen wird, während er in jedem andern Ort Gefahr läuft, zu frühzeitig in eine beschränkte Subjectivität zu verfallen, zu frühzeitig mit sich abzuschließen, das liegt in dem Zusammenströmen der bedeutendsten Talente auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft hierher, in dem steten Wechsel, dem stets regen Leben Berlins mit Nothwendigkeit begründet. Eins fehlt, um Berlin zu der vollendetsten Kunstschule zu machen: ein nach allen Seiten der musikalischen Technik sich erstreckendes Conservatorium, das einen äußern Mittelpunkt für die vielen hier vorhandenen Kräfte abgäbe und der Zerfahrenheit unserer musikalischen Zustände, die namentlich für den jungen Musiker verderblich ist, entgegenarbeitete. Hoffentlich wird der Staat bald dazu schreiten, diesen lang gepflegten Gedanken zu verwirklichen; denn das von Stern und Kullak angekündigte Conservatorium trägt nicht Namen an der Spitze, die für dies Ziel sonderliche Hoffnungen erwecken könnten.

Friedrich Gerstäcker.*)

Seit Cooper sind Geschichten von den nordamerikanischen Hinterwäldlern für unser Publicum Bedürfniß geworden. Mehr noch in Deutschland als in England selbst, ja mehr noch vielleicht als in jenen Gegenden, mit deren Zuständen sie sich

*) Die Regulatoren in Arkansas; aus dem Waldleben Amerika's. — Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. — Die Flußpiraten des Mississippi. — Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. (O. Wigand.)

beschäftigten. Es gehört das verkümmerte Wesen unserer deutschen Verhältnisse dazu, jene unendliche Sehnsucht nach ursprünglichen Naturen zu erzeugen, die selber etwas Krankhaftes hat, wie die Quelle, aus der sie entspringt. Ein Volk mit einer reichen Geschichte und einem im Ganzen gesunden gesellschaftlichen Leben läßt diesen träumerischen Gelüsten der Phantasie nur nebenbei Spielraum; es vertieft sich lieber mit Walter Scott in die Ruinen seiner großen Vorzeit, oder mit Dickens in das geschäftig bunte Treiben seines Markts, als daß es mit dem letzten der Mohicaner für das freie Jagdrecht am Missisippi schwärmen sollte. In neuerer Zeit sind die Schriften der Engländer über Nordamerika fast ausschließlich ernster Natur; sie studiren das Land in national-ökonomischer, politischer, geologischer Beziehung, und geben dann die Resultate ihrer Forschung in einfachen, anspruchslosen Darstellungen.

Unser Interesse an Nordamerika hat noch immer einen romantischen Anstrich; es wirkt noch immer mehr auf unsere Phantasie, als auf unsern Verstand. Selbst bei unsern Auswanderungen ist das der Fall. Wie gerade unsere politischen Chancen stehen, sind es bald die Heulmayer, bald die Wühlhuber, die zu den Alligatoren flüchten wollen, um des unbequemen Geschäfts des beständigen Ringens und Sorgens überhoben zu sein. Der Britte sucht einen angemessenen Schauplatz für seine Thätigkeit, wir suchen Ruhe und Frieden für unser Gemüth. Unsere Opposition, wo sie nicht durch den Schwindel einer augenblicklichen Aufregung berauscht ist, hat den Muth der Flucht, des passiven Widerstandes, der pessimistischen Resignation, der träumerischen Sehnsucht nach dem Eldorado, wo in den Urwäldern Gasflammen leuchten und bequeme Trottoirs über Cypressensümpfe führen, wo die Rothhäute dem staunenden Sohn Germaniens Ballette aufführen, und nebenbei jene reine Luft der Freiheit weht, die überall zu finden ist, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Wäre nur nicht die Seereise! — Ein echt deutsches Gemüth begnügt sich damit, seine Repräsentanten nach des Arkansas Höhen zu schicken, „wo die Banner der Freiheit weh'n", wie es in dem alten Demagogenlied heißt, das damit anfängt, die Fürsten zu hängen, und damit schließt, über's Meer zu flüchten.

Freilich gab es eine Zeit — es war in den heißen Tagen von 48 — wo das deutsche Gemüth zu Hause seine Beschäftigung fand, wo es seine Phantasie in den heimischen Wäldern konnte spielen lassen. Damals hätten es die Californischen Goldgruben, der mexicanische Krieg und der Flibustierzug nach Cuba kalt gelassen. Aber diese Zeit ist vorüber. Das deutsche Gemüth hat wieder jene gründliche Selbstverachtung eingesogen, in der es sich vor den Märztagen genügte, und die es befähigte, den Faschingsaufzügen aus aller Herren Ländern den weitesten Schauplatz zu bieten. Es wird seine „Anna Hammer", und wie sonst seine Tendenznovellen heißen, bei Seite werfen und wieder den Mährchen aus der Fremde lauschen.

Die unten angezeigten amerikanischen Novellen, die in der Unruhe unserer Politik nicht so viel Beachtung gefunden haben, wie ihnen sonst unter allen Umständen zu Theil geworden wäre, und wie sie es auch verdienen, werden jetzt von Neuem hervorgesucht werden. Der Verfasser gehört zu jenen eigenthümlichen Naturen, die eine beständige Unruhe nach allen Weltgegenden treibt. Seit vielen Jahren hat er in den verschiedenartigsten Situationen sein Gelüst nach der Fremde befriedigt; er hat mit den Squatters in Arkansas gejagt, als Schiffskoch ist er auf dem Missisippi gefahren, und wenn er einmal ausruhte, so war es nur, um die Abentheuer und Anschauungen seines vielfach bewegten Lebens dem Kreise seiner Freunde mitzutheilen, dessen Größe dem Reichthum seiner Anschauungen und der Tüchtigkeit seines Gemüths entsprach.

Die Leihbibliotheken, so wie sämmtliche Journale, die sich mit dergleichen Dingen beschäftigen, enthalten die Acten seiner wunderlichen Irrfahrten. Natürlich auch eine Menge Jagdgeschichten. Fast überall hat er seine Mittheilungen in ein romantisches Gewand gekleidet, was für den gewissenhaften Leser, der überall gern wissen möchte, wie weit die Phantasie geht, und wie weit die reale Anschauung, etwas Unbequemes hat; dagegen den Vortheil gewährt, zu einem lebensvollen Bilde zu ergänzen, was sonst nur fragmentarische Bemerkung geblieben wäre.

Man fühlt bei allen Erzählungen die Unmittelbarkeit der Anschauung und der Theilnahme heraus. Trotz der schon erwähnten Jagdgeschichten ist überall, wenn man nur auf die Totalität des Bildes ausgeht, das Gepräge der Wahrheit. Es weht aus ihnen ein Hauch von den Düften des Urwalds, es spricht sich überall ein tüchtiger, gesunder Sinn und eine warme Liebe zu den Menschen aus. Den blendenden Glanz der Sealsfield'schen Schilderungen würden wir vergebens darin suchen, dafür hat der Verfasser es auch vermieden, in unruhiger Combination seltsamer Farbenverhältnisse barock und unverständlich zu werden.

Von diesem allgemeinen Lobe nehmen wir nur den einen Roman aus, der, wie es scheint, das größte Publicum und die weiteste Verbreitung gefunden hat: die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Es ist das ein ganz schlechtes Buch, eine Nachbildung der Mysterien von Eugen Sue, und unter der ganzen Classe schwarzer Schilderungen, die damals aus den Zuchthäusern, Bordellen und Kloaken der Hauptstädte das Publicum überschwemmten, eine der ungeheuerlichsten. Die vier Bände umfassen nur drei Tage und drei Nächte, aber innerhalb dieser kurzen Zeit wird z. B. der eine Liebhaber dreimal durch eine Fallthür in einen unermeßlichen Abgrund gestürzt, zweimal vergiftet, einmal lebendig begraben, dazu durch Prügel, Messerstiche und Pistolen beschädigt, und steht doch immer gesund wieder auf. Nothzucht, Giftmord, Völlerei u. dgl. gehört zu den gewöhnlichsten Dingen. Diese Literatur aus Schmutz und Blut, die keineswegs aus den philanthropisch-socialistischen Motiven, mit denen man sie gewöhnlich beschönigt, zu erklären ist, sondern aus dem krankhaften Gelüst überreizter Nerven, sich an

Schauerlichkeiten zu weiden, ist hoffentlich jetzt auf immer vorbei, und am wenigsten sollte sich ein frisches, kerngesundes Talent, wie das Friedrich Gerstäcker's, dazu hergeben, sich in Phantasiegebilden zu bewegen, die nur auf das Raffinement französischer Lüsternheit berechnet sind.

Bibliothek der deutschen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.*)

Mit der großen Bewegung des Jahres 1848 schien das theologische Interesse, welches die vorhergehenden Jahre hindurch in den verschiedenartigsten Schichten der Bildung vorherrschend gewesen war, wenn nicht beseitigt, doch wenigstens sehr in den Hintergrund gedrängt zu sein. Die sogenannten Lichtfreunde ließen ihre Conventikel im Stich, und verloren sich in den bunten Massen der Clubs; die Philosophen, die mit dem Scheidewasser ihrer Abstractionen bisher fast ausschließlich die Mysterien der überirdischen Welt zersetzt hatten, wandten dasselbe gegen die Mysterien der wirklichen Welt, der Gesellschaft und des Staats, und die auserwählten Rüstzeuge des Herrn, die aus einem Anathem in das andere getrieben waren, weil die eine Ketzerei die andere drängte, sahen sich genöthigt, ihre Aufmerksamkeit von den vereinzelten Erscheinungen des Antichrists auf seine massenweise Erhebung in der Revolution zu richten.

Die Reaction hat neben vielen andern vergessenen Dingen auch die abstracte theologische Speculation wieder in's Leben gerufen. Die Wiederhersteller der alten Ordnung haben gefunden, oder glauben gefunden zu haben, daß dieselbe auf eine gründliche, dauernde Weise nicht durch die Gewalt der Waffen, auch nicht durch eine bessere Organisation zu befestigen sei, daß sie überhaupt ihr Centrum und ihren Halt in sich selbst nicht finden könne, daß sie eine äußerliche Stütze suchen müsse. Und diese Stütze soll die Kirche sein.

Die protestantische Rechtgläubigkeit ist darin mit der katholischen vollkommen einig. Die französischen Banquiers haben die Schulen ihres Landes wieder in die Hände der Bischöfe und der Jesuiten gegeben, in Deutschland beginnt die „innere Mission" ihr Werk, und die Staatskünstler von der äußersten Rechten haben ausgerechnet, daß man die Revolution und den Geist der Neuerung nur

---

*) Herausgegeben von Martin von Geismar. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. — Enthält: eine einleitende Geschichte des Lutherthums im 16. und 17. Jahrhundert — Dippel, gegen Symbolzwang und Orthodoxie, Edelmann, über Dippel — v. Knoblauch, gegen den Glauben an Uebernatürliches — Andreas Riem, über Aufklärung und Gewissensfreiheit — Lavater und Semler als Poeten — C. Fr. Bahrdt mit einleitender Biographie — J. A. Eberhard's Neue Apologie des Sokrates. — J. U. Schulz (der Zopfprediger) — Vogler's, Superintendenten zu Baireuth, Evangelist Johannes vor dem jüngsten Gericht. — Bemerkungen des Herausgebers über Strauß und die auf ihn folgende antitheologische Literatur.

gründlich niederschlägt, wenn man der Wurzel nachgräbt, dem Freidenken in religiösen Dingen. „Nach unserer christlichen Erkenntniß, sagt Stahl, wissen und empfinden wir, daß alle gegebene Ordnung und Obrigkeit eine Ordnung Gottes und eine Fügung Gottes ist. Tiefer aufgefaßt ist deshalb das Princip der Legitimität kein anderes als das der Obrigkeit von Gott. Es ist die Achtung und Scheu vor dem gesetzlichen Zustand, gerade weil wir ihn nicht selbst gemacht, sondern als durch ein höheres Wollen über uns geworden sehen, im Gegensatz zu der Frechheit und Ruchlosigkeit der Revolution, nach welcher der Mensch Alles, was er nicht nach seinem Nachdenken und durch seinen Willen gemacht, vernichtet, damit die sittliche Welt nur sein Werk und nur Gegenstand seiner Herrschaft sei. Dies ist der innerste Kern der beiden Hauptgegensätze unserer Zeit auf politischem Gebiet, wenn er auch nicht Allen zum Bewußtsein kommt. Es gibt keinen Mittelweg: wer nicht Legitimist ist, ist nothwendig Revolutionär, mag er auch durch Temperament oder durch anderweite sittliche Charakterzüge noch so sehr gegen jede Maßregel äußerer Gewalt sich sträuben."

Stahl ist kein eigentlicher Historiker, und es fehlt ihm auch der geschichtliche Sinn, sonst würde er sich erinnert haben, daß das Christenthum keineswegs immer eine polizeiliche Handhabe für das sogenannte Bestehende gewesen ist. Die göttliche Ordnung, wie sie der Christ begreift, ist eine andere, als die Welt sie bietet, und in jeder Zeit, wo der christliche Geist sich zu einer productiven Kraft steigerte, hat er gegen das Reich dieser Welt eine revolutionäre Energie entwickelt, die sich mit keiner andern vergleichen läßt. Wer hat im Mittelalter die Bande des Unterthanenverhältnisse gegen die Obrigkeit von Gott so systematisch aufgelockert, daß sie endlich rissen? Das Papstthum. Wer hat in der neuern Geschichte die Theorie von der Volkssouveränetät zuerst wissenschaftlich erörtert, und praktisch bis zum Bruch des Lehneides, ja bis zum Königsmord getrieben? Die Jesuiten. Wer hat zuerst der Welt das Schauspiel von der Hinrichtung eines Königs und der Gründung einer Republik auf den Trümmern des umgestürzten Throns gegeben? Die Puritaner und die Männer der fünften Monarchie. — Nun wird selbst ein Theolog es kaum zu bestreiten wagen, daß Gregor VII., daß Mariana und Milton sehr specifisch christliche Erscheinungen sind.

Aber der Theolog wird auch in Zeiten, wie die unsrige, wo er sämmtliche Erscheinungen des religiösen Geistes heraufbeschwört, um die Revolution zu bändigen, immer eine reservatio mentalis im Sinn behalten. Während er auf der einen Seite alle religiösen Richtungen, so sehr sie einander widersprechen, mit der Dignität des conservativen Princips, des Princips der Legitimität bekleidet, wird er im Stillen doch nur seine eigne Richtung meinen. Unter den christlichen Parteien aber, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, sind es nur zwei, in denen sich jene Theorie von der Obrigkeit von Gottes Gnaden verkörpert hat: die englische Episkopalkirche und die Lutheraner in Deutschland.

Abgesehen davon, daß auch diese beiden die Consequenz ihres Princips nicht zu wahren vermochten, daß die anglicanische Kirche es war, die für den endlichen Sturz der Stuarts den Ausschlag gab, daß die lutherischen Pastoren ihrer Obrigkeit zuletzt doch die Einwilligung zur Empörung gegen das heilige römische Reich nicht versagen konnten — so ist die zweite Frage die: war jener Zustand der principiellen Unterthanenschaft, wie er von Luther bis auf Friedrich den Großen in Deutschland der herrschende war, in sittlicher oder in sonst irgend einer geistigen Beziehung geeignet, unserer Phantasie als Ideal einer haltbaren Weltordnung vorgestellt zu werden? War die Zeit der öffentlichen Kirchenbußen, die Zeit, wo jeder Pastor den Laien öffentlich abkanzelte, wenn er Kleider trug, die über seinen Stand hinausgingen; wo jeder Fürst in Finanz- und militärischen Sachen seinen Hofprediger zu Rathe zog, so lange bis ein zweiter Gottesgelehrter durch allerlei Intriguen die Obrigkeit zu der Einsicht brachte, das Glaubenssystem seines Vorgängers schmecke nach Schwenkfeldianismus, oder nach Calvinismus, oder nach Socinianismus, und dann der mächtige Mann in's Gefängniß zu den Ratten gesteckt wurde, um für seine irrigen Meinungen über das Himmelreich Buße zu thun: — — war jene Zeit es wirklich werth, daß wir nach ihr zurücktrachten, selbst um den Greueln der frechen und unehrerbietigen Revolution zu entgehen?

Unsere Historiker haben mit dieser Zeit der Hexenprocesse, der Alchymie, der Astrologie, der unendlichen theologischen Folianten, der in allen Höfen und Städten herrschenden Krähwinkelei zu schön gethan, als daß es nicht einmal der Mühe verlohnte, die Kehrseite des Heiligenbildes zu betrachten. Aus diesem Grund machen wir auf ein vormärzliches Buch aufmerksam, das trotz seiner Frivolität, seiner Paradoxenjägerei, seiner studentischen Renommage in mancher Beziehung die Anschauungsweise des Publicums zu ergänzen geeignet sein möchte.

Martin von Geismar ist nämlich Edgar Bauer, der Bruder Bruno's, des souveränen Berliner Kritikers. Aus welchem Grund er die Maske eines Edelmannes vorgesteckt hat, darüber wird das folgende Fragment Auskunft geben, das ich hier anführe, um von dem Ton des Ganzen einen Begriff zu geben.

„Während das Papstthum in Rom die Peterskirche baute, sich in Bewunderung und Nachahmung der classischen Poesie ergötzte, und sich höchstens durch einen schön gemalten Kreuzestod Christi an das Dogma von der menschlichen Verwerflichkeit erinnern ließ, vermochte es für das deutsche Volk keinen bessern Repräsentanten zu finden, als den Ablaßkrämer Johannes Tetzel. Die barocken Gasconnaden dieses Hanswurstes, die komischen, übertriebenen, übermüthigen Lügen dieser Carricatur eines Apostels, das war allein die Art, wie der heilige Repräsentant des Herrn sich noch dem christlichen Pöbel verständlich machen konnte.

„Wenn sie fleißig bezahlten, sagte Tetzel zu den Annabergern, so würden alle Berge dortherum zu gediegenem Silber werden. Er strengte sein Genie zu Erfindung von Sünden an, für die, auch erst künftig begangen, man jetzt schon

von ihm Ablaß erkaufen könne. Aber das Papstthum machte es den Leuten zu bequem, in ihnen regte sich das Bedürfniß, mit mehr Gesinnung Sünder zu sein. Und dies Bedürfniß befriedigte die Reformation.

„Konnte man sich um einen Schneeberger Groschen von einer Sünde loskaufen, so war die Sünde ja Nichts mehr werth; hatte nun aber nicht Christus um der Sünden der Menschen willen das Kreuz auf sich genommen? Waren nicht die Sünden der Preis, um den der Mensch die Wohlthaten des Sohnes Gottes erkauft hatte? Verlor der Mensch also nicht Christum, wenn er die Sünde verlor? Gerade das Bewußtsein, sündig zu sein, so unendlich sündig zu sein, daß ihn keine irdische Macht erretten könne, dieses Bewußtsein, welches seiner Seele die Kleider der Hochfahrt abriß und sie in den Koth schleifte, dieses Bewußtsein der Verderbtheit gab dem Christen zugleich das Gefühl der Erhabenheit: denn wegen seiner Sünde war Gott Mensch geworden. Sollte nun Christus deshalb gestorben sein, damit dem Menschen die Sündlosigkeit, d. h. damit ihm Christi Leiden, sein Kreuz, sein Todesschmerz für ein paar Silberlinge verkauft ward? O nein, es galt, diesem Tetzel gegenüber recht innig das Bewußtsein der angeerbten Sünde wiederzuerobern, einer Sünde, die durch kein gutes Werk, nur durch den guten Glauben an den Erlöser, durch die glaubensvolle Aneignung Christi weggenommen werden konnte. —

„Die christliche Religion war ein Erzeugniß des politischen Umschwunges, welcher im römischen Reiche, längst schon vorbereitet, mit Einführung des Kaiserthums an's Licht trat. Hatte nämlich bisher die Kräftigkeit, der männliche Stolz, der Freiheitssinn der Aristokratie eine Alleinherrschaft unmöglich gemacht, so war das Hervortreten einer einzigen Persönlichkeit, eines üppigen Imperators der Beweis dafür, daß eine gleichartige unterthänige Pöbelmasse entstanden, daß die Aristokratie, ihren männlichen Eigenwillen verlierend, zum Pöbel herabgesunken, daß sie fähig geworden war, das Unterthanenbewußtsein in sich aufzunehmen.

„Da entstand das Christenthum als eine Religion des gemeinen Mannes, es entstand eine Religion, die dem Charakter der Zeit angemessen war, gleich wie den aristokratischen Verhältnissen der alten Welt aristokratische Religionen entsprochen hatten: in der alten Welt herrschte kein kaiserlicher Gott, göttliche Adelsgeschlechter nahmen die olympischen Sitze ein; die genialen Götteraristokraten erkannten ihren Zeus, ihren Jupiter nur als Ersten unter Gleichen an, und spielten ihm oft genug hinterm Rücken die köstlichsten Streiche, um ihm zu beweisen, daß sein Wille sie nichts scheere.

„Als nun die Devotion des Pöbels zur Herrschaft kam, als der Pöbel seinen nivellirenden Repräsentanten als Kaiser auf den Thron setzte, war die neue Religion alsbald gefunden. Die Lieferung derselben übernahm das Pöbelvolk der alten Welt, die Israeliten, ein Volk, welches, so lange es denken konnte, das Knechtsbewußtsein gehabt, welches seiner eigenen Sage nach nie die Kraft besessen hatte,

seine Gesetze, selbst nur die unbedeutendsten Lebensregeln, aus sich selbst zu erzeugen, sondern seinen Moses hatte auf den Berg senden müssen, um die Gesetze direct aus des Gottes Hand zu empfangen; ein Volk, welches nimmermehr den Muth gehabt hatte, sich lebensvoll auszudehnen, sich in der Welt umzusehen und zu bewähren; ein Volk, welches nie in Adelsgeschlechtern geblüht hatte, sondern stets das Spielwerk von Tyrannen und Priestern gewesen war; ein Volk, welches sich daher auch stets vor seinem einzigen Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet, niedergeworfen hatte.

„Dies Pöbelvolk also, dies Volk der Knechte und Verworfenen, lieferte die Elemente zu der Religion des Pöbels, der Knechte und Verworfenen. Dies Volk lieferte den einigen Gott, es lieferte den Anlaß zu der Lehre vom Sohne Gottes, der Knechtsgestalt angenommen hatte, der sich nicht anders als Mensch hatte bewähren können, als indem er das Leben eines unterthänigen und demüthigen Kreuzesträgers auf sich nahm, der sich nicht anders zu empören gewußt hatte, als indem er sich von den Behörden an's Kreuz schlagen ließ, und den Tod eines Plebejers starb, der keinen großen Gedanken hatte zu Tage fördern können, als den einer seichten Liebe und als den Gedanken von der Seligkeit der Geistesarmuth: — das war eine willkommene Pöbelreligion: eine Religion der Willenslosigkeit, der Welt- und Lebensverachtung, des Schnippchens, welches man hinter dem Rücken der Dränger durch die Hoffnung auf den Himmel schlug.

„Aber es dauerte lange, es dauerte keine kürzere Zeit, als das ganze Mittelalter hindurch, bis die Lehre von der Willenlosigkeit triumphirte. Eine neue Aristokratie erobernder Völker unterwarf den Pöbel des römischen Reiches: und wenn sie auch keine Bildung mitbrachte, wenn sie sich auch an den Ueberresten römischer Bildung nährte, wenn sie auch unter diesen Ueberresten die christliche Religion in sich aufnehmen mußte, so ließ sich doch der natürliche Sinn des mittelalterlichen Adels nicht so schnell durch die Pöbelreligion unterwerfen: es gelang ihm, auf einige Zeit dem höchsten Gott die ständische Repräsentation der Heiligen an die Seite zu setzen, es gelang dem lebenslustigen Adel des Mittelalters, auch die Lehre ständisch zu machen: daß die Pfaffen die Besitzer, die Ausleger, die Betrachter des Dogma waren, das sagte seiner religiösen Bequemlichkeit zu: nun brauchte er sich nicht viel um das Dogma zu kümmern.

Man nahm es mit dem Gekreuzigten nicht so genau: man begnügte sich mit dem Factum, daß er gestorben: man stellte zwar die Crucifixe an die Landstraßen, man heftete sich ein Kreuz auf den Rittermantel, man that dem Messias den Ehrendienst, sein Grab zu erobern, man verstand sich wohl auch zu dem Dienste des Christophorus und nahm das heilige Kind auf den Rücken, aber erst nach der langen Abspannung, welche das funfzehnte Jahrhundert charakterisirt, und in welcher die Herrlichkeit des Adels unterging, gelang es der Reformation im sechszehnten Jahrhundert, das Kreuz von den Landstraßen in die Brust, von dem Mantel in

das Herz, das Kind von dem Rücken in den Busen zu verpflanzen: denn die Muskeln wurden schlaff und trugen die Last nicht mehr.

Das Mittelalter war weit davon entfernt, unter den Laien sogenannte denkende Christen zu besitzen. Der Laie war noch nicht so mit dem Dogma verwickelt, um es nicht gern zu sehen, daß ihm auf den Concilien durch Stimmenmehrheit entschieden wurde, ob Christus Homousios oder Homusios war, und daß der unfehlbare Pabst ihn über die unbefleckte Empfängniß Mariä aufklärte. Die Grübelei über das Dogma war das Privilegium weniger Auserwählten: das waren die Doctores irrefragabiles, die Angelici, die Aristotelicorum Aristotelicissimi, die Fundatissimi, die Solidi, die Solennen, Seraphischen, Subtilen, die Herren de penna forti, die Stupores mundi, welche über Alles Auskunft zu geben wußten, qui omne scibile discutiebant.

Nunmehr wollte Jeder ein Doctor fundatissimus sein, der über seinen Gott und über seines Gottes Sohn die triftigste Auskunft zu geben wisse. Die Reformation gab jedem Christen die Bibel in die Hand, sie machte den denkenden Geist des Bibellesers zum Richter, welche Satzung göttlich, welche Menschenwerk sei: sie dachte nicht daran, den Menschen vom Dogma frei zu machen, sondern sie wollte ihn nunmehr dahin bringen, durch innerliche Arbeit ein Knecht des Dogmas zu sein, durch geistige Erringung sich dem Dogma anzueignen." — —

Soweit Edgar Bauer. —

Es ist nicht der Inhalt dieser Diatriben, der fromme Gemüther scandalisiren wird, es ließe sich das Alles vielmehr auf eine Art sagen, daß daraus ein großes Lob für das Christenthum hervorginge; es ist das sogar von demokratischer Seite mehrfach geschehen. Nur in der burschikosen Ausdrucksweise liegt das Anstößige. Da es unser Geschäft nicht ist, Anstoß zu nehmen, so begnügen wir uns damit, jene antichristlichen Dithyramben zu analysiren.

Die Geschichtschreibung wird einem Zeitalter nie gerecht werden, gegen welches sie sich von vornherein ironisch verhält; so wenig ein Musäus oder Wieland gute Mährchen schreiben werden. Die Darstellung einer Zeit, über welche sich der bleiche Schatten der spöttischen Kritik breitet, wird ein Zerrbild. So wie der Maler ein Gesicht, so muß der Historiker die Zeit, die er darstellen will, wenigstens bis zu einem gewissen Grade lieben, um sie getreu wiederzugeben. Hier haben wir nur eine Carricatur des Christenthums, wie der Reformation.

Dennoch lernen wir etwas daraus. Man hat bisher das Zeitalter der Reformation entweder nach dem Rationalismus der schottischen Schule (Robertson) so ins Allgemeine, Gebildete umgedichtet, daß es ganz seine Bestimmtheit verlor, daß man sich einbilden konnte, die Luther, Thomas Münzer u. s. w. hätten gerade so gesprochen und sich gerade so geberdet, als unsere Bekannten aus dieser oder jener Straße. Man hat den qualitativen Unterschied jenes Zeitalters von dem unsrigen ganz aus den Augen gelassen. Oder man hat, wie Leopold Ranke,

so viel Tiefsinn und Geist aufgewendet, daß man zuletzt alles Urtheil verloren hat; der künstlerische Eindruck hat die historische Kritik getödtet. Die sehr lebendigen Personen von Fleisch und Blut bekommen in dem seltsam romantischen Licht etwas Mondscheinartiges, Mythisches, trotz ihrer sehr saubern Ausführung im Einzelnen.

Bei Bauer haben wir das Gegentheil. Das Ganze besteht aus einer Reihe von Citaten, in denen die handelnden Personen ganz in dem Jargon und der wüsten Verstellungsweise ihres Glaubens auftreten, und dazwischen eingestreuten Parabasen, in denen die souveräne Kritik sich darüber ausspricht, zu welcher Species der Verrücktheit die eben vorgeführte Erscheinung gehört. Denn da die Bauer eigentlich nur Theologie studirt, und in allen Zeiten, die sie durchmessen, nur der theologischen Bewegung ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, und da ihnen Theologie gleichbedeutend ist mit Verrücktheit, so ist für sie die ganze Geschichte, bis auf die Zeit, da das Wort sich erfüllte, d. h. bis auf die Synoptiker von Bruno Bauer, nichts anders als die Krankheitsentwickelung eines Fiebertollen, wenn auch das Delirium von verschiedenen fixen Ideen zehrt.

So ist eben in dieser Geschichte das Lutherthum, ganz wie wir es bei den Fragmenten aus der französischen Revolution angedeutet haben, eine Mischung des äußersten Objectivismus und des äußersten Subjectivismus: bald ein bloßes Ausschreiben der Quellen, bald das Hervorheben eines philosophischen Standpunkts, der, abgesehen von seinem sonstigen Inhalt, den kritisirten Erscheinungen gegenüber sich wie ein obligates Hep! hep! ausnimmt, welches das Volk den Juden nachruft.

Die Bibliothek der deutschen Aufklärer ist eine Ergänzung zu der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Br. Bauer, wozu auch ein Abriß der theologischen Literatur von Jungnitz (Vetter und Mitarbeiter der Bauer) gehört. In dieser ist der burschikose Ausdruck gemildert, wie es dem ehemaligen Docenten ziemt, und es ist sogar viel Witz und Geist darauf verwendet; ein Witz, der zuweilen in mehr scharfsinnigen als treffenden Deductionen sich ergeht. Br. Bauer kommt nämlich einmal auf Bach, Händel u. s. w. zu sprechen, und legt sich selbst die Frage vor: wie ist es möglich gewesen, daß ein so unaussprechlich verrücktes und unproductives Zeitalter so vortreffliche Musik gemacht hat? Diese Frage beantwortet er: das Wesen des Zeitalters war die Stimmung (regel- und kritiklose Subjectivität); der wahre Ausdruck der Stimmung ist aber die Musik u. s. w. — Als gelegentlicher Einfall ist das artig genug, aber der Geschichtschreiber glaubt ganz ernsthaft, damit die Nothwendigkeit Kant's und Händel's a priori erwiesen, und die Geschichte, nach der Anschauung der Hegel'schen Philosophie, construirt zu haben.

Jene fortwährende Einbildung, der menschlichen Verrücktheit gegenüber auf einer unnahbaren Höhe des Wissens zu stehen, verkümmert auch das Studium des Details, und macht die anscheinende Objectivität zur Fratze. Wie kann man ob-

jectiv zu Werke gehen, wo man immer nur Symptome eines, und zwar sehr bestimmten Fiebers sucht? Trotz der sorgfältig hervorgesuchten Einzelheiten der Charakteristik werden die Helden dieser Geschichte doch wieder zu Abstractionen, denn man sucht in ihnen nur die Träger einer bestimmten Idee. Außerdem ist auch die Kenntniß der Quellen unvollständig und gibt eben darum, weil sie im Einzelnen sehr weit geht, eine schiefes Bild.

Wer in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert nur die Zuckungen des specifisch christlichen Geistes verfolgt, wird nothwendig ungerecht. Er wird ebenso auf diejenigen, welche das ganze christliche Wesen bekämpften, einen zu großen Werth legen, wie z. B. hier auf Dippel und Edelmann.

Eine Culturgeschichte zu schreiben und dabei die Naturwissenschaft ganz zu ignoriren, die Kunst nur nebenbei zu behandeln und in der Metamorphose der gesellschaftlichen und staatlichen Gebilde nur die theologische Seite in's Auge zu fassen, ist ein verfehltes Unternehmen. Das erstreckt sich auch auf die Form: schon die Ueberschriften der einzelnen Capitel sind possenhaft novellistisch und haben oft den faden Anstrich eines Straßenwitzes, ungefähr wie bei Thomas Carlyle, einem torystischen Kritiker, der aber in seiner Bildung mit unsern Philosophen viel Aehnlichkeit hat, und dessen Charakteristik wir uns vorbehalten. — Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die energische Hinweisung auf dieses anomale Moment in der Cultur immer ein Verdienst ist.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Die falsche Stellung, welche der Geschichtschreiber seinem Gegenstand gegenüber einnimmt, ist nur die Folge seiner falschen Stellung gegen das wirkliche Leben und die Gedanken, die dasselbe bewegen. Die souveräne Kritik ist der Ausdruck von dem subjectiven Hochmuth, der den Mittelpunkt der Welt in das menschliche Ich legt. In der Philosophie kranken wir seit Fichte und Schelling daran, in der Poesie entsprang jene „Weltironie" der romantischen Schule daraus. In unserer Zeit ist Hebbel's Poesie das hervortretendste Phänomen dieses geistigen Hochmuths, dem die Welt krank und verworren erscheint, weil das Medium, durch das er sie ansieht, krank und verworren ist.

Offener Brief

an die Gesellschaft der Friedensfreunde.

Sehr geehrte Herren!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu den bevorstehenden Verhandlungen des Friedenscongresses in Frankfurt a. M. einzuladen. Dieses Vertrauen erheischt meinen aufrichtigen Dank; die Einladung selbst nimmt mein lebhaftestes Interesse in Anspruch. Ich müßte kein Deutscher sein, ich müßte nicht der „Nation von Denkern" angehören (wie uns einst in guter Meinung jene geistreiche französische Frau, wie uns öfter noch spottweise das praktischere Ausland genannt hat), wenn nicht der Gedanke, dafür mitzu-

wirken, daß statt der rohen Gewalt überall die Idee, die Gerechtigkeit, die Humanität herrsche und entscheide, für mich viel Anziehendes haben sollte. Haben doch vor mehr als einem halben Jahrhundert schon zwei unserer größten Philosophen, Kant und Fichte, das Evangelium vom ewigen Frieden gepredigt und die Segnungen eines solchen Zustandes, den sie keineswegs für eine bloße Chimäre hielten, so wie die traurigen Folgen des gegenwärtigen, immer gespannten, immer die Hand am Schwert haltenden Standes der Völker unter einander mit so lebendigen und treuen Farben geschildert, wie es nur irgend einer Ihrer Redner bei dem bevorstehenden Congresse thun wird, oder bei frühern gethan hat!

Dennoch, meine Herren, ist etwas in den augenblicklichen Verhältnissen Deutschlands, was uns Deutsche nicht ohne einen gewissen Vorbehalt auf Ihr Friedenswerk, wie hoch wir dasselbe auch in der Idee stellen, eingehen läßt. Ein Blick auf das, was eben jetzt bei uns vorgeht, wird Ihnen verdeutlichen, was ich meine, und ich werde nicht der erste Deutsche sein, der Ihnen auf Ihre Einladung mit dem Namen: Schleswig-Holstein! antwortet.

Das Programm Ihrer bevorstehenden Verhandlungen betrachtet es als „selbstverstanden", daß Niemand zur Vertheidigung des Krieges das Wort ergreifen kann." Wir aber, meine Herren, wir sind mitten im Kriege, und zwar in einem Kriege, welcher das nationale Interesse im allerhöchsten Grade für sich hat. Zwar ist der unmittelbar kriegführende Theil nur das kleine Land Schleswig-Holstein; aber mittelbar nimmt das ganze Deutschland an diesem Kriege Theil, mit seinen Sympathien, mit seinem Gut, ja auch mit seinem Blut. Wie Sie wissen werden, strömen nicht allein Summen Geldes aus allen deutschen Ländern nach Schleswig-Holstein, sondern zahlreiche Freiwillige, gediente Krieger aus den verschiedenen deutschen Armeen, weihen ihr Schwert und ihren Arm der Sache der Herzogthümer. Einer der edelsten Männer unserer Nation, ihr erster Führer in den Tagen des nationalen Aufschwunges im Jahre 1848, Heinrich von Gagern ist selbst in die Reihen der Schleswig-Holsteiner getreten, bereit, für das zu kämpfen, was allgemein in Deutschland, beinahe ohne Unterschied der politischen Parteien, als eine gute und gerechte Sache, als eine Nationalsache des ganzen Deutschlands betrachtet wird.

Ich weiß es wohl, daß man in den Ländern, denen die Mehrzahl von Ihnen, meine Herren, angehört, daß man namentlich in England und Frankreich über diesen Punkt anderer Meinung ist, daß man dort in dem, was wir für die gerechteste Vertheidigung zweifelloser Rechte halten, nur die anmaßliche Erhebung einseitiger und bestreitbarer Ansprüche, wenn nicht gar eine bloße Auflehnung gegen den rechtmäßigen Landesherrn, in dem Beistand, den Deutschland den Herzogthümern moralisch und materiell leistet, nichts als den eroberungslustigen Uebermuth eines von Freiheits- und Einheitsschwindel berauschten Volkes erblickt.

Wenn Sie, meine Herren, mit solchen Ansichten auf dem bevorstehenden Congresse Ihren deutschen Collegen gegenübertreten und — wie Sie als praktische Männer, was Sie gewiß sind, nicht anders könnten — von diesen verlangen würden, mit Ihnen einen Krieg zu verdammen, den Sie als ungerecht und frivol ansähen, mit Ihnen dahin zu wirken, daß man in den Herzogthümern von der Verfolgung dessen, was Sie einseitige Ansprüche zu nennen beliebten, abstehe, — dann, meine Herren, — ich glaube nicht zu viel zu sagen, — dann würde unter Ihren deutschen Collegen keiner sein, der nicht solche Zumuthungen mit Entschiedenheit, wenn nicht mit Entrüstung von sich wiese. Und Sie selbst, meine Herren, wenn Sie Ihr eigenes Nationalgefühl, Ihre eigene Geschichte mit Unbefangenheit zu Rathe ziehen möchten, würden nicht wohl umhin können, einer solchen Aufwallung des gleichen Gefühls in einem Nachbarstaate Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn selbst einmal angenommen, daß die Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark nichts wäre, als die nothgedrungene Erhebung eines bedrückten, durch unnatürliche Verkettung mit einem ihm ungleichartigen Nachbarvolke in seiner Entwickelung

gehemmten Volksstammes gegen diesen Druck, gegen diese hemmenden Bande, mit welchem Rechte würden Sie, meine Herren aus Belgien, oder Sie, Bürger des freien Nordamerika, diese Erhebung verdammen, da Sie doch von einer gleichen Erhebung die glänzendste und glücklichste Epoche Ihrer Länder, ja deren Existenz als selbstständige Staaten datiren? Und mit welchem Rechte würden Sie, die Sie England, die Sie Frankreich Ihr Vaterland nennen, uns darum tadeln wollen, daß wir dem unterdrückten, dem in seiner Freiheit und Nationalität auf's Tiefste gedrückten Brudervolke durch unsere moralische und materielle Unterstützung zur Freiheit zu verhelfen trachten? Würden Sie, meine Herren Franzosen, sich nicht erinnern müssen, daß einst Frankreich — und zwar das officielle Frankreich, die Regierung, nicht blos das Volk — das ihm benachbarte, aber keineswegs durch Bande der Nationalität ihm verwandte Belgien in seiner Losreißung von Holland mit Waffengewalt unterstützte? Und doch geschah diese Losreißung gegen die klarsten europäischen Tractate, und doch stand den Belgiern kein anderes Recht zur Seite, als der unveräußerliche Anspruch eines Volkes auf nationale und staatliche Selbstbestimmung, ein Anspruch, der sich gegen die aufgezwungene Verbindung mit Holland empörte. Und Sie, meine Herren Engländer, würden Sie wohl — um von Anderm zu schweigen, jene schöne und erhabene, nicht blos in Liedern, sondern in Thaten ausgeprägte Begeisterung Ihres großen Landsmannes, Lord Byron, für den Freiheitskampf der Hellenen verleugnen, würden Sie jene Schlacht von Navarin, welche zuerst das Joch der Türken über Griechenland nachhaltig brach, welche aber, das muß man zugestehen, formell genommen, ein Act souveräner Willkür der Großmächte war, mit Ihrem damaligen Toryministerium einen „untoward event" nennen wollen? Ich spreche nicht von jenem Anschlusse (annexation) des Staates Texas an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, von jenen Freischaarenzügen, welche mit stillschweigender Gestattung der Centralregierung in den einzelnen Staaten des letztern Landes die Losreißung des texanischen Gebiets von Mexiko durchsetzen halfen, von den Grundsätzen, welche dabei zur Sprache kamen und in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten ein lautes Echo fanden, Grundsätze, welche ihre volle Anwendung auf den Fall Schleswigs finden würden, wäre dessen Verhältniß zu Holstein und durch dieses zu Deutschland auch aus keinem andern Gesichtspunkte zu betrachten, als aus dem der Selbstbestimmung des Volkes von Schleswig einerseits, der Nothwendigkeit einer natürlichen Arrondirung Deutschlands andererseits.

Aber so, meine Herren, steht die schleswig-holsteinische Frage keineswegs. Es handelt sich hier nicht um die Trennung zweier Staaten, welche durch rechtsgültige Verträge zusammengefügt waren, wie es Belgien mit Holland war — vielmehr handelt es sich um die Aufrechthaltung von Verträgen, welche das Getrenntsein der Herzogthümer von dem Staate Dänemark, das selbstständige Nebeneinanderbestehen des Einen neben dem Andern unter der Form der bloßen Personalunion ausdrücklich festsetzen. Hier ist nicht ein Volk, welches die Herrschaft seines angestammten Fürsten abschütteln will, wie Sie, meine Herren Nordamerikaner, Sie, meine Herren Franzosen, Sie, meine Herren Belgier, seiner Zeit sämmtlich gethan haben — hier ist ein Volk, welches, obschon im offenen Kriege mit dem König von Dänemark, dennoch ihm, als Herzog von Schleswig und Holstein, alle ihm zukommende Ehrerbietung erweist, alle ihm zuständigen Rechte unversehrt vorbehält, welches für ihn in dem öffentlichen Kirchengebete bittet, welches in seinem Namen die Regierung der beiden Länder führen läßt, ein Volk, welches selbst durch die unerhörteste Kränkung aller seiner Rechte, durch den offenen Bruch der mit seinen Fürsten geschlossenen Verträge von Seiten dieser Letztern sich nicht hat bewegen lassen, weder überhaupt von dem Princip der Monarchie abzufallen, noch auch nur das vertragsmäßige Recht der Herrschaft von demjenigen, der es selbst verletzt, auf einen Agnaten überzutragen, obschon Frankreich für diesen letzten Ausweg das Beispiel im Jahre 1830 gegeben hatte, und es für jenen ersten gerade in demselben Momente gab, wo die Ungerechtigkeit Dänemarks gegen die Herzogthümer und die Erbitterung in diesen auf's Höchste ge-

stiegen war. Die Schleswig-Holsteiner kämpfen nicht für die Eroberung neuer Freiheiten, oder eine größere Unabhängigkeit, als welche ihnen nach den alten Verträgen zusteht, sie kämpfen lediglich für die Wiederherstellung dieser Verträge und für deren unverrückte Aufrechterhaltung.

Was Deutschlands Theilnahme an diesem Kampfe betrifft, so beruht das Recht und die Verpflichtung dazu auf den Grundgesetzen des deutschen Bundes, welche einen anerkannten Theil der völkerrechtlichen Verträge Europa's ausmachen. Nach diesen Grundgesetzen (Bundesacte Art. 11., Wiener Schlußacte Art. 37. 38.) ist der Bund verpflichtet, „jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen," daher auch, „wenn ein Bundesstaat bei einer zwischen ihm und einer auswärtigen Macht entstandenen Irrung die Dazwischenkunft des Bundes anruft" — „den Ursprung solcher Irrung und das wahre Sachverhältniß sorgfältig zu prüfen," und, wenn sich aus dieser Prüfung ergibt, daß dem Bundesstaate das Recht zur Seite steht, „dem verletzten Bundesstaate seine wirksamste Verwendung und Vertretung angedeihen zu lassen und solche so weit auszudehnen, als nöthig ist, damit demselben volle Sicherheit und angemessene Genugthuung zu Theil werde."

Getreu dieser Verpflichtung hat Deutschland im Jahre 1848 und im Jahre 1849 Krieg geführt gegen Dänemark, um das Bundesland Holstein in seinem Rechte auf die untrennbare Verbindung mit Schleswig zu schützen, einem Rechte, dessen zweifellose vertragsmäßige Natur und dessen tief eingreifender Einfluß auf die ganze materielle und politische Existenz Holsteins den Bund zum nachdrücklichsten Schutze desselben ebenso sehr berechtigte als verpflichtete.

Man hat diesem Kampfe Deutschlands für Schleswig-Holstein den Charakter eines Eroberungskrieges aufzuprägen versucht; man hat uns schuldgegeben, wir wollten Schleswig nicht blos vor einer Einverleibung in Dänemark schützen, sondern es uns, dem deutschen Bunde oder Bundesstaate, einverleiben. Man ist noch weiter gegangen; man hat den Gedanken einer einseitigen und gewaltsamen Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund — einen Gedanken, den man uns unterlegte ohne ausreichenden Grund, wie ich sogleich zeigen werde — verschrien als das erste Symptom einer allgemeinen Eroberungslust und einer revolutionären Mißachtung bestehender Besitzverhältnisse, welche das deutsche Volk in Folge der nationalen Erhebung des März 1848 überkommen habe; man hat an den Namen Schleswig den Namen des Elsasses geknüpft. Nichts könnte ungerechter und, verzeihen Sie mir den Ausdruck, abgeschmackter sein, als wenn man im Ernste aus dem, was in jener Richtung von deutscher Seite geschehen ist, irgend etwas der angedeuteten Art folgern wollte, sei es in Betreff des Elsasses oder irgend welcher frühern Zubehörigkeiten des deutschen Reichs.

Wie tief auch jeder Deutsche den Verlust der ehemals deutschen Länder des Elsasses, Lothringens, der russischen Ostseeprovinzen beklagen mag, dem Gedanken an eine Wiedergewinnung derselben stehen nicht blos die geschichtlichen Verträge, sondern, was ungleich schwerer wiegt, es steht ihm, wenigstens was jene erstgenannten Provinzen betrifft, der Wille der Bevölkerung selbst entgegen, die durch Geschichte, Verfassung, Gesetz und Sitte so sehr mit ihrem neuen Vaterlande verwachsen ist, daß die Sprache allein, welche sie noch einigermaßen auf Deutschland hinüber verweist, gegen jene stärkern Bande nichts vermag.

Aber ein ganz anderes ist unser Verhältniß zu Schleswig. Dort ist die große Mehrzahl der Bevölkerung einer innigen Verbindung mit Deutschland geneigt, einer Einverleibung in Dänemark dagegen im tiefsten Herzen gram; die Verträge stehen dieser letztern entschieden entgegen, und der natürliche Gang der Ereignisse wird, wenn man ihn nicht willkürlich ändert, von selbst zu dem hinleiten, was wir eben deshalb nicht nöthig haben auf dem Wege der Eroberung gewaltsam herbeizuführen. Denn sobald nur nicht das Grundgesetz der Herzogthümer, wonach der Mannsstamm allein in diesen herrschen kann, wider den klaren Wortlaut der alten Verträge umgestoßen wird, muß, da in Dänemark

dieselbe Beschränkung nicht gilt, bei dem nahe bevorstehenden Aussterben des Mannsstammes der gegenwärtigen Dynastie, Schleswig-Holstein bald unter eigene Fürsten kommen, und diese werden natürlich nichts Eiligeres zu thun haben, als, sich mit ihrem ganzen Länderbesitz, also auch Schleswig inbegriffen, in den Schutz des deutschen Bundes (oder welche Form und welchen Namen dann die Vereinigung deutscher Staaten haben möge) zu begeben.

Doch, werden Sie sagen, man hat im Jahre 1848 die sofortige Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund verlangt! Allerdings hat man das von Seiten der Nation und ihrer Vertreter in Frankfurt. Allein von Seiten der vollziehenden Centralbehörde Deutschlands, sowohl des Bundestags, als der später an seine Stelle gesetzten provisorischen Centralgewalt, ist kein Schritt geschehen, weder um diese Aufnahme gewaltsam in's Werk zu setzen, noch um sie etwa stillschweigend als vollendete Thatsache in's Leben treten zu lassen. Preußen erhielt den Auftrag, „bei dem ihm übertragenen Vermittelungsgeschäft auf den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund hinzuwirken." Inzwischen aber ward der Gesandte der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins nur als Vertreter des Bundeslandes Holstein in die Bundesversammlung zugelassen. Man hat auch von dieser Seite die bestehenden Rechte geachtet. Die Zulassung von Abgeordneten aus Schleswig in die Nationalversammlung kann als Beweis hiergegen nicht angeführt werden, denn bei der eigenthümlichen Stellung der zunächst nur für die Berathung einer künftigen Verfassung Deutschlands berufenen Versammlung hatte dieser, von ihr allein, souverän und ohne Mitwirkung der Bundesgewalt in's Werk gesetzte Beschluß keinerlei staatsrechtliche Bedeutung nach außen.

Ich fasse das Gesagte zusammen. Die Herzogthümer sind in Krieg verwickelt worden ohne ihre Verschuldung durch nothgedrungene Angriffe auf ihr klares Recht, auf ihre durch vielhundertjährige Verträge begründete Verfassung. Deutschland hat an diesem Kriege Theil genommen, berechtigt und verpflichtet dazu durch die Bundespflicht gegen Holstein. Den Weg der Verständigung, der Vermittelung, des Friedens haben weder die Herzogthümer, noch hat ihn Deutschland verschmäht. Im Jahre 1848, als schon die Herzogthümer, durch den von Dänemark drohenden gewaltsamen Angriff unter die Waffen gerufen, zum Kampfe gerüstet dastanden, sandten sie noch einmal Abgesandte nach Kopenhagen, um das Mittel der Verständigung zu versuchen, forderten nichts als die Aufrechthaltung ihrer verbrieften Rechte; die Abgesandten wurden vom Pöbel in Kopenhagen beschimpft, beinahe getödtet, sie mußten flüchtig im Geheimen die Stadt und das Land verlassen. Auch jetzt vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten hat die Statthalterschaft der Herzogthümer die Hand zum friedlichen Ausgleich der Differenzen geboten. Diese Friedenshand ist abermals zurückgestoßen worden. Von Seiten Deutschlands ward der zweimalige Krieg mit einer Schonung geführt, welche der Nation und selbst dem unbetheiligten Auslande beinahe als Schwäche erschien; bereitwillig nahm man die Vermittelung zuerst Schwedens, dann Englands an, und die Actenstücke über die wiederholt gepflogenen Friedensverhandlungen zeigen, wie weit in der Nachgiebigkeit von Seiten Deutschlands gegangen worden ist, um nur zu einer friedlichen Beilegung des Streits zu gelangen — viel weiter, als es den Meisten in Deutschland mit der Ehre und dem Interesse der Nation und mit dem für die deutschen Waffen günstigen Ausgange des Krieges verträglich schien. Dennoch ist es unmöglich gewesen, die obschwebende Differenz definitiv zu erledigen und den Stoff zu neuen Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Dänemark oder zwischen diesem und den Herzogthümern dauernd zu beseitigen — unmöglich, weil auch die billigsten Vergleichsbedingungen, sogar solche, welche dem guten Recht der Herzogthümer und wesentlichen Interessen Deutschlands viel vergaben, solche, welche selbst die vermittelnde Macht als das Aeußerste, was von dieser Seite geboten werden könne, anerkannte, von Dänemark entweder schroff zurückgewiesen oder in einem Sinne ausgelegt wurden, der dieselben diesseits schlechterdings unannehmbar machte.

Unter solchen Umständen, meine Herren, würden Sie wohl von uns verlangen können, daß wir den Versuch der Herzogthümer, mit eigenen Kräften ihre Sache gegen Dänemark auszufechten — woran sie der zwischen Dänemark und Deutschland geschlossene Friede nicht hindert — als unberechtigt, als mit den Anforderungen der Humanität, Sittlichkeit und Cultur unverträglich verdammen, daß wir uns der Theilnahme an diesem Kampfe, auch soweit der Friedensvertrag solche gestattet, unbedingt enthalten sollten? Werden Sie es uns verargen können, wenn wir den lebhaften Wunsch hegen, es möchte lieber eine Erneuerung des Kampfes Deutschlands mit Dänemark stattfinden, als eine widerrechtliche Unterdrückung der uns stammverwandten Lande, als eine Zerreißung jener Verträge, für deren unverletzte Aufrechterhaltung sich Deutschland wiederholt und feierlich verbürgt hat?

Allerdings, meine Herren Friedensfreunde, ist hier ein großes, ein wichtiges Friedenswerk zu verrichten, wohl das wichtigste im ganzen Bereiche der gegenwärtigen europäischen Politik, an welches Sie die Hand legen könnten. Die schleswig-holsteinische Frage, das ist klar, kann leicht der Zunder werden, an dem ein allgemeiner europäischer Krieg sich entzündet. Diesen Zunder zu ersticken und so die drohende Gefahr eines allgemeinen Brandes von Europa abzuwenden, das ist für Sie, meine Herren, die schönste und erhabenste Aufgabe, und wenn Ihre bevorstehenden Verhandlungen nur Einiges zu deren Lösung beitragen, so werden die Völker Sie segnen, und Deutschland wird stolz sein, daß auf seinem Boden eine solche Frucht gezeitigt ward. Aber, meine Herren, nicht wir sind es, an welche Sie sich deshalb mit Ihren Vorstellungen, Ermahnungen, Forderungen, Vorschlägen zu richten haben — weder die Völker, noch die Regierungen Deutschlands sind es. Was könnten Sie von uns noch in dieser Richtung verlangen, was nicht Sie, die Fordernden, wie uns, die Gewährenden, mit Schaam erfüllen müßte? Dringen Sie auf schiedsrichterliche Entscheidung, wie Ihr Programm es ausspricht? Aber eine solche ist nur da möglich und wirksam, wo es sich um unsichere, bestreitbare Rechte handelt. Die Rechte der Herzogthümer sind aber nicht von dieser Art, wie schon daraus hervorgeht, daß sie bis auf die neueste Zeit wiederholt von deren Herzögen, die alle zugleich Könige von Dänemark waren, förmlich und feierlich bestätigt worden sind.

Ueberdies, meine Herren, erlauben Sie mir zu bemerken, daß das einzige Schiedsgericht, dessen Ausspruch für die definitive Beendigung dieses Streites von praktischem Erfolg sein könnte — ein Areopag der Großmächte — daß dieses Schiedsgericht für Deutschland unannehmbar geworden ist von dem Augenblicke an, wo jene Mächte durch Unterzeichnung des Londoner Protokolls sich zur Partei gemacht haben für Dänemark gegen Deutschland, für das, was sie einseitig ein „europäisches Interesse" nennen, gegen die klaren Forderungen des Rechtes, der Legitimität der Verträge. Deutschland zumuthen, daß es sich dem schiedsrichterlichen Spruche eines europäischen Congresses unterwerfe, so lange auch nur ein Buchstabe noch besteht von jenem Protokolle vom 2. August, hieße, Deutschland die Selbsterniedrigung und Selbstvernichtung zumuthen. Sollten Sie auch — was ich noch immer für unmöglich halte — eine oder einige deutsche Regierungen finden, welche auf ein solches Ansinnen einzugehen nicht abgeneigt wären, so bedenken Sie wohl, meine Herren, daß jede solche Willfährigkeit eine tiefe Erbitterung der ganzen Nation im Gefolge haben würde, und daß, wenn das Unerhörte einträte, daß die sämmtlichen deutschen Regierungen sich dahin einigten, Deutschlands und der Herzogthümer gutes Recht lieber dem Ausspruche eines solchen, im Voraus als parteiisch erkannten Schiedsgerichts, als der Entscheidung durch den tapfern Arm der Nation anzuvertrauen, dann der äußere Friede, den man damit vielleicht erreichte, nur das Signal sein würde zu einer früher oder später, aber ganz unausbleiblich eintretenden innern Explosion in Deutschland, deren Folgen für uns und für ganz Europa leicht viel furchtbarer, viel verheerender, der Cultur und Humanität viel verderblicher sein möchten, als ein noch so blutiger Krieg zwischen Dänemark und Deutschland.

Wenn Sie also in dieser Sache, von Ihrem Standpunkte aus, meine Herren,

etwas thun wollen — und Sie können allerdings möglicherweise sogar viel thun, wenn Sie die gewichtigen Hebel Ihres moralischen Einflusses, Ihrer Wirksamkeit, Ihrer Macht in der Presse auf die rechte Weise in Bewegung setzen — so müssen Sie Ihre Anstrengungen dorthin wenden, wo die eigentliche Ursache des Krieges liegt. Sie müssen sich zu Vertheidigern des ungerecht Angegriffenen machen gegen den muthwilligen Angreifer. Sie müssen mit allen Kräften den Grundsatz bekämpfen, welcher durch das Londoner Protokoll Geltung gewinnen würde, als könne ein sogenanntes europäisches Interesse, d. h. mit andern Worten der Vortheil einer oder einiger Großmächte, diese berechtigen, in die innern Rechtsverhältnisse, in die Erbfolge einzelner Staaten einzugreifen — ein Grundsatz, der, wie Sie leicht ermessen, jeden gesicherten Rechtszustand in Bezug auf die internationalen Verhältnisse unmöglich macht und somit Ihrem obersten Zwecke schnurstracks zuwiderläuft. Wenn Sie auf diesen Punkt Ihre vereinten Bemühungen richten, so werden Sie zwar schwerlich den Czar von Rußland überzeugen, daß nicht jene Politik, die in dem Londoner Protokoll ihren Sieg feiert, von seinem Standpunkte aus die richtigste, d. h. seinen Zwecken die am Meisten entsprechende sei; allein die erleuchteten Staatsmänner der beiden andern Länder, deren vereintes Gewicht in der Wagschaale dieser Entscheidung das des russischen Autokraten vollständig aufzuwiegen im Stande ist, werden Ihren Vorstellungen, denen die Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit zur Seite steht, sicherlich nicht ihr Ohr verschließen; die öffentliche Meinung, die Presse, die Volksvertretung jener Länder wird Sie in diesem, für den Frieden, die Ruhe und das Gleichgewicht Europa's so hochwichtigen Bemühen unterstützen, und — erlauben Sie mir auch das hinzusetzen, denn bei Ihren erhabenen Bestrebungen haben Sie es doch immer mit Menschen und menschlichen Interessen zu thun und müssen auf diese Rücksicht nehmen — die Erkenntniß der reellen Vortheile, welche die beiden westlichen Mächte als seefahrende und handeltreibende von der dereinstigen völligen Trennung der Herzogthümer und Dänemarks, in Bezug auf die Erleichterungen der Einfahrt in die Ostsee, welche sie als freie Staaten von der Zurückdrängung des russischen Einflusses aus Deutschland (dessen Sieg oder Niederlage hier zugleich mit dem Aufgeben oder der Erhaltung Schleswig-Holsteins entschieden wird), welche sie endlich als europäische Großmächte von der Errichtung einer starken Schutzwehr gegen Rußlands weiteres Vorrücken nach Westen — und eine solche wird nur das bundesstaatlich geeinte und in seine natürlichen Grenzen an der Ost- und Nordsee eingerückte Deutschland, die Losreißung Dänemarks und Schwedens von der russischen Suprematie und deren engere Vereinigung unter sich und mit Deutschland herstellen — welche sie also in aller und jeder Beziehung von derjenigen Beilegung der schleswig-holsteinischen Frage zu erwarten haben, die zugleich die allein gerechte ist — diese Erkenntniß wird vollenden, was die Berufung an das Rechtsgefühl jener freien Nationen und an deren so natürliche Sympathien für ein gegen ungerechte Bedrückung kämpfendes Volk nicht schon für sich allein vermögen sollte. Und, glauben Sie mir, meine Herren, eine Vermittlung, welche zu ihrer Basis die Gerechtigkeit, nicht ein einseitig ausgedachtes „europäisches Interesse" hat, eine solche wird Deutschland, werden die Herzogthümer mit dankbarem und bereitwilligem Entgegenkommen annehmen, denn wir verlangen und erstreben nicht mehr als unser klares Recht, wir werden uns aber auch — auf die Dauer wenigstens — dessen seien Sie gewiß! — nicht mit Wenigerem zufriedengeben.

Mögen denn Ihre Friedensbestrebungen, meine Herren, in solchem Sinne auf diesen Ihnen so nahegelegten, so praktischen Zweck sich richten! Und möge der Segen des Himmels mit diesen Bestrebungen sein, wie es die Wünsche und Gebete aller deutschen Patrioten ganz gewiß sind!

Karl Biedermann.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Das Princip der Legitimität und die Constitutionellen.

Paul v. Somsich, das legitime Recht Ungarns und seines Königs. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Dr. Julius Stahl, die Revolution und die constitutionelle Monarchie. 2. Aufl. Berlin, W. Hertz.

Dr. Julius Stahl, die deutsche Reichsverfassung. 2. Aufl. Berlin, W. Hertz.

Franz Guizot, Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karls I. Leipzig, Lorck.

„Nur die Doctrinärs haben keinen Boden in Preußen."
v. Manteuffel.

Wenn in alten Zeiten, wo man die Politik noch mit einer gewissen Naivetät betrieb, eine Revolution vorkam, d. h. wenn sich eine Partei des Staats durch einen Handstreich bemächtigte, und gegen die bisherigen Herrscher nach dem Grundsatz des gallischen Siegers verfuhr, so war das Sinnen und Trachten der gestürzten Partei lediglich darauf gerichtet, einen neuen Handstreich vorzubereiten, der sie wieder an die Stelle ihrer Gegner setzte. So war es mit den Ghibellinen und Welfen, so mit den dynastischen Parteien und den Republikanern in Italien. Die Entdeckung, daß man durch eine Gegenrevolution eigentlich dem Princip der Revolution in die Hände arbeite, und die dieser Entdeckung entsprechende Devise: Nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution, ist noch nicht so alt; sie ist auch noch nicht so fest in den Ueberzeugungen der conservativen Partei gewurzelt, daß diese nicht bei jeder günstigen Gelegenheit geneigt wäre, eine „rettende That", d. h. eine Contrerevolution, der gesetzlichen Reaction vorzuziehen. Die Leidenschaft wird in ernsten Collisionsfällen immer über die Doctrin den Sieg davontragen.

Die schlechthin antirevolutionäre, conservative Doctrin wird so lange im Stande sein, eine Partei zusammenzuhalten, als in dem durch die Revolution erzeugten Chaos der Boden für eine positive Schöpfung fehlt. So in Deutschland bis zum Programm Gagern, so in noch weit größerem Maße in Frankreich, bis eine

wirkliche Partei sich stark genug fühlen wird, für bestimmte Zwecke zu arbeiten. Denn die sogenannte conservative ist keine wirkliche Partei: sie ist die bloße Negation des revolutionären Princips, und wird in ihren einzelnen Maßregeln nichts anders thun, als die Ausflüsse des letztern durch den directen Gegensatz aufheben. Sie ist unproductiv, weil sie von ihrem Gegensatz bestimmt wird.

Es ist daraus auch die theoretische Abneigung zu erklären, die sie gegen jeden Versuch einer Mittelpartei, die theoretische Zuneigung, die sie gegen die extremsten Gegner an den Tag legt. Denn in der Existenz, der Lehre, der Leidenschaft der letztern fühlt sie ihre eigene Berechtigung; während die Bestrebungen der Mittelpartei, die nie aus den abstracten Gegensätzen von Revolution und Reaction, sondern aus einem concreten, dem bloßen Verstand wie der bloßen Leidenschaft unverständlichen Zweck hervorgehen, sie irre machen und sie eben dadurch aufbringen. Die Glaubensartikel der Reaction, wie die des Jacobinismus, sind so einfach und handgreiflich, daß auch der schlichteste Treubündler, der einfältigste Kanonier, der zerlumpteste Proletarier sie versteht, dagegen auf eine Idee einzugehen, wie sie Heinrich Gagern in seiner berühmten Rede über das Verhältniß Oestreichs zu Preußen entwickelte, dazu gehört Sinn für das Positive, Lebendige, das sich in abstracten Phrasen nie erschöpft.

Die Doctrin der reinen Legitimität, eben weil sie nichts Anderes ist, als eine Umkehrung der Principien der Revolution, ist ebenso inhaltlos, ebenso unproductiv, als ihre Praxis. Sie ist mit einem Credo, das sich auf ein paar Seiten zusammendrängen läßt, vollkommen fertig, und kann aus sich nichts weiter entwickeln, sie kann sich nur wiederholen.

Nichts wäre aber thörichter, als mit diesem Princip zugleich die wissenschaftlichen Anstrengungen seiner Vertreter abfertigen zu wollen. Es fällt mir nicht ein, von Niebuhr, Savigny, oder den Verfassern der oben angeführten Schriften, dem preußischen Professor, wie dem ungarischen Aristokraten, zu behaupten, sie seien inhaltslos oder unproductiv; im Gegentheil finde ich bei ihnen in Bezug auf manche Fragen, die auf das innerste Mark unserer gegenwärtigen Bewegung eingehen, eine klarere und bestimmtere Einsicht, als bei Vielen meiner politischen Glaubensgenossen; ich behaupte aber mit Bestimmtheit, daß diese niemals aus ihrem angeblichen Princip hervorgeht. Denn das Princip bleibt bei allen wirklichen, d. h. concreten, nicht durch ein einfaches Credo zu erledigenden Fragen stumm und rathlos. Nur in der Kritik der revolutionären Doctrin ist es fruchtbar, weil diese selbst aus Abstractionen besteht.

Um das Princip der Legitimität zu analysiren, muß ich zunächst auf seinen Gegensatz eingehen, weil derselbe sein einziger Inhalt ist:*) die Revolution.

---

*) Als Beleg eine Stelle aus Stahl, an die ich schon früher einmal erinnert habe: „Der tiefste Grund der Verwerflichkeit der Volkssouveränetät aber liegt in dem, was ihr in-

Nichts ist oberflächlicher, als den Begriff der Revolution an die Ausübung von Gewalt zu knüpfen, an jene Emeuten, die allerdings in jeder Revolution vorkommen, die aber auch sonst in keiner Zeit gefehlt haben, und die in der Regel viel zu unbedeutend sind, um den politischen Umschwung zu erklären, der aus ihnen resultirt. Man vergleiche die in den berühmten Revolutionstagen z. B. der Erstürmung der Bastille, 14. Juli 1789, der Tuilerien, 10. August 1792 und 24. Februar 1848, der Wiener Unruhen vom 14. März und 6. October u. s. w. aufgewandte Kraft und das in denselben vergossene Blut mit einem Ereigniß, wie etwa der Bartholomäusnacht, die trotzdem ohne alles Resultat blieb, so wird man über die Geringfügigkeit der Mittel staunen, mit denen so Großes ausgerichtet wurde. In unserer eigenen Revolution fällt dieses am meisten in die Augen: sie ist nicht zu Stande gekommen durch den Sieg der einen Partei über die andere, denn selbst in dem einzigen Moment, wo es wenigstens zu einem ernsthaften Gefecht kam, der Berliner Barricadennacht, war keineswegs der äußerliche Ausgang das Entscheidende; in allen übrigen Fällen kam es gar nicht dazu,

---

nerstes Wesen ist, in der Auflehnung gegen die heilige Macht, die über dem Menschen ist, in dem Vornehmen, sich selbst zum Herrn der Ordnung auf Erden und zum unumschränkten Lenker der weltgeschichtlichen Zustände zu machen. Der Gegensatz gegen die Volkssouveränetät und sohin die politische Grundwahrheit ist darum der Grundsatz der Legitimität, d. i. des Ansehens bestehender gesetzlicher Ordnung und Obrigkeit. Die Ordnungen, in welche der Mensch gesetzt ist, die er vorfindet bei seinem ersten Erwachen zum Handeln, ja schon bei seiner Geburt, und die Rechte, welche diese Ordnungen verbürgen, seien es Rechte der Gewalt oder Rechte des Besitzes, sind der sittliche Bau der Gesellschaft, mögen sie noch so fehlerhaft sein, und muß deshalb jeder Mensch, und so auch die Mehrheit der Menschen, das Volk, sich an dieselben gebunden erkennen, darf sie nicht verletzen, darf sie nicht abändern außer nach ihren eigenen Bedingungen und Gesetzen. Das ist die sittliche Stellung des Volkes zu seinem öffentlichen Zustand. Eine Ordnung und Regierung, welche Schutz des Lebens und Eigenthums, Reinheit der Familie, Bildung und Unterricht, Vertheidigung nach außen bezweckt und gewährt, und wäre es auch noch so sehr durch Mißstände der Einrichtung und durch Sünden der Machthaber getrübt, bleibt immer ein Heiligthum, und wer einmal die Anarchie erfahren hat, dem wird es zum lebendigen Bewußtsein kommen, welch' eine Wohlthat für das Menschengeschlecht auch noch die schlechteste Verfassung und die schlechteste Regierung ist. Schon daraus ergiebt sich die Pflicht der Unterwerfung unter gegebene Ordnung und Obrigkeit. Vollends aber nach unserer christlichen Erkenntniß wissen und empfinden wir, daß alle gegebene Ordnung und Obrigkeit eine Ordnung Gottes und eine Fügung Gottes ist. Tiefer aufgefaßt ist deshalb das Princip der Legitimität kein anderes als das der Obrigkeit von Gott, sohin der Monarchie des Königs von Gottes Gnaden. Es ist die Achtung und Scheu vor dem vorhandenen gesetzlichen Zustand, gerade weil wir ihn nicht selbst gemacht, sondern als durch ein höheres Walten über uns geworden sehen, im Gegensatze zu der Frechheit und Ruchlosigkeit der Revolution, nach welcher der Mensch alles, was er nicht nach seinem Nachdenken und durch seinen Willen gemacht, vernichtet, damit die sittliche Welt nur sein Werk und nur Gegenstand seiner Herrschaft sei. Dies ist der innerste Kern der beiden Hauptgegensätze unserer Zeit auf politischem Gebiete, wenn er auch nicht allen zum Bewußtsein kommt. Es giebt darum keinen Mittelweg zwischen Volkssouveränetät und Obrigkeit von Gott, zwischen Revolution und Legitimität', zwischen der Heiligkeit der bestehenden Ordnung und der Volksgewalt über der bestehenden Ordnung. Darum wer nicht Legitimist ist, ist nothwendig Revolutionär."

dieselbe Partei, welche im März dem Drängen des Volks fast ohne Widerstand wich, hat im November 1848 und Mai 1849 die alte Position fast ohne Widerstand wieder erobert. — Diese vereinzelten Gewaltthaten, die man sonst unter die Kategorie des Verbrechens stellt, gewinnen nur dadurch Charakter und Bedeutung, daß sie in einen sittlichen Zersetzungsproceß fallen, der auf die bestehenden Mächte ebenso influirt als auf die angreifenden. Warum hat die französische Regierung der Februaremeute nicht eben solchen Widerstand geleistet, als den Republikanern im Jahr 1834, als später den Juniinsurgenten? Sie hatte dieselben Mittel in Händen, dieselben Feinde gegen sich. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Richtung des sittlichen Geistes. — Was nützt es nun, diesen Thatsachen gegenüber die Heiligkeit einer jeden Autorität predigen? Der Sieg der Revolution liegt ja nicht in den Insurgenten, denn eine leidenschaftliche Opposition und leicht erregbare Massen finden sich zu jeder Zeit, sondern in der Beschaffenheit jener Autorität. Welchem Menschen will man einbilden, daß eine Autorität heilig sei, wenn sie sich vor aller Welt als hinfällig und ohnmächtig darstellt?

In der Anwendung von Gewalt, selbst in der Verlängerung des Gewaltzustandes, der Anarchie, liegt also das Wesen der Revolution nicht: die Gesetzlosigkeit kann immer nur ein vorübergehendes Moment sein. Auch nicht in dem Einfluß dieser Gewaltthaten auf die Beschleunigung der legislativen Thätigkeit, denn über der nachträglichen Legalisirung vergißt man den Ursprung, und die legale Form kann unter allen Umständen gewahrt werden. In den dreißiger Jahren ist in vielen deutschen Staaten Gewalt angewendet worden, die bestehenden Verfassungen zu modificiren, es ist aber nirgend ein revolutionärer Zustand daraus hervorgegangen. — Die Veränderungen in den Fundamenten des Staatswesens in der Form des Gesetzes sind schon ein viel bedeutenderes Moment zur Charakteristik der Revolution, namentlich wenn durch sie bestehende Rechte ohne die Einwilligung oder wohl gar trotz des Widerspruchs der Berechtigten aufgehoben werden. Das Letztere ist dennoch nicht die Hauptsache: die Einberufung der modificirten Etats Généraux durch Necker, der preußischen Constituante durch Camphausen und den vereinigten Landtag, der deutschen Nationalversammlung durch den Bundestag, waren politische Acte, durch welche eigentlich für den Augenblick Niemandes Rechte gekränkt wurden, und doch sprach sich in ihnen die Natur der Revolution viel bestimmter aus, als in den vorhergegangenen Emeuten, als später in einzelnen Beschlüssen dieser neuen legislativen Factoren, durch welche bestimmte Rechte gekränkt wurden. — Es ist hier aber immer nicht ein einzelnes Moment, welches man als das Princip der Revolution bezeichnen könnte, sondern das Zusammenwirken verschiedener: Beschleunigung der legislativen Thätigkeit unter dem Eindruck einer wesentlich veränderten erregten Stimmung, Nichtachtung bestehender Rechte, Einführung eines neuen Factors in die Gesetzgebung, dessen Natur man noch nicht übersehen kann u. s. w. — Wenn nun die

Reaction, oder, wie sie sich positiv nennt, die Legitimität, die Sache dadurch bessern wollte, daß sie erklärte: es darf nie ein Recht aufgehoben werden ohne die Einwilligung sämmtlicher Betheiligten, nie ein Gesetz gegeben unter dem Eindruck einer herrschenden Stimmung, nie ein neuer Factor in den Staatsmechanismus eingeführt, ohne vorher erprobt zu sein — so ist das freilich consequent, aber sinnlos, weil es unmöglich ist. — Begnügt sie sich damit, ein gewisses Maß in all diesen Dingen zu fordern, so ist dagegen nichts einzuwenden, wir haben dann aber nicht mehr ein festes, geschlossenes Princip vor uns. — Sehr praktisch dagegen, sehr gefährlich und verabscheuungswürdig wird das Princip der Legitimität, wenn es sich so formulirt: Gesetze, die unter dem Eindruck einer herrschenden Stimmung gegeben sind, Gesetze und Rechtsverhältnisse, bei deren Begründung bestehende Rechte verletzt sind; legislative Factoren endlich, die neu in's Staatsleben eingeführt sind und ältern Factoren den Umfang des Einflusses und der Gewalt beschränken: — alles dieses ist rechtlich unverbindlich, und kann einseitig wieder aufgehoben werden, sobald die Gewalt dazu da ist. — Es wird dies Princip von unserer Reaction praktisch jeden Augenblick ausgeübt, theoretisch hat man es noch nicht gewagt, wenigstens in vollem Zusammenhang auszusprechen.

Ich habe mich bis jetzt lediglich an das Thatsächliche gehalten. Ich gehe jetzt auf den materiellen Inhalt des revolutionären und des legitimistischen Princips ein. Was die charakteristische Lehre der Revolution, die Volkssouveränetät betrifft, so können wir uns rühmen, sie in den Zeiten des revolutionären Schwindels so energisch und unverdrossen bekämpft zu haben, als es nur irgend von Seiten der Reaction geschehen konnte*); wir haben daher das Recht, in dem gegenwärtigen Augenblick, wo es ganz andere Gegner gibt, diesen Kampf bei Seite zu lassen. Jener Wahlspruch, den die demokratischen Blätter an ihre Spitze zu stellen pflegen: „der Wille des Volks ist Gesetz", ist vor allen Dingen darum eitel und abgeschmackt, weil das Volk als solches keinen Willen hat, keinen haben kann; weil die Existenz des Volks als einer moralischen, willens- und zurechnungsfähigen Persönlichkeit eine leere Fiction ist. Der einzige Schriftsteller, der dieses Princip mit einer gewissen Tiefe durchforscht hat, J. J. Rousseau, kommt daher in dem Bemühen, überhaupt nur willensfähige Volks-Individualitäten herzustellen, zu dem seltsamen Ausweg, die Welt atomistisch in kleine souveräne Gemeinden zu spalten. In einer kleinen Gemeinde, wo die Interessen und die Bildungsstufe vollkommen gleich ist, wird es freilich möglich sein — nicht nothwendig — daß ein gemeinsamer Wille des Volks sich bildet; in diesem Fall ist aber die demokratische Verfassung etwas Gleich-

*) Ich verweise u. a. auf den Brief an Fröbel und den Neupolitischen Katechismus, Grenzboten 1848, Heft 28 und 33.

giltiges; denn wo Jeder will, was Alle wollen, kann man viel bequemer Einem den ganzen Staat überlassen. In unsern Zeiten ist es wohl kaum nöthig, das System der souveränen Gemeinden zu widerlegen. Die höchsten Güter der Menschheit knüpfen sich nur an Großstaaten, die allein jene Machtfülle entwickeln können, aus der die Cultur hervorgeht. Was aber den Volkswillen in großen Staaten betrifft, so hat man entweder den einfachsten und folgerichtigsten Ausweg gewählt — la force c'est la loi, der Pöbel in der Hauptstadt ist der Ausdruck des Volks, das Faustrecht die beste Regierungsform; wo es dann sich ergiebt, daß diese Form sich selber widerlegt, daß die eiserne Faust die unbewehrte niederdrückt, bis endlich den Vertretern des Volks nichts übrig bleibt, als in sentimentalen Klagen das legitime Recht der Revolution den Neuerungen der Bayonette entgegen zu halten, sich auf die gewesene Uebermacht als auf einen Rechtstitel zu berufen, aber de populo male informato ad populum melius informandum zu appelliren; oder man constituirt den Volkswillen durch Fictionen; theils beruft man sich auf die sogenannte „öffentliche Meinung", die aus den angeführten Gründen etwas so Formloses, Unbestimmtes ist, daß Jeder sich darauf berufen kann; theils läßt man denselben an Repräsentanten übertragen. Hobbes hat aus der Volkssouveränetät den monarchischen Absolutismus hergeleitet, die preußische Nationalversammlung ihren eigenen Absolutismus. Nun ist bekanntlich mit der größten Einbildung von sich selbst in der Regel die größte Ohnmacht verbunden, wie Jakob I., Bonifaz VIII. ꝛc. zur Genüge darthun. Keine Gewalt geht über die Grenze des Möglichen und Vernünftigen: eine Versammlung kann zwar jedes beliebige Gesetz erlassen, aber mit seiner Durchführung ist sie an die Schranken des Bestehenden gebunden, sie kann z. B. decretiren: Alle Menschen sind gleich, aber durchführen wird sie dieses Decret so wenig, als wenn sie verordnete: alle Menschen müssen mit Federn zur Welt kommen. Eine Versammlung, die unter gesetzlichen Formen, zu bestimmtem Zweck, mit bestimmten Rechten gewählt ist, wird innerhalb dieser Schranken und innerhalb der logischen Bedingungen des Denkens und Wollens Gewalt haben, ob sie sich auf die Souveränetät ihres Mandates beruft oder nicht; springt sie phantastisch über die Grenzen der Vernunft, so wird das Mandat ihr eben so wenig helfen.

Die Theorie von der Volkssouveränetät ist also eigentlich nur darum praktisch schädlich, weil sie die ungebildeten Volksclassen depravirt, weil sie ihrer Phantasie einen Schauplatz öffnet, dem ihr Verstand nicht gewachsen ist; ihren Wünschen ein Feld, auf dem ihr Wille nicht ausreicht. Im Uebrigen wird unter Gebildeten kein Streit darüber sein, daß jede unbeschränkte Gewalt, welchen Träger sie auch habe, nicht nur ein Unrecht, sondern auch eine Unmöglichkeit in sich schließt. Die Frechheit der absoluten Monarchie: l'état c'est moi, hat zu der Phantasie einer unbedingten Volksherrschaft, die Lehre von der Fürstensouveränetät zur Lehre von der Volkssouveränetät geführt. Mit dem „göttlichen

Recht der Obrigkeit" ist gar nichts gewonnen; denn bei Obrigkeiten, deren Ursprung ich mit eigenen Augen verfolgen kann, wird mir der Mythus des göttlichen Ursprungs nicht imponiren, und bei einer Monarchie, die ihre Wurzeln in den Jahrtausenden hat, ist er überflüssig. Souveränetät, als schrankenlose Gewalt gefaßt, ist an sich ein widersinniger Begriff. Wenn aber Stahl den Begriff der Fürstensouveränetät als concentrirende, nicht als uneingeschränkte Staatsgewalt erklärt*), so ist das zwar sehr richtig, und wird von sämmtlichen Constitutionellen anerkannt werden; geht aber weder vom Princip der Legitimität aus, noch bezeichnet es irgendwie den Unterschied des Stahl'schen Constitutionalismus von dem unsrigen, denn alle jene Attribute der königlichen Gewalt kommen auch der Krone Großbritanniens zu, von der Stahl p. 86 sagt: „Der König ist nur die berühmte Firma, unter der das englische Geschäft fortgeführt wird, obwohl die Inhaber desselben längst andere geworden sind." Dieser beschränkte Begriff der Souveränetät ist aber eine Unwahrheit, sobald man jene monströse Lehre predigt, daß der Obrigkeit von Gottes Gnaden niemals Widerstand geleistet, daß auch einem Nero nur mit dem Muth des Duldens begegnet werden dürfe; eine Lehre, die in der Praxis nie in Anwendung gekommen ist, die jeder gesunde Staatsmann und Geschichtsschreiber verworfen hat — ich erinnere an Macaulay — und über deren angebliche Begründung durch das Christenthum**) ich mich in einer frühern Abhandlung ausgesprochen habe. Hier halte ich es für überflüssig, bei der theologischen Motivirung der Obrigkeit von Gottes Gnaden zu verweilen, theils weil man sich da auf ein Gebiet verirrt, in welchem ohne Inspiration der Eine den Andern nicht versteht, theils weil dieser göttliche Ursprung

---

*) Stahl sagt p. 25: „Es muß nämlich die Staatsgewalt, die in mannigfachen Organen thätig ist (Richtern, Beamten, Kammern, Armeen), ein Centrum haben, gleichsam die innerste Persönlichkeit des Staates, das ist eine Macht und Autorität, von welcher alle diese Organe ihre Ermächtigung ableiten (selbst wenn sie in ihren Functionen unabhängig handeln), die ihre Thätigkeit veranlaßt, sie beaufsichtigt und sie alle auf einander beziehend und berechnend für den Einen Gesammtzweck des Staates verbindet, die endlich den Staat als Ganzes nach außen repräsentirt — das ist Souveränetät in ihrem technischen staatsrechtlichen Begriff, also nicht dasselbe mit der totalen und deshalb unumschränkten Staatsgewalt, sondern gerade im Gegentheil den Centralpunkt im Unterschiede der ganzen peripherischen Thätigkeit der Staatsgewalt bezeichnend, und dies ist es, was in der Monarchie nothwendig dem Könige zukommt. Darum hat er die Richter zu ernennen, zu ermächtigen, und sie sprechen im Namen des Königs, darum darf sich das Parlament nicht versammeln ohne Berufung des Königs und ungeachtet dieser seiner Souveränetät erkennen die Richter unabhängig von ihm, votiren die Kammern unabhängig von ihm."

**) Stahl sagt p. 5: „Die christliche Sitte — die doch bis jetzt auch die meistens anerkannten, welche den christlichen Glauben leugnen — verwirft unbedingt jede Empörung, und es ist das nicht etwa eine schwächliche Lehre, oder welche den öffentlichen Zustand der Tyrannei Preis giebt. Es gehört ein heroischerer Muth dazu und hat einen nachhaltigeren Erfolg, dem Unterdrücker mit dem Zeugniß der Wahrheit gegenüberzutreten, als das Schwert gegen ihn zu erheben. Die Hugenotten griffen zu den Waffen und haben wenig ausgerichtet, die ersten Christen ließen sich würgen und haben damit die Welt besiegt."

in allen Collisionsfällen unerweisbar ist, man müßte denn die Widerstandslosigkeit auf jeden Eroberer, jeden Prätendenten, zuletzt jeden Räuberhauptmann ausdehnen. Die Legitimisten haben zwar die Grade der Legitimität — die nähere und entferntere Verwandtschaft mit Gottes Gnaden — zu einer Art Casuistik ausgearbeitet, z. B. im Berliner politischen Wochenblatte, aber alle Casuistik verlangt Beichtväter, und diese sind in unserem politischen Leben noch nicht eingeführt. — Die Legitimisten sollen bedenken, daß in der Zeit, welche ihnen die theuerste ist, dem Mittelalter, die Insurrection in vielen Fällen ein in den Gesetzen vorgesehenes Rechtsmittel gegen Uebergriffe der Obrigkeit war. — Nicht der bewaffnete Widerstand gegen die Obrigkeit ist das Kennzeichen der Revolution, sondern das Unorganische, Formlose desselben: der Unabhängigkeitskrieg Nordamerika's, Schleswig-Holsteins, Ungarns, sind keine Revolutionen.

Der Begriff der Revolution findet auch nicht in der Idee der Volkssouveränetät seine tiefere Begründung, denn diese ist nur ein ungeschickter Ausdruck für einen Ideenwechsel, der die neue Zeit wesentlich vom Mittelalter und der alten Geschichte scheidet. Alle die andern Phänomene der Revolution, die ich bisher besprochen habe, sind auch sonst vorgekommen, man hat auch sonst im Namen des Volks die Fahne des Aufstands aufgepflanzt; alles das macht aber noch nicht jene geistige „Umwälzung" aus, die wir seit 1849 theils hoffen, theils fürchten. Das charakteristische Kennzeichen der Revolution im modernen Sinne ist der sich in ihr Luft machende Idealismus.

In frühern Zeiten hatte jeder Aufstand, wenn es nicht lediglich ein blinder Tumult war, einen bestimmten, endlichen, egoistischen Zweck. Es war nicht eben die heilige Scheu vor der Obrigkeit von Gottes Gnaden, aus der die Bedingtheit der Forderungen hervorging, sondern der plastische Sinn einer naiven Zeit, der noch nicht daran gewöhnt war, sich in unbestimmten Abstractionen zu bewegen. So hatte in der römischen Geschichte jeder Aufstand sein genau umschriebenes Ziel; so waren noch im 16. Jahrhundert die bekannten Forderungen, welche die Bauern auf die Fahne ihrer Empörung schrieben, von ihrem eigenen, naiven Standpunkt aufgefaßt und sehr bestimmt formulirt. In neuerer Zeit dagegen fordert man nicht für sich, sondern für die Menschheit, man geht von einem Ideal des Menschen, demnach einem Ideal der Gesellschaft aus, und dieses Ideal will man der bestehenden Gesellschaft substituiren. Die Volkssouveränetät, die man hinterher anführt, ist nur eine Redensart, sich zu legitimiren; der wahre Revolutionär, ein Marat oder ein Socialist, fragt nicht erst beim Volke an, er trägt die Gewißheit seines Princips in der eigenen Seele, und wird nöthigenfalls die Majorität des Volks ausrotten, wenn sie seinen Glauben nicht theilt, denn der Unglaube ist ein Verbrechen.

Diese Art des Glaubens ist nur in ihrer Richtung auf die Politik etwas Neues, nicht in ihrem Wesen. Sie ist die moderne Form des re-

ligiösen Enthusiasmus*). Das Christenthum, der Islam u. s. w. sind ebenso idealistischer, ebenso leidenschaftlicher Natur gewesen, und wenn sie die bestehenden Könige gelten ließen, so war das nicht Respect vor ihnen, sondern verächtliche Gleichgiltigkeit gegen alles weltliche Wesen überhaupt. Den Aposteln der neuen Religion ist es nicht eingefallen, Ehrfurcht gegen das Bestehende zu haben; ihr Glaube war ein Feuer, das die Bildungen der realen Welt verzehrte, wie der Glaube unserer modernen Propheten.

Von wem gingen in der neuen Zeit die ersten Bilder des idealen Staats aus, der dem Willen Gottes gerecht werden sollte, die Utopia, die Oceana, die Civitas solis u. s. w.? Von religiösen Schwärmern, von Männern der fünften Monarchie. Wer hat die erste große Revolution gemacht? Religiöse Schwärmer, Männer der fünften Monarchie. Im Namen Gottes ist der Thron Altenglands gestürzt, ist dem König Karl das Haupt abgeschlagen worden. Der wahre Vertreter des englischen Volks, um mit Herrn v. Gerlach und den französischen Reactionärs zu reden, die in dem Wahnsinn ihrer Furcht uns Deutsche noch übertreffen**), d. h. die Armee, hat, vom heiligen Geiste erfüllt, in der alten Monarchie das Unterste zu oberst gekehrt, um das Reich Gottes auf Erden einzurichten. Der Unterschied ist nur, daß der Idealismus, der im Mittelalter außerhalb des Irdischen sich bewegte, durch die Reformation auf das Irdische gelenkt wurde. In diesem Sinne ist allerdings die Reformation die Quelle unserer Revolutionen, obgleich die Reformatoren, die einen in der Entwickelung der Zeit nothwendigen Proceß vollzogen, ohne sich dessen bewußt zu werden, daran ganz unschuldig waren. Das Etre suprême Robespierre's war freilich ein farbloser, ungestalter Gott, aber nicht minder blutig, als der Gott Torquemada's, dem zu Ehren die Scheiterhaufen loderten.

Die Revolution ist ein Ausdruck des Fanatismus, weil sie von einer Idee ausgeht. Der irdisch egoistische Wille wird wohl zur Leidenschaft, aber nie zum Fanatismus, nie zum Wahnsinn, weil er keine Selbstentäußerung enthält.

Und diesen Fanatismus, der darum keineswegs erstorben ist, weil er für den Augenblick, von der eigenen Anstrengung erschöpft, zusammensinkt, gedenkt die Reaction durch Predigten zu bekehren? Durch das Dogma der Legitimität, das Alles, was ist, als solches heiligt? Ein eitles Unternehmen! Denn jener Geist ist eine dämonische Naturkraft, sein Feuer ein ursprüngliches, der rückwärts gewandte Glaube des neuen Sanhedrin eine künstliche Gluth, die jenem nicht widerstehen wird. Der Fanatismus wird nur durch die Aufklärung geheilt. —

Der Geist der Revolution — der auf das weltliche Wesen gerichtete Idea-

*) Der etwas Anderes ist, als Frömmigkeit. Die Verwechselung beider Begriffe hat zu viel Verkehrtheiten Anlaß gegeben.

**) Man vergleiche die politische Wochenschau im zweiten Juliheft der Revue de deux mondes.

lismus — ist nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern die eigentlich treibende Kraft des Zeitalters. Man soll sie nicht zu tödten suchen, sondern sie zu einem naturgemäßen Proceß zu organisiren.

Das Mittel, den Kampf des modernen Geistes, des politischen Idealismus, mit der realen Mannigfaltigkeit des bestehenden Staats auf eine organische, regelmäßige Weise durchzuführen, ist für uns — der constitutionelle Staat. Der constitutionelle Staat ist für uns nicht ein ideales fertiges Bild, wie für die Einen die Demokratie, für die Andern die Monarchie von Gottes Gnaden, sondern die Form des Processes, in welcher die beiden Mächte sich geltend zu machen haben. — Ich will dabei zugestehen, daß für ein geniales, aber sittlich depravirtes Volk, wie die Franzosen, das Fegefeuer der Republik für Augenblicke ein zweckmäßigeres Heilmittel sein kann, aber es bleibt immer ein verzweifeltes Mittel.

Der constitutionelle Staat ist für uns, wir können es nicht oft genug wiederholen, nicht die heilige Widerspruchlosigkeit, sondern der organisirte Widerspruch. Und eben als solcher ist er für uns, unter den bisher bekannten, die höchste und am meisten entwickelte Staatsform.

Es ist bei der weitern Entwickelung derselben, was die meisten Rechtslehrer verwechseln, zweierlei zu unterscheiden: 1) die Anwendung dieser Staatsform zur zweckmäßigen Entwirrung bestehender Rechtsverhältnisse, 2) die Anwendung zur Bildung neuer, der Natur der Dinge entsprechender Rechtsverhältnisse, zur Gründung eines wirklichen politischen Neubaus. — In Beidem wollen wir uns an unsere deutschen Zustände halten.

Wir müssen außerdem unterscheiden zwischen den Phasen des constitutionellen Staats. Unsere Partei hat mehrfach gefehlt, wenn sie für einzelne Fragen die Analogie solcher Staaten herbeizog, in welchen das bei uns noch neue Moment der Volksvertretung sich bereits so in den gesammten Staatsorganismus eingefügt hat, daß der Gegensatz gar nicht mehr hervortritt; die Reaction aber ist noch viel thörichter, wenn sie den Maßstab jener bereits entwickelten Staatsformen an unsere Zustände legt, uns überreden will, eben weil bei uns der Gegensatz eintritt, seien wir nicht geeignet für freie Formen. Natürlich kann eine rechtliche Ordnung erst da eintreten, wo die materielle Grundlage des Staats vorhanden ist*); und ihre erste Erscheinung wird stets das Moment der Unfertigkeit, des

*) Wie das Recht des Volkes zur Theilnahme am Staate zu betrachten ist, entwickelt Stahl vollkommen richtig p. 52—53: „Die vernünftige Ordnung des Gemeinwesens ist die erste und weit über alles Andere überwiegende Rücksicht. Die Betheiligung der Menschen an Herstellung dieser Ordnung ist dann allerdings eine zweite Rücksicht, soweit sie eben ohne Nachtheil jener ersten erreicht werden kann. Darum ist es ein Fortschritt in der Geschichte der Staatenbildung, diese Betheiligung zu gewähren, und es ist eine Steigerung und Vervollkommnung des öffentlichen Zustandes, wenn das in einem hohen Grade erreicht ist. Was aber Sache des Fortschritts, der Steigerung und Vervollkommnung ist, das ist nicht ein an-

Streits an sich tragen. Damit erledigt sich auch der angebliche Gegensatz, den Stahl zwischen constitutioneller Verfassung und parlamentarischer Regierung aufstellt. Wo in dem Königthum noch der alte Staat, im Parlament die neu aufstrebenden Keime enthalten sind, wird eine parlamentarische Regierung im strengen Sinne nicht füglich eintreten können; so war in Frankreich die Regierung nicht ein Ausdruck der parlamentarischen Majorität, sondern umgekehrt, die Majorität eine Combination zur Stütze der Regierung. Wenn sich aber die beiden Factoren des Staats so in einander eingelebt haben, daß die Fremdartigkeit aufhört — was durch das Streben der Regierung einerseits, die Majorität zu ihrer Disposition zu haben, und durch das Streben der Majorität andererseits, ihre Grundsätze in die Verwaltung einzuführen, im Laufe der Zeit nothwendig geschehen wird — so wird jene Bedeutung der Krone, daß sie außerhalb des Parlaments steht, gerade so aufhören wie in England, ohne daß die Krone deshalb aufhört, der Schwerpunkt des Staatslebens zu sein.

Bei uns in Preußen hat sich das Verlangen nach einer constitutionellen Verfassung nicht auf die Idee der Volkssouveränetät gegründet, sondern auf den Rechtsboden. Eigentlich war aber auch dieser Rechtsboden Nebensache; es kam darauf an, dem auf eine künstliche Weise von oben her gegründeten Staate die natürliche Basis, und zugleich den Anhaltspunkt seiner zeitgemäßen Erweiterung zu finden.

Es ist hier der Ort, auf die eigenthümliche Natur des preußischen Staats

---

gebornes Recht, und was erst eine zweite Rücksicht ist, das darf nicht nach sich selbst bemessen werden, sondern erhält sein Maß von jener ersten und höhern Rücksicht. Es ist ähnlich auf dem sittlichen Gebiete. Der Fortgang der Geschichte ist es, daß die Menschen zuerst das göttliche Gebot (das Gesetz der Sitte) unmittelbar und man möchte sagen instinktartig, wie sie es als Tradition erhalten, später aber bei Entwickelung der sittlichen Freiheit je mehr und mehr in eigener Erkenntniß und innerer Durchdrungenheit von seiner Herrlichkeit befolgen. Allein die Befolgung des Gebotes ist immer das Erste, ist allein das Unbedingte, jene Freiheit und Innerlichkeit bei der Befolgung ist eine Steigerung und Vervollkommnung, die auch (besonders als allgemeiner Zustand) nie absolut, sondern nur annähernd eintritt, und wie es immerhin besser ist, traditionell und instinktartig das sittliche Gebot zu erfüllen, als bei voller Entwickelung der sittlichen Freiheit sich über dasselbe frevelhaft hinwegzusetzen, eben so ist auch der politische Zustand, in welchem gar keine Betheiligung des Volks an der Staatslenkung stattfindet, noch besser, als derjenige, in welchem dieselbe, in's Unbeschränkte getrieben, die Erhaltung der vernünftigen Ordnung selbst unmöglich macht. Ein Zustand, wie der englische, in welchem eine weite Betheiligung des Volks an der Staatsgewalt besteht, aber eben dennoch in so mannigfachen Einschränkungen und Abstufungen, daß der Wohlbestand des Staates verbürgt ist, also nichts weniger als allgemeines Stimmrecht und allgemeine Wählbarkeit, ist deshalb seinem Grundcharakter nach (abgesehen von der besondern Art der Durchführung) das Muster eines gesunden und vollkommenen politischen Zustands. Es ist das gleichsam eine Kristallisation des Gemeinwesens, daß sich die öffentliche Ordnung und Lenkung zugleich im Volke als sein eigenes Bewußtsein und Wollen spiegelt und zurückstrahlt." — Dabei ist nur zu bemerken, daß auch der Grundsatz: salus populi suprema lex, nicht uneingeschränkt zu fassen ist. Denn die Angst des Menschen ist nur zu geneigt, weil man im Gehen straucheln kann, das Gehen zu verbieten.

einzugehen. Preußen ist am wenigsten geeignet, das Princip der Legitimität in sich durchzuführen, weil es seiner ganzen Lage nach ein erobernder Staat ist; schon seine Existenz war eigentlich ein Unrecht gegen das gesetzlich Bestehende. Aus der doppelten Vasallenschaft, dem römischen Reich und der polnischen Krone gegenüber, haben die Hohenzollern durch das Schwert sich die Souveränetät erobert. Die Theilung Polens wie die Schilderhebung gegen den Kaiser waren dem Staate schon in seiner Wiege vorgezeichnet. Es hat die Bande des Reichs gesprengt, und eben darum hatte es den Beruf, sie in seiner Hand wieder zu vereinigen. Diesen Punkt darf man nicht aus den Augen lassen, wenn man die preußische Verfassung nicht einseitig beurtheilen will, denn es handelte sich in ihr ebensowohl um eine friedliche Eroberung Deutschlands als um eine Reform des innern Staatslebens.

Wir verlangten die Verfassung, um aus Preußen eine Nation zu machen. Die übrigen Motive, so schwer sie an sich sind, fallen neben diesem wenig in's Gewicht. Der Gedanke, diese Nation bis zu ihren natürlichen Grenzen auszudehnen, war unzertrennlich damit verbunden.

Freilich soll die Verfassung auch eine Garantie geben gegen die Fehler und Willkürlichkeiten der Verwaltung, sie soll dem Staatsleben Kräfte zuführen, die ihm sonst fremd geblieben wären. Die Hauptsache ist aber der moralische Eindruck, den sie auf das Volk macht. Die materiellen Interessen können auch im aufgeklärten Despotismus gefördert werden, und wenn er verständig ist, so wird er durch eine Repräsentation der Interessen (Handelskammer u. s. w.) seine eigene Einsicht ergänzen, und die Freiheit der Association (Eisenbahnen u. s. w.) seinem eigenen Vortheil zu Liebe erweitern. Wenigstens wird sich schwer erweisen lassen, daß die gemischte Vertretung, nach welchem Wahlgesetz auch immer, unbedingte Bürgschaft für die zweckmäßigste Verwendung der materiellen Mittel böte.

Aber der Mensch hat höhere Güter, als das materielle Wohlsein. Das höchste ist das Gefühl, freies Glied eines mächtigen Gemeinwesens zu sein. Eine Grundlage für dieses Gefühl war bei uns die militärische Ehre, der Stolz auf den preußischen Kriegsruhm. Aber auf die Dauer kann ein Volk von der Erinnerung an eine große Zeit nicht leben. Um dauerndes Interesse am Staate zu nehmen, muß man wissen, was darin vorgeht, muß man eine, wenn auch noch so beschränkte Strlle haben, für die Realisirung des eigenen Willens darin zu arbeiten.

Wenn die Krone diese nothwendige Ergänzung des Staats in der Wiederbelebung der alten, durch die Monarchie gebrochenen Stände suchte, so war dieser Gedanke an sich nicht verwerflich, wenn sie nur nicht den doppelten Fehler begangen hatte, einmal die Standschaft an so künstliche Bedingungen zu knüpfen, daß nur ein äußerst geringer Theil der Befähigten dazu berufen war, und dann den Wirkungskreis derselben so einzuengen, daß die Stände vor dem Volk fort-

während lächerlich gemacht, in ihnen selbst eine ewige Erbitterung genährt wurde. Es war die Monarchie, welche die Volksvertretung fortwährend in die Opposition trieb.

Später hat man die Wahlen nach dem Princip der Volkssouveränetät eingerichtet, und ist damit gescheitert. Aber noch viel weniger ist die Legitimität im Stande, diese Frage zu einer verständigen Lösung zu bringen. Das göttliche Recht weiß nichts zu sagen, wo es sich um einen wesentlich neuen Factor des Staatslebens handelt.

Der einzige Grundsatz, den wir der historischen Schule zugeben, der aber mit dem Princip der Legitimität nichts zu thun hat, ist dieser: in der neuen Staatsform sollen alle wirklich vorhandenen Kräfte der Nation verwerthet werden — sie mögen göttlichen oder ungöttlichen Ursprungs sein. Daß die royalistische, specifisch preußische Gesinnung eine wirklich bestehende Kraft ist, hat die Geschichte der letzten Jahre gelehrt. Sie hat aber auch die deutsche Gesinnung des preußischen Volks bewiesen, und wir müssen begreifen, daß der Gedanke der Union (d. h. der friedlichen Eroberung Deutschlands durch Preußen), der bei unsern kleindeutschen Verbündeten lediglich Verstandessache bleibt, bei uns Preußen Herzenssache ist. Durch die fortdauernde Verletzung dieses Nationalgefühls untergräbt die Regierung die Fundamente ihres eigenen Bestehens.

Und nun mischt sich in diesen einzigen productiven Gedanken der preußischen Politik die abstracte Phrase der Legitimität, die schon in Fragen, wo es sich um einen bestehenden Staat handelt, sich als rathlos bewährt hat, die aber vollends, wo es die Begründung eines neuen Staats- und Rechtsverhältnisses gilt, nur verneinen kann. Daß die östreichische Partei, die in unserer Aristokratie nicht klein ist, die Unterordnung Preußens unter den Bund als etwas Wünschenswerthes betrachtet, ist begreiflich; wenn aber Stahl, der sich mit dem Gedanken der Union für einverstanden erklärt, fortwährend darauf zurückkommt, der Constituirung der Union müsse eine vertragsmäßige Rechtsablösung des Bundes vorhergehen, so läßt er dabei die Frage ganz aus dem Spiel, was dann geschehen soll, wenn die übrigen Betheiligten des Bundes sich dieser Rechtsablösung entziehen. Angebliche Rechtsbedenken, wo die Zeitumstände einen Staat gewaltsam auf die Bahn hindrängen, die seiner Natur überhaupt angemessen ist, sind in der Regel nur der Ausfluß der Furcht; die Furcht ist aber der schlechteste und gefährlichste Rathgeber. Mit jenen Bedenken hat es Preußen jetzt dahin gebracht, daß, während noch vor einem Jahre die Zügel Deutschlands in seinen Händen waren, jetzt Oestreich sie ihm entrissen und seinen Nebenbuhler in die unerfreuliche Rolle des Protestirenden, des Malcontenten zurückgedrängt hat, daß es um einen viel geringern Preis jetzt schwerere Opfer bringen muß, als ihm in der Stunde des kühnen Entschlusses zugemuthet wurden. Denn es läßt sich die Geschichte nicht zurückschrauben: Preußen hat nicht mehr die Wahl zwischen seinem alten Zustand und einer neuen Eroberung;

sobald es auf den Bundestag eingeht, unterzeichnet es sein eigenes Urtheil, es tritt aus der Reihe der Großmächte und wird ein östreichisches Nebenland.

Man hat den Bundestag vielfach geschmäht, und die Schuld seiner Unthätigkeit in die Gesinnung der Betheiligten gelegt. Sie lag vielmehr in der Natur der Verhältnisse. Ein Föderativstaat aus Monarchien verschiedenen Ranges, unter denen zwei von entgegengesetztem Interesse sich ungefähr die Waage halten, ist eine innere Unmöglichkeit. Die Revolution hat nichts weiter gethan, als die Unhaltbarkeit dieses Bandes an den Tag zu bringen. In der Politik ist die Unmöglichkeit auch das Unrecht. In diesen Verwirrungen den Katechismus der Legitimität zu Rathe zu ziehen, aus Furcht vor der Revolution die Bewegung überhaupt ersticken zu wollen, ist ein kläglicher Ausweg. Die Schwarzburg-Rudolstädter, Lippe-Detmolder Regierungen u. s. w. sind auch von Gottes Gnaden, und doch ist ihre freie Existenz eine nur scheinbare, und so weit sie wirklich ist, ein Unrecht gegen die Nation und ein Hohn gegen den gesunden Menschenverstand. Daß in der Kleinstaaterei die Hauptquelle unsers Elendes liegt, davon hat selbst Stahl eine Ahnung; er vergißt aber, daß die Spaltung Deutschlands in Mittelstaaten seine einstige Befreiung noch mehr in die Ferne rückt.

Als ob irgendwo, wenn es sich um ernsthafte, um Lebensfragen der Staaten handelt, die vermoderten Pergamente befragt würden! Der König von Dänemark thut einen kühnen Griff in das Recht, was von seinem Standpunkt aus nicht zu verwerfen ist, denn an dem Besitz der Herzogthümer hängt die Möglichkeit der Existenz des dänischen Staats; die Herzogthümer erheben sich, um ihre legitimen Rechte zu wahren, und nun treibt der Aberglaube an das göttliche Recht der Fürsten, auch wo sie Unrecht thun, unsere angeblichen Legitimisten zur Anerkennung des Unrechts, zum Verrath am Vaterland.

Das alte römische Reich war bereits zerfallen, noch ehe Napoleon es auflöste. Nur Oestreich und Preußen ist lebensfähig aus diesem Zerfall hervorgegangen. Der nächste Schritt, den beide Staaten zu thun hatten, um sich frei bewegen, leben und wirken zu können, war der, sich zu trennen. So wie in der Paulskirche, sobald der bloße einfache Widerstand gegen die Partei des Umsturzes nicht mehr ausreichte, sobald es galt, etwas Neues zu bauen, die bis dahin scheinbar vereinigten conservativen Elemente sich sonderten, so hatte es die Natur auch den staatlichen Bildungen vorgezeichnet, die daselbst vertreten waren.

Oestreich ist aus diesem Wege, der auch ihm der heilbringende war, ebensowohl durch die alte Habgier des Hauses Habsburg, als durch die Unentschlossenheit seiner Gegner verlockt worden. Auch Oestreich ist von der Geschichte nicht auf die Bahn der Legitimität gerufen, auch Oestreich muß erobern, wenn es nicht untergehen will, aber seine Eroberungen gelten dem Innern. Die bunte Ländermasse dieser Monarchie muß in einen organischen Staat verwandelt werden, wenn nicht auch die Monarchie untergehen soll. Wieder und wieder sind

Oestreichs Fürsten auf diesen Versuch zurückgekommen; sie haben aber nie die Kraft entwickelt, ihn durchzuführen. Aber die künstliche Stagnation, in der Metternich die staatlichen Widersprüche zu bannen und zu verstecken wußte, kann nicht lange dauern; wäre es möglich, so träte Oestreich aus der Reihe der Culturstaaten heraus. Die Verfassung des 4. März und die daraus resultirenden Schritte sind der nothwendige Versuch des Staats, sich zu organisiren. Der Versuch ist ungeschickt, roh, voll von Widersprüchen — aber er ist nicht zu umgehen. Die Grenzboten können sich rühmen, diesen Gesichtspunkt von Anbeginn der Revolution festgehalten zu haben. Von diesem aus sind auch die Vertreter des legitimen Rechts zu beurtheilen, sofern dieselben gegen den Neubau Oestreichs Opposition machen.

Paul von Somssich, der Verfasser der oben angeregten Schrift, ist einer der gediegensten derselben. Wir behalten uns die ausführliche Besprechung dieses wichtigen Buches noch vor. Hier nur soviel, der Legitimist beweist zu viel oder zu wenig. Zu viel: denn wäre es denkbar, daß Ungarn einen lebensfähigen Staat bilden könnte, so müßte bei dem vorherrschenden und durch keine Gewalt der Erde mehr zurückzudrängenden Streben unserer Staaten, durch Gewinnung der nationalen Basis aus der künstlichen Form des Mittelalters in die natürliche überzugehen, Ungarn früher oder später wieder zum Versuch der Unabhängigkeit getrieben werden. Denn nur die mittelalterlichen, privatrechtlich in einander verwickelten Staatsverhältnisse ertrugen eine bedingte Souveränetät; jeder Staat, der eine relative Freiheit zu behaupten im Stande ist, wird nach der vollen streben. Zu wenig aber beweist er, wenn er mit der ungeschickten Weise der Durchführung auch das Princip der Regierung widerlegt zu haben glaubt.

Somssich steht weit höher, als unsere preußischen Legitimisten. Er bleibt bei seiner Rechtsdeduction, obgleich sie ihm die Hauptsache ist, nicht stehen; er sucht mit den Augen seiner Gegner um sich zu sehen, aus ihrem eigenen Interesse sich zu orientiren. Er steht darum höher, weil sein Grundsatz eine viel solidere Basis hat; denn er beruht auf den factischen Verhältnissen, während die Legitimität unsers deutschen Bundes u. s. w. nur noch in der Einbildung vorhanden ist.

Wenn aber nicht einmal eine einfache staatsrechtliche Frage durch jenes Zauberwort, durch welches man den bösen Geist der Revolution zu bannen vermeint, zu entscheiden ist, so ist das noch viel weniger denkbar bei denjenigen Bestrebungen, die in der Politik sehr bald das abstracte Staatsrecht ganz aus dem Gesichtskreise drängen werden: den Bestrebrngen der eigentlichen Cultur. Eine legitimistische Nationalökonomie und Handelspolitik — der Gedanke ist zu absurd, als daß nicht unsere romantischen Staatskünstler schon darauf verfallen sein sollten. Den Hunger durch das göttliche Recht der Könige zu heilen, den Socialismus durch den Gedanken an die Obrigkeit von Gottes Gnaden zu beschwören — den französischen Legitimisten blieb es vorbehalten, auch diesen Hohn gegen die Menschheit auszuklügeln.

Noch eine Bemerkung zum Schluß. Unsere Zeit ist in die Phrasen, die allgemeinen, unbestimmten Stichwörter verliebt; sie scheut das Concrete. So ist es mit dem Abscheu vor dem Wort der Revolution. Guizot hatte es vor 1848 ausgesprochen, was eine Revolution erringt, sei nie mit Ehren gewonnen, und wie gewonnen, so zerronnen. Den gewissenhaften Mann hat es beunruhigt, woher es kommt, daß die englische Revolution seiner Doctrin widerspricht. Umsonst hat er sich abgemüht, die Ursache zu finden. Ein Schüler suppeditirt ihm die englische Gottesfurcht im Gegensatz zum französischen Atheismus. Nehmen wir die Geschichte zur Hand, so werden wir sehr viele Zeitpunkte finden, in denen auch jene Revolution dennoch scheitern konnte; wir werden uns hüten, mit einer allgemeinen Formel die Sache erschöpfen zu wollen. — Der Geist der Revolution — der auf die irdischen Verhältnisse angewandte Idealismus, ist der Geist der neuen Zeit überhaupt; man wird ihn nicht los, man mag ihn lieben oder hassen. Die Erscheinung der Revolution ist ein Naturproceß, der, wie jedes Verfallen in die Mächte der Natur, dem freien Geist unheimlich sein muß. Aber nicht der Zauberstab der „Autorität," nicht die Berufung auf das Recht von Gottes Gnaden kann ihn beschwören; sie hat keine Gewalt über die Elemente. Nur der Geist, aus dem er entsprungen, kann über ihn Herr werden.

J. S.

Der Geist in der Natur.

Als die neuere Naturwissenschaft gegen Ausgang des Mittelalters mit den ersten selbstständigen Entdeckungen hervortrat, brachte sie damit einen Zwiespalt in die Welt, der noch heute nicht ausgeglichen ist. Man bemerkte schon damals sofort, daß die Consequenzen dieser Entdeckungen die ganze bisherige Gemüths- und Geisterwelt aus dem bisherigen Gleise bringen und endlich das spiritualistische System des Mittelalters vom Throne stürzen würden. Galilei ward zum Widerruf gezwungen, Kopernikus noch nach seinem Tode geächtet.

Seit jener Zeit und bis heute hat sich der Widerstreit der alten (scholastischen) und der neuen (naturwissenschaftlichen) Weltanschauung noch keineswegs geschlichtet. Sie kämpfen noch hier und da, unter den Bannern des Spiritualismus und Materialismus, gegen einander. Oder sie bestehen, in der Literatur wie in einzelnen Köpfen, beide unversöhnt und unausgeglichen neben einander fort. Noch heute ruht das innerste Denken und Hoffen unzähliger Menschen auf Voraussetzungen, denen die neuere Naturwissenschaft entschieden widerspricht: dieselbe Wissenschaft, deren materielle Errungenschaften (als Dampfmaschinen, Eisenbahnen u. s. w.) schon den ganzen civilisirten Erdball beherrschen und von

Jedermann anerkannt werden. Ueberall ist die neue Naturwissenschaft mit ihren Früchten eingedrungen, nur nicht in die Köpfe der Leute. Noch heute sind eine Menge politischer und socialer Einrichtungen, ja sogar ein großer Theil unserer Sprache und Ausdrucksweise, auf Ideen begründet, welche nur damals Geltung haben konnten, als man noch glaubte, die Erde sei eine bevorzugte Scheibe Landes mit einem darüber gedeckten gläsernen Firmamente, an welchem einige Sterne zu Beleuchtungszwecken angebracht seien, und mit einer aparten, den Gang der irdischen Dinge durch tagtägliche (zwar wohlwollende, aber ganz willkürliche) Eingriffe zusammenhaltenden Vorsehung. Sogar unter den sogenannten Gebildeten haben Wenige einen klaren Begriff von der allgemeinen im Schöpfungsall herrschenden Gesetzlichkeit und von den Consequenzen, welche sie daraus für das alltägliche Treiben und Denken ziehen müßten. Selbst unter den Gelehrten und Philosophen von Fach ist diese Bildung noch sehr sparsam zu finden und hat häufig nur dazu geführt, die verneinende und umstürzende Seite des Gegenstandes herauszukehren, die Gemüther durch ungestüme Angriffe auf veraltete Dogmen zu schrecken, und die versöhnenden Momente der neuentdeckten, Alles mit harmonischer Gesetzlichkeit durchdringenden Weltordnung zu verhehlen. So ist es gekommen, daß Viele unter den Gebildeten und Machthabenden, so sehr sie den Werth und die Unumstößlichkeit der neuern Naturforschung anerkennen, doch die Furcht hegen, durch deren Consequenzen einem allgemeinen Umsturz entgegenzugehen, oder doch eine Menge liebgewordene Schätze des gemüthlichen und religiösen Gefühls einzubüßen. Ein banges Vorgefühl, daß der gewaltige Riß zwischen der alten und der neuen Weltanschauung nächstens klaffend zu Tage treten und unter Frevel und Rohheiten die alten Heiligthümer begraben werde, zieht seit langem durch die sinnende Menschheit.

Aus diesen Umständen erklärt sich hauptsächlich die allgemeine und freudige Sensation, mit welcher in den letzten Jahren das wissenschaftliche Testament zweier der berühmtesten Naturforscher aufgenommen wurde. Wir meinen den „Kosmos" von Alexander von Humboldt, und „die letzten Tage eines Naturforschers" von Humphry Davy.*) Die gewaltige Einwirkung dieser Schriften auf das Publicum der verschiedensten Völker beruhte nicht sowohl auf dem darin aufgespeicherten reichen Material einzelner Naturkenntnisse; denn diese sind anderwärts auch und vielleicht noch populärer dargestellt; sondern sie lag darin, daß ein paar Greise, welche ihr ganzes langes Leben der speciellen

*) Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Von Alexander von Humboldt. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen. 1847. Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Naturforschers. Nach der 3. Ausgabe, von C. Fr. Ph. von Martius. Zweite verb. Ausgabe. Nürnb. 1839. 8. — Vergleiche auch: Denkwürdigkeiten aus den Leben Sir Humphry Davy's, herausg. von seinem Bruder John Davy. Deutsch von C. Neubert. Vier Bände. Leipzig, 1840.

Erforschung der Natur gewidmet hatten, am Schlusse desselben die auf jenem mühevollen Pfade gewonnenen allgemeinern Wahrheiten vor aller Welt kund gaben und so gleichsam zum Abschied ein öffentliches Bekenntniß über ihre aus dem Schatze der Thatsachen herausgearbeitete höhere Weltanschauung und Weltweisheit ablegten.

Diesen Schriften reiht sich in würdigster Art ein vor kurzem in deutscher Sprache erschienenes Werk*) des greisen Oersted, des berühmten dänischen Naturforschers, an, — eines seltenen Geistes, welcher in sich die fromme Gemüthlichkeit einer liebenswürdigen Dichterseele mit den strengen Arbeiten eines exacten Physikers bis in sein heiteres Greisenalter hinein zu vereinigen gewußt hat. — Der Werth dieser Schrift ist deshalb um so höher anzuschlagen, weil Oersted vorzugsweise jenen oben erwähnten Zwiespalt der heutigen gebildeten Welt, den unausgeglichenen Gegensatz von Natur und Geist, zu schlichten übernimmt. Ohne den Boden der stichhaltigen naturwissenschaftlichen Erfahrung zu verlassen, weist er nach, daß die Welt allenthalben (auch in dem, was wir materiell und leblos nennen) von den geistigen Gesetzen durchdrungen ist, welche uns unser Verstand, unser Gemüth, unsere Phantasie offenbart. Die Begriffe des Wahren, Schönen und Gerechten, aus denen das rohe Bewußtsein und die traditionelle Dogmatik eine jenseitige und überirdische Welt geschaffen hat, zeigt Oersted als Aeußerungen der wirklichen, in den grenzenlosen Räumen des Weltalls herrschenden allgemeinen Gesetze, welche der Mensch in sich aufnimmt und, sobald er zur Selbsterkenntniß kommt, in sich wieder findet. So sind also die Vernunftgesetze des Menschengeistes nichts Anderes, als die echten Weltgesetze. Die große Entdeckung der letzten drei Jahrhunderte, daß alle Naturgesetze, sobald sie völlig ergründet waren, sich als Vernunftgesetze bewiesen, indem sich bei reiflicher Ueberlegung oder Berechnung eine andere Möglichkeit, als die beobachtete (z. B. hinsichtlich des Falls der Körper, der Bahn der Gestirne) nicht denken lasse: dieser Satz kehrt sich nun um, indem die Vernunftgesetze des menschlichen Geistes eben nichts Anderes sind, als die von dem menschlichen Gehirne reproducirten Gesetze des Weltganzen. So löst sich der bisherige Dualismus, die Gegenüberstellung von Geist und Materie, Seele und Körper, Mensch und Natur, Diesseits und Jenseits in eine befriedigende Harmonie auf. Die gespenstige Geisterwelt des Mittelalters und der abstracten Philosophenschulen verwandelt sich in eine wirkliche blühende Welt voll positiver ewiggültiger Naturgesetze, die sich in denkenden Individuen wiederspiegeln. Nichts geht dabei dem gläubigen oder künstlerischen Gemüthe verloren, als eben die kränkliche Stim-

*) Der Geist in der Natur von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegießer. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller und mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Verlag von C. B. Lorck. Zweite Auflage. 1850. 8.

mung der Ungewißheit, des Gläubig- oder Inspirirtseins, an deren Stelle eine ruhige und klare, der Wissenschaft verwandte Ueberzeugung tritt. Denn der wesentliche Inhalt des alten Glaubens, der eine höhere und moralische Weltordnung fordert, geht dabei ebensowenig verloren, als die Ideen des Schönen, Erhabenen und Poetischen, welche der Künstler sucht. Vielmehr strömen diese aus der neuern Naturwissenschaft mit viel größerer Fülle und Tiefe hervor. Es hat ja ohnehin niemals eine Religion oder Kunst oder Poesie gegeben, welche nicht auf Naturanschauungen beruht hätte: wie soll oder kann es denn möglich sein, daß eine geläuterte, bereicherte und tiefere Naturkenntniß das Gegentheil davon bewirke, daß sie die Religionsgefühle nicht erhabener, die Phantasie nicht reicher, die Kunst und das Gemüth nicht edler machen sollte?

Oersted selbst und sein Werk geben davon das beste Zeugniß und Beispiel. Obschon er weit weniger theologisch ist, als sein Vorgänger Humphry Davy, und obschon er (wie Humboldt) im Grunde weit radicaler denkt, als es seine Ausdrucksweise und seine amtliche Stellung vermuthen lassen, so ist doch die Art und Weise, wie Oersted das Thema, daß die ganze Körperwelt durchgeistigt und daß das ganze Dasein ein Vernunftreich ist, in einer Anzahl von Gesprächen und Reden durchspricht, so sinnig und gemüthlich, so reich an wahrhaft poetischen und erhebenden Auffassungen, daß er namentlich von gläubigen und dichterischen Gemüthern mit Erbauung und Erhebung gelesen werden wird. Der ungemeine Anklang, den das Buch bei dem größern Publicum der gebildeten Stände gefunden hat (in wenig Monaten wurde eine zweite Auflage nöthig), ist dafür der beste Beweis. H. E. Richter.

Französisches Theater.

Der jüngere Crebillon, unter den frivolen französischen Novellisten des vorigen Jahrhunderts einer der frivolsten, hatte seiner Zeit ein schlüpfriges Mährchen geschrieben: das Sopha. Der Inhalt desselben ist folgender: Ein liederliches Genie, Namens Mazulim, schleicht sich in das Harem des Sultans Schababababam ein und wird zur Strafe von dem dienstbaren Genius des Sultans mit der schrecklichen Verwünschung belegt: er soll sich nach der Reihe in verschiedene Sopha's, Canapé's, Lehnstühle u. s. w. verwandeln, bis er in dieser Form Zeuge eines ersten Kusses ist, den ein junges unschuldiges Mädchen ihrem Geliebten gibt. Man kann sich denken, was für Scenen dabei herauskommen. Dieses frivole Mährchen einer frivolen Zeit hat die noch viel frivolere neufranzösische Romantik auf das Theater gebracht. Es ist aufgeführt worden unter dem Titel: le Sopha,

conte fantastique en trois actes, avec prologue, de M. M. Mélesville, Desnoyers et Labiche, zur großen Freude der Pariser. Der unglückliche Mazulim ist zuerst Canapé im Boudoir einer Operntänzerin, dann dient er in einer Petite maison des Herzogs von Richelieu und so fort; er erlebt eine Menge von Küssen, aber das unschuldige Mädchen fehlt zu dem Programm der Ceremonie, bis er endlich als einfacher Strohstuhl eine junge Bäuerin trägt und durch Dazwischenkunft eines jungen Bauern erlöst wird. Die Tugend ist nur in der ackerbautreibenden Classe. — Eine neue komische Oper von Scribe: Giralda ou la nouvelle Psyché, componirt von Adolph Adam, ist eine vollständige Calderon'sche Comedia de capa y espada, mit all den Intriguen, Ueberraschungen und Mißverständnissen, die dieses Genre auszeichnen. Giralda ist ein junges spanisches Mädchen, von ihren Eltern bestimmt, dem alten Müller Gines ihre Hand zu reichen. Sie liebt ihn nicht, denn ihr Herz ist schon versagt: als sie eines Morgens von Banditen angefallen wurde, hat sie ein junger Cavalier befreit. Sein Gesicht hat sie nicht gesehen, aber seine Stimme hat sich unauslöschlich in ihr Herz gegraben. Alle acht Tage, in der nämlichen Frühstunde haben sich die beiden Liebenden wieder angetroffen. Giralda verschweigt ihrem Bräutigam ihr Abenteuer nicht, aber dieser, dem es nur um ihre Mitgift zu thun ist, stellt sich, als glaube er von der Sache kein Wort. Die Hochzeit soll um Mitternacht vor sich gehen; die Ankunft des Königs und der Königin im Dorf mit großem Gefolge ändern darin nichts. Aber als sich kurz vor Mitternacht Gines einen Augenblick allein befindet, nähert sich ihm ein Mann, und macht ihm den Antrag gegen die doppelte Summe, die seine Mitgift beträgt, Mantel, Hut und Braut abzutreten. Gines willigt ein. Der Hochzeitszug begibt sich in eine kleine Capelle, die finster ist, weil alle Lichter der Kirche zur Disposition ihrer Majestäten gestellt sind, so daß Giralda, ohne es zu bemerken, nicht mit ihrem Bräutigam, sondern mit dem Unbekannten vermählt wird. Mittlerweile erfährt der König, daß die junge Braut hübsch ist; er will sich amüsiren, und schleicht in der tiefsten Dunkelheit in die Mühle, nur von Don Japhet, einem alten Vertrauten, begleitet. Er hat aber nicht mehr Glück als Gines: während er sich zu orientiren sucht, um den Gegenstand ausfindig zu machen, der ihn an diesen Ort gezogen hat, bemerkt er an einem sehr bezeichnenden Geräusch, daß er ungelegen kommt. Der geheimnißvolle glückliche Gatte erkennt den Störer, und gewinnt, um sich seiner zu entledigen, Gines durch eine beträchtliche Summe, die Königin, die gerade Betstunde hält, augenblicklich zu benachrichtigen, daß sich ihr Gemahl in der Mühle befinde, und daß ihn daselbst eine große Gefahr bedrohe. Als Gines zurückkommt, stattet er dem Könige seinen Bericht ab, indem er ihn für den Unbekannten hält. Auf die Nachricht, daß die Königin im Begriff ist, zu kommen, entflieht der König sogleich; der Unbekannte erleichtert seine Flucht und erhält zum Dank dafür ein Pfand, gegen dessen Vorzeigung ihm jede Bitte gewährt werden soll. Die Königin erscheint mit großem Gefolge und mit Fackeln; sie findet aber Niemand, als den

alten Japhet, der auf dem Balcon Wache hält und bei der Flucht vergessen wurde. In der Verlegenheit weiß dieser kein anderes Mittel, als zu erklären, er sei der Vermählte Giralda's, und diese kann ihn nicht widerlegen, denn sie kennt noch immer nicht den, welchem sie angetraut ist, obgleich sie weiß, daß es Gines nicht sein kann. Diese Mißverständnisse verwirren sich noch einen ganzen Act hindurch; Don Japhet ist nämlich schon vermählt, mit einem andern jungen Frauenzimmer, auf welches der König gleichfalls ein Auge geworfen hat: er wird also der Bigamie angeklagt. Endlich löst sich Alles auf die graziöseste Weise von der Welt, und als echter Gemahl stellt sich der junge und edle Don Manuel heraus, der Günstling des königlichen Paares, und die neue Psyche hat nicht Noth, die fehlende Lampe zu betrauern. — Die Musik gehört zu Adam's besten Leistungen. Die Oper hat einen glänzenden Erfolg gehabt. — Ein neues Stück von Emile Souvestre: Un enfant de Paris, drame en cinq actes et huit tableaux, gehört in die Classe der Proletarierdramen. Claude Morin ist ein redlicher Arbeiter, der sich nur die Schwäche hat zu Schulden kommen lassen, verführt durch die schlimmen Rathschläge eines gewissen bösen Paimperlot, dem Grafen d'Arnetal Diamanten zu stehlen, weil besagter Graf seinem Vater Geld schuldig geblieben ist. Aber sein Gewissen wird gerührt, als er entdeckt, daß unter den geraubten Diamanten sich auch ein kleines silbernes Kreuz befindet, welches der Gräfin d'Arnetal gehört. Dieses Kreuz hat Claude's Mutter einst einer vornehmen Wohlthäterin geschenkt, die sie im Alter gepflegt hat. — Claude gibt also die Diamanten zurück, und verpflichtet sich außerdem zum Dienst der Gräfin, welcher ihr böser Mann, um sie ihres unermeßlichen Vermögens zu berauben, tausend höllische Fallstricke stellt. Zuletzt führt er den Grafen, unter dem Vorwand einer Spazierfahrt, an das Meeresufer und erklärt ihm dort, daß einer von ihnen sterben müsse. Der Graf schießt ein verrätherisches Pistol auf ihn ab, aber noch gibt es eine Vorsehung im Himmel und einen Maschinisten am Ambigu! Die Tugend wird belohnt, das Laster bestraft, der Graf versinkt in den Fluthen. — Ein seltsames musikalisches Kunststück ist in dem großen Amphitheater der medicinischen Schule aufgeführt: eine Symphonie chorale dramatique in die Acten, welchen die biblische Episode der Ruth behandelt; Text von Eugène Villemin, Musik von Antony Elwart. Das Eigenthümliche dieser Composition besteht nämlich darin, daß keine Instrumente dabei verwandt sind, sondern daß ein Chor von 250 Männern und Knaben neben der Solosängerin die Stelle des Orchesters vertritt. Diese aus musikalischer Blasirtheit hervorgerufene Unnatur wird noch dadurch gesteigert, daß jene menschliche Stimmen mehrfach zur sogenannten musikalischen Malerei mißbraucht werden. So wird einmal ein Sturm musikalisch ausgeführt, wie man es sonst durch die Instrumentation zu thun pflegt. — Die französische Musik droht in noch größere Verzerrungen auszuarten, als die Poesie. — Die größte musikalische Neuigkeit ist aber Shakespeare's Sturm, von Scribe zu einer

Oper bearbeitet, von Halevy componirt, und zuerst in der italienischen Oper zu London von den ersten Kräften der Welt, Lablache, Charlotte Grisi, Henriette Sonntag u. s. w. aufgeführt. Das Stück hat schon zu einer ganzen Reihe kritischer Erörterungen Veranlassung gegeben, namentlich über die Frage, ob es anständig sei, die Werke des großen Tragöden zu Opern zu entstellen. Was die bekannten italienischen Monstrositäten betrifft, Otello, die Montecchi und Capuletti u. s. w., so wird es wohl einem Jeden gleichgültig sein, ob Reminiscenzen aus Shakespeare darin vorkommen, an eine eigentliche Aehnlichkeit ist ohnehin nicht zu denken. Anders ist es mit Stücken, wie der Sommernachtstraum, as you like it, der Sturm u. a. In ihnen ist das Gesetz der Stimmung in der Composition sowohl der Figuren als der Begebenheiten so vorherrschend, daß sie aus dem Gebiet des Drama's völlig heraustreten. Caliban und Ariel, Prosper und Miranda, Leander und Demetrius, Oberon und Puck, Orlando und Rosalinde sind reine Opernfiguren, und was mit ihnen vorgeht, mehr als Oper. Eine Entweichung des Dichters liegt also in derartigen Versuchen nicht, wohl ist es aber die Frage, einmal, ob nicht in dem Shakespeare'schen Text, wie in manchem Göthe'schen Lied, z. B. dem Fischer, bereits so viel Musik enthalten ist, daß es sich eben darum der Composition entzieht; sodann, ob der neuern Oper nicht ein anderes Gebiet angewiesen ist, als das phantastische. Die großen historischen Contraste in der tragischen, die Intriguen des gewöhnlichen Lebens in der komischen Oper scheinen seit der Stummen von Portici, den Hugenotten u. s. w. einerseits, Figaro's Hochzeit, der heimlichen Ehe, dem Barbier u. s. w. andererseits, sich der Oper als ein ebenso angemessener Vorwurf zu bereiten, wie dem Drama. Das Hochromantische, das freie, gesetzlose Spiel der absoluten Phantasie scheint auch dieses Terrain verlieren zu sollen; die Papageno's und Sarastro's gewinnen uns kein Interesse mehr ab. — Bei Scribe's geschickter Hand hat aber auch dieser Versuch viel Interesse. Er hat das Wunderbare noch vermehrt, Caliban tritt als eigener Zauberer Prosper gegenüber, und seine Mutter Sycorax steigert die Verwirrung. Was die Composition betrifft, so ist Halevy von seiner im Thal von Andorra eingeschlagenen Richtung, nach welcher die Melodie sehr entschieden dominirt, wieder abgegangen und hat sich der ältern, wie sie namentlich in der Jüdin hervortritt, genähert.

— Ein neues Vaudeville, nach echt Pariser Sitte von drei Verfassern: Alphonse Royer, Gustave Vaez und Narey: Les Fantaisies de milord, gibt dem Sopha wenig nach. Milord ist der Beschützer eine schönen Künstlerin. Er überrascht eines Abends die Dame bei einem Souper mit zwei Liebhabern: einem alten Gecken und einem unbärtigen Baccalaureus, der eben der Schule entlaufen ist. Dieser versteckt sich unter den Tisch, der Andere in einen Kleiderschrank; Milord, der von Allem unterrichtet ist, amüsirt sich damit, dem Einen von Zeit zu Zeit Fußtritte zu geben, den Andern in dem engen Schrank ersticken zu lassen.

Endlich müssen sie doch zum Vorschein kommen, und die Schöne hat die Grausamkeit, den alten Herrn für einen Tapissier, den jungen für einen Haarkräusler-Burschen auszugeben. Milord läßt sich von ihnen Papilloten wickeln und die Haare brennen, und schließt das Stück durch eine Heirath mit der Soubrette. — So rächt sich Paris an den übermüthigen Insulanern.

Die Entstehung epischer Gedichte bei den Serben.

Das folgende Gedicht, eine Probe moderner serbischer Volkspoesie, ist eines jener Lieder, welche im letzten magyarischen Kriege von serbischen Soldaten im Lager gedichtet worden sind. Es entstanden solcher Gesänge in Kniczanin's Lager eine große Menge. Fast jedes kleine Scharmützel erhielt sein Lied, eine wirkliche Schlacht gewöhnlich einen ganzen Cyklus. Wenn die Serben im Lager ruhen, setzt sich einer der Kampfgenossen in ihre Mitte auf einen Erdhaufen, einen Holzklotz oder einen abgeschnallten Pferdesattel und improvisirt ein Lied über das letzte Gefecht. Seinen Gesang begleitet ein solcher serbischer Sänger immer mit der Gusle, einem eigenthümlichen Streichinstrument, das etwa die Form einer Zither hat. Die Gusle ist von hartem Holz, mit Kupfer beschlagen und hat einen langen Schwanenhals. Einige Saiten von Pferdehaaren sind über den Resonanzboden gezogen, welcher in einem über den hochgewölbten Holzbauch fest gespannten feinen Kalbfell besteht. Die Pferdehaarbesaitung wird von einem Fidelbogen, der seinerseits statt der Roßhaare mit Darmsaiten bezogen ist, gestrichen. Die Gusle, so roh sie erscheint, eignet sich doch vorzüglich und ergreifend zum einfachen Accompagnement bei der epischen Recitation; besonders paßt ihr dumpfes Tönen, um Schmerz, wilden Hohn und Wuth zu charakterisiren; ihr Klang soll mit einem alten, verschollenen Instrument, der tromba marina, große Aehnlichkeit haben. Die Heldenlieder, wie sie die Serben zur Gusle singen, sind entweder fünffüßig trochäisch, oder noch lieber in vier Trochäen und einem Daktylus laufend, ohne Reime, doch mit häufigen Assonanzen, welche bei den Reden der Feldherren, oder wenn über den Feind gespottet wird, am häufigsten hervorklingen. Zu bramarbasiren pflegen die Liedersänger der Serben nicht selten, auch lehnen sie ihre Lieder nachahmend an ältere serbische Heldenlieder an, ohne ihre Vorbilder zu erreichen. Die Satzbildung, die poetischen Zeitwörter und Redensarten, das Auftreten und die Sprache der Helden, alles das ist conventionell und entlehnt, und die Erfindungskraft in den meisten der Lagerlieder nicht bedeutend. Und doch entstehen gerade aus diesen Improvisationen der Soldaten später, wenn das Glück gut ist, bessere Heldengesänge. Die rohen Lieder der Momken verklingen bald, aber aus dem Material, das sie darbieten, bilden die Volkssänger von Profession,

auch hier oft blinde Greise (Sliepci), ihre Gesänge, welche Jahrhunderte lang im Volke leben. So entstand die Lasaricza, so die Cyklen von den spätern Kosovo-Schlachten, so erst kürzlich die zahlreichen epischen Volksdichtungen aus dem großen Befreiungskampf unter Kara Georgje und Milos Obrenowicz. So wird jetzt schon an einer cultivirtern Umformung der Lagerlieder über den „weißen Falken" Kniczanin und den „jungen Adler Georgje", Stratimirowicz geformt. Aus serbischen Zeitungen erfährt man, daß im Fürstenthum Serbien ein neuer blinder Volksdichter aufgetaucht ist, dessen Gesänge Furore machen. Derselbe dichtet jetzt diese Lieder aus Kniczanin's Lager um; er ist ein Vetter des serbischen Gelehrten Wuk Stepanovicz Karadzicz und erst im reifen Mannesalter völlig erblindet.

Das Gedicht, welches wir hier wortgetreu nach dem uns mitgetheilten Text in dem Versmaaß des Originals, fünffüßigen Trochäen, mittheilen, ist eines von den einfachen Anfängen epischer Dichtung im Jahre 1848, welche im Lager der Serben gedichtet und frischweg gesungen worden sind. So wenig Ansprüche auf Kunstwerth dasselbe auch zu machen berechtigt ist, so wird es doch seiner Seltsamkeit wegen für die Leser von Interesse sein; von noch größerm aber deshalb, weil gerade aus seiner Einfachheit, Armuth und Rohheit zu erkennen ist, in welcher Weise das Volk allmälig seine epischen Stoffe sich zubereitet.

Das Schlachtlied von Bilovo.

Einen Brief schreibt Genral Moritz Perczel
Aus des Dorfs Sanct Ivan schwarzen Trümmern,
Sendet ihn zum Feldherrn Kniczanin:
„Höre Stefan Kniczanin, du Feldherr!
„Morgen werd' ich suchen dich und schlagen;
„Einen Angriff mach' ich auf dein Lager
„An dem Tag der heiligen Erlösung,
„Morgen, wenn ihr Liturgien singt.
„Will das Dorf vor deinen Augen nehmen,
„Deine Truppen Dir zu Staub zerreiben,
„Und die Kirche von Mosorin schänden.
„Einen Stall mach' ich aus eurer Kirche,
„Füttre vor dem Altar meinen Schimmel.
„Aber die Rebellen aus der Baczka,
„Die ich fange, laß ich alle hängen
„Rings um's ruß'ge Dorf in langer Reih'.
„Ihre Capitaine, die ich fange,
„Will gebunden ich durch Ungarn führen,
„Damit Groß und Klein nach ihnen spucke.
„Taufen laß ich sie zum zweitenmale
„Durch den Speichel unsrer Frau'n und Kinder,
„Dann an's Kreuz, an spitze Pfähle schlagen."

Kniczanin der Held empfängt das Brieflein,
Liest das schöngeschriebne sehr bedächtig,
Nimmt zur Hand die Feder und Papiere,
Weiß wie Seide, um dem Feldherrn Perczel
Seine Antwort drauf zurück zu schreiben:
„Höre mich, o Perczel, General!
„Warum willst du morgen mit mir kämpfen?
„Morgen mir das Lager überfallen?
„Uns die Kirche von Mosorin schänden?
„Warum grade morgen, an dem Tage
„Unsrer heiligen Erlösung, während
„Sie bei uns die Liturgien singen?
„Nun wohlan denn! Gott und unser Glaube
„Werden dich und deine Schaar erwarten,
„Werden mir beim Zelte stehn und zusehn,
„Wie du morgen laufen wirst von dannen,
„Laufen weit mit bangen Klafterschritten
„Du mit deinen großen Honvedschaaren
„Und den wilden Boczkajrag-Husaren!
„Aber ich verfolge dich als Sieger
„Zu des Dorfs Sanct Ivan ruß'gen Trümmern,
„Bis hinein zu deinem weißen Zelte.
„Komm nur, Feldherr Perczel! Meine Baczker
„Warten dein, und meine Serbianer
„Schleifen schon die funkelnden Hanczare.
„Frohe Lust und Ungeduld belebt uns,
„Die Soldaten meines Lagers jauchzen,
„Tanzen Kolo frisch mit schlanken Mädchen.
„Ai und meine Capitäne tummeln
„Kampfbegierig schon die starken Rosse!
„All' die Meinen sind des Kampfs begierig,
„Schwören mir, dein Volk zurückzuschlagen,
„Große blut'ge Wunden dir zu hauen.
„Und sie harren freudig deines Angriffs,
„Um den Tag der heiligen Erlösung
„Durch den Siegeskampf mit dir zu feiern."

Als dem General der Ungarn Perczel
Dieses schöngeschriebne Brieflein zukömmt,
Und er die Bedeutung d'raus ersehen,
Schreibt er eilend gleich ein zweites Brieflein,
Sendet's nach Wardein zur hohen Feste
Auf das Knie des Generalen Kiß:
„Hör', in Gott mein Bruder, General Kiß!
„Laß die seidenen Paniere flattern
„Und dann male drauf mit rother Farbe;

„Jedem Banner mal' die goldne Spitze
„Bis hinauf zur glatten Stangenkugel,
„Daß die Serben glauben, unsre Banner
„Seien roth vom Blute ihrer Brüder.
„Stell' zum Banner die Haiducken alle,
„Denen ihr grobwollner Mantel Bett ist,
„Bettgestell und Wohnhaus; denen Säbel
„Und die Flinte Vater sind und Mutter,
„Zwei Pistolen treue Zwillingsbrüder.
„Komm mit diesen her zu mir nach Ivan,
„In das Ungarlager zu Sanct Ivan.
„Stürmend wollen wir die bösen Serben
„Schlagen bei Vilov' und Mosorin."

Als der Kiß die schöne Schrift gelesen
Und er die Bedeutung d'raus ersehen,
Thut er Alles, wie der Perczel wollte:
Läßt die seidenen Paniere flattern
Und dann malt er drauf die rothe Farbe
Jedem Banner an die goldne Spitze
Bis hinauf zur glatten Stangenkugel;
Und zum Banner stellt er die Haiducken
Und dann eilt dem Perczel er zu Hilfe
Nach Sanct Ivan zu den schwarzen Trümmern.

Beide Feldherrn mit dem Doppelheere
Gen Vilovo ziehn sie ohne Rast.
Gen Vilovo auf der schönen Straße
Ziehn die Ungarn, schütteln ihre Waffen
Laden ihre mächtigen Kanonen.

Eine Wache nur steht zwischen ihnen
Und des grünen Baczka fettem Boden,
Eine Wach' aus jungen Serbenhelden,
Höret das Geklirr der Ungarwaffen
Hört den leichten Tritt der hirschegleichen
Mähnenschüttelnden Husarenrosse. —
Einer pfeift und hundert Serbenflinten
Heben sich vom Boden nach dem Feinde
Einer schießt und tausend Serbenschüsse
Knallen durch die Lüfte nach dem Feind.
Alles auf zum Ungarkampf, dem heißen!
Zitternd bebt die Erde wie der Saite
Pferdhaar auf der klangerfüllten Gusle,
Und von Pulverkörnern zischt die Luft.
Seht die Ungarn! Jener heult: o wehe!
Wehe meiner Mutter! Jener eilet

Auf Sanct Ivan zu mit Klafterschritten.
Hei, dort laufen sie bei hellem Tage,
Hinter ihnen läuft der muntre Serbe
Läuft den Ungarn nach ohn' Aufenthalt.

Perczel nur steht fest und als er siehet,
Daß ihm Alle laufen, lenkt mit Knirschen
Zürnend er auch seinen Hengst zurück
Nach Sanct Ivan in die ruß'gen Trümmer
Und die Serben rufen nach ihm schreiend:

„Hoi, du Perczel Moritz, warum läufst du?
„Warum stehst du Tapfrer nicht wie ehmals?
„Warum lauft ihr Ungarn so behende?
„Die Kanonen sind in voller Hitze
„Uns noch lange nicht, und unsre Herzen
„Lang' noch nicht in voller Heldenwallung.
„Nicht die Hälfte unsres blassen Bleies
„Nicht die Hälfte unsres feingekörnten
„Schönen Pulvers haben wir verschossen.
„Kehr' zurück du Held! daß wir noch einmal
„Auf dem Feld uns schlagen und den Festtag
„Heiliger Erlösung würdig feiern."

Aber Perczel hört nicht ihre Worte,
Reitet weiter und vom Angesichte
Rinnen ihm die heißen Schmerzensthränen.
„Gott," so ruft er: „Gott und seine Donner
„Soll'n das kleine Vilovo zerschlagen,
„Wo mein niebefleckter Heldenruhm,
„Mein schneeweißer, mir dahin geschwunden.
„Wo so viele meiner Krieger liegen,
„Tapfre Söhne unsres Vaters Kossuth,
„Meine Söhn', des Perczel Moritz Söhne.
„Doch bei meinem Glauben, beim Gesetz
„Gottes, meines mächt'gen Ungargottes,
„Dich Vilovo, klein Vilovo, will ich
„Heute noch umkehrend mir erobern,
„Oder meinem Kopf vom Hals verlieren."

Rief's und stand und trocknete die Thränen,
Doch alsbald entfloh er reitend weiter,
Denn der Seinen ringsum viele tötend
Zischten wohlgezielte Serbenkugeln,
Blasses Blei aus blanken Serbenflinten. —

Und die Serben lagern sich und feiern
Froh den Tag der heiligen Erlösung,
Trinken dunkeln Wein mit schwarzen Perlen
Auf das Wohl des Stefan Kniczanin,
Kniczanin des falkengleichen Feldherrn,
Dessen Ehre dauern wird, so lange
Mond und Morgenstern am Himmel stehn.

Aus Wien.

Die Contrerevolution ging in Oesterreich von der Armee aus; die Offiziere, welche ihr Patent dem Stammbaum, der Protection und dem Alter verdankten, spürten zuerst den gewaltigen Stoß, welchen die Revolution diesem Zufluchtsorte der Kenntnißlosigkeit und beschäftigungsvollen Nichtsthuerei, wobei man dennoch Rang, Titel und Kleiderverzierung erwarb, beibrachte. Weder die Aristokraten noch das Beamtenthum, nicht einmal der Clerus stemmte sich gegen Reformen, denn der Staat, den Kaiser Franz zurückließ und den sein Diener, figürlich und wörtlich taub gegen alle Vorstellungen der loyalsten Männer und selbst der einsichtigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, wie einen Eispalast unter der brennenden Sonne erhalten wollte, — der Staat und die Verwaltung wurden als unhaltbar erkannt. Die Hohen wie die Niedern aller Schichten des Kaiserreiches waren durchdrungen von der Nothwendigkeit, das System und die daran hängenden Persönlichkeiten über Bord zu werfen, — nur das Militär wollte auch nicht ein Härchen seines Zopfes aufopfern. Wir erinnern an die Libelle, welche im Sommer 1848 im Namen der Armee aus Lemberg, Prag und andern Orten veröffentlicht wurden; wir erinnern an den Ungehorsam Windischgrätz' gegen die kaiserliche Regierung; wir erinnern an die Rebellion Jellacic gegen die Befehle Sr. Majestät; und endlich an die Proteste, welche Radetzky gegen den Reichstag einsandte. Die Ausartungen einiger Gassenoratoren und der Wahnwitz burschikoser Excedenten gab die erwünschte Gelegenheit, das Schwert an die Stelle der Waage zu erheben, die Aula in eine Kaserne zu verwandeln, und statt durch Volksvertreter durch zu Alter Egos avancirte Generale das Reich pacificiren und interimistisch regieren zu lassen. Die Armee hatte hiermit das Scepter in der Hand, aber wie ein Kind nicht versteht den Degen zu schwingen, so wissen die Soldaten nicht das Scepter zu führen. Begünstigt, wie nur der Soldatenkaiser Napoleon seine Marschälle protegirte, mit aller Macht ausgestattet und ohne irgend eine Verantwortlichkeit, — haben sie in keinem einzigen Kreise ihrer Wirksamkeit ihre Aufgabe, die Verbrecher zu bestrafen, die Irrenden zurechtzuführen,

die Gemüther zu gewinnen, die gesetzliche Ordnung festzustellen, das Vertrauen für Kaiser und Regierung neu zu beleben, auch nur im Geringsten zu erfüllen vermocht. Sie waren und sind noch Könige ohne Königstitel, aber auch ohne königlichen Sinn, sondern wie die revolutionären Gewalthaber der ersten französischen Erhebung wollten sie durch Terrorismus die ausgerenkten Glieder des Staates zurechtlegen. Aufschreit das Volk bei dieser schmerzhaften Operation, jedoch dieses Schreien wird wieder für Empörung und böse Gesinnung erklärt, während es doch nur die Folge des ungeschickten Arztes ist, der seine Unkenntniß durch eine rohe Procedur verdecken will. — Aber nicht blos der Staat und das Volk ächzt unter der Contrerevolution der Armee, auch die Regierung und der Monarch. Haynau's Enthebung war nur ein Schlag auf den Sack; es war auch eine terroristische Maßregel, um die allüberall auftauchenden Herrschgelüste kleinerer Alter Egos mit einem Streiche abzuwenden. Das Ministerium boxt, seitdem es das Portefeuille übernahm, mit den Schwertführern, und noch wissen wir nicht, welche Fäuste besser treffen. Noch mancher Gang wird gemacht werden müssen, aber der Ausgang ist zweifelhaft. — Wir sind zu diesem Rückblick durch einen Artikel der Soldatenzeitung veranlaßt, in welchem bereits einmal der Graf Clam seine Stimme gegen die Bureaukratie erhob. Haynau schimpft auf der Reise über die demagogischen oder demokratischen Minister; er ist noch nicht mit sich einig, welches Beiwort passender ist. In allen Offizierskreisen der Armee werden die Chancen ventilirt, die ein Versuch zum Sturz der Minister haben könnte. Es bedarf des leisesten Winkes des Kaisers, und seine Räthe fliegen mit ihrer octroyirten Verfassung und allem Ordonnanzenbrimborium — in alle Winde. — Ein Soldat, Er., schreibt zwei Spalten darüber, daß der Staatsanwalt bei einer Bezirksgerichts-Verhandlung einen eintretenden Unteroffizier auf das Gesetz aufmerksam machte, welches die Ablegung der Waffe anbefiehlt. Ueber diese Anmaßung der k. Staatsbeamten schüttet ein k. Offizier seine ganze Entrüstung aus, und zwar im belagerungszuständischen Wien in einer Soldatenzeitung. Mit Emphase ruft Er. aus: „Consequenterweise hätte jedem Offizier ein Gleiches geschehen können!" Also ein Offizier hat das vom Kaiser sanctionirte Gesetz nicht zu befolgen!! — Hierauf folgt aber eine Stelle, welche den revolutionären Geist gewisser Offiziere gegen die bestehende Ordnung zu sehr charakterisirt, als daß wir sie übergehen dürften. „Wir können solche Anmaßungen (!) nur erwähnen, um unsern Beifall dem sinnreichen Einfalle des untergeordneten (!) Gliedes der unter der Aegide einer sogenannten (?)Verantwortlichkeit stehenden Büreaucratie (!) nicht zu versagen; eines Beamtenheeres, das, als dessen Adjustirung verhandelt wurde, wahrscheinlich in der Erinnerung an manche glorreiche Nationalgardendienste im Jahre 1848 nicht genug kriegerische Attribute und Rangesauszeichnungen von derselben erlangen konnte (!!), um mit diesen auf das hohe Pferd sich zu setzen, noch ohne reiten zu können, und von welchen Mancher nicht bedenkt, daß, wenn man den Herrn spielen (!)

will, ohne dazu erzogen (?!) zu sein, oder Alles, was dazu gehört, gelernt zu haben, nicht Uebermuth und Uebergriffe, nicht bloße Utilitaritäts- (?) Intelligenz das Mangelnde ersetzen, um es mit Würde und Geschick thun zu können, und daß eine edle Gesinnung erforderlich sei, um die Art des Ursprungs (!!!) nicht gewaltsam immer wieder in Erinnerung zu bringen." — Diese Zeilen bedürfen keines Commentars. Der Aristokrat und der Soldat spricht daraus, dem die Art des Ursprungs mehr gilt, als Wissen, Charakter, Talent, und der auf die Adjustirung des Rockes mehr Gewicht legt, als auf die strenge Handhabung des Gesetzes. Mit dem Styl und der deutschen Grammatik ist der journalisirende Soldat, wie so viele östreichische Militärs etwas portirt; er dünkt sich aber dennoch gelehrt und staatsweise genug, um Folgendes auszusprechen: es gibt Beamte, welche als Advocaten zu Bette gegangen und in hohen Würden aufgewacht, sich für das von ihnen und ihres Gleichen angemessen (?!) genossene Brod an der Classe ihrer ehemaligen Herren (!!) durch Anmaßung, und an dem übrigen Publicum, für das sie sich geistig in der unvorbereiteten Stellung genirt fühlen, durch Hochmuth rächen." — Diese Pointe gegen Minister Bach oder ähnliche Advocaten wird durch eine losgelassene Petarde gegen das ganze Ministerium überboten: „Man könnte auf die hoffentlich unrichtige Idee kommen, als nähme man es uns übel, daß man nur von einem Herrn ab-, diesem aber um so fester und uneigennütziger anhangen, wie es unsere Pflicht, aber auch unser Recht ist!!" — Um aber keinen Zweifel übrig zu lassen über die Tendenz des soldatischen Stimmführers, so schließt es: „Bevor die Revolutionen Mode geworden, waren die Stände folgendermaßen geordnet, als: erst die Geistlichkeit, dann Adel und Militär als Repräsentanten ritterlichen und uneigennützigen Dienens und edlen Wesens (freilich Dinge, die außer diesen Kreisen als für den Zeitgeist unpraktisch gelten), dann die Staatsbeamten und so fort." — Nach dieser Pracht sehnt sich der Herr Cr. zurück, ganz ritterlich und uneigennützig wieder Robotter, rechtlose Bürger, Stellenprivilegien und Sinecuren für Adelige ꝛc. haben wollend, und endet seinen Aufsatz mit dem Seufzer, daß in einer Wählerliste einer Kreisstadt ein General unter einem Bezirkshauptmann und Pfarrer rangirt sei! — Mit Angabe dieses ungeheuern Verbrechens glaubt Hr. Cr. wahrscheinlich die Quintessenz eines revolutionären Productes geliefert zu haben. — Wie ist die Regierung zu bedauern, der solche Stimmen sich entgegenwerfen können? wie ist die Lage des Staates, wo solche Expectorationen von einem Mitgliede jener Macht, welche die Ausführung des Gesetzes zu sichern bestimmt ist (§. 113 der Verf.), ungeahndet gehört werden müssen? — Waren es die Feinde oder die Freunde der Krone und der legalen Regierung, welche das Ueberwuchern der Soldatengewalt als gefährlich bezeichneten? Das hartbedrängte Reich kann und wird nicht zur ruhigen Reform gelangen, so lange ähnliche Stimmen der Armee eingreifen in die Regierung; unter der Fahne der Treue und der Anhänglichkeit

an den Kaiser wird gegen Dessen Regierung und Dessen sanctionirte Gesetze offen revoltirt. Die Vereine sind aufgehoben, aber die Kasernen dienen zu Clubsversammlungen, bei denen kein Staatsbeamter die Aufsicht führen kann. Die Presse, mit Standrecht bedroht, wird von Offizieren zu den verletzendsten persönlichen Angriffen gegen die höchsten Staatsbeamten gebraucht, ohne daß diese die Macht hätten, dagegen einzuschreiten. Der Richter, welcher gesetzlich sein Amt handhabt, ist nicht blos journalistischen Impertinenzen, sondern auch handgreiflichen Insulten preisgegeben. Staatsbeamte, welche bei Festivitäten in ihrer Uniform erscheinen, müssen sich von den Schleppsäbelträgern Witzeleien über ihre Bratspieße gefallen lassen, denn es gibt keine Behörde, die den Diener des Staates gegen den Diener des Kaisers, wie sich die Soldaten nennen, schützt. Der Offizier, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit enthoben und Gerichtsherr über die Bürger geworden, fühlt sich als Staat im Staate, und verweigert Jedem den Gehorsam, nur den Kaiser ausgenommen. Ein Festungscommandant mißachtete die Befehle des Kriegsministers, weil dieser nur Generalmajor war, jener aber Feldzeugmeister, und durch diese Chicane gegen die Mitglieder der eigenen Corporation, weil sie, untreu dem Geiste der Armee, sich dem constitutionellen Ministerium einfügen ließen, ist es unmöglich geworden, das Portefeuille des Krieges an einen geeigneten Mann zu übertragen. Dem Kaiser selbst sind durch dieses Drängen die Zügel entnommen; er muß die Individuen mehr berücksichtigen, als die Zustände. Stände nicht der General und Fürst Schwarzenberg an der Spitze des Cabinets, es wäre schon längst von der großgenährten militärischen Revolution verschlungen worden, trotz seiner Gefügigkeit zu allen reactionären Tendenzen. Die Armee und ein Theil der hinter ihr versteckten Aristokratie will nichts als die absolute Gewalt, verständnißlos für alle Bedürfnisse des Reiches und der Krone. Wäre nicht im Rathe der kaiserl. Familie eine kluge und erfahrene Frau, so würde die Palastintrigue bereits auch die wenigen bürgerlichen Rathgeber beseitigt haben, die den Schein des constitutionellen Regierens bewahren. Der junge Kaiser ist Soldat. Die Pickelhauben sind ein wichtigerer Gegenstand, als die Landesstatute; die Aenderung von Griffen beim Exercitium sind eine größere Staatsaction, als die Feststellung der Verfassungsparagraphe. Hierdurch fühlt der Soldat sich bevorzugt, und immer weiter versucht er zu greifen, selbst gegen die Absicht des Monarchen. In der Oper Robert der Teufel ist dieses Hin- und Herzerren veranschaulicht; Oestreich weiß noch nicht, wer in die Versenkung fallen und wer auf der Bühne bleiben wird.

Aus Pesth.

Wenn ich das Unglück hätte, zwischen der Statthalterschaft Christi und einer Krone beider Indien wählen zu müssen, ich würde keinen Augenblick anstehen, letztere zu verschmähen, und müßte ich barfuß nach Rom wandern, um mir von dem heiligen Collegium die Schlüssel zur Herrschaft beider Welten zu erbeten. Könige haben mit Revolutionen, Barricaden, Demokraten und selbst Schaffoten zu kämpfen, gegen welche sie zwar Bayonnette, Kanonen, Ordonnanzen und Galgen haben; allein Bayonnette besiegen nur selten die Revolution, nie die Völker; Kanonen räumen die Barricaden weg, die Demokraten bleiben; Ordonnanzen schlagen (wie der Bär mit dem Steine) das Volk mit der Demokratie todt, und dienen am Ende nur als Reisescheine nach Frohsdorf; Galgen brauchen Haynau's, und diese erfordern einen Heeresstand von 500,000 Mann. Da lobe ich mir meinen Stuhl Petri mit den weltbeherrschenden täglich glatt geküßten Pantoffeln.

Während im Mittelalter Konstantinopel, später die Reformation in hundert Gestalten und in neuerer Zeit Petersburg als der gedachte Erbe Konstantinopels gegen Rom ankämpften, verbindet sich jetzt Alles, was eine Krone oder ein Feudalrecht zu verlieren hat, offen oder heimlich mit dem Gott des Vatican, denn die Pest der Revolution hat zumeist die katholische Bevölkerung Europa's ergriffen, Frankreich, der Urheerd alles Unheils, Italien, Polen und Irland, die tausendköpfigen Hydren, huldigen fast ausschließlich, Ungarn, Baden zum großen Theil den Heiligen Roms, der griechisch-orientalische Gott muß sich also für eine Zeit gedulden und in Petersburg in Zurückgezogenheit verbleiben, bis der römische sich gesammelt und seine abtrünnigen Kinder wieder unter die alte Mütze gebracht hat, dann wird der Kampf wieder von neuem beginnen.

Daß die katholische Geistlichkeit diese Umstände gut auszubeuten versteht, sehen wir in Rom, Neapel und Paris; aber selbst die heilige Consulta des Vatican hat es nicht zu jener Virtuosität gebracht, mit welcher die Kirchenväter in Oestreich zu manövriren wissen.

Noch als das Sicardinische Gesetz in Piemont ein Embryo war, wußte die Kirche sich in Oestreich für den zu erleidenden Abbruch durch die Aufhebung des Placetum regium zu entschädigen; als aber die Regierung von Turin es wagte, dem gotteslästerlichen Gesetze die Sanction zu geben und die geheiligte Person eines Erzbischofs in den Kerker zu stecken, gelang es der östreichischen Metropole, eine Verordnung des Kaisers zu erwirken, der zufolge „geistliche Personen katholischen Glaubens, den Fall der Dringlichkeit und Gefahr für den Staat ausgenommen, nur von ihrer eigenen, d. h. geistlichen Behörde belangt werden können." Die Kirche kennt keinen Stillstand, sondern schreitet unaufhaltsam vorwärts, und während sie mit einer Hand der jetzigen Generation ihre Wohlthaten spendet, streckt sie die andere in die Zukunft aus, um kommende Geschlechter vom Verderben zu retten. Der Geist des Friedens und der christlichen Demuth muß in das zarte Herz der Jugend gepflanzt werden, wenn die Gesellschaft nicht unaufhaltsam ihrem Verderben zuschreiten soll; die Kirche muß wieder die Lehrerin der Menschheit werden, wie zur Zeit der heidnischen Bekehrung. Unsere Regierung kann unmöglich diesem wohlwollenden Streben abhold sein, und das Verlangen der frommen Bischöfe:

„den katholischen Gymnasialunterricht ganz in ihre Hand zu legen", wird gewiß bald erfüllt werden. Aber die Kirche kennt auch keine Grenzen in ihrem Eifer für die Sache der Ordnung und des legitimen Thrones, und in ihrer Erhabenheit über allem Irdischen ist sie selbst königlicher als der König, denn dieser hat in einem Anfall weltlicher Schwäche ganze Haufen von Erzrebellen begnadigt; die Kirche ließ es zwar geschehen, aber unter den letzten 209, welche von den Kerkern zu Kufstein, Spielberg, Munkatsch und Olmütz ausgespien wurden, waren auch einunddreißig abtrünnige katholische Pfarrer, diese wurden von dem heiligen Domcapitel verurtheilt, die von seiner Maj. erlassene Strafe in Klöstern abzubüßen.

Unter den vielen oft bewährten Mitteln, das alte Ansehen der Kirche wieder herzustellen, haben sich in Oestreich stets zwei besonders wirksam gezeigt, und unsere frommen Väter sind gewiß bemüht, in dieser schweren Zeit, wo Alles auf dem Spiele steht, auch diese in Anwendung zu bringen; ich meine: die Juden und die Wunder. In der Mosaik des östreichischen Staates gibt es keine Provinz, in welcher nicht einige Bezirke oder doch einzelne Städte das Privilegium hätten, keinen Juden in ihrem Weichbild aufnehmen zu müssen. Ja die loyalsten und rein katholischen Provinzen der Monarchie, wie Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Krain und Salzburg, kennen das alte Volk Gottes nur theils von Hörensagen, theils durch einige Hausirer und Markthändler, die sich bei ihnen nach eingeholter Erlaubniß ein- oder zweimal 24 Stunden aufhalten und dann weiter ziehen müssen. Diese jungfräulichen Provinzen, Bezirke und Städte sehen sich durch den Wortlaut des §. 1. der Grundrechte: „Der Genuß der bürgerlichen politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntniß unabhängig" bedroht, ihre uralte „katholische Reinheit" zu verlieren und den Bewohnern des Ghetto ihre Thore öffnen zu müssen; sie sind daher geneigt, den ganzen Plunder von Constitution hinzugeben, um nur von dem „Ungeziefer" verschont zu bleiben. So entstanden die Petitionen von tyrolischen, steyermärkischen und andern Gemeinden um „Modificirung des §. 1." und die Krawalle in Mähren, Böhmen und Gallizien. Ja die frommen Väter gehen noch weiter, und diese Tage reichten mehrere Diöcesen ein Gesuch an das Ministerium des Cultus ein, „den jüdischen Aerzten die Praxis bei schwererkrankten Katholiken zu verbieten, weil sie da auf die religiösen Functionen schädlich einwirken.

Die „Wunder" unserer Zeit werden bald eine eigene Literatur bilden, und die „Wiener Zeitung", das östreichische Regierungsorgan, wird uns in den nächsten Tagen einen officiellen Bericht über den Sachverhalt der blutschwitzenden „Weißkirchen" und die Wunderkraft des Schleimbacher Pfarrers bringen. Allein hierin dürften die frommen Väter doch einen Fehltritt gethan haben, daß sie die Wundererscheinungen und Judenverfolgungen in eine und dieselbe Zeit versetzten, denn an „Wundern" war stets das Volk Jehova's das reichste, und unsere Juden müßten nur Stümper sein, wenn sie es den blutschwitzenden Jungfrauen*) nicht zuvorthun sollten. Der Anfang ist bereits gemacht. Schon als Windischgrätz, der erste Peiniger der Juden in unserer Zeit, geschlagen und abberufen wurde, stellten die orthodoxen Söhne Israels Vergleichungen an mit Haman,

*) Der Volkswitz hat sich bereits dieses Ausdrucks bemächtigt; als nämlich die Geschichte von der „Weißkirchen" in einem Kaffeehause besprochen wurde, sagte ein Witzbold: „Was wundern Sie sich, meine Herren, daß ein schwaches Mädchen Blut schwitzt? Zeigen Sie mir einen Menschen in Oestreich, der in unserer Zeit nicht Blut schwitzt."

Antiochus, Nero und Titus, und sie wurden in dem alten Glauben bekräftigt, „daß noch Keiner ein gutes Ende genommen, der das Volk Gottes drückte und verfolgte." Haynau's Absetzung hat sie in diesem Glauben bekräftigt, und in diesen Tagen zeigte sich sogar ein „wirkliches Wunder" zu Gunsten dieser Behauptung. Ein Ofener Bürger hatte das Gras auf dem jüdischen Gottesacker von der Gemeinde gekauft und begab sich mit seinem Knechte dahin, um dasselbe abzumähen. Der Knecht erlaubte sich eine beschimpfende Handlung gegen das Grab eines Rabbi, der Wächter des Gottesackers stellte ihn darüber zu Rede. „Was!" sagte der Knecht, „es ist ja nur ein krep... Jude, ich thue es eben, um an diesem verworfenen Geschlecht mein Müthchen zu kühlen." Der Wächter schüttelte bedenklich das Haupt. Indessen hatten die Mäher ihren Wagen beladen, der Knecht ging neben demselben her; allein als er zum Thore gelangte, streifte er mit seinem Arme die Mauer, diese stürzte zusammen und begrub den Knecht mit ihren Trümmern.

Wie die Nachrichten aus der Theißgegend lauten, soll dort die Unzufriedenheit eine außerordentliche Höhe erreicht haben. Das Tabaksmonopol und die fürchterliche Strenge, mit welcher die Honvedassentirungen fortgesetzt werden (den armen Bauern, deren Söhne in den Wäldern herumirren, werden 5 bis 10 Mann Gensd'armen einquartiert, diesen müssen sie Kost und Löhnung geben, bis sie ihre Söhne aufsuchen und der Commission überliefern), thun bereits ihre Wirkung. △.

Kleine Correspondenzen.

Englische Patronage.

Die Gouverneure der größern englischen Colonien haben bis 5000 Pfund Sterling Gehalt, einen bis zwei Paläste zu ihrer Disposition, viele auch übrigens noch sogenannte Domainen mit Obst- und Küchengärten 2c. Einige Stellen in der Prerogative Court in London und andere dergleichen bringen bis 12,000 Pfund ein. Fragt man aber nach dem Gehalt des Ersten Lords der Schatzkammer (Premierministers) so ist selber eben auch 5000 Pfund nebst einer officiellen Residenz in St. James' Park, die Lord John Russell und andere gar nicht benützt haben, außer um darin ein paar Mal Tafel zu geben. Die andern Staatsminister haben blos 4000 Pf. jährlich, welches für einen unbemittelten Mann, wie z. B. Lord Palmerston einst war, beengend sein muß; denn der französische, russische und östreichische Botschafter haben ja 12,000 Pfd. reinen Gehalt, Wohnung und Tafelgelder nicht gerechnet. Wenn man aber Engländer auf diese Gehaltsanomalien ihrer Minister aufmerksam macht, so antworten sie bedeutungsvoll: „but look at their patronage!" — „aber betrachten Sie doch ihre Patronage"! Dieser den Engländern eigenthümliche Ausdruck bedeutet eine Gunst, die man von Amtswegen oder sonst auf materielle Weise Jemandem angedeihen läßt. Der sentimentale Deutsche möge wohl hier vorerst denken, der Vortheil, der den Ministern aus diesen Gunstverleihungen erspießt — seien etwa Einladungen zu Tafeln 2c.; aber ein kurzes Nachdenken und einigermaßen Eingehen in die hiesigen Verhältnisse belehren uns eines Andern — denn hier ist ein Ausgleichen zwischen 5-

oder 4000 und 12,000 Pfd. nöthig. Die Stellenverleihungen, die einem englischen Minister anheimfallen, sind ungeheuer, denn sie erstrecken sich über die ganze Erde — darunter die General-Gouvernatur von Ostindien, einer Königswürde ersten Ranges gleich. Da mag denn zwischen den Herren (und auch den Damen) so manche kleine Verhandlung unterlaufen. Dergleichen kommen freilich nicht völlig zu Tage und können kaum bewiesen werden, man hört nur zuweilen das Echo des Gewittersturms von weitem — so in dem berüchtigtem Processe, der vor einigen Jahren gegen einen der Directoren der Ostindischen Compagnie wegen Verkaufs einer Stelle wirklich geführt wurde. Glücklicherweise starb aber der Angeklagte currente liti oder wurde verrückt. Wichtiger war der sogenannte Exchequer bill fraud, wo es bewiesen wurde, daß der Finanzminister die Wechsel der Schatzkammer, die er blos in seinem Amtsbureau zu unterzeichnen hat — auch eben zu Hause (!) unterzeichnete. Solche Enthüllungen sind immer ominös, denn wissentlich läßt sich eine Nation nicht betrügen, und dem Scandale von Teste und Cubière in Paris folgte die Revolution!

Aus Kassel.

— — Der Kurfürst von Hessen gehört zu den Ausnahmsexemplaren des menschlichen Geschlechtes, die ihren Ruhm darin suchen, keinen Freund zu haben im Leben. Sein Herz gleicht dem Gipfel jenes Zauberberges, den Niemand erreichen konnte, weil er dem Auge immer weiter entrückt wurde, je näher der Fuß ihm kam. Gerade die ihm am nächsten stehen, sind ihm am wenigsten zugethan, weil sie am meisten von den Launen dieses räthselhaften Menschen zu dulden haben, der sein größtes Glück darin sucht, das Glück Anderer zu stören.

Es ist eine alte Behauptung, daß es kein Buch gebe, welches nicht wenigstens Einen guten Gedanken enthielte, und keinen Menschen, der nicht wenigstens Eine gute Seite hätte. Die gute Seite des Kurfürsten habe ich eine Zeitlang in der Anhänglichkeit zu seiner Familie zu finden geglaubt, bin aber in diesem Glauben etwas wankend geworden, seit ich in Erfahrung gebracht, daß die Gräfin Schaumburg sich der künstlichsten Mittel bedienen muß, um nur den Schein eines guten Einverständnisses mit ihrem Gemahl vor der Welt zu erhalten.

Denken Sie sich einen stattlichen, kräftig gebauten Mann, hoch in den Vierzigern, von regelmäßigen Gesichtszügen, etwas finstern Augen und einer Haltung, welche vollkommen zu der Generalsuniform, seiner gewöhnlichen Kleidung, paßt, — und Sie haben das äußere Bild des Kurfürsten vor sich. Das Innere dieses Mannes ist schwerer zu veranschaulichen, denn seine Handlungen bilden eine ununterbrochene Kette von Widersprüchen, die sich nur auf zwei bestimmte Anhaltepunkte zurückführen lassen: einen grenzenlosen Egoismus und eine ebenso grenzenlose Verachtung des menschlichen Geschlechts. Er glaubt an keine Treue und Redlichkeit unter der Sonne. In seinen Unterthanen sieht er ebenso viele übermüthige Feinde, die er seine Macht fühlen lassen muß, so viel sich Gelegenheit dazu bietet, um sie im Zaume zu halten. Er haßt die Demokraten, weil sie die Gottesgnadenherrschaft abschaffen wollen; er haßt die Constitutionellen, weil sie die fürstliche Willkür beschränken wollen; er haßt die Orthodoxen der Kirche und des Staates, weil er die Einen für Heuchler und Speichellecker hält und weil die Andern sich ihren dienstwilligen Patriotismus am besten bezahlen lassen.

Das Militär war früher sein Steckenpferd und pomphafte Paraden sind noch immer sein Hauptvergnügen; aber seit er sich zu wiederholten Malen überzeugt, daß immer, wo es sich darum handelte, ihn oder die Verfassung zu stützen, das Militär bis auf den letzten Mann Partei für die Verfassung nahm, ist er auch gegen das Heer mißtrauisch geworden, und wo sich nur irgend eine Gelegenheit bietet, läßt er es den Offizieren entgelten, daß sie sich nicht zu willenlosen Werkzeugen des Throns machen wollen. Das nachahmenswertheste Beispiel von Herrschergröße scheint er in der Handlungsweise des Kaisers Nicolaus gefunden zu haben, der einmal einen Rittmeister nach Sibirien verbannte, zur Strafe dafür, daß ihm auf der Parade ein Sporn abgefallen war. Zum Glück für das Land ist der Machtumfang des Kurfürsten von Hessen etwas beschränkter; dagegen läßt er sich aber auch innerhalb der ihm gezogenen Grenzen keine Gelegenheit entgehen, Proben seiner Despotennatur abzulegen. Ich führe zur Veranschaulichung einige Beispiele an.

Oberst v. B., ein allgemein geachteter Offizier, hatte sich vor einem Thore von Kassel eine elegante Sommerwohnung eingerichtet und pflegte in seinen Mußestunden sich mit Blumen zu beschäftigen.

Eines Tages überraschte der Kurfürst beim Spazierenreiten den Oberst, wie dieser eben mit großer Sorgfalt seine Blumenbeete begießt. Sofort hält der Landesvater sein Pferd an und läßt Herrn v. B. zu sich kommen. „Was muß ich sehen, Herr v. B.! paßt sich solche Arbeit für einen Stabsoffizier? Eine Gießkanne in der Hand? Sie würden wohlthun, Ihre Uniform mehr in Ehren zu halten.“ Also stotterte der Allergnädigste mit seiner nichts weniger als wohlklingenden Stimme, und — acht Tage darauf war Herr v. B. versetzt und mußte es andern Leuten überlassen, sein Haus zu bewohnen und seine Gärten in Ordnung zu halten. Aehnlich erging es einem hochgestellten Civilbeamten, der sich ebenfalls ein neues Haus gebaut hatte, und als es kaum fertig war, Kassel verlassen mußte, blos weil er sein Haus so comfortable eingerichtet und sich so darauf gefreut hatte, es zu bewohnen. Man pflegt seitdem in Kassel zu sagen: „Wenn Sie versetzt zu werden wünschen, so bauen Sie ein neues Haus und richten Sie es recht wohnlich ein.“

Uebrigens bedarf es nicht immer so kostspieliger Mittel, um dem Kurfürsten Gelegenheit zu geben, seine Herrschergewalt zu üben. Es wurden schon Stabsoffiziere aus Kassel entfernt, blos weil sie mit freisinnigen Männern, wie Wippermann u. A., intimen Umgang gepflogen, und Civilbeamte wurden versetzt, blos weil der Kurfürst ihnen Dank schuldig war für die Aufopferung, welche sie ihm in gefährlichen Momenten bewiesen hatten. Denn es ist eine der Eigenthümlichkeiten Sr. königl. Hoheit, daß er es für eine Erniedrigung hält, anzuerkennen, Jemandem zu Dank verpflichtet zu sein. — Eben weil er Niemandem Vertrauen einflößt, schenkt er auch Niemandem sein Vertrauen. Selbst diejenigen Beamten, welche ihr Leben und ihre Ehre für ihn in die Schanze schlagen, stehen seinem Herzen um keinen Zoll näher, als alle übrigen Menschenkinder. Man würde sich z. B. sehr irren, zu glauben, daß Leute wie Hassenpflug und Consorten des Kurfürsten Vertrauen genössen. Er bedient sich ihrer blos, weil sie die willfährigsten Instrumente sind und gegen gute Bezahlung Alles mit sich machen lassen. Er weiß sehr genau, daß Hassenpflug's Treue und Patriotismus den Werth und die Dauer der ihm zugesicherten Pension nicht übersteigt; er weiß sehr genau, daß in der Stunde der Gefahr Hassenpflug der Erste wäre, der ihn verrathen würde; aber er findet einen

besondern Reiz darin, mit Menschen zu verkehren, deren Tugend keine Scheu erregt. Er behandelt Hassenpflug mit demselben Hochmuth, den dieser wiederum gegen die unter ihm stehenden Beamten ausübt; aber je mehr das hessische Volk seine Verachtung des ihm aufgedrungenen Premierministers kundgiebt, desto mehr sucht ihn der Kurfürst äußerlich mit Gunstbezeugungen zu überhäufen.

Daß ein solches Regiment auf die Dauer unhaltbar ist, bedarf keiner Beweisführung. In Kassel ist — außer den unmittelbar vom Kurfürsten abhängigen Creaturen — in diesem Augenblicke kein anständiger Mensch, der mit Hassenpflug verkehrt, trotz der ungeheuern Anstrengungen, welche von oben herab gemacht wurden, den Fälscher von Greifswalde zur gesellschaftlichen Geltung zu bringen. Es wurden Circulare umhergeschickt, um die hessische Ritterschaft zu einem Vertrauensvotum zu bewegen; aber alle Versuche zu diesem Zwecke blieben ohne Erfolg. Statt des Vertrauens wurde nur Mißtrauen rege gemacht. Bei den vorletzten Landtagswahlen setzte die Regierung nur einen ihrer Candidaten (Lieberknecht) durch; bei der letzten Wahl ging ihr auch dieser Eine verloren.

Nun haben die Hessen eine Landesvertretung, welche bis auf den letzten Mann aus oppositionellen Elementen besteht, und ein Ministerium, dessen Chef schon aus gesellschaftlichen Rücksichten dasselbe Land meiden muß, welches er regiert, während die übrigen Mitglieder, Abée, v. Baumbach und Lometsch an Unfähigkeit mit einander wetteifern und durch längeres Verbleiben im Amte nur dazu dienen können, den letzten Rest des Ansehens der Staatsgewalt beim Volke vollends zu untergraben.

Literaturblatt.

Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Drei historisch-politische Novellen von Uffo Horn. Leipzig, Costenoble & Remmelmann. — Politisch sind die Novellen nun wohl eigentlich nicht; ich wüßte auch nicht, was man sich darunter denken sollte. Es sind Novellen, die sich an historische Begebenheiten knüpfen — an den französischen Invasionskrieg, den siebenjährigen Krieg, und den Aufstand in Wallis. In diesen Zeiten ist allerdings auch Politik getrieben worden, wenn schon nicht in unserm Sinne. — Vielleicht hat der Verfasser darum seine Novellen politische getauft, weil er in der Vorrede seine eigenen politischen Beziehungen darstellt. Das Buch ist einer Wiener Edeldame, Frau Génévière X. X. gewidmet, und einzelne Stellen dieser Widmung werden unsere Leser interessiren. „Ich war keineswegs überrascht oder befremdet, als ich kurz nach dem Ausbruche der Bewegung Ihre Unzufriedenheit mit der neuen Gestaltung der Dinge erfuhr. Ihre Weise, Ihre glänzende Begabung für die Gesellschaft, wie sie eben vor der Revolution in Oesterreich bestand, konnten Sie sich in dieser neuen stürmischen Wandlung nur gehemmt und gestört fühlen. Sie schreckten in unbehaglichster Ahnung zusammen, daß ein neues, Ihren bisherigen Gewohnheiten feindliches Leben beginnen werde, als das erste Sturmgeläut der Freiheit zu Ihnen drang. Dieser Glockenruf eines neuen Cultus verschüchterte Sie, — die Göttin, der es galt, wurde in Ihrer altgläubigen Phantasie zur bluttrinkenden Astarte, der Gattin des kinderfressenden Moloch. Sie fingen an, Ihren politischen Haß mit religiöser Energie zu treiben, und die heitere Philosophie, die Wien zum angenehmsten Aufenthalt in der Welt machte, schlug in einen Puritanismus um, der mit stillem Zorn die lustigen Flämmchen der Kamine schürte, mit dem Wunsch, es möchten Scheiterhaufen sein. Hab' ich doch selbst eine Dame da-

bei überrascht, als sie ein auto da fé mit Plakaten und Journalen feierte. Sie trug eine Haube mit schwarz und gelben Bändern, einen nonnenhaften, schwarzen Schlafrock, und verbrannte um wenigstens fünf Gulden bedrucktes Papier. Sie athmete den brenzlichten Leimgeruch, der ihr sonst Krämpfe zugezogen hätte, behaglich ein, der Salon, dessen schwere Draperien sonst nicht einmal durch den Duft einer Papiercigarre entweiht werden durften, rauchte wie die Höhle einer Pythia und dabei sang sie: „Gott erhalte unsern Kaiser!"

„Das, meine gnädige Frau, war aber nur ein Vorspiel zu den entschiedenen Thaten, mit denen die deutschen Frauen in Wien den zaghaften Ministerien vorangingen. Als das Laienthum in die Conclaves der Diplomatie und Büreaukratie eindrang, als laut und offen auf Markt und Straße, selbst in den Sacristeien der Priesterschaft, die bisher den Verkehr zwischen Fürst und Volk vermittelt hatten, wie der römische Clerus zwischen Gott und den Menschen, jene Forderungen ausgesprochen wurden, die sonst als „ausgesprochener Hochverrath" gegolten hätten, da bereiteten sich die deutschen Frauen in Oesterreich zu entschlossenem Widerstand auf ihrem Gebiete. In ihrem Reich sollten diese frechen Tempelschänder weder Aufnahme, noch Duldung mehr finden. Während die Pforten der Kaisersäle sich aufthaten, verschlossen sich die Thüren der Salons, jedes Stubenmädchen ward zur Barricade, jeder Diener zum spanischen Reiter. Eine Portierloge wäre, wie eine Redoute, nur mit Sturm zu nehmen gewesen. Wir Unglücklichen, die sonst die Auszeichnung genossen hatten, geduldet in dieser Gesellschaft zu sein, wir, die Musik machen, mit alten Fräuleins tanzen, über das Theater mitreden, und sogar einen Witz über Abwesende riskiren durften, wurden als Abtrünnige excommunicirt. Noch während die Männer uns die Hand drückten, mit uns Nationalgardendienst thaten, und auf der Wachtstube als Beweis demokratischer Sympathien Cabannas rauchten statt Regalias, war von den Frauen bereits jener stygische Bannfluch ausgesprochen, den keine Macht mehr lösen konnte. O die deutschen Frauen in Oesterreich wären nicht einmal durch eine canossische Kirchenbuße zu besänftigen gewesen, und wenn wir sie auch im historischen Costüm und mitten im Februarschnee geleistet hätten.

„Die deutschen Frauen in Oesterreich, welche in der Gesellschaft stets die erste Stimme gehabt, waren gewohnt, die Freiheit schüchtern und vorsichtig im stillen Mondenglanz um die Gitter wandeln zu sehen, die unser Land von der übrigen Welt trennten. Das arme Weib trug das wallende Gewand mit dem Schleier, das ihr Lenau und Anrstasius Grün wohlmeinend umgehängt hatten. Man horchte ihrem leisen, gedämpften Gesang, wie einer Nachtigall im fernen Gebüsch. Die Melodie war es, die gefiel. Wir durften die einsame Wallerin grüßen, sogar leise mit ihr flüstern, ja ihr über die Stakets weg die Hand reichen, ohne daß die Frauen beißende Anspielungen auf eine mauvaise liaison gemacht hätten. Es wurde solcher stille Verkehr sogar als anständiger betrachtet, als der mit den Tänzerinnen des Kärnthnerthortheaters. Als wir aber das Götterweib in ihrer ursprünglichen Tracht, in der ärmellosen Tunica, die phrygische Mütze statt des Schleiers auf dem Haupt, im hellen Tagesglanz und auf dem prangenden Triumphwagen durch die Straßen geleiteten, war es vorbei mit dieser Nachsicht. Alsbald lautete die kategorische Erklärung von allen Lippen, frischen und welken, in nie erlebter Einstimmigkeit: „Entweder sie — oder wir!" — So ist es mit der Wiener Gemüthlichkeit gegangen. —

Freischaar-Novellen. Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszuge in Schleswig-Holstein. Von Wilhelm Hamm. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. Der Verfasser, bekannt als Redacteur der agronomischen Zeitung und durch seine Schilderungen aus der Schweiz, die wir seiner Zeit in diesen Blättern besprochen haben, führte am 17. April 1848 eine kleine Schaar Freiwilliger aus Leipzig zu dem eben ausbrechenden Krieg nach Schleswig-Holstein. Er blieb daselbst bis zum Waffenstillstand von Malmoe, und hat seine Abenteuer in dem vorliegenden Büchlein auf eine anmuthige und lebhafte Weise erzählt. Einzelnes daraus haben schon früher die Grenzboten gebracht. Bei dem regen Interesse, welches die Sache gegenwärtig für ganz Deutschland gewonnen hat, werden diese Novellen sich einer lebhaften Theilnahme erfreuen. — Uns hat die Lectüre trüb' gestimmt. Der Kampf gegen Dänemark war nicht eine vereinzelte Angelegenheit, bei deren Ausgang es nur auf ein Mehr oder Minder angekommen wäre: er war geradezu der Prüfstein für die Kraft, für die Ehre des neu zu gründenden deutschen Reichs. Deutschland hat das Spiel verloren, und wir haben den Kelch der Bitterkeit noch nicht einmal bis auf die Neige geleert. Wenn es aber einmal zur Abrechnung kommen wird mit den Regierungen, in deren Hand die Ehre des Vaterlandes gelegt war, so wird Schleswig-Holstein am schwersten in die Wagschaale fallen.

Schleswig-Holsteins Gegenwart. Geschrieben nach der Schlacht von Idstedt von einem deutschen Offizier. Hamburg, Meißner und Schirges. — Ein Bericht über die Aufnahme einzelner Patrioten, die sich erst zur Bildung einer Freischaar, dann zum Eintritt in die Schleswig-Holsteinsche Armee meldeten. Das Erste wurde von vornherein mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen, das Zweite zerschlug sich gleichfalls. Der Verfasser warnt daher seine Landsleute vor einem voreiligen Versuch. Der Ton des Berichts athmet zu sehr das Nachgefühl persönlicher Kränkung, doch können wir aus demselben Manches lernen. Mit Freuden haben wir wahrgenommen, daß die Regierung der Herzogthümer, trotz der falschen Stellung, in welche Preußen ihr gegenüber gerathen ist, doch auf das Sorgfältigste jeden Schritt vermeidet, der Preußen irgendwie verletzen könnte. Sie hat recht daran, wie übel auch die öffentliche Meinung, und nicht ohne Grund, auf Preußens Verhalten zu sprechen ist. Denn wenn die Herzogthümer noch auf eine bessere Zukunft zu rechnen haben, so kann diese nur durch Preußens Vermittelung eintreten. Oesterreich schließt sich der Sache nach den Dänen an, während seine bezahlten Federn, um Preußen zu schaden, von der wohlwollenden Gesinnung des Wiener Cabinets für die deutsche Ehre Wunderdinge erzählen; die deutschen Kleinstaaten können nichts thun, auch wenn sie den guten Willen haben sollten. — Als einen Beitrag zur Einsicht in die an Schleswig-Holstein sich knüpfenden Fragen führen wir noch an: „Die Forderung der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein an deutsche Regierungen für Verpflegung ihrer Truppen im J. 1849, von Karl Mathy. Frankfurt a. M., Brönner." Der Verfasser entscheidet natürlich zu Gunsten der Herzogthümer. Es sollte auch diese Streitfrage, die allerdings mehrere Bedenken hat, wie das nicht anders sein kann, wenn von einem Reichskrieg die Rede ist, und dennoch die Kosten desselben dem guten Willen der einzelnen Regierungen überlassen bleiben, uns auffordern, einen Zustand aufzuheben, der seiner innern Widersprüche wegen unerträglich ist, oder wenigstens nicht zu ihm zurückzukehren, wenn man sich seiner theilweise entledigt hat.

Die Zauberin Kirke. Heitre Reime von Bernhard von Lepel. Berlin, Mittler's Sortim.-Buchh. — Artige Verse, gegen die modernen Pietisten und gegen die Demokraten zugleich gerichtet. Ein Exemplar von beiden Gattungen wird durch den Zauberstab der alten Göttin in jene Menagerie geführt, die auch Odysseus Gefährten erwartete.

Schwarz war des Candidaten Fell,
Als wär' er im Frack zu sehen,
Doch das des Philosophen hell,
Nach seinen lichten Ideen;

Des Doctors Kopf mit rothem Haar
Als Jacobinerkäppchen,
Und unter des Pfaffen Hals ein Paar
Schleeweiße Speichelläppchen.

Und wie verschieden weiter noch
An Grunzen, Wuchs und Kleide,
Ist's Ein Geschlecht nach Buffon doch,
Porcus communis beide.

Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou, frère de St. Louis, par le Comte Alexis de St. Priest. Der Verfasser sucht in diesem, übrigens mit dem gründlichsten Quellenstudium abgefaßten Werk den französischen Standpunkt dem Deutsch-Ghibellinischen gegenüber festzustellen, die Rechtsansprüche des Erben der Hohenstaufen in Zweifel zu ziehen, und die Hinrichtung desselben wenigstens vom Gesichtspunkt der politischen Nothwendigkeit begreiflich zu machen.

Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahl. Dritter Band. Oldenburg, R. Berndt. Wir haben die beiden ersten Bände dieser interessanten Reisebeschreibung seiner Zeit ausführlich besprochen. Zwischen dem Erscheinen des ersten und des letzten Bandes liegt nur die Revolution. Stahl hat sich an derselben zwar nicht activ, aber durch mehrfache Schriften betheiligt. Nach der Täuschung in so viel Hoffnungen, der Auflösung so vieler Ideale muß ihm diese geistige Rückkehr in einen unbefangenen, nur von der Kunst und der Natur getragenen Zustand eine Erquickung gewesen sein. Etwas davon weht auch den Leser an, der sich mit ihm in gleicher Lage befindet.

Berichtigung. Ein Freund Fr. Gerstäcker's (Herr Otto Wigand jun.) macht uns die Mittheilung, daß der Roman: die Quäkerstadt u. s. w., um dessentwillen wir ihn getadelt haben, nicht von ihm herrühre, sondern die Uebersetzung eines amerikanischen Buchs sei. Wir nehmen diese Berichtigung mit Vergnügen auf, können aber in diesem Fall einen gelinden Tadel gegen die Verlagsbuchhandlung (Otto Wigand) nicht unterdrücken, daß sie auf den Titel setzt: „Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscript des Herrn K., Advocaten in Philadelphia. Von Fr. Gerstäcker. Dritte Auflage." Das hinterlassene Manuscript wird dann in der Vorrede in jener novellistischen Form geschildert, mit der die Romanschreiber in der Regel ihren Erfindungen den Anschein der Authenticität zu geben suchen, nicht um das Publicum zu täuschen, sondern weil es die Mode so mit sich bringt.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Union und die Liga.

Preußischer Brief.

Die Krisis, in welcher die Sache der Union in diesem Augenblicke schwebt, macht es für die Partei der Union unerläßlich, sich auf die verschiedenen Eventualitäten zu rüsten, und sich ernstlich die Frage vorzulegen, wie weit der Gedanke, mit dem sie steht und fällt, auch im schlimmsten Falle noch festzuhalten ist. Eine Einigung darüber, was die Partei selbst will, und über den Weg, den sie einzuschlagen hat, um dieses Ziel, wenn auch nicht zu erreichen, doch wenigstens nicht aus den Augen zu verlieren, thut viel dringender Noth als die unausgesetzte Polemik gegen Preußen, die doch Keinem etwas Neues lehrt, denn daß Preußen nicht im Sinne unserer Partei gehandelt, daß es sich durch eigene Schuld die für seine Ehre und seine Macht höchst bedenkliche Wendung der deutschen Angelegenheiten zugezogen hat, darüber ist schon seit langer Zeit kein Mensch mehr im Unklaren. Gerade weil die Partei zu viel, und unberechtigte Hoffnungen auf Männer wie Radowitz und Manteuffel gesetzt hat, ist sie jetzt in Gefahr, sich selbst zu verlieren. Schon fangen einige Blätter, die bisher treu zu ihr gehalten, an, sich die Möglichkeit einer Regeneration Deutschlands auf einem andern Wege als dem der Union zu denken.

Dieses Schwanken ist höchst gefährlich für unsere Entwickelung, und man kann nicht häufig genug folgende Wahrheit, die einzige Errungenschaft unserer Revolution, in's Gedächtniß rufen: die Regeneration Deutschlands in der Weise, daß eine gemeinsame, durch ein Volksparlament influencirte Regierung es gegen Außen hin mit souveräner Machtvollkommenheit vertritt, und im Innern die allgemeinen Angelegenheiten ordnet, ist so lange unmöglich, als innerhalb des Landes zwei souveräne, europäische Mächte sich befinden. Denn weder die eine noch die andere wird sich in ernsthaften Dingen einer Abstimmung fügen, wo die Entscheidung bei den Kleinstaaten ruhen müßte, und wo keine einheitliche Regierung da ist, ist ein Parlament etwas sehr Ueberflüssiges.

Eine Regeneration Deutschlands in diesem Sinne ist, wenn man von einer demokratischen Revolution, die das Unterste zu oberst kehrt, und bei der man nie

wissen könnte, was zuletzt daraus werden soll, abstrahirt, nur auf zwei Wegen denkbar.

Entweder verliert die eine der beiden Mächte ihre Souveränetät, und wird ein Vasall der andern — ein Fall, der nicht im Reich der Wahrscheinlichkeiten liegt.

Oder die beiden Mächte trennen sich von einander, jede von ihnen zieht diejenigen Kleinstaaten, die in ihr Rayon gehören, in ihren politischen Organismus, und so ergänzt, treten sie dann mit einander in ein völkerrechtliches Bündniß.

Die letztere Form ist, abgesehen von ihrer leichtern Durchführung, auch darum der ersten vorzuziehen, weil die Macht, welche die andere unterdrückt, bei der Lage der Dinge doch nur Oestreich sein könnte; Oestreich darf aber in Deutschland darum die Hegemonie nicht führen, weil seine eigenthümlichen Bildungselemente von den Deutschen wesentlich verschieden sind.

Es bleibt also die Bildung einer Union mit Preußen an der Spitze, wie die Verhältnisse auch immer sich gestalten mögen, der einzige rationelle Weg, uns unserm eigentlichen Ziel zu nähern. Sehen wir zu, auf welche Weise sich auch für den schlimmsten Fall dieser Weg festhalten läßt.

Im Anfange, wo das Princip rein hervortrat, im Programm Gagern (mehr als in der Verfassung vom 28. März, die sich den sehr bedenklichen Anschein gab, als sollte das Gesammtgebiet des Bundes zum Reich gehören), und allenfalls auch noch in dem Dreikönigsbündniß, handelte es sich allerdings um eine unmittelbare staatsrechtliche Trennung des deutschen Bundes in die Union einerseits, Oestreich andererseits, und um die Anknüpfung eines neuen, völkerrechtlichen Verhältnisses zwischen beiden Staatsgebieten.

Als aber durch den Abfall Hannovers die geographische Basis der Union durchlöchert wurde, konnte von einer solchen Scheidung nicht mehr die Rede sein, um so mehr, da die eigenthümliche Verwickelung der schleswig-holsteinschen Rechtsfrage einen völkerrechtlich anerkannten Rechtsboden nothwendig machte, und da dieser kein anderer sein konnte, als die Bundesacte.

Sobald man die Nothwendigkeit einer Reorganisation des alten Bundes anerkennt, handelt es sich nur um die Modalität derselben. Hier ist — abgesehen von dem Streit über den Vorsitz, den man als eine bloße Frage der Etikette füglich bei Seite setzen kann — der wesentlichste Differenzpunkt zwischen den beiden Heerlagern ein doppelter gewesen.

Einmal bestreitet Oestreich die Möglichkeit, eine Reform der Bundesverfassung, gegen die es an sich nichts einzuwenden hat, auf einem andern, als dem in der alten Bundesverfassung vorgesehenen Wege eintreten zu lassen.

Sodann bestreitet es Preußen das Recht, mit der Bildung eines Separatbundes vorschreiten zu dürfen, bevor auf bundesrechtlichem Wege darüber entschieden, ob derselbe mit dem weiteren Bund überhaupt in Einklang zu bringen

sei. Zu diesen Schritten, deren Rechtmäßigkeit es bestreitet, zählt es auch die Ausführung der Militär-Conventionen.

Beides würde nicht viel zu bedeuten haben, wenn es bloße Rechtsbedenken wären, und wenn ihnen Preußen die Wucht der Thatsachen entgegenwerfen könnte. So steht es aber nicht, oder so steht es wenigstens nicht mehr. Bald wird die Communication der Unionsstaaten mit einander überall durch thatsächliche Hindernisse versperrt sein, und die Basis der Union — die Kleinstaaten nämlich, die den Willen haben, sich an Preußen anzuschließen — wird von Tage zu Tage zweifelhafter. Jedes Abwarten verstärkt die Liga und schwächt die Union. Da eine Entscheidung erfolgen muß, und da es mehr als zweifelhaft ist, daß Preußen diese Entscheidung der Gewalt der Thatsachen anheimzustellen geneigt sein sollte, so dürfte allerdings nichts übrig bleiben, als der Weg der Verhandlungen — Verhandlungen, die, wie die Sachen jetzt stehen, schwerlich auf andere Weise geführt werden dürften, als leider in den Formen des alten Bundesrechts. Sehen wir zu, ob das Eingehen auf diese Formen — falls Preußen darauf eingeht — mit dem Aufgeben des Unionswerks identisch ist.

Wenn die Großdeutschen von einer Bundesreform sprechen, so wollen sie damit eine Verstärkung der Bundesgewalt, allenfalls Volksvertretung u. s. w. andeuten, kurz eine Befriedigung des Nationalwillens, wie er sich im Jahre 1848 ausgesprochen hat, innerhalb des weitern Bundes. Oestreich denkt keinen Augenblick daran, aber es hütet sich wohl, diese abweichende Meinung auszusprechen, weil es vorläufig die Großdeutschen gegen Preußen zu benutzen gedenkt.

An eine Verstärkung der Bundescentralgewalt gegen die größern Regierungen denkt kein Staat der Liga. Es kann ihnen nur um eine Verstärkung derselben gegen die eigentlichen Kleinstaaten und gegen die demokratischen Bewegungen zu thun sein. Das Erstere — eine Absorption der Kleinstaaten durch die Mittelstaaten, das Schlimmste, was Deutschland widerfahren könnte, können die Unionsregierungen auf bundesrechtlichem Wege verhindern. In Beziehung auf das Zweite dürften sich leider beide Parteien nicht so ferne stehen, und doch ist auch hier ein innerer Grund vorhanden, daß die Befugnisse der Bundescentralgewalt eher beschränkt als erweitert werden dürften. Es liegt dieser Grund in der Umwandlung Preußens in einen constitutionellen Staat.

Denn die Einwirkung des Bundes, der als solcher nothwendig die Repräsentativformen ausschließt, auf die innern Rechtsverhältnisse ist unvereinbar mit dem Fortbestehen der Verfassungen. Karlsbader Beschlüsse sind wohl gegen Kleinstaaten durchzuführen, die immer nur den Schein constitutionellen Lebens haben können, weil dieses nur in souveränen, unabhängigen Staaten gedacht werden kann; aber nicht gegen einen Staat von der politischen Machtentwickelung Preußens. So lange Preußen ein constitutioneller Staat bleibt, wird es auch seine Souveränetät behaupten, wird es den nach Einheit strebenden Staaten den Mittelpunkt

hergeben. Die Hoffnung der Union knüpft sich lediglich an die Fortdauer der preußischen Verfassung.

So lange also Preußen an der Union in ihrer jetzigen Form festhält und folgerecht den Eintritt in den erneuerten Bundestag überhaupt oder wenigstens so lange verweigert, bis in demselben das Princip der Union im Voraus anerkannt ist, wird ihm unsere Partei auch darin zur Seite stehen. Aber in dieser Lage wird sie sich voraussichtlich nicht lange befinden. Preußen wird es müde werden, seine Schutzbefohlenen bei Nacht und Nebel auf Schleichwegen an den Barrieren vorüberzuführen — und ich muß gestehen, daß dergleichen für das persönliche Ehrgefühl höchst verletzend ist und dem Zweck in keiner Weise entspricht; und so müßte es, wenn es die Union außerhalb des Bundes aufrecht halten will, entweder sich „auf das Gebiet der Thatsachen begeben", oder Baden, Oldenburg, Bremen, und dann wohl überhaupt einen nach dem andern seiner Bundesgenossen zu verlieren gewärtig sein. Es wird sich also die Frage vorlegen müssen, was es in Beziehung auf die Union aufgibt, wenn es, ohne vorhergehende Anerkennung derselben von Seiten Oestreichs oder der Liga, seinen Eintritt in die alten Formen nicht länger verweigert.

Da dieselbe innere Nothwendigkeit, welche vorher die kleinen Staaten mit ihm vereinigt hat, fortbesteht trotz aller Rechtsverwickelungen, so verliert es nichts als den Rechtszwang, den es gegen die Renitenten anwenden konnte. Da es aber in seiner Absicht niemals gelegen hat, sich dieses Rechtszwangs zu bedienen, so ist das nicht zu viel.

Preußen kann es innerhalb des Bundes durchsetzen, daß die Bundesgewalt auf die nothwendigsten Attribute — ungefähr auf die Befugnisse des Interim — eingeschränkt wird. Es kann dadurch, daß es die Veröffentlichung aller Bundesverhandlungen durchsetzt, im Sinne der Freiheit wirken. Es kann die Rechte seiner Stände den Gelüsten der Reaction gegenüber vertreten.

Als ein positives Bildungsmoment seiner Union bietet sich ihm der Zollverein. Aufkündigung desselben an diejenigen Staaten, welche der Union nicht beitreten, Ermächtigung des Unionsparlaments, über die gemeinsamen Zoll- und Handelsangelegenheiten zu entscheiden, Bildung einer gemeinsamen Zollvereinsverwaltung unter Preußens Vorsitz nach Art des projectirten Fürstencollegiums, das bisher doch ohne eigentlichen Inhalt war — und in einigen Jahren wird die Union eine Bedeutung und auch einen Umfang haben, der weit über die gegenwärtige Anlage hinausgeht — denn die deutschen Mittelstaaten, mit Ausnahme Hannovers, können sich weder an das österreichische Tabaksmonopol u. s. w. anschließen, noch für sich bestehen. Hannover kann aber in dieser Form am ersten gewonnen werden.

Innerhalb des Bundes kann Preußen ferner energisch für die Sache der Herzogthümer wirken, für die es in seiner jetzigen isolirten Lage nichts thun

kann. Es kann durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen den gleißnerischen Verbündeten entlarven, welches mit der einen Hand das Londoner Protokoll — eine Art Garantie für die Integrität des dänischen Staats, d. h. für das vollständige Aufgeben der Herzogthümer — unterzeichnet, mit der andern dem lieben Publicum die Mittheilung machen läßt, nur Preußen sei an dem Untergang der deutschen Sache in Schleswig-Holstein Schuld, weil es kein deutsches Herz habe.

Für die constitutionelle Partei wird aber neben der Aufrechthaltung der landständischen Verfassung gegen eine etwaige neue Auflage der Karlsbader Beschlüsse der fortdauernd wiederholte Antrag an die Kammern und resp. an die Regierung auf Anschluß an die Union das gemeinsame Stichwort bleiben, auch wenn die wirkliche Anzahl der Unionsmitglieder auf ein Minimum zusammenschrumpft, auch wenn kein anderer Staat bei Preußen bleibt, als etwa Anhalt-Dessau; ja wenn zuletzt Preußen mit seinem Anerbieten der Union allein bleiben sollte.

Der Friedenscongreß zu Frankfurt.

In der Paulskirche, jenem theuern Tempel unserer Hoffnungen, jenem Denkmal unserer Schmach, wo ein Jahr lang die besten Männer unsers Volks in schmerzlicher Anstrengung sich abmühten, ihrer Nation ein Vaterland zu gründen, hat jetzt ein anderes Schauspiel begonnen, nicht mit den tragischen Ansprüchen jener an sanguinischen Hoffnungen, burschikosem Uebermuth und biederer Treuherzigkeit überreichen Tage, aber unendlich bunter, ergötzlicher, phantastischer, die Crême der kosmopolitischen Romantik. Albion hat 250 seiner geschäftskundigen und menschenfreundlichen Söhne unter der Anführung des großen Agitators Richard Cobden abgesendet, um durch moralische Einwirkung die freie Einfuhr ihrer Fabrikate und Colonialwaaren in Deutschland vorzubereiten, die psalmsingenden Rundköpfe Nordamerika's schicken ihre Apostel, Elihu Barrit an der Spitze, das neue Evangelium im Mutterlande zu verkündigen, und einige Pariser Windbeutel, voran Herr Emile de Girardin, der geistreichste und dreisteste Charlatan, den Frankreich hervorgebracht, gesellen sich dazu, wohl mehr des Amüsements wegen, als in Geschäftssachen. Victor Hugo ist nicht gekommen; die verächtliche Behandlung, die er in der Nationalversammlung von seinen Gegnern erlitten, hat seiner Gesundheit geschadet, aber er hat dem Congreß einen faden Brief geschrieben. Es fehlen auch nicht getaufte Neger, die Lamartine's schwarze Marseillaise aus Toussaint-Louverture singen, und um den Eindruck vollständig zu machen, tritt auch ein indianischer Häuptling im Nationalcostüm auf, wie wir es aus Catlin und Cooper kennen, mit der blauen Eidechse auf der Brust, dreifarbig im Gesicht tättowirt, einen Löwenschleif hinter sich schleppend, und ungegerbte Hirsch-

felle an den Beinen: er hat im Namen seiner Stämme Deutschland die Friedenspfeife vorgeraucht und heißt: Kagagagabauh! Diese Versammlung hat sich vorgesetzt, den Krieg abzuschaffen, und Haynau hat verwundert zugehört.

Die Scene erinnert lebhaft an die philosophische Gesandtschaft, die Anacharsis Clootz, als Repräsentant der befreiten Menschheit, dem glorreichen Convent zuführte, um ihm im Namen sämmtlicher Völker der Erde, von den Kamtschadalen bis zu den Hottentotten, den Dank auszusprechen, daß er auf Erden das Reich Gottes eingeführt.

Zu meinem größten Erstaunen hat sich bei dieser Gelegenheit das deutsche Volk im höchsten Grade gemüthlos gezeigt. Man hätte doch denken sollen, die Ehre, neben Engländern und Franzosen zu sitzen, hätte unsere guten Landsleute zu Tausenden zusammentreiben sollen. Aber nein! Es sind nicht mehr als einige 30—40 gekommen — der eigenthümlichen Verhältnisse Deutschlands wegen, wie der Vorsitzende, Herr Jaup (hoffentlich nicht der ehemalige darmstädtische Minister!) entschuldigend hinzusetzte, wie wir aber sagen möchten, weil in der letzten Revolution dem Deutschen mit den Jahren denn doch auch der Verstand gekommen ist.

Denn gibt es eine abgeschmacktere Parodie auf alles politische Wesen, als diese Versammlung, in der ein Heiliger nach dem andern auf das Katheder steigt, um sein Schul-Exercitium über den Nutzen des Friedens und den Schaden des Krieges herzuplappern, gerade wie wir es in Quarta und Tertia gethan, mit keinem Hellerwerth mehr geistiger Reife der politischen Bildung. Es sind zugleich Uebungen im Englischen und Französischen, denn die Herren von jenseit des Canals und von jenseit des Rheins verstehen die Sprache des Volks nicht, das sie bekehren wollen. Und dazu diese fortwährenden Gebete, diese beständigen Anrufungen des Himmels! Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Für uns Deutsche hat aber die ganze Farce noch etwas besonders Gehässiges. Unsern zwar verunglückten, aber sehr ernsthaft gemeinten, schmerzhaften Anstrengungen im vorigen Jahre gegenüber hat sich die große Mehrzahl des englischen wie des französischen Volkes — ich kann nicht anders sagen als gemein benommen. Was wollen ein paar verständige Leute, wie sie im Daily News schreiben, gegen die Masse der verstockten, engherzigen Krämer und Aristokraten sagen. Und nun kommen diese Männer her, uns friedfertige Gesinnungen einzuflößen. Gebunden an allen Gliedern, verhöhnt von leichtfertigen Buben, die mit Bequemlichkeit unserer spotten können, weil sie durch ein unverschuldetes Glück in der Freiheit geboren wurden, sollen wir auch noch Sanftmuth lernen. „Allerdings, lieben Freunde," ermahnt uns ein näselnder Quäker, „man behandelt euch sehr schlecht, aber so dir Jemand giebt einen Streich auf den einen Backen, so reiche ihm den andern, spricht der Herr." „Freilich," schmunzelt der Krämer

von der Themse, „thut man euch in Dänemark Unrecht, aber nehmt doch einen Schiedsrichter! alle Völker sind Brüder, und Nicolaus und Napoleon werden gern erbötig sein, eure Sache zu schlichten."

— Im Krieg fallen die Fonds, die Geschäfte stocken, Handel und Gewerbe kommen in Abnahme, ganz abgesehen von dem Unglück im Einzelnen, das niemals ganz zu vermeiden ist. Ich bin weit entfernt, dergleichen gering anzuschlagen. Aber es giebt Dinge, die höher stehen, als diese einzelnen Zweige der Cultur, deren Versäumniß immer nachgeholt werden kann. Sollen wir in Deutschland die sittliche Basis gewinnen, ohne die alle Cultur unfruchtbar bleibt, so müssen wir uns als Nation zusammenfassen; die letzten Jahre haben wieder recht lebhaft gezeigt, daß das ohne einen ernsten, schweren Krieg nicht gehn wird. Mit einem nicht gemeinen Instinct hat Herwegh dem König von Preußen zugerufen:

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluthen eines Meleager!
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager.

Aber leicht wirds, den Frieden zu predigen für diejenigen, welche im Besitz sind.

Die Legitimen und die Geächteten.

Neben dem Congreß der Friedensfreunde erfreut sich Deutschland noch einer zweiten, ziemlich zahlreichen ausländischen Versammlung. Wiesbaden ist für die französischen Legitimisten ein zweites Coblenz geworden, und während der Neffe des Kaisers mit den ihm wohl oder übel bewilligten Millionen die Departements bereist und die Herzen der Bürgermeisterfrauen durch kleine Brillantnadeln zu gewinnen sucht, die er in stark beladenen Frachtwagen sich nachfahren läßt, versammelt Heinrich V., das Kind des Wunders, wie ihn Victor Hugo seiner Zeit nannte, das Heerlager seiner Getreuen um sich — darunter außer den Namen der Rococo-Herzöge und Marquis auch einige Chouans in den legitimen Holzschuhen und den rothen Räuberbinden — um ihnen das Stichwort ihrer neuen Rolle zu ertheilen. Die Legitimisten haben zum zweitenmal ihre Sache von der allgemeinen der conservativen Partei getrennt. Auf höhere Verordnung werden sie nicht mehr dem Präsidenten, nicht mehr den Orleanisten in die Hände arbeiten, sondern unmittelbar für die Zwecke des göttlichen Rechts zu wirken suchen. Herr Berryer ist ihnen definitiv zum Führer gegeben, dagegen der Held der Vendée, Marquis von Larochejacquelein, sehr ernst in seine Schranken verwiesen, theils wegen zu ungebärdigen Betragens im Allgemeinen, theils weil er immer wieder auf jenen

nerst vom Abbé Genoude und der Gazette de France empfohlenen Versuch zurückkommt, das legitime Königthum durch eine Abstimmung des Volks wieder herzustellen, also die Legitimität auf die Volkssouveränetät zu propfen.

Die hochgebornen Gäste, welche diesmal ihren Herrn und König zu Wiesbaden verehren, hatten zu den Zeiten Louis Philipp's einen ähnlichen Abstecher nach Belgrave-Square gemacht. Damals wurden sie von der Kammer für die Doppelzüngigkeit ihres Lehnseides gebrandmarkt, und gerade die conservative Partei wurde nicht müde, sie mit Hohn und Spott zu überhäufen. Als sich Berryer mit etwas übertriebenem Pathos darüber beschwerte, daß man Frankreich seine großen Erinnerungen rauben wolle, erwiderte damals Dupin — jetzt wieder Präsident der Nationalversammlung — das wolle man keineswegs, man habe ja Molière ein Denkmal errichtet, dem großen Dichter, der solche Lächerlichkeiten, wie die Wallfahrt nach Belgrave-Square, mit Glück gegeißelt habe.

Wie wird sich diesmal die Partei verhalten? Eigentlich ist die Sache dadurch noch complicirter geworden, daß unter den Pilgern nach Wiesbaden einige von den Männern sind, denen die Nationalversammlung bei ihrem Auseinandergehen die Hut der Verfassung anvertraut hat. — Freilich dürfen diesmal die Orleanisten ihre Verweise nicht sehr laut werden lassen, denn sie haben ihre Aufwartung bei der erlauchten Person, welche für sie der Mittelpunkt Frankreichs ist, bereits gemacht, wenn auch mit weniger Feierlichkeit und Salbung, als die legitimistische Aristokratie. Die bürgerliche Generation, welcher die jüngere Dynastie angehört, geht selbst in ihren Aufzügen mit dem Regenschirm; sie scheidet sich auch äußerlich von dem beneideten Faubourg St.-Germain.

Wie dem auch sei, die compacte Masse der sogenannten conservativen Partei wird nicht lange mehr zusammenhalten. Je näher die Zeit der Entscheidung rückt, je schroffer werden die bestimmten Interessen sich von einander sondern. Heinrich V. hat erklärt, daß vorläufig von einer Annäherung zwischen den beiden Linien des Hauses Bourbon keine Rede wäre, daß er aber zehn Schritte thun wolle, sobald der Chef der Orleans einen thäte. Es steht indessen dieser Versöhnung Manches im Wege. Die Legitimisten, die zwar durch Gründung der Republik sehr bedeutend an Terrain gewonnen haben, sind doch noch immer die unterdrückte Partei, denn es handelt sich hier nicht bloß um die dynastische Frage, der ganze gesellschaftliche und rechtliche Zustand Frankreichs ist ein Protest gegen ihr Princip. Die Bourgeoisie, welche durch die Julirevolution zur Herrschaft gekommen ist, kann warten; sie ist doch im Besitz. Es wäre nicht undenkbar, daß sie sich vorläufig mit den Bonapartisten — d. h. mit den naiven Stellenjägern, die vive Napoléon! rufen, weil vom Präsidenten die Aemter und die Besoldungen ausgehen — vereinigten, um das Werk der Repression mit gemeinsamen Kräften zu fördern, und eine Krisis zu vermeiden, die immer von Gefahren begleitet ist.

Aber der Mann, den Frankreich in seiner Noth, weil kein besserer möglich

war, zu seinem Heiland ausersehen hat, bleibt für die Gutgesinnten immer ein bedenklicher Führer. Geheilten Wahnsinnigen ist niemals recht zu trauen. Bis jetzt schwebt Louis Napoleon noch immer in dem Wahn, die sechs Millionen Stimmen, denen er eine solche Stellung verdankt, seien der Ausdruck persönlicher Ergebenheit; er läßt daher auch nicht ab, sich auf diese sechs Millionen zu berufen und sich als den eigentlichsten Repräsentanten des französischen Volks darzustellen. Wenn er aber in dieser Gewißheit erschüttert wird, so ist vorauszusehen, daß in einem an Staatsstreiche gewöhnten Zeitalter auch andere Mittel gesucht und gefunden werden dürften, das Recht der Thatsachen über geschriebenes und scholastisch deducirtes Recht hinauszustellen.

Beide Parteien, Bonaparte wie die Orleanisten, werden im französischen Volk immer einen Anklang finden, ihrer gemeinschaftlichen Gegner wegen. Denn bei den Legitimisten handelt es sich nicht bloß um das Successionsrecht, auch nicht bloß um die mehr oder minder ausgeführte Wiederherstellung des Adels in seine alte Bedeutung; das charakteristische Kennzeichen der Partei ist vielmehr ihr Bündniß mit der Kirche. Wenn auch im gegenwärtigen Augenblick die Furcht vor den Rothen so allgemein ist, daß selbst die Schüler Voltaire's, um ihr Geld zu schützen, sich an den Stuhl Petri und seiner Apostel klammern, so ist die Kirche durch ihre neu erfochtenen Siege doch zu übermüthig geworden, um nicht ihrerseits einen ähnlichen Schreck einzuflößen. Die neulichen Vorfälle in Sardinien sind ganz geeignet, so Manchem, der vor Angst noch nicht ganz den Verstand verloren hat, die Augen zu öffnen. Für die Legitimisten kann diese Solidarität mit den Jesuiten verhängnißvoll werden.

Der Zerfall der Conservativen würde nicht so schnell eingetreten sein, wenn die Schwäche ihrer Gegner sie nicht sicher gemacht hätte. Nie hat eine Partei einen kläglicheren Ausgang genommen, als die der Sieger des Februar. *) Die parlamentarischen Republikaner sind bei allen Parteien in gleichem Verruf; Herr von Lamartine versucht alle möglichen Beschäftigungen, er schreibt Feuilleton-

---

*) Wir geben bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht über die bemerkenswerthesten Schriften, die sich mit der Geschichte der Februarrevolution beschäftigen. Zu den Darstellungen jener Tage vom persönlichen Gesichtspunkt gehören: Bulletin de la République, 1848. — Mémoires de M. Caussidière, 2 Bde. 1849. — Hist. de la rév. de 1848, par Lamartine, 2 Bde. 1849. — Pages d'hist. de la rév. de Février, par Louis Blanc, 1 Bd. 1850. — Les Confessions d'un révolutionnaire, par Proudhon, 1 Bd. 1850. — Ausgeführte Geschichten: Hist. de la rév. de 1848, par Daniel Stern (Gräfin Agout), 1 Bd. 1850. — Hist. de la rév. fr. de 1848, par Charles Robin, 2 Bde. 1850. — Hist. du gouvernement provisoire, par Elias Regnault (Anhänger Lamartine's) 1 Bd. 1850. — Hist. de l'assemblée nationale constituante, par Babaud Larivière, 1850. — Hist. de la rév. de Février, par Alfred Delvau, 1 Bd. 1850. — Zur Chronique scandaleuse der Revolution dienen: Les conspirateurs, par Chenu, 1850. — La naissance de la république, und Hist. des sociétés secrètes et du parti républicain, par Lucien de la Hodde. — Le gouvernement provisoire, par Ch. de Lavarenne.

Romane (Géneviève), worin er nach alter Gewohnheit mit großer Selbstgefälligkeit sich Weihrauch streut, er arbeitet für die Bühne Negerstücke, er macht Reisen nach dem Orient, in dem einmal Lady Esther Stanhope seine eigentliche Bestimmung fand, weil seine Fußplatte arabisch gewölbt sei, geeignet, die Wüste zu betreten; er schreibt auch romantische Belehrungen für die Volkspolitik nach Art des Herrn de Lamennais, salbungsvoll und mystisch-unbestimmt, wie es sich für einen Apostel ziemt, aber in den Kreisen des eigentlichen Staatslebens hat man aufgehört, von ihm zu sprechen. Victor Hugo und Andere legen sich auf kosmopolitische Bestrebungen; Cavaignac, der Einzige der Partei, dem man von allen Seiten mit Achtung entgegen kommt, steht isolirt. Aber die Montagnards stehen noch schlimmer. In Paris haben sie von den Berlinern die Theorie des passiven Widerstandes überkommen, da ihnen die Emeute durch Changarnier abgeschnitten ist; dafür werden sie von ihren alten Freunden in London, Ledru Rollin und seinem Anhang, in dem Jouraal le Proscrit mit jedem erdenklichen Hohn überschüttet und für feile Verräther erklärt. Beide gemeinschaftlich kämpfen gegen die Socialisten, und unter diesen erklärt einer den andern für einen Schwachkopf und Wahnsinnigen. Der Geistreichste unter ihnen, Proudhon, hat in seiner neuesten Polemik gegen Ledru Rollin mit den Principien der Revolution so entschieden gebrochen, wie man es nur von einem Conservativen aus Princip erwarten konnte.

Der Februar hat das Evangelium der neuen Menschheit noch nicht in Fleisch und Blut übersetzt, das Reich Gottes auf Erden ist noch nicht gekommen.

Unter den Tscherkessen.

I.

Von wo der Tscholok die Scheidelinie zwischen Gurien und dem Paschalik Trapezunt zieht, bis hinauf zu dem altberühmten Sclavenmarkt Anapa, wo in früherer Zeit ebenfalls ein Pascha seinen Sitz hatte, laufen dreiundzwanzig russische Festungen die Ostküste des Pontus entlang.

Die wenigsten dieser Festungen (Kreposti) verdienen ihren hochklingenden Namen; es sind meist roh aufgebaute, verschanzte Gehöfte mit kanonengespickten Blockhäusern, gerade hinreichend, ihrer Besatzung Schutz zu gewähren, soweit die Geschütze reichen und die Wälder umher gelichtet sind — aber unfähig, einem nachdrücklichen Sturm zu widerstehen.

Die Tscherkessen erobern hin und wieder einzelne dieser Küstenplätze, wenn es im Lande an Munition fehlt; sie können sich aber ebenfalls nicht auf die Dauer darin behaupten, weil erstens ihr Pulvervorrath für die großen Kanonen nicht

lange ausreichen würde und weil ferner den Russen ringsumher zu große Hilfsquellen offen stehen.

Von den Kriegsschiffen, welche fortwährend auf dem schwarzen Meere kreuzen, können immer schnell einige Regimenter an's Land geworfen werden und auch von der Küstenbesatzung selbst lassen sich, bei der geringen Entfernung der Forts von einander, immer in wenigen Tagen ein paar tausend Mann dislociren.

Die Gesammtzahl der aus Linientruppen und tschornomorischen*) Kosaken bestehenden Besatzung ist 12,000 Mann oder 16 Bataillone, welche nach Maßgabe der Wichtigkeit der Festungen solchergestalt vertheilt sind, daß auf größere Plätze, wie Anapa, Noworoßiesk, Pitzunda, Bombor u. s. w. ganze Bataillone, — auf andere, wie Gagra, Ilori u. s. w. nur ein paar hundert Mann, — und auf ganz unbedeutende Plätze, wie Anaklia, nur ein paar Dutzend Kosaken zur Aufrechterhaltung der Communication kommen.

Doch können, wie das in der Natur der Sache liegt, alle diese Bestimmungen nur als transitorische betrachtet werden, denn die Wichtigkeit eines Platzes hängt hier immer ab von der mehr oder minder feindlichen Stimmung des Landes, dessen Grenzposten gegen das Meer er bildet.

Plätze, deren Gründung in das Alterthum zurückreicht, wie Anaklia (das griechische Heraklea), haben von ihrer frühern Glorie nichts als einen corrumpirten Namen behalten, während andere, die ihre Gründung der neuesten Zeit verdanken, wie Noworoßiesk, im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu blühenden Städten emporwachsen werden, wenn das Schicksal der russischen Machtausdehnung nicht bald das hemmende Wort entgegenruft: „Bis hieher sollst Du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen!"

* * *

Das von den oben bezeichneten Festungen umsäumte Küstenland des Pontus, welches den Schauplatz der folgenden Erzählungen bildet, unterscheidet sich seiner Natur und Bevölkerung nach wesentlich von denjenigen Ländern, wo Imam Schamyl seinen Verzweiflungskampf gegen die Russen kämpft.

Während die Völkerschaften des Daghestan, (des eigentlichen Schauplatzes des „heiligen Krieges") aus ihrer frühern Zersplitterung durch Schamyl's mächtige Hand zu einer staatlichen Gemeinschaft vereinigt wurden, welche mehr und mehr den Charakter einer Theokratie annimmt, — sind die zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere hausenden Völker des westlichen Kaukasus durch nichts zu bewegen gewesen, ihr altes freies Stammesleben einem centralisirenden Staatsverbande zu opfern.

---

*) Von Tschornoje more: das schwarze Meer.

Nur in Zeiten gemeinschaftlicher Gefahr verbündeten sie sich gegen den gemeinschaftlichen Erbfeind des Landes. War die Gefahr vorüber, so trat die alte Zersplitterung wieder ein. —

Die freundliche Aufnahme, welche ich auf einem frühern Zuge durch's Gebirge bei den Häuptlingen der Labardah gefunden, ein kurzer Aufenthalt bei den Abchasen und viele andere Umstände hatten den Wunsch in mir rege gemacht, auch einen Blick in das Innere der Länder der Ubych und Dshigeth zu thun.

Schon auf meiner ersten Küstenfahrt war ich, bei den Unterhandlungen, welche damals zwischen Russen und Tscherkessen gepflogen wurden, in häufige persönliche Berührung mit den vornehmsten Häuptlingen dieser Völker gekommen, besonders mit Asslan-Bey, dem stattlichen Dshigethen-Fürsten, und mit dem riesig gewachsenen Jerinbyk-Bersek-Bey, dem grimmigsten Russenfeinde im Volke der Ubych.

Auf meinem zweiten Zuge erneuerten wir unsere Bekanntschaft; ich sah Asslan-Bey fast täglich bei Swan-Bey, dem Commandanten von Aridler, während meines Aufenthalts in dieser Festung, und den stolzen Jerinbyk-Bersek traf ich mit vielen andern Häuptlingen in Stotscha wieder, derselben Festung, deren Besatzung er wenige Monate darauf bis auf den letzten Mann über die Klinge springen ließ.

Veranlassung zu den häufigen Zusammenkünften zwischen den Führern der Tscherkessen und der Russen hatte die Abberufung des bisherigen Sardaars vom Kaukasus (General v. Neidhart) gegeben, an dessen Stelle der mit fast unumschränkter Vollmacht ausgestattete Fürst (damals noch Graf) Woronzow getreten war.

Der Ruf dieses mächtigen und reichen Bojaren, der auf seinen, in den fruchtbarsten Theilen Rußlands gelegenen Besitzthümern über hunderttausend leibeigene Männer zählt, war schon seit lange zur Kunde der Gebirgsvölker gekommen. Man wußte, daß Woronzow als Statthalter in der Krimm fast königliche Gewalt übte, und diese Gewalt vorzugsweise zur Hebung des Wohlstandes der islamitischen Bevölkerung jenes Landes entfaltete; man erzählte sich Wunderdinge von der (wirklich großartigen) Pracht seiner Schlösser, von seiner Großmuth, seiner Freigebigkeit und seinen unerschöpflichen Reichthümern. Man hatte alle Ursache, anzunehmen, daß er die besondern Begünstigungen, welche er den Völkertrümmern des alten Tatarenreichs Sahin-Gerai-Chan's angedeihen ließ, jetzt auch auf die tscherkessischen Bekenner des Islam übertragen werde.

Einige alte Häuptlinge erinnerten sich seiner wohl auch noch aus der Jugend, da er im Kaukasus seine kriegerische Laufbahn begann. Und vollends die Botschafter, welche ihn auf seiner Hinreise nach Tiflis gesehen hatten, waren ganz entzückt von seiner imposanten persönlichen Erscheinung, denn die Tscherkessen sind lebhafte Bewunderer schöner Männergestalten, und Fürst Woronzow ist, trotz seiner siebziger Jahre, einer der schönsten Männer, die ich im Leben gesehen.

So vereinigte sich denn Alles, um die kriegerischen Küstenvölker glauben zu machen, die Zeit sei gekommen, wo sie durch friedliche Unterhandlungen mehr aus-

richten könnten, als sie bis dahin durch Waffengewalt gegen eine wohldisciplinirte Uebermacht zu thun im Stande gewesen waren.

Die Russen ihrerseits waren entzückt, sich auf eine Zeitlang vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu wissen und statt des Schwertes die Zunge zu rühren.

Aller Orten und Enden begannen die mit orientallscher Weitschweifigkeit geführten Unterhandlungen.

In der Nähe der Festung Golowinskoje*) hatten schon einige Tage vor unserer Ankunft tscherkessische Reiter ihr Lager aufgeschlagen, um die Landung des Kriegsdampfers, welcher den commandirenden General an Bord führte, abzuwarten und dann ihren Landsleuten sogleich Kunde davon zu geben.

Morgens um 8 Uhr liefen wir in den Hafen von Golowinskoje ein, und Nachmittags um 2 Uhr war auch schon eine stattliche Versammlung tscherkessischer Häuptlinge und Mullah's mit großem Gefolge angekommen.

Ehe die eigentlichen Verhandlungen begannen, wurde Botschaft entsendet, um die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Zusammenkunft stattfinden sollte.

Man vereinbarte sich über folgende Punkte: Erstens: der Schauplatz der Conferenz sollte sein außerhalb des Schußbereichs der russischen Festungskanonen. Zweitens: die Zahl der anwesenden Tscherkessen sollte diejenige der anwesenden Russen nicht übertreffen; für den Fall, daß sich außerhalb des zur Versammlung bestimmten Kreises noch irgendwo in der Gegend Tscherkessen blicken ließen, sollte von der Festungsbesatzung darauf geschossen werden. Drittens: Die Tscherkessen sollten ihre Waffen während der Dauer der Unterhandlung ablegen und der Obhut russischer Soldaten anvertrauen; nur den wortführenden Häuptlingen wurde gestattet, ihre Pistolen im Gürtel zu behalten.

Hierauf begab sich der General mit seinem glänzenden Gefolge nach dem bezeichneten Platze, wo die Tscherkessen bereits versammelt waren.

Ein von schwellendem Rasen überkleideter Thalkessel, umragt von dicht bewaldeten Bergen, welche nach Osten eine entzückende Aussicht in das innere, von der kräftigsten Vegetation strotzende Land offen ließen — war der Schauplatz des kriegerischen Bildes, welches sich vor uns entrollte.

Etwa ein Dutzend Stühle wurden halbmondförmig aufgestellt, darauf die vornehmsten Häuptlinge und Mullah's Platz nahmen, während die übrigen Tscherkessen theils nachlässig ausgestreckt auf dem Rasen lagen, theils rechts in einiger Entfernung bei den Pferden standen.

Zur Linken standen russische Soldaten, welche bei den malerisch zusammengelegten und übereinandergelegten Waffen Wache hielten. Das war eine Samm-

---

*) So genannt nach dem General Golowin, ehemaligem Oberbefehlshaber im Kaukasus. Mehrere der oben angeführten Festungen haben ihre Namen von kaukasischen Generälen erhalten, wie z. B. Kasarew, Weljaminowskoje u. s. w.

lung der prächtigsten Schaschka's (langer Säbel) und Kama's oder Kinskal's (langer Dolche).

Ein junger Krieger, welcher in den Kreis der rathpflegenden Männer treten wollte, weigerte sich, den Soldaten sein Pistol abzugeben. Man machte Anstalt, ihn zurückzuweisen, er stieß aber den Soldaten, der ihn am Arme berührte, stolzen Blickes mit solcher Gewalt auf die Seite, daß der Soldat in's Gras stürzte. Es entstand eine kleine Bewegung unter seinen Kameraden, auch die Häuptlinge sprangen von ihren Stühlen auf, und es drohte zu einer ernsten Verwirrung zu kommen, da der junge Tscherkesse, der Urheber des Streites, durchaus nicht zu bewegen war, das Pistol abzugeben. Als der Dolmetsch im Auftrage des Generals ihm sagte, wenn er nicht nachgeben wollte, so könnten die Verhandlungen überhaupt nicht beginnen, schoß er sein Pistol in die Luft ab, steckte es wieder in den Gürtel und nahm dann Platz unter den rathpflegenden Männern, ohne sich weiter umzusehen und ohne weiter belästigt zu werden.

In einiger Entfernung, den halbmondförmig sitzenden Häuptlingen gegenüber, saß der General mit noch zwei oder drei andern Offizieren höhern Ranges. Hinter ihm standen ein paar Adjutanten, und zur Seite stand ein Dolmetsch, ein in der Jugend gefangen genommener Tscherkeß, jetzt Lieutenant in russischen Diensten.

Etwa zehn Schritte davon lagen die übrigen Offiziere mit uns auf dem Rasen, aufmerksamen Blickes das malerische Schauspiel betrachtend. Die Häuptlinge trugen der Mehrzahl nach feine rothe Schuhe, die den leisesten Bewegungen des Fußes schmiegsam nachgaben, — eng anliegende, dunkle Reithosen und den bekannten, gürtelumschlungenen kaukasischen Waffenrock von blauer oder bräunlicher Farbe. Bei Einigen sah man das geringelte Panzerhemd unter dem kaftanartig oben aufgeschlitzten Rock hervorschimmern. Die schwarzzottigen Pelzmützen gaben den größtentheils ernsten, gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtern ein fast grimmes Ansehen. Einige der vornehmern Häuptlinge trugen gleich den Mullah's blendend weiße Turbane. . .

Das Auge weilte mit immer steigendem Wohlgefallen auf diesen breitschultrigen, kräftigen Männergestalten, wie sie da saßen in ernster Berathung über die von den Russen gemachten Vorschläge, das Loos ihrer von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesuchten Stämme zu erleichtern.

Von Zeit zu Zeit erhob sich einer der Aeltesten von ihnen und ging auf den General zu, der dann ebenfalls aufstand, um die Gegenvorschläge anzuhören.

Der Gegenstand der Unterhandlungen war ein höchst einfacher. Die Küstenvölker verlangten nichts als freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und freien Handelsverkehr mit Trapezunt und Konstantinopel. Sie versprachen dagegen feierlich, sich für alle Zeit jeder Feindseligkeit gegen die Russen enthalten zu wollen. Der Kern- und Mittelpunkt ihrer Vorschläge war: Belästigt uns nicht, so werden wir Euch nicht belästigen.

Ein solches Argument war aber natürlich für russische Diplomatie zu einfach und ungekünstelt. Die vielen Kriegsschiffe auf dem schwarzen Meere und die vielen Forts an der Küste wären ja sammt ihrer Besatzung ganz unnütz gewesen, sobald die Beschränkungen und Hemmnisse zu Land und zu Wasser aufhörten. Wo sollte man hin mit dem vielen Baumaterial, welches überall aufgehäuft lag, um neue Festungen zu bauen und die alten zu erweitern? Wozu hätte man schon so viele Millionen verausgabt und so viele tausend Menschen geopfert? Man konnte doch unmöglich geradezu eingestehen, daß alles das nutzlos gewesen. Und was würde endlich aus den menschenfreundlichen Absichten des Kaisers, der natürlich an nichts weniger denkt, als Eroberungen zu machen, bloß um sein Land gewaltsam zu vergrößern, sondern dessen Streben lediglich darauf gerichtet ist, die Völkerschaften, welche er bekriegt, zu veredeln und sie aufzuklären über ihr wahres Interesse?

Solche und ähnliche Dinge bildeten den Kernpunkt der russischen Argumente, die den Tscherkessen natürlich nicht einleuchten wollten.

Es war vorauszusehen, daß unter solchen Umständen die Unterhandlungen zu keinem Resultate führen konnten. Das Einzige, wozu der General sich verstehen durfte, um der (größtentheils durch Absperrung erzeugten) Hungersnoth im Lande zu steuern, war das bereits bei mehrern andern Stämmen erfolglos angewandte Versprechen, Brod und reichliche Bezahlung allen hilfsbedürftigen Tscherkessen zu geben, welche bereit wären, an den russischen Befestigungswerken und Bauten zu arbeiten. „Das heißt" — sagte Jerinbyk-Bersek-Bey — hungert und verderbt, oder kommt und helft selbst mit bauen an den Zwingburgen, die Euer Land beherrschen sollen!"

Je weniger sich während des Verlaufs der in dem angedeuteten Sinne gepflogenen Unterhandlungen Hoffnung zu einem erfreulichen Ausgange zeigte, desto mehr umdüsterten sich die Blicke der wortführenden Tscherkessen. Ueber zwei Stunden hatte die Conferenz gedauert, und noch war kein Ende abzusehen; denn wenn die Tscherkessen einmal den Weg der Verhandlungen betreten, so lassen sie kein Mittel unversucht, um etwas auf diesem Wege zu erreichen.

Es war eine kleine Pause eingetreten; die Häuptlinge beriethen sich über einen neuen Vorschlag und gingen in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Auch der General hatte sich erhoben, um sich etwas Bewegung zu machen. Er kam auf uns zu und sagte: „Nun, sind Sie noch nicht müde? Ich fürchte, wir werden vor dem späten Abend nicht wieder auf's Schiff kommen! Diese Verhandlungen ziehen sich immer sehr in die Länge! Ich möchte wissen, woher die Sittenschilderer des Kaukasus erfahren haben, daß es bei den Tscherkessen für unanständig gilt, sich nach Familienangelegenheiten zu erkundigen; in unserer heutigen Conferenz haben wir wenigstens eine halbe Stunde damit verloren, denn jeder der wortführenden Häuptlinge leitete seine Rede mit blumigen Artigkeiten über die muth-

maßliche Anmuth und Schönheit, und mit langen Erkundigungen über das Befinden der weiblichen Angehörigen meines Hauses ein. . ."

Der General wurde plötzlich durch einen von der Festung aus abgefeuerten und in den Bergen rings donnernd wiederhallenden Kanonenschuß unterbrochen „Was ist das?" scholl es von allen Seiten. Die Tscherkessen sprangen auf und wollten sich der Waffen bemächtigen, die Soldaten widersetzten sich. Allgemeine Verwirrung. Der General trat auf den ältesten Häuptling zu und rief in ernstem Tone: „Ich mache Dich verantwortlich für das Betragen Deiner Leute; ich werde nachforschen lassen, was es mit dem Kanonenschuß auf sich hat, und nachher sprechen wir weiter." Der Dolmetsch wiederholte sofort die Worte des Generals, aber es dauerte doch einige Zeit, bevor die stolzen Bergsöhne sich zur Ruhe bringen ließen, denn militärische Disciplin ist bei den Tscherkessen vollständig unbekannt.

Inzwischen kehrten die Offiziere zurück, welche in die Festung entsendet waren, um Kunde über die Veranlassung des Feuerns einzuziehen.

Der Bericht lautete: es hätte sich ein Trupp tscherkessischer Reiter in der Nähe der Festung gezeigt, und der Commandant hätte sogleich mit Kartätschen dazwischen schießen lassen, nach der vereinbarten Bestimmung, daß sich während der Verhandlungen keine Tscherkessen in der Gegend blicken lassen sollten.

„Sind Verwundungen vorgekommen?" fragte der General.

„So viel man wahrnehmen konnte, sind zwei Reiter gestürzt" — erwiderte der Gefragte.

Wiederum entstand eine gewaltige Aufregung unter den Tscherkessen, und die wortführenden Häuptlinge hatten große Mühe, den Kriegern auseinanderzusetzen, daß der Commandant der Festung nur der getroffenen Vereinbarung gemäß gehandelt habe.

Dem General selbst war der Vorfall sehr unangenehm. Er kannte die Tscherkessen zu gut, um nicht zu wissen, daß bei ihnen nichts ungerächt bleibt. Es gelang ihm zwar, die Unterhandlungen noch einmal anzuknüpfen, aber man kam dabei ebenso wenig zu einem Resultate wie vorher.

Mit anbrechendem Abend wurde die Zusammenkunft aufgehoben und der Abschied trug jedenfalls ein minder freundliches Gepräge als die erste Begrüßung. Die Blicke der stolzen Krieger verhießen nichts Gutes, als sie ihre Waffen wieder umgürteten und sich auf ihre Rosse schwangen, um davon zu eilen in die heimathlichen Berge.

Leipzig und die bildende Kunst.

Um die Ursachen erschöpfend zu beleuchten, weshalb die bildende Kunst in Leipzigs Mauern bis jetzt ein Stiefkind geblieben ist, wäre es nothwendig, eine Charakteristik der Leipziger zu geben mit all ihrem äußerlichen Hange zum großstädtischen Leben und ihrem doch ängstlichen Kleben an kleinstädtischen Familiengewohnheiten und Vorurtheilen. Dies kann hier unsere Absicht nicht sein, und wir halten uns daher einfach an die Facta. Leipzig in seinem Verhältniß zur Kunst ist uns immer vorgekommen wie jener Schwätzer, der stets mit dem zu glänzen suchte, was er eben im Conversationslexicon nachgelesen; es scheut keine Mittel, durch die es hofft, von sich als Kunstbeschützerin reden zu machen, während es wenig oder nichts thut, um die Kunst wirklich in seinen Mauern einheimisch zu machen. Leipzig hat eine Akademie der Künste, aber es kennt sie kaum; es hat einen Kunstverein, aber keine Künstler, denn schwerlich wird es diejenigen als sein eigen betrachten können, die sich längere oder kürzere Zeit hier aufhalten, um es bald wieder zu verlassen. Wir werden später auf diese Institute und ihre Mängel zurückkommen; vor Allem müssen wir eines Privatunternehmens erwähnen, dem es zuerst gelungen ist, eine regere und allgemeinere Theilnahme für die Kunst in Leipzig zu erwecken.

Es ist die permanente Ausstellung von Del Vecchio, vor etwa 3 Jahren durch den Besitzer der Del Vecchio'schen Kunsthandlung, Herrn Süßmilch, gegründet und durch den rastlosen Eifer und die unermüdetsten Bestrebungen dieses Mannes schon zu einer Festigkeit und Wirksamkeit herangereift, die den besten und segensreichsten Erfolg für die Zukunft erwarten lassen. Die Localität ist in der bequemsten und vortheilhaftesten Lage, die Einrichtung ansprechend und würdig. Eine fortwährende wöchentliche Ergänzung und theilweise Erneuerung der aufgestellten Gegenstände durch die jedesmal in den letzten 8 Tagen angekommenen Gemälde erhält die Theilnahme des Publicums frisch und rege und macht besonders am Sonntag die Ausstellung zum Sammelplatz der gebildeten und schönen Welt.

Es ist Herrn Süßmilch gelungen, bedeutende Kräfte unter den Künstlern Deutschlands für sein Institut zu interessiren, und so haben wir denn auch Gemälde von großem Kunstwerth bewundern dürfen. Wir erwähnen unter den früher gesehenen nur oberflächlich: das goldene Zeitalter von Professor Hübner, die beiden italienischen Landschaften von Gurlitt, die Verurtheilung des Huß von Martersteig u. a. m. Auch von den jetzt aufgestellten Bildern wollen wir nur einige andeuten, vielleicht ist es später gestattet, über manches Ausgezeichnetere ausführlicher in diesen Blättern zu schreiben. Gedenken wir vor allem Andern der Landschaft von Lindlaar in Düsseldorf: „das Wetterhorn in der Schweiz",

einer Landschaft, vor welcher man vergißt, daß man vor einem Bilde steht: die reine frische Bergluft weht uns daraus an, wir hören das Rauschen des vorüberfließenden Baches; — diese Töne und Tinten sind keine todte Farben mehr, es ist ihnen das Leben der sprossenden, webenden Natur eingehaucht. Die Klosterhalle von Prof. Rustige in Stuttgart ist bei weitem das Beste, was wir bisher von diesem Künstler gesehen haben: die ganze Stimmung des Bildes ist gefühlt und spricht zum Herzen. Eine Landschaft an der Isar von Metz in München spricht uns besonders im Mittelgrund durch einen warmen poetischen Duft an. Von zwei Skizzen von Fay in Düsseldorf „Landschaften mit tanzenden Figuren" ist besonders die eine genial in Zeichnung und Farbe. Oswald Achenbach, von dem wir öfter und auch jetzt wieder mit Vergnügen einige Bilder sahen, ist ein dichterisch schaffender Landschaftsmaler, nur hüte er sich vor einer manierirten Oberflächlichkeit in der Ausführung, in welche er seinen letzten Bildern nach zu verfallen droht. „Ein Wirthshaus im bairischen Hochland" von Bürckel in München ist meisterhaft in der Charakteristik der Figuren und in der Ausführung der vielen Einzelheiten. Auch die beiden großen italienischen Landschaften von Bernh. Fries in München müssen wir anerkennend erwähnen, und manches Würdigen müßten wir noch gedenken, wenn es uns nicht zu weit ab von unserm vorgesteckten Ziel führen würde. Daß besonders die Landschaft und das Genre vertreten ist, liegt wohl weniger in den Verhältnissen der Ausstellung, als in den bedauernswerthen augenblicklichen Verhältnissen der Kunst selbst. Wenn die Historienmalerei die edelste Blüthe der Kunst ist, so bedarf sie auch einer wärmern Pflege, als das Treiben der jüngstverflossenen Zeit zugelassen hat, und wenn uns gerade hierbei ein Vorwurf in's Gedächtniß zurückgerufen wird, welcher neuerdings öfter die Künstler anklagte, sich zu wenig mit den Ideen und Ereignissen der Neuzeit darstellend zu beschäftigen, so weisen wir denselben hiermit als aus der vollständigsten Unkenntniß über die Wesenheit der Kunst hervorgegangen zurück. Die Kunst nimmt nur die vollendete Thatsache in sich auf und reproducirt sie vergeistigend und versinnlichend, sie kann aber begreiflicherweise nicht an dem sich eben Entwickelnden darstellend mit fortspinnen helfen. Genug! die Historienmalerei fühlt, daß ihre Aufgabe einer lebendigen Wirksamkeit wahrscheinlich eine andere werden wird, und in diesem krankhaften Uebergangspunkt ruht sie: wir können also auch keinen Vorwurf aussprechen, daß sie hier wenig oder gar nicht vertreten ist.

Die Aufgabe unserer Ausstellung ist es auch für jetzt nur, das Leipziger Publicum künstlerisch sehen zu lehren und ihm damit den schlafenden Sinn für die Kunst zu erwecken. Der glücklichste Gedanke zur Lösung dieser Aufgabe ist der seit dem vorigen Jahre gegründete und mit der Ausstellung eng verbundene „Verein der Kunstfreunde". Derselbe sucht den bis jetzt von den verschiedenen Kunstvereinen Deutschlands verfolgten Zweck auf die volksthümlichste Weise zu lösen, und es ist nur zu wünschen, daß die während seiner kurzen Dauer

schon recht erfreulich gewordene Wirksamkeit immer mehr Raum gewinne. Für den geringen Preis von 2 Thalern erwirbt der Theilnehmer eine Actie, welche ihn berechtigt, an vier in zwei- bis dreimonatlichen Zwischenräumen erfolgenden Gemäldeverloosungen Theil zu nehmen, deren Gewinne durch die aus dem Betrage der Actien gelösten Mittel aus den jeweilig ausgestellten Gemälden gewählt werden. Die Auswahl ist gewöhnlich zweckentsprechend, da der Verein nur durch Ankauf kleinerer Gemälde seine Aufgabe erreichen kann, eine Neigung für die Kunst im größern Publicum zu erwecken; nur möchten wir, so sehr es auch wünschenswerth erscheint, eine möglichst große Anzahl von Gewinnen zu erzielen, doch vor der zu großen Zersplitterung der jedesmaligen Mittel in's Unbedeutende warnen.

Der permanenten Ausstellung von Del Vecchio gegenüber steht der Leipziger Kunstverein. Dieser hat nicht vermocht, sich mit den hier anwesenden Künstlern zu stellen; ebenso wenig hat er sich nach außen hin in der Kunstwelt Anerkennung zu verschaffen gewußt, und seine Wirksamkeit auf das größere Leipziger Publicum ist immerhin sehr problematisch geblieben. Wir sind weit entfernt, einzelnen Mitgliedern des Kunstvereins einen redlichen aufrichtigen Willen und manche schöne Kenntniß über Theorien abzusprechen, aber fast jedes einflußreichere Mitglied des Vereins möchte als Kunstmäcen gelten: wenige möchten dies Ziel durch irgend ein anderes Opfer als durch gehaltlose Coquetterie mit der Kunst erreichen, und hier kommen dann alle Hebel einer philisterhaften und kleinstädtischen Eitelkeit in's Spiel. Diese Eitelkeit hat den Verein zu der Feindseligkeit getrieben, mit welcher er der entstehenden Del Vecchio'schen Kunstausstellung entgegentrat, und zu dem Bemühen, dieselbe im Keime zu ersticken. Wenn es ihm einzig und allein um die Förderung der Kunst zu thun war, so konnte er nur mit Freuden ein Institut begrüßen, das ihn in seinem Streben erfolgreich zu unterstützen und zu ergänzen versprach. Um eines seiner Werke willen mag ihm indeß Vieles verziehen sein: wir meinen die Gründung des städtischen Museums. Die Anstalt ist noch zu sehr im Entstehen begriffen, um heut schon ein gesundes Urtheil über sie fällen zu können, es läßt sich aber nichts Anderes als Segen von ihr erwarten, besonders wenn es mehr und mehr ermöglicht wird, sie so recht eigentlich zum gemeinen Eigenthum des Publicums zu machen, das Jeder gern und so oft als möglich genießt.

Jedenfalls ist schon ihre Gründung ein großes Verdienst und bei weitem das Erfolgreichste, was der Leipziger Kunstverein geleistet hat. Hoffen wir überhaupt, daß seine letzten Versuche zu einer edlern Wirksamkeit, z. B. die Bemühungen zu öffentlichen Vorträgen über Kunst, der Beginn einer Regeneration seien, bei welcher die selbstsüchtige Eitelkeit ausscheidet und die edlern Elemente im Verein zur Herrschaft gelangen. So verbunden mit der Del Vecchio'schen Kunstausstellung, gegenseitig sich erhebend und ergänzend, könnten beide Institute erfolg- und segensreich mit einander wirken und in Leipzig die Kunst einen neuen Mittelpunkt ge-

winnen. Allerdings wäre es wünschenswerth, daß dann auch die königliche Kunstakademie in diese Wirksamkeit mit eingriffe. Hat Leipzig eine Kunstakademie? Dieser Frage sind wir in Leipzig selbst sehr oft und nicht ohne Grund begegnet. Im verborgensten Winkel des Schloßhofes der Pleißenburg befindet sich der Eingang zur Akademie, ebenso verborgen hält sich diese selbst. Verborgenheit aber ist das tödtlichste Gift für Alles, was Kunst heißt; sie fordert vor Allem öffentliche Anerkennung. Durch die Oeffentlichkeit wird ein Wetteifer und ein edles Streben nach Ruhm erzeugt, ohne welche der Künstler selten oder nie etwas erreicht; alles Mystische ist der Kunst feindlich, in geistiger und äußerlicher Richtung. Wo aber Beides so befördert wird, wie bei uns, einestheils durch zurückgezogene und sich abschließende geistige Richtung, anderntheils durch Hang zum althergebrachten Schlendrian und zur größern Bequemlichkeit, da läßt sich wenig Gutes erwarten. Wir können denn auch von unserer Akademie nichts melden als ihre Existenz; ihre Erfolge sind in Dunkel gehüllt.

Leipzig hat auch zwei Privatsammlungen, die bedeutend sind, die aber noch bei weitem mehr Bedeutung gewinnen würden, wenn ihr Genuß dem Publicum zugänglicher gemacht wäre. Wir dürfen keineswegs die Besitzer derselben beschuldigen, ihre Sammlungen vor der Welt abzuschließen; diese werden im Gegentheil dem darum Nachsuchenden stets bereitwillig und zuvorkommend geöffnet, aber eben dieses Nachsuchen ist für Viele das lästigste Eintrittsgeld. Wir haben in andern Städten Privatsammlungen gekannt, deren Besitzer ihre Schätze je einen Tag in der Woche dem Publicum zu eigen gaben, und wir haben nicht gehört, daß sie es jemals bereut hätten. Die Sammlung des Herrn Consul Schletter besteht mit sehr wenigen Ausnahmen nur aus Gemälden der französischen Schule. Diese allerdings einseitige Richtung ist indeß würdig vertreten, denn die Sammlung enthält nur gute Gemälde und darunter vom bedeutendsten Werth.

Wenn nun auch dergleichen Sammlungen in Bezug auf allgemein kunstgeschichtlichen Werth in sich selbst stets mangelhaft bleiben, so kann ihr guter Einfluß auf den Kunstliebhaber doch nie in Abrede gestellt werden, während der Kenner bald ihren Zusammenhang mit dem Ganzen herauszufinden weiß. — Die Galerie des Herrn Baron von Speck-Sternburg geht bei einer sichtlichen Vorliebe für ältere Bilder schon mehr in's Allgemeine, ist aber bei weitem mit weniger Sorgfalt gesammelt, als die vorhergenannte, und enthält denn auch neben vielem Guten manches Unbedeutende. — Wenn neben diesen beiden größern Sammlungen auch noch mancher Einzelne vielleicht Anerkennenswerthes zu erstreben sucht, so bleiben alle diese Bemühungen doch zu isolirt und finden nicht den Mittelpunkt des allgemeinen Kunstinteresses, der sie allein fördern könnte. Diesen hoffen wir nun aus der steten Oeffentlichkeit der permanenten Kunstausstellung sich immer mehr entwickeln zu sehen, und darum haben wir dieselbe als das bedeutendste und

einflußreichste Kunstinstitut Leipzigs begrüßt. Die Stadt selbst schließt mehr als manche andere materielle und geistige Mittel genug in sich, um der Kunst eine Heimath zu geben; dies sehen wir aus Manchem, was in ältern Familienhäusern noch aus der Wirkungszeit der Oeser und Graff übrig geblieben ist, von dem aber leider zu viel bis jetzt ungeschätzt und ungekannt verborgen gewesen. Gerade die neueste Zeit indeß, die so Vieles zerstört hat, gibt uns Hoffnung für ein neues thatkräftiges Aufleben der Kunst: wünschen wir, daß dann Leipzig in Bezug auf dieselbe den Standpunkt wirklich und in der That einnehmen möge, den es so lange schon grundlos und ohne Recht einzunehmen glaubt oder wünscht.

Nicolaus Lenau.

Der Dichter ist nicht mehr. Die unheimliche Nacht, die sich mit düstern Schatten über sein Dasein gebreitet hatte, hat mit seinem Leben zugleich geendet. Wohl ihm, daß es vorüber ist.

Und doch erfüllt uns dieser Tod mit Wehmuth. Lenau steht nicht allein. Es lastet auf unsern Dichtern ein böses Verhängniß; je tiefer ihr Gefühl, desto düsterer die Welt ihrer Vorstellungen, desto scheuer ihr Blick in das Chaos einer werdenden Zeit, die ohne zuversichtliche Richtung, ohne das leuchtende Bild eines festen Glaubens, in wüster Brandung hin und wieder braust, die Phantasie irrt, das Gemüth beunruhigt. Wie viel dabei auf die Rechnung des Einzelnen kommen mag, mehr oder minder findet sich dieser Grundton der Schwermuth doch in all unserer Poesie. Lenau selber hat diesen Grundton schön und wahr charakterisirt.

Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld.
Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Quaalen, — —

so bleibt uns der einzige Trost, daß eine glücklichere Nachwelt, die den Ausgang jenes großen Kampfes unserer Zeit übersieht und seiner Früchte sich erfreut, in ihrer höhern Anschauung das Bild ergänzen wird, das in unserm eignen Gemüth unvollständig, zerstückelt, räthselhaft und unbefriedigend aussieht; es bleibt uns der Trost, daß schon früher, in Uebergangszeiten ähnlicher Art, die edelsten Herzen in zwecklosem Kampf verblutet haben, und daß die Menschheit aus diesen Schmerzen gestählt und mit neuer Lebenshoffnung hervorgegangen ist.

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen. — —

In den halbgeschichtlichen Bildern, aus denen der Dichter ein Lied gemacht hat — Faust, Savanarola, den Albigensern — ist es die Empfindung der eignen Contraste, aus welcher die mehr zehrende als wärmende Gluth seiner Farben, das Springende, Fieberhafte seiner Vorstellungen hervorgeht. Daher diese Energie des Hasses, in welchem schon zuweilen das dumpfe Grollen des Wahnsinns sich vernehmlich macht. In dem „Nachtgesang", der die „Albigenser" einleitet, kommt er auf die seltsame Phantasie der Chinesen, die einen Tigergeist zum Hüter ihrer Wohnung bestellen. In dieser Phantasie verliert er sich in den wildesten Gedankensprüngen.

O wäre solch' ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenheerd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feuereſſe
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert,
He Tiger! dann bewache meine Schranken, u. s. w. . . .

— — Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling auf immer du in deinem Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! — u. s. w.

— — O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

Weltschmerzlieder, Coquetterie mit den Wunden, welche die seelenlose und entgötterte Welt dem einsamen Herzen geschlagen, Anklagen gegen den Himmel, Anklagen gegen die Ungemüthlichkeit des Gedankens, der den Himmel verzehrt hat — das Alles tischen uns unsere modernen Dichter mehr als zur Genüge

auf. Aber man fühlt sehr bald heraus, wo die Eitelkeit ein leeres, frivoles Spiel mit der tragischen Maske treibt, und wo es die Tiefe eines kranken, aber wahren Gefühls ist, die sich in sich selber verliert. Bei Lenau war die später eintretende, äußerliche, schreckliche Bestätigung nicht nöthig, für die Wahrheit seiner Schmerzen ein Zeugniß abzulegen. Lenau hat nicht getändelt mit seinen Zweifeln, er hat sich nicht wohlgefallen in dem ironischen Bewußtsein von der Verkehrtheit der Welt; er hat mit ernstem Ringen nach dem Halt gestrebt, der ihn über den Wirbel seiner eignen Gedanken erheben sollte, aber seine Hand war zu schwach, ihn zu fassen. Was ihm selber nicht gefrommt, können wir uns aneignen:

Nicht meint das Lied auf Tode abzulenken
Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihn die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Und worin liegt das Wesen jenes geistigen Kampfes, der alle Fibern unserer Zeit ergreift, und sie in unruhiger, krankhafter Bewegung erhält? — Was jene Ketzer, die Albigenser, Savanarola u. s. w., in dunklem Ahnen erstrebten, was die Lieblingsgestalt unserer deutschen Poesie, jener räthselhafte Schwarzkünstler, weil er an der eigenen Kraft verzweifelte, in unheiligem Bunde suchte — das ist jetzt zu dem leitenden Problem geworden, von welchem nicht nur die hervorragenden Denker und Dichter getroffen werden, das sich in den einfachsten Angelegenheiten des Tages aufdrängt, das stärker oder schwächer in jedem Herzen vibrirt.

Das Problem liegt darin, die Ordnung der Welt, die man sonst im Himmel suchte und an ihn knüpfte, in ihr selber wiederzufinden; die Postulate der reinen Vernunft, wie es Kant ausdrückte, d. h. die Wahrheit jener überirdischen Hoffnungen, ohne welche das Herz die Welt nicht begreift, und die doch der Verstand widerlegt, entbehren zu können; den Tempel des Glaubens, ohne den der Sohn des Staubes sich als ein zweckloses Atom der Schöpfung verlieren muß, als Werk der eigenen Hände aufzurichten.

Die Wissenschaft verfolgt das Ziel — die Autonomie der Welt — mit unablässiger Anstrengung, die niemals schmerzt, weil sie die Empfindung außerm Spiel läßt. Das sittliche Leben im Großen und Ganzen strebt, schwankend und häufig geirrt, häufig ermüdet, demselben Ziele nach; es ist mit seinen endlichen, einzelnen Wünschen zu sehr beschäftigt, um den Verlust seines bisherigen Schwerpunktes in einer Totalempfindung zu concentriren. Aber die Dichtung, der Krystall, in dem alle Farben der Welt reflectiren, nimmt den ganzen, schreienden Contrast in

sich auf; gerade weil ihr Wesen und Beruf die Harmonie ist, klingt die Dissonanz am grellsten nach.

Wie krankhaft all unsere moderne Poesie ist, wird die Nachwelt noch lebhafter empfinden, als wir, an deren eigenem Innern sie zehrt. Wir selber kommen schon allmälig dahinter, daß häufig genug, was wir als die höchste Blüthe unserer Kunst verehren, der herbste Ausdruck unserer Verkehrtheit ist. Aber indem die Nachwelt, was wir erstrebt und geschaffen haben, im Großen und Ganzen überblickt, wird sie milder in ihrem Urtheil gegen das Einzelne sein; denn sie weiß die Lösung jener Dissonanzen, die wir noch jedesmal als letztes Resultat empfinden.

Die lyrische Poesie, weil sie der subjectivste Ausdruck unsers Empfindens ist, muß das Gepräge der Zeit am deutlichsten tragen; die eigentlich objectiven Gebiete der Dichtkunst, namentlich das Drama, werden sich nicht ganz aus dem Gebiet der Lyrik entwinden können: je mehr sie sich ihm entwinden, desto freier wird in ihnen das Gedicht von der Färbung der Zeit. — Lenau ist ganz lyrisch, obgleich er in Savanarola und den Albigensern einen epischen, im Faust einen dramatischen Anlauf nimmt. Unter den Lyrikern seit Göthe und Schiller nimmt er aber, was die Intensivität des Empfindens betrifft, die höchste Stelle ein.

Mit Göthe und Schiller erreichte die erste Periode unserer Lyrik ihren Abschluß. Die schönsten ihrer Lieder sind der Ausdruck reiner Menschlichkeit, wenn auch in der subjectiven Form der Sehnsucht. Die modernen Lyriker — Uhland, Heine, Rückert, Anastasius Grün, Herwegh, Freiligrath u. s. w. haben sich in endlichen Beziehungen verloren. Sie sind in ihrer Zeit sämmtlich überschätzt worden, weil sie mit großer Energie eine endliche Stimmung, die in einem Augenblick die herrschende war, anschlugen und wiederholten. Uhland's zierliche Genrebilder und Arabesken, mit der stehenden mild elegischen Färbung, Heine's Witz, der ganz gegen seine Natur mit Empfindungen spielt, anstatt mit Vorstellungen, Rückert's und Freiligrath's reicher Sinn für Melodie und Formen, der vergebens nach einem Inhalt sucht, Herwegh's rhetorisches Pathos, das trotz des gewaltsamen Anlaufs nicht weiter kommt, weil es von einem Dogma, nicht von einer Anschauung ausgeht; Grün's lebhafte Reflexion, die niemals den Grundton der Stimmung und die Plastik des Bildes festhält — das alles sind bloße Tendenzen. Seit den Göttern Griechenlands und der Braut von Korinth ist in Deutschland kein Gedicht von Bedeutung, innerer Nothwendigkeit und künstlerischer Vollendung geschrieben worden. Auch Lenau ist weit entfernt, ein Künstler in der vollen Bedeutung des Worts zu sein. Wie bei allen östreichischen Dichtern, drängt sich ihm von Außen her eine chaotische Form von Vorstellungen auf, über die er nicht Herr werden kann. Sein Denken und Fühlen hat sich nicht organisch aus seinem Volk entwickelt, es ist im Contrast mit ihm; daher sind seine Formen herb, ungeschickt, roh, häufig barock. Seine Verse sind Provincialismen, wenn auch weniger als

bei seinen übrigen Landsleuten. Aber was ihn von allen unterscheidet, ist jene unmittelbare Kraft der Seele, die zwar zu unbehülflich ist, sich eine Form zu geben, die aber überall durchscheint. Er hat nicht gedichtet, um Gedichte zu machen, nach diesem oder jenem Schema, sondern weil ein innerer, gewaltiger Drang ihn trieb, jener mystische Tigergeist, der ihn quälte, bis er seine Qualen aussprach. Man vergleiche die wilden Empfindungen, die in seinen ungeschickten Bildern zucken, mit jenem bunten, geschulten, aber hohlen Pathos, das sich in Herwegh ausspricht. Als Herwegh seine Freischaaren gegen die deutsche Grenze führte, und das Gesindel sich obdachlos auf dem Markt tummelte, fand ihn ein Freund im Schlafrock auf dem Sopha, den Don Quixote lesend. „Das ist doch das einzige vernünftige Buch auf der Welt!" meinte er. — Diese bequemen Worte haben mir schon, ehe sie gesprochen, in den Ohren geklungen, wenn ich im Rausch von 1840 seine Aufforderungen, die Kreuze aus der Erde zu reißen, seine Vergleichungen der deutschen Eichen mit grünen Fragezeichen der Freiheit, seine Reime auf französische Refrains, vive la république und allons enfans vernahm. — Lenau's Gefühl hat tiefer gewurzelt. Der Bruch seiner Zeit ist ihm nicht ein Spiel des Witzes gewesen, wie Heine und Herwegh; er ist an ihm zu Grunde gegangen. — Möge die geistige Kraft, die er entwickelt, und durch die er unser Denken und Empfinden befruchtet hat, uns trösten über den ernsten Eindruck, den sein Schicksal machen muß.

J. S.

Ein Anachronismus.

Aus Prag.

Die böhmische Bergpartei ist jüngst durch einen Zuzug verstärkt worden, welcher, so hoffen sie zu Wien, dem Volke alles Freiheitsgelüste im Wege der Exorcisation in kürzester Frist aus dem Leibe jagen soll. Bedeutend unterscheiden sich die böhmischen Montagnards von den Männern des Berges zu Paris, dort ist der Berg von Holz, hier aber thront die Uebermacht des regelmäßigen Ausnahmszustandes auf dem Felsenberge des Hradschin; auf dem Prager Schloß, dem ominosen, wird die Freiheit in das Zwangskamisol gesteckt, mit Wasser und Brod tractirt, gestockprügelt und durch soldatisches Bramarbasiren terrorisirt.

Der Soldatenherrschaft von Gottes Gnaden hat sich nun auch das geistliche Primat, der neu ernannte Erzbischof Fürst Friedrich Schwarzenberg oben auf dem Hradschin beigeordnet. Die militia militans und die ecclesia militans reichen sich die Hand zum Schutz- und Trutzbündniß gegen die neue Zeit. Während die letztere bemüht sein wird, die Freiheitsidee durch aprioriſche Verfinsterung zu bannen, wird die erstere beflissen sein, durch aposteriorische Argumente ad hominem wacker

nachzuhelfen, und so hofft man, die Erinnerung an das Jahr 1848 dem Volke radical wegzukuriren. — Dennoch aber hofft man vergebens!

Vor einiger Zeit wurde in halbofficiellen Journalen die Kunde ausgetrompetet, die Belagerungszustände würden demnächst aufgehoben, eine allgemeine Amnestie würde an des Kaisers Geburtstag ausgesprochen werden; alberne Leute hofften und vertrauten, das belagerte Prag gab sich der Idee hin, es werde in wenigen Tagen frische Nahrung genießen, es werde sich nicht mehr auf gepöckeltes Pferdefleisch angewiesen sehen; all das alberne Hoffen zerrann in Nebel, man ist durchaus nicht gemüthlich in Wien und zieht es vor, hohe Geburtstage durch Kanonenlärm, nicht aber durch Freudenthränen der verhaßten, weil freiheitsbegehrlichen, sogenannten Unterthanen, feierlich begehen zu lassen.

Statt eines Belagerers thronen ihrer zwei auf dem Hradschin, ein weltlicher und ein geistlicher, womit man uns den Zuständen der glücklichen Japanesen allmälig näher bringt.

Kanone und Bannstrahl bedrohen die politisch-religiöse Häresis da unten in der verpesteten Praga, ganz wie vor 230 Jahren; vielleicht erleben wir auch die Hinrichtung einiger Theilnehmer des perfid fingirten Maiputsches, damit das Plagiat ein vollständiges werde. An Lust und Liebe fehlte es wohl den Mächtigen des Hradschins nicht, fiele ihnen nicht der Weltgeist in den frevelnden Arm.

Das entsetzliche Vergehen an der gesunden Vernunft, für welches der ultramontane Minister Leo Thun uns verantwortlich bleibt, jene Emancipation der Hierarchen, trägt bereits seine giftigen Früchte. Liguorianische Missionäre durchziehen das Land, wüthen auf den Kanzeln wie Aberwitzige, bekehren alte Weiber und mannestolle alte Jungfern, erbittern aber das mannhafte Volk, das mit dem Unsinn jener blasphemirenden Zeloten den Glauben selber über Bord wirft; wunderthätige Jungfrauen tauchen auf aus den geheimen Laboratorien zelotischer Pfarrer, um entlarvt zu werden — in den Gebährhäusern; so macht man Religion in Oestreich unter dem glaubenswüthigen Cultusminister Leo Thun.

Es haben die Grenzboten im vorigen Jahrgange eine Charakteristik dieses Mannes gebracht, doch ließ diese gerade die entsetzlichste Schattenseite dieses Charakters unbesprochen, welche sich heute in seinem öffentlichen Wirken so beklagenswerth geltend macht und ihn wohl für einen Liguorianerconvent, nimmermehr aber für ein Ministerium Oestreichs eignet. Leider hat dies der unglückselige Mann vor wenig Tagen in seiner Vaterstadt Prag eclatant bewiesen.

Am 15. August feierte die emancipirte katholische Kirche, eigentlich nur die Hierarchie, ihre Siegestriumphe, indem der Erzbischof Schwarzenberg seinen triumphatorischen Einzug hielt, um oben auf dem Hradschin seine Inthronisation mit gregorianischem Pompe zu begehen.

Die protestantische Kirche liegt in den alten Fesseln, die katholische aber läßt

man Pseudotriumphe feiern, der Verfassung echt katholischer Satzungen, Christus erhabener Lehre zum Hohn.

Man that in officiellem Wege das Möglichste, den Triumphzug zu verherrlichen; die Garnison mußte ausrücken zum Empfang ihres Verbündeten, die sogenannte Nationalgarde wurde von ihrem Obersten, einem Ritter päpstlichen Ordens, aufgeboten, um die Schmach des vollendeten Reactionssieges celebriren zu helfen, so wie auch römischen Triumphatoren die gefangenen oder besiegten Barbarenvölker Parade machen mußten. Am Roßthore der Neustadt mußte — ? — der angeblich radicale Stadtrath unter Vortritt seines Bürgermeisters den in alterthümlicher Chaise einfahrenden Cardinal-Erzbischof in submissester Freude empfangen und oratorisch begrüßen; von da ab rumpelte die alte Carosse, von altmodisch beschirrten Mähren gezogen, durch die Neustadt und Altstadt bis zur Hauptpfarrkirche der Kleinseite.

Das Volk gaffte den Kirchenfürsten in rother Cardinalpelerine mit eigenthümlich stoischer Neugierde an, da fand sich keine Spur von Anerkennung, von Freudigkeit oder Enthusiasmus; eine Kunstreiterbande in buntem Flitter, mit Musik voran, hätte jedenfalls mehr Effect hervorgerufen. Aus der Haltung dieses Volkes konnte sich der Kirchenfürst so ziemlich abstrahiren, Prag sei kein fruchtbarer Boden mehr für ultramontane Manövrirkunst. Der Kirchenfürst spendete seinen apostolischen Segen überreichlich zum Wagenfenster hinaus, doch Niemand fand sich, der sich gläubig neigte, der sich verzückt niedergeworfen hätte in den Staub der Straße, den Segen entgegenzunehmen, ja man unterließ es sogar größtentheils, den Hut zu rücken, den Gruß des segenspendenden Hierarchen höflichkeitshalber zu erwiedern. Ein Volk, das man einmal aufgestachelt hat, Barricaden in Massen aufzurichten, läßt sich nicht mehr einfangen an der abgenützten Leimspindel des Krummstabes; die Zeiten sind vorüber, in welchen solche Recepte probat gewesen. Gedenkt unser politisches Medicinalcollegium dem fressenden Krebs der Zeit nur mit diesen veralteten Salben zu Leibe zu gehen, so wäre es in der That angezeigt, ihm das Quacksalberhandwerk zu legen. Pulver und Blei, Galgen und Strick, Corporalstock und Ruthe, und endlich Chrysam und das erstickende Rauchfaß, das sind die officinellen Artikel der Staatsapotheke österreischer Protomediker, mit diesem Jammerkram stellt sich das Ministerium vom 26. November an die Spitze der Bewegung! Gerade so bewegten sich Ferdinandus II. und seine Räthe anno 1620.

Von der Hauptpfarrkirche der Kleinseite setzte sich der eigentliche Triumphmarsch des siegenden Kirchenfürsten in Bewegung, alle Truppenkörper und Waffengattungen der geistlichen Armada strömten in wohlgeordnetem Zuge aus dem dunklen Kirchenschiffe hinaus auf die lebendige, sonnige Straße. Die Franciscaner und Kapuziner, die Prämonstratenser und Benedictiner, die Dominicaner und Minoriten, die Saecula cluvi der Stadt und des Landes und wie sie alle heißen

mögen die Truppen der streitenden Kirche, sie rückten aus in musterhafter Schlachtordnung, die erzbischöflichen Alumnen als junge Mannschaft im ersten Treffen, im Hintertreffen endlich als Kerntruppen die Männer der Mitra, jene Masse von Kanonikern und Bischöfen, am Schlusse endlich der jugendliche, freudestrahlende Triumphator selber mit zahlreicher Assistenz; das Hintertreffen mit den goldenen Spitzmützen mahnte etwas an russische Grenadiere von ehemals, vielleicht auch an jene Grenadiere, welche im Juni 1848 so greulich in der Stadt gehaust. Der Zuschauer fühlte sich von innerstem Schauer beschlichen bei dem Anblicke der Hochkirchenmänner. Die Geister all der zahllosen Opfer, welche auf Befehl und Betreiben von der Mitra, zur Ehre Gottes! auf der Tortur verendet, auf den Schaffoten verblutet, in Mauernischen erstickt, auf den Scheiterhaufen verbrannt, umkreisten in dichtem Schwarm hoch in den Lüften den Zug, ihr klagendes Gewimmer mischte sich schaurig dem Geheul der Glocken, und Gottes liebendes Auge wendete sich zürnend ab von dem frevelnden Triumphzug. Das böhmische Volk aber sah hinauf in die Lüfte, es erkannte unter den Geistern der Gemordeten seinen Johannes Huß, und es knirschte, denn es weiß ganz gut, daß die heutigen Männer der Mitra nicht um ein Atom milder, nicht um ein Atom christlicher sind, als es ihre Vorgänger zu Kostnitz gewesen. Daß diese über den Scheiterhaufen zu gebieten hatten, jene aber diese Macht erst wieder erobern wollen, das ist der Unterschied zwischen diesen und jenen.

In der That nur in dem belagerten Prag konnte man so auffallenden Anachronismus wagen, welchen der eigens hierher geeilte Minister des Cultus zu verherrlichen und ihm die Weihe zu geben bemüht war.

Der inthronisirte Kirchenfürst vereinigte am Tage seines Siegeszuges alle officiellen Notabilitäten der Stadt, alle kirchlichen Dignitarien von Stadt und Land, zu einem Festmahl, dem Leichenmahle gesunder Vernunft. Der Cultusminister, Leo Thun, war neben dem Jubelfürsten der Löwe des Festes. Der Toaste viele wurden ausgebracht, doch der Minister verherrlichte das Mahl mit einer Tischrede, welche, des blindeifrigsten Kirchenmannes aus der Schule Gregor's VI. würdig, die clericalen Gäste entzückte, den anwesenden Laien aber das Haar sträuben machte.

Einen Cultusminister Oestreichs den Triumph der katholischen Kirche, ihre errungene Freiheit in so zelotischer Weise lobpreisen, auf die Verderbtheit der neuen Zeit, auf die Nothwendigkeit, das Volk durch kirchlichen Einfluß zur Ordnung zurückzuführen, von einem Cultusminister Oestreichs hinweisen zu hören in Ausdrücken, welche den Kirchenvätern, welche Thomas a Kempis entnommen schienen, dies war den weltlichen Würdenträgern und Notabilitäten jenes Festmahls doch zu stark, zu anachronistisch.

Als endlich der Minister in glaubenswüthigem Feuereifer seiner flammenschwingenden Intoleranz auf die Vorgänge zu Turin überging, die Partei

Siccardi zu schmähen, ihr den schmachvollen Untergang, dem Pabstthum aber glorreichen Sieg zu verkünden begann, da ward es den Laien ängstlich in der Brust. Der Minister hatte im Feuer ungelenker Rede sein innerstes Selbst unklug verrathen, und unwillkürlich dachte die weltliche Zuhörerschaft an die mögliche Bevorwortung der Inquisition von einem Minister dieses entsetzlichen Schlages.

Der Herr Minister, der das Reden immerhin lassen sollte, da ihn der Schöpfer nun einmal nicht zum Reden geboren werden ließ, hat auch hier vergessen, wie er das überhaupt vergißt, daß er nicht Minister des katholischen Cultus, sondern Minister des Cultus in Oestreich sei, daß der protestantische, der griechisch nicht unirte, der mosaische Cultus, daß insbesondere der Cultus gesunder Vernunft, ganz gleiche Rechte und Ansprüche gegen das Cultusministerium Oestreichs geltend zu machen berechtigt seien, daß die grundrechtlich ausgesprochene Gleichberechtigung der Culte den Begriff einer, im Sinne jener Tischrede herrschenden Kirche in Oestreich vernichtet habe; wie also vermochte der Minister in jener deplorablen Rede seine amtliche Stellung, seine Amtspflicht und Verantwortlichkeit so ganz zu vergessen und sich von seinem Blindeifer zu einer Philippica gegen Andersdenkende, gegen Andersglaubende hinreißen zu lassen. Ein Minister solcher Gesinnung und so ausgesprochen intoleranter Parteistellung ist, so dünkt uns wenigstens, geradezu unmöglich für Oestreich. Ein Großalmosenier Oestreichs würde eine solche Rede, wenn auch gleich in der Tendenz, jedenfalls klüger und vorsichtiger eingerichtet haben. Martin Luther's Tischreden hat sich der Herr Minister nicht zum Vorbilde genommen, wohl aber seinen unterthänigsten Vortrag, welcher das Gesetz zur Emancipation der Hierarchen bevorwortete (?); was dort aus aufgedrungener Klugheit verdeckt und verschwiegen werden mußte, damit platzte der Herr Minister in jener Tischrede heraus.

Man muß gestehen, die Herren Minister verstehen es, sich bei öffentlichem Auftreten in öffentlicher Meinung selbstmörderisch zu ruiniren; noch ist Herrn von Schmerling's Auftreten am 24. Juni in mißlicher Erinnerung, und schon wieder hat der Herr Cultusminister sich beeilt, uns und der künftigen Opposition erfreulich zu beweisen, was ein künftiger Reichstag von dem Tacte und Rednertalente des Ministeriums zu erwarten hat.

Wenn man glaubt mit Kanonen und dem Rauchfaß den Geist der Neuzeit zu bannen, so ist man im Irrthum; dem Rauchfaß besonders entsprühen Funken, welche einen Brand in Böhmen zu entzünden drohen, dessen Verwüstungsfähigkeit weit hinausgeht über die fanatisch beengten Begriffe des Ministers Leo Thun. Macht ihr eine Zeit lang so fort, so predigt nach wenigen Jahren ein hussitischer Prediger in der Kathedrale am Hradschin zu Prag, und der päpstliche Bannstrahl verpufft über Böhmen, machtlos wie eine Rakete Stuver's. Reform, Reform in Allem, Reform allein rettet euch und uns. Johannes.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

23. August 1850.

In der letzten Zeit drehte sich bei uns die politische Conversation um die Amnestie und die in Wien bei Jasper, Hügel und Manz erschienene Broschüre von Paul v. Somssich: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs."

„Ein eingekerkerter Patriot macht der Regierung mehr Feinde, als ihr tausend amnestirte Freunde erwerben können," sagte einst der selige Vesselényi zu seinen Freunden. Wir sehen jetzt, daß der blinde Mann besser sah als Mancher mit zwei Augen und einer Brille. Die Zeiten sind vorüber, wo man durch Kerker und Bande von einer politischen Ueberzeugung abgeleitet ward. Der politische Verbrecher weiß es sehr wohl, daß im Falle die Sache, für welche er leidet, gesiegt hätte, ganz andere Leute an seiner Stelle gesessen wären. Die Freiheit ist für einen Eingekerkerten stets das einzige Gut, nach welchem seine dürstende Seele lechzt, und im Augenblick der Befreiung fühlt er sich von Dank erfüllt gegen den, der ihm dieses Gut wiedergibt, ohne zu bedenken, daß ebenderselbe es ihm früher genommen, und wie er es ihm genommen hat. Doch diese Täuschung verschwindet in dem bewegten Strom der schönen freien Welt, und die Zuschauer empfangen die Befreiten mit einem herzlichen, aber kurzen „Hoch!" und blicken schnell wieder zurück auf die traurige Wohnung, die noch Einen ihrer Lieben umschließt. Wer die Geschichte unsers Neugebäudes kennt, wird hier leicht errathen, daß ich von Paul Nyari sprechen will. Paul Nyari ist eine alte Capacität der vormärzlichen Liberalen in Ungarn. Zwar konnte es ihm nicht gelingen, mit seiner kernigen, aber etwas derben Sprache neben den rosigen Worten Kossuth's und der dornigen Ironie Szentkiralyi's sich Geltung zu verschaffen, aber beide mußten ihm den Vorzug des administrativen Talents und der männlichen Unerschütterlichkeit zugestehen. Als Vicegespan des Pesther Comitats war er das anerkannte Vorbild seiner Kategorie, und das Centralcomitat des Landes hatte es zum großen Theil ihm zu danken, daß es in der letzten Zeit für die übrigen 51 tonangebend wurde. Als Politiker besitzt Nyari nur wenig Bildung, aber seine gesunde Vernunft und sein gerader, offener Sinn lassen ihn immer das Rechte finden, und er bildete auch während des Pesther und Debrecziner Reichstags, obwohl er bei Eröffnung des erstern mit Madaráß, Teleki, Patay und Peserel zur Linken Platz nahm und dem Ministerium Batthyani stark opponirte, eine ganz eigene Partei, nämlich die Partei der Energie und des raschen Handelns, um die Märzgesetze dem Lande zu erhalten — aber nicht weiter. Als Mitglied des Landesvertheidigungsausschusses übernahm Nyari die Montur- und Verpflegungscommission, und that hierin der nationalen Sache großen Nutzen. Als am 13. April in Debreczin in einer geheimen Sitzung die Unabhängigkeitserklärung berathen wurde, sprach er offen dagegen; nach dem 14. April kehrte er wieder als einfacher Vicegespan in sein Comitat zurück und betheiligte sich nicht mehr an der Kossuth'schen Regierung. Um Buda-Pesth hat sich Nyari große Verdienste erworben, denn in den Märztagen, wo die Männer, die Ungarns Schicksale leiten sollten, noch alle in Preßburg tagten, und die Kopflosigkeit der Buda-Pesther Localbeamten der freiheitsberauschten Jugend freien Spielraum gewährte, ergriff er das lose Steuerruder der Hauptstadt und besänftigte wie Neptun mit seinem Dreizack die brausenden Wogen. Sie werden aus dieser gedrängten Schilderung ersehen, wie es kommen mußte, daß sich Nyari im ungarischen Vaterlande, und besonders in dem Comitate und der Stadt Pesth eine außerordentliche Popularität erwarb; und nun sind an 300 politische Verbrecher, und unter diesen solche, die sich der Unabhängigkeitserklärung nicht nur nicht widersetzten, sondern sogar dafür stimmten, amnestirt worden, und Nyari, der in den Märztagen für die Ruhe und Ord-

nung der Hauptstadt, und in Debreczin für den geschlagenen König in die Schranken trat, schmachtet noch immer im Neugebäude, in der Nähe des verhängnißvollen Holzplatzes.

Die Broschüre von Paul v. Somssich hat hier mehr Sensation erregt als Alles, was von den Alteonservativen und Föderalisten bisher erschienen ist; und dies mit Recht. Bisher traten die Alteonservativen nur mit geschlossenem Visir auf, und schleuderten ihre Pfeile gegen das Ministerium Schwarzenberg, ohne auf die Constitution, die mit diesem identisch ist, einen Angriff zu wagen; Somssich kümmert sich wenig um die Personen und richtet sein schweres Geschütz gegen Olmütz, und es müßte mich sehr wundern, wenn es ihm nicht gelingen sollte, eine bedeutende Bresche zu schießen. Die schön gehaltene Schrift hat ein großes Lesepublicum, und jeder Leser führt ihr Hunderte von Freunden zu, denn diese finden darin mit Kühnheit ausgesprochen, was sie bis jetzt in unserm Gensd'armenstaate zu denken kaum gewagt. —

Doch seit einigen Tagen ist die eigentliche Politik gänzlich aus dem gesellschaftlichen Leben verbannt; Entrüstung und Niedergeschlagenheit, wie sie hier seit der Hinrichtung Batthyani's nicht geherrscht, trat an deren Stelle.

Sonntag den 18. dieses wurde zur Feier des Geburtsfestes seiner Majestät im Nationaltheater bei Beleuchtung des äußern Schauplatzes das Lustspiel „Mátyás deák"*) von K. Kisfaludy gegeben. Die Pièce ist ein alter Liebling des ungarischen Publicums, besonders der Besucher der „nemzeti páholy"**), und aus dem Leben des großen Königs Mathias Corvinus genommen. Der junge König bereist als Schreiber eines Beamten incognito sein Land, wo er Gelegenheit hat, sich von vielen Mißbräuchen und Unterschleifen zu überzeugen und seinem organisirenden und reformirenden Talente genügende Nahrung zu verschaffen. Die Ver- und Entwirrungen, die durch die Erscheinung des schönen witzigen Schreibers, unter dessen schlichtem Wamms das Königlich-Liebenswürdige hervorleuchtet, bei den Dorfrichters- und Beamten-Töchtern und Frauen entstehen mußten, sind mit Geschick ausgeführt und aneinander gereiht, und das Ganze endigt mit einigen Absetzungen, Beförderungen, und was nicht fehlen darf — mit einer königlich bedachten Heirathsstiftung. Ob die Wahl dieses Stückes mit Bezüglichkeit auf das Geburtsfest des jungen Kaisers gewählt wurde, mag dahingestellt sein; sehr wahrscheinlich ist es aber, daß in den „höheren Sphären" des Nationaltheaters gewisse Reflexionen und Parallelen angestellt wurden, und diese mochten nicht eben das günstigste Resultat für die vom Orchester angestimmte östreichische Volkshymne gegeben haben, und die „Volkstribunen" erlaubten sich, von ihrem hohen Sitze ein pfeifendes und zischendes „Veto" gegen den Eindringling zu schleudern. Doch unser Platzcommandant, G. M. Henzi, mag sich wenig auf Gefühlssachen verstehen; und er ließ sogleich das Haus mit Gensd'armen und Grenadieren umgeben, die Galerie sperren und gegen 50 Individuen, die als Rädelsführer (durch wen?) angegeben wurden, in die Kasernen begleiten. Tages darauf wurde große Execution ohne Verhör gehalten; Zwanzig wurde die Ehrfurcht vor dem Souverän ad posteriora eingebläut. Einige wurden assentirt, und zwei Frauen mit Ruthen gepeitscht. Unter den mit Stockprügeln Bestraften war auch ein Knabe von dreizehn Jahren.

Wem die Thatsache nicht genügt, mache sich selbst dazu den Commentar.

Das ungarische Theater scheint, als der einzige Zufluchtsort jedes patriotischen Gedankens, während unsers rechtslosen Zustandes, die Hauptzielscheibe unserer Besieger zu sein. Daß die Galerie des Nationaltheaters nach obigem Ereigniß auf bestimmte Zeit geschlossen wurde, ist nichts als eine reine Consequenz der Säbellogik. Warum spie diese Galerie jene Frevler nicht aus, die es wagten, die allerkaiserlichste Hymne

---

*) „Schreiber Mathias."

**) Nationalloge der gewöhnliche Spitzname der letzten Galerie.

der Erde zu schmähen? Warum stürzte der Bretterboden dieser Pöbelbude nicht ein, als er die lärmenden Schläge von Stöcken und Stiefelabsätzen auf seinem Rücken fühlte; glaubte sie vielleicht sich Alles erlauben zu dürfen, weil man sie nicht nach Kufstein oder Spielberg schicken kann? Sie soll es nun sehen, daß ein k. k. General auch erfinderisch sein kann, und können wir die rebellistische Galerie nicht einsperren, so sperren wir sie zu. — Rechts um! Marsch! — Aber auch prophylaktisch wird unsere ungarische Thalia massacrirt. Erst wurden die besten ungarischen Stücke wie „Bank ban, Második Rákocry, György sagsága" u. s. w. verboten, dann wurde der Stadt aufgeboten, dafür zu sorgen, daß im deutschen Theater alle Tage gespielt werde, damit dem ungarischen die Concurrenz nicht erleichtert werde; vor einigen Tagen erhielt die Theaterdirection von Preßburg den Befehl, keine ungarischen Stücke*) auf die dortige Bühne zu bringen, was später auf wiederholte Vorstellungen dahin gemildert wurde, „nicht so viele ungarische Stücke aufführen zu lassen" u. s. w. Allein diese Maßregeln gießen nur Oel in die patriotischen Flammen, und wir sehen in Städten, wo nie ein ungarisches Theater war, solche während des Druckes der Soldatenherrschaft entstehen. So hat Herr Kaervinsky mit seiner wandernden Truppe sein Zelt in der slavisch-deutschen Stadt Kaschau aufgeschlagen und erfreut sich einer großen Theilnahme, und nachdem die Jahresbilanz des Nationaltheaters ein Deficit von mehr als 3000 Gulden zeigte, wurden dem Intendanten dieses Instituts, Herrn Simonisch, von einer Dame 500 Gulden als Unterstützung geschickt.

So werden noch dem belagerten Patriotismus bereitwillige und bedeutende Opfer gebracht; wenn nur auch im Interesse der bei uns so sehr vernachlässigten Volkserziehung etwas gethan würde. Die großen Besitzer mögen sich in ihrem passiven Widerstand gegen die Regierung gefallen, aber es gibt noch andere Sphären, wo man dem Vaterlande nützen kann, und da könnten eben diese Herren viel thun. Ich will Ihnen hier ein Beispiel von der Verdummung unserer Bauern, besonders in der Karpathengegend, anführen. Bekanntlich haben die Einwohner der nördlichen Grenzbezirke in mißrathenen Jahren sehr oft mit Hunger zu kämpfen. Auch in diesem Jahre sehen manche der armen Karpathenbewohner diesem unlieben Gaste entgegen. Die Einwohner mehrer ruthenischen Dorfgemeinden in der Ungher Gespanschaft versammelten sich also in einer Rathssitzung, um über die Mittel zu berathen, durch welche dem großen Uebel abgeholfen werden könnte, und sieh da, die weisen Väter fanden bald die Ursache des ausgebliebenen Regens in dem Ueberhandnehmen der — vielen Hexen, und beschlossen, gleich dem Unfug energisch zu begegnen. Es ist nämlich jedem Erdenkinde bekannt, daß der „Gott sei bei uns" besonders an dem schönen Geschlechte sein Wohlgefallen findet; auch das wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen, daß die Hexen äußerst wasserscheu sind. Es sollen daher an einem festgesetzten Tage alle Weiber von Szenna und Rebrin zusammengetrommelt und im Beisein einer Commission in den Fluß getrieben werden, wo es sich dann ergeben wird, welche dieser Bürgerinnen des angehenden Rutheniens Hexen sind und welche nicht, da die Hexen sich lieber in den Tod als in's Wasser jagen lassen. — Reflexionen wären hier unnütz —

In unsern neugeschaffenen Kronländern gehen die Sachen ihren natürlichen Gang. Als die herrschsüchtigen Magyaren die Sprachsuprematie hatten, verlangten sie nur an den öffentlichen Gebäuden magyarische Aufschriften zu sehen, und selbst die übertriebensten Magyaren wünschten nur von den Kaufleuten der Hauptstadt Ungarns, ihre Firmen zu magyarisiren. Die loyalen, gesammtösterreichischen Kroaten wollen, selbst auf der ihnen von dem ungarischen Gebiete zugetheilten Murinsel keine deutsche oder magyarische Firma dulden, und die rein italienischen Fiumaner werden von der großen

---

*) In Preßburg sind keine ungarischen Schauspieler; es ist also hier von deutschen Stücken mit einem ungarischen Sujet die Rede.

weltbeherrschenden Slava so sehr in die Enge getrieben, daß sich von dort eine Deputation nach Wien begibt, um von Sr. Majestät die Einverleibung Fiumens in das Triester Gebiet zu erflehen. „Den Sack schlägt man, und den Esel meint man." Die Fiumaner waren stets gute ungarische Patrioten, und Kossuth's Lieblingsidee war die Wukowár-Fiumaner Eisenbahn. — Dabei fällt mir ein, daß vielleicht Deutschland, während der Danebrog ihm die Nordhäfen rauben will, hier im Schlafe zu einem schönen Stück Küstenland kommen kann. Wie glückliche Leute doch ihr Deutschen seid! —

Daß die Raitzen hinter ihren slavischen Brüdern nicht zurückbleiben wollen, versteht sich von selbst; nur lassen sie auch ihren Heiligen, die sie als griechische Katholiken in großer Anzahl besitzen, von ihren Errungenschaften auch etwas zukommen. So haben die serbischen Dorfrichter einiger Gemeinden in der Woiwodina, wo ein Nichtserbe nicht einmal Nachtwächter werden kann, den deutschen und magyarischen Einwohnern reformirter Religion am Vorabende des Festes des heiligen Pantalon zur Pflicht gemacht, sich kommenden Tages jeder öffentlichen Arbeit zu enthalten, und nur der äußersten Anstrengung der reformirten Seelsorger konnte es gelingen, sich von einer höhern Behörde die Aufhebung dieses Machtgebots zu erwirken. —

Die magyarische Suprematie mag, wie jede Suprematie, in mancher Hinsicht drückend gewesen sein; aber religiöse Intoleranz wird uns die Geschichte nicht nachsagen können. Δ

Aus Wien.

Die Demokratie ist eine Krankheit. Das weiß man jetzt ganz gewiß, seitdem in Berlin ein Candidat der Medicin darüber disputirt hat. Europa ist ein großes Spital. Die Völker haben das Fieber und phantasiren im Belagerungszustande von Freiheit und Gleichheit. Und die gelehrten Doctoren stehen an den Betten, fühlen den Puls und octroyiren Medicin. Bomben und Kartätschen, weiß man, sind nur Palliative, sie helfen momentan, aber die Hauptsache bleibt doch die eigentliche Kur, und da hat man überall sein eignes System. Bei uns in Oestreich meinen sie, es komme alles von Indigestion, wir hätten uns im Jahre 1848 an radicalen Journalen den Magen verdorben. Das mag seine Richtigkeit haben, wir waren früher an solche Kost nicht gewöhnt. Darum hat man uns strenge Diät verordnet. Wir bekommen in der Tagespresse nur magere Fastenspeise vorgesetzt. Das schlägt ziemlich gut an, wir spüren keine Aufregung und werden zusehends loyaler, conservativer und gutgesinnter. Die Leitartikelklystiere der gouvernementalen Blätter werden uns hoffentlich den letzten Rest von Radicalismus austreiben.

In Preußen sitzt das Uebel schon etwas tiefer. Der Radicalismus hat sich dort schon in die Gesetze eingeschlichen. Da kann es ohne eine Operation nicht abgehen. Ein gutes Stück Preßfreiheit muß abgenommen werden. Es geschieht aber ganz schmerzlos, denn der Kranke ist ätherisirt. Herr v. Radowitz hat in Erfurt die Narkose eingeleitet mit Unionschloroform, und die Herren Manteuffel und Schleinitz setzen sie fort mit dem schönsten Erfolge. Die Parthei sieht im Traume die lieblichsten Bilder, und lächelt selig, während ihr die Fangzähne ausgezogen und die Krallen beschnitten werden. Der gefährlichste Patient aber ist und bleibt Frankreich. Das wird immer recidif, so oft man es auch schon völlig hergestellt glaubte. Da hatte man so viel von den forts detachés gehofft, und doch war der Februar-Paroxysmus wieder heftiger als je einer der frühern. Das Schlimmste ist, daß man dort zu keinem der vielen Aerzte mehr völliges Zutrauen hat. Und mit Recht, denn sie haben alle der Reihe nach den Kranken behan-

delt und ohne Erfolg. Darum sitzt jetzt dort eine ganze Facultät von Burggrafen und hält Consilium am Krankenbette, Anhänger der verschiedensten Systeme und Schulen: orleanistische Homöopathen, legitimistische Allopathen und bonapartistische Hydropathen. Der eine recommandirt sein Tränklein, der Andere seine Pillen, der arme Kranke muß Alles herunterschlucken, und man merkt keine Besserung.

Worüber man sich jedoch wundern muß, ist, daß die Engländer gesund bleiben. Sie schonen sich nicht im Geringsten, lesen die derbsten Journale, genießen ihr unverkümmertes Versammlungs- und Associationsrecht, dabei schleppen ihnen die zahllosen Wühler, denen sie Asyl gewähren, den Peststoff vom Continente hinein und es schadet ihnen doch nicht. Ist es das feuchte Clima, die Hochkirche oder die substantieuse Roast-beef-Nahrung, der sie ihre Gesundheit verdanken? Jedenfalls sind sie darum zu beneiden.

Aber der Leichtsinn des Whigcabinets und die systematische Vernachlässigung der Sanitätspolizei verdienen nicht desto weniger den strengsten Tadel. Wie lange will man noch zögern, energische Maßregeln gegen den Radicalismus zu ergreifen? Schon hat ein toller Mensch die Königin in's Gesicht geschlagen, und die Post befördert nach wie vor den Sun und die Daily News. Die Constables kümmern sich nicht, welche Zeitungen die Leute in ihren Taschen stecken haben, und die Regierung, statt für Ruhe, Ordnung und Sicherheit im eignen Lande zu sorgen, terrorisirt höchst ungroßmüthig das kleine Griechenland. Aber was hilft es den Engländern, daß ihre Forderungen an andere Staaten pünktlich eingetrieben werden, so lange sie daheim der moralischen Vergiftung durch die schlechte Presse ausgesetzt bleiben? Wahrlich, in der Industrie und im Handel mögen uns die Engländer voraus sein, aber was hohe Politik betrifft, da könnten die Herren in Downing-Street noch lange bei deutschen Staatsmännern in die Schule gehen. Dänemark ist ein schwacher Staat, darum ist man großmüthig, unterhandelt, diplomatisirt. Aber dagegen wie wußte man das Sefeloge'sche Attentat zu würdigen! Darum steht auch Deutschland überall in hohem Ansehen, während England fast ausgeschlossen ist vom concert européen. Der Prinz von Preußen und Fürst Schwarzenberg werden in Warschau auf's Freundlichste empfangen, während Lord Palmerston scharfe Noten erhält. Ja englische Unterthanen werden vielleicht gar nicht mehr nach Rußland gelassen, während deutsche Bürger sogar in Sibirien sich gleicher Rechte mit den Russen erfreuen. In der That, wenn die Lords Palmerston und Russel nicht völlig verblendet sind, ist es jetzt höchste Zeit, einzulenken. Die Sache ist ja so einfach, ein klein wenig Belagerungszustand, Suspension der Habeascorpus-Acte, Journalcautionen, eine Fremdenbill und Lord Firebrand ist wieder rehabilitirt in der öffentlichen Meinung Europas. Die Herren Hassenpflug, Blittersdorf und die andern großen Staatsmänner der kleinen Continentalstaaten, die ihn jetzt verachten, werden ihm dann seine étourderie gegen Griechenland verzeihen und ihn wieder als ihres Gleichen behandeln, und am Ende erhält er vielleicht noch einen russischen Orden. Kann man sich da noch lange besinnen?

Literaturblatt.

Historische Portraits und Scenen aus den **Memoiren des Herzogs v. St. Simon.** Von L. Starklof. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. — Die Lectüre der alten französischen Memoiren ist immer noch instructiver, als die der sogenannten historischen

Novellen; sie ist auch in ästhetischer Beziehung befriedigender, denn jene Darstellungen sind naiv, und geben sich nicht dazu her, obscöne Dinge mit einer witzig-sentimentalen Tünche für den lüsternen Geschmack eines blasirten Zeitalters zurechtzumachen. Und da sich unser Publicum schwerlich in die umfangreichen Originale selbst zu vertiefen Lust haben wird, so sind dergleichen Auszüge zu empfehlen. — Die Memoiren umfassen den Zeitraum von 1691 bis 1723; eine Periode, in welcher das öffentliche Leben in Frankreich sich recht eigentlich den Zweck gesetzt zu haben schien, novellistische Stoffe zu verarbeiten. Der Herzog hat viel gesehen, und gut, denn er ist mit scharfem Verstand und leidlicher Gutmüthigkeit ausgestattet gewesen. — Als Probe geben wir die Geschichte, wie Racine in Ungnade fiel: „Er hatte unendlich viel Geist, und es war immer etwas Angenehmes in der Art, wie er ihn geltend machte. In seinem Wesen nichts von der gewöhnlichen fatalen Poeten-Manier; aber der feine Mann, der bescheidene und der Mann von Ehre war überall zu finden. Er hatte die vornehmsten Leute am Hof zu Freunden, ebenso hatte er deren unter den Gelehrten und Schriftstellern. Diesen überlass' ich und ihnen wird es besser gelingen, seinen Werth zu schildern. Er verfertigte zur Unterhaltung des Königs und der Frau von Maintenon und zur Uebung der Fräuleins in Saint-Cyr zwei dramatische Meisterstücke: Esther und Athalie — er hatte damit große Schwierigkeiten zu überwinden, es durfte nichts von Liebe darin vorkommen, und es sind heilige Tragödien, worin die Wahrheit der Geschichte aufrecht erhalten werden muß, da die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift hier keine Willkürlichkeiten zuläßt. Die Gräfin d'Ayen und Frau von Quailus thaten sich am meisten hervor, durch ihr Spiel vor dem König und dem vornehmsten und auserwähltesten Tribunal für solche Sachen im Kreise der Frau von Maintenon. In Saint-Cyr wurde der ganze Hof mehrmals zugelassen; jedoch traf man hier auch eine Auswahl. — Racine wurde gemeinschaftlich mit seinem Freunde Despréaux (Boileau) zum Geschichtschreiber des Königs ernannt. Dieser Stelle und jenen Stücken so wie seinen Freunden hatte er einen ganz ausnahmsweise gestatteten Zutritt zur Person des Königs zu danken. Ja es kam selbst vor: wenn der König keine Ministerversammlung bei Frau von Maintenon hielt, wie z. B. Freitags und dann im Winter bei schlechtem Wetter, der Abend sehr lang zu werden drohte, da wurde nach Racine geschickt, damit er ihnen die Zeit vertreibe. Zu seinem Unglück litt er an argen Zerstreuungen. Und das ist bei Hof eine sehr gefährliche Krankheit.

Eines Abends als er bei Frau von Maintenon zwischen ihr und dem König saß, kam das Gespräch auf die Pariser Theater. Nachdem man die Oper abgehandelt, ging es über die Komödie her. Der König erkundigte sich nach den Stücken, nach den Schauspielern und fragte Racine: woher es denn komme, daß, wie man ihm sage, die Komödie jetzt so tief unter demjenigen sei, was er in früheren Zeiten davon gesehen? Racine gab mehrere Ursachen an, als Hauptsache wirke wohl der Umstand, daß die Schauspieler in Ermangelung guter Neuigkeiten sich oft an alte Stücke hielten, so zum Exempel an die Stücke von Scarron, welche gar nichts taugten und aller Welt zuwider wären. Bei diesem Ausspruch wurde die arme Wittwe des Dichters (Scarron Frau von Maintenon) über und über roth, nicht weil der Schriftstellerruhm des verstorbenen kleinen Krüppels so scharf angegriffen, sondern darüber, daß sein Name hier genannt wurde, und zwar vor demjenigen, welcher noch als sein Nachfolger da saß. Der König wurde verlegen. Die unheimliche Stille, welche plötzlich entstand, weckte

den unglücklichen Racine auf, jetzt ward er inne, in welchen Brunnen seine heillose Zerstreuung ihn gestürzt hatte. Er war von allen Dreien am meisten betroffen; wagte nicht mehr, die Augen aufzuschlagen, noch den Mund zu öffnen. Dies gräßliche Schweigen dauerte mehrere Momente, so hart und erschütternd war der Schlag. Das Ende davon war: der König schickte ihn fort, indem er sagte, er wolle arbeiten. Der Arme ging ganz begossen hinaus und erreichte in seinem traurigen Zustande Cavoye's Zimmer. Diesem seinem Freund erzählte er die Unglücksgeschichte. Es war nichts daran zu ändern und zu bessern. Von dem Augenblick an haben weder der König noch Frau von Maintenon je wieder mit Racine gesprochen, ja ihn nicht wieder angesehen. Er empfand das so tief, daß er darüber hinfällig und elend wurde, und nicht mehr zwei Jahre lebte. Diese Zeit benutzte er zu seinem Seelenheil. Er ließ sich in Port Royal des Champs begraben, mit dessen klösterlichen Bewohnern er seit seiner Jugend in beständiger Verbindung geblieben war, die auch durch seine Richtung in das Gebiet der Poesie keine Unterbrechung erlitten hatte." —

Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwickelung. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Dr. Joseph Unger. — Wien, Jasper, Hügel und Manz. — Wenn ich mir das östreichische Publicum denke, wie es u. a. über folgenden Satz nachdenkt (p. 88): „Das Subject, welches sich als ein berechtigtes erkennt, findet sein Dasein und seine Berechtigung durch die Willkür des über alle Subjecte herrschenden Individuums des Imperator's mißachtet und zertreten, und während das Privatrecht einerseits die Anerkennung des Subjects als Person enthält, ist es andrerseits durch seine ausschließende, durch kein höheres Moment gemäßigte Setzung zugleich eben so ein Nichtdasein, ein Nichtanerkennen der Person und dieser Zustand des Rechts ist somit vollendete Rechtlosigkeit" u. s. w. — so kann ich mich allerdings eines kleinen Kopfschüttelns nicht erwehren. Schon die Hegelsche Sprache an sich hat etwas Bedenkliches; in's Oestreichische übersetzt wird sie noch unheimlicher. — Wenn wir aber auch gewünscht hätten, daß der Verfasser bei seiner sehr guten juristischen und historischen Bildung mehr dahin getrachtet hätte, mit Ueberwindung der fremdartigen Form die großen Gedanken der deutschen Philosophie sich zu eigen zu machen, als jene Form nachzuahmen, die doch in seinem Vaterlande niemals heimisch werden wird, so müssen wir doch in mancher Beziehung den Versuch freudig begrüßen. Denn der wahre Grundgedanke der Hegelschen Lehre ist der Geist des Protestantismus, der Geist der sittlichen Freiheit; jeder Fußbreit Landes, den sie in einem von Jesuitenschulen und polizeilicher Bevormundung gedrückten Volke gewinnt, kommt unserer Sache zu Gut und schlingt ein neues Band der Verbrüderung zwischen zwei verwandte Stämme, deren geistiges Nähertreten von größerer unendlicher Wichtigkeit ist, als ihre politische Ineinanderschachtelung. —

Das Werk des französischen Geächteten über England hat nun in einem Gesinnungsgenossen auch seinen deutschen Uebersetzer gefunden. („Ledru Rollin von dem Verfall Englands, aus dem Französischen von Fr. Schütz, ehemaligem Mitglied der deutschen Nationalversammlung. Brüssel u. Leipzig, Kießling u. Comp.") Der Leichtsinn, mit dem Ledru Rollin von dem Standpunkt seiner Partei über Zustände aburtheilt, von denen er nur einen sehr oberflächlichen Begriff hat, ist bereits von englischen und französischen Kritikern gebührend zurechtgewiesen. Dennoch giebt uns das Buch einzelne Darstellungen

von der Nachtseite der englischen Gesellschaft, die von den unbedingten Verehrern der stolzen Britannia wohl zu beherzigen wären. Wir führen als ein Beispiel die Schilderung der Lodging-houses an.

„Die Lodging-houses betrachtet man als die reichste Quelle jeder Art von Verdorbenheit und aller Verbrechen. Nach einem Bericht der Commissaire der Constabler bestanden zu London im Jahre 1839 22 solcher Häuser, deren Anzahl gegenwärtig viel größer ist; ein jedes beherbergt des Nachts 60—70 Individuen.

„Fast alle diese Schlupfwinkel gleichen sich. Alle bestehen aus zwei Räumen, einer Küche und einer Schlafstätte. In einem derer, welche ich besuchte, war die Küche rund um mit einer an die Wand befestigten Bank mit Tischen versehen, vor welchen Männer auf die Ellenbogen gestützt saßen oder schlafend darauf hingestreckt waren. Einige hatten sich um das Kamin gesammelt: Die Einen, ohne Hemd und auf dem Boden sitzend, suchten sich nur zu wärmen; die Andern, kniend, kochten einige schlechte Speisen. Unmöglich könnte man eine zerlumptere Menschenmasse sehen. Die Köpfe dieser Leute boten eine unendliche Verschiedenheit der Formen und auffallende Contraste dar. So befand sich z. B. ein Knabe von wirklich ausgezeichneter Schönheit da; auf seinem Antlitz lag ein solcher Ausdruck der Unschuld, und aus seinem Auge sprach eine solche Offenheit, daß ich mir einen großen Begriff von seiner Ehrlichkeit machte, obgleich er, wie man mir versicherte, ein durchtriebener Pickpocket (Taschendieb) war. Etwas weiter hin am Ende des Saales war ein Mann, dessen Anblick ein dem Schrecken nahes Gefühl erregte. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren hohl, die Nasenlöcher geschlossen und durch den Hunger zusammengezogen. Ein struppiger Bart gab seinem Gesichte einen dämonischen Ausdruck und dennoch sprach aus seinen Blicken eine Geduld, eine Resignation, welche schmerzliches Mitleid erregten. Seine Kleider hatten keine Form mehr. Er hatte ein Paar Frauenschnürstiefelchen an, deren Spitzen abgeschnitten waren, damit die Zehen durchkonnten. Nie sah ich ein mehr entfleischtes Bildniß der Hungersnoth. Bis auf diesen Tag verfolgt mich ohne Unterlaß diese Figur."

„In diesem Hause kostet jedes Bett für eine Nacht 2 Pence (4 Sous). Die Küche wird des Morgens um 5 Uhr geöffnet und ungefähr um 11 Uhr des Abends geschlossen. Nach dieser Stunde wird Niemand mehr aufgenommen und man wirft alle Die hinaus, welche die vergangene Nacht da zubrachten und kein Geld mehr zum Bezahlen haben."

„Die Schlafstätte ist 45 Fuß lang und 36 breit. Die Betten haben ungefähr 6½ Fuß in der Länge und 20 Zoll in der Breite. Sie bestehen aus weiter nichts als einem Strohsack, welcher auf ein Fuß hoch über dem Boden befindlichen Querstäben liegt."

„Selbst in dieser Höhle des Elends und des Verbrechens macht sich der Classenunterschied geltend. Die Burglars oder Smashers (Diebe mit Einbruch) stellen sich weit über die Gonoffs (junge Diebe; ein aus dem Hebräischen durch die jüdischen Hehler in die Gaunersprache übertragenes Wort). Ein Burglar läßt sich nicht herab, sich in die Gesellschaft der Pickpockets zu mischen. Als man einmal einen dieser Ritter des Einbruchs bat, sich zu den Gonoffs zu setzen, rief er mit einer Miene der höchsten Verachtung aus: „Nein, nein! Ich mag wohl ein Dieb sein, aber Gott sei Dank, ich bin ein achtbarer Mann."

„Ich sah daselbst ein allerliebstes Kind von außerordentlichen Fähigkeiten. Unglücklicherweise kam es eines Tages, da es weder Brot, noch Arbeit, noch Obdach hatte, in das Lodging-house. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt, während dessen die Gäste dieses Ortes seine Bildung unternahmen, wurde es ein vollendeter Gonoff."

„Der Hauptgegenstand der Unterhaltung in den Lodging-houses ist der Diebstahl, und die beste Art, denselben auszuführen. Sobald ein junger Dieb mit irgend einer Beute ankommt, stürzt man auf ihn los, um den Ertrag seines Diebstahls zu sehen und ihn zu seiner Geschicklichkeit und seinem Erfolge Glück zu wünschen. Gewiß ist übrigens der Gewinn der Pickpockets und der Bettler weit geringer, als man gewöhnlich glaubt. Die Faulheit und das Herumstreichen sind die einzige, wahre Vergütung der harten und häufigen Entbehrungen, welche sie erdulden."

„55 Individuen antworteten auf die Fragen, welche ich in diesem Hause an sie stellte, fast Alle hätten früher ein Handwerk getrieben und die Meisten wären durch die Arbeitlosigkeit hierher gebracht worden. Von 55 konnten 40 lesen und schreiben; 4 konnten lesen; nur 11 konnten weder das Eine noch das Andere."

„Ein Maurer sagte mir, er habe acht Jahre lang im Sommer gearbeitet und im Winter gefeiert. Ein anderer Arbeiter versicherte mir, er sei seit den elf Jahren, während welcher er in den Docks arbeite, drei Viertel dieser Zeit ohne Beschäftigung gewesen."

„Was ihre Kleider betrifft, so waren 14 von ihnen ohne Hemde, 5 ohne Schuhe und 42 hatten Schuhe, die kaum an ihren Füßen hielten."

„Von 55 waren nicht weniger als 34 ein- oder mehrmal im Gefängniß gewesen: 11 einmal, 5 zweimal, 5 dreimal, 3 viermal, 4 sechsmal, 1 siebenmal, 1 achtmal, 1 neunmal, 1 zehnmal, 1 vierzehnmal; ein Anderer endlich gestand, daß er wenigstens zwanzigmal im Zuchthause gewesen sei. — Demnach waren diese 34 Individuen 140 mal im Gefängniß gewesen."

„Von diesen 140 Gefängnißstrafen waren 63 Herumstreichens, 77 Diebstahls wegen gegen 34 aus einer Anzahl von 55 genommene Individuen erkannt worden."

„Aber diese Schlafstellen zu 2 Pence (4 Sous) sind bei weitem nicht die elendsten. Es gibt Löcher, in welchen der Preis für eine Nacht noch geringer ist, wo die Herberge noch entblößter von Allem ist, wo die Gäste noch tiefer gesunkene Individuen sind. — In manchem Hause verlangt man für eine Nacht nur 1 Penny (2 Sous). Da kommen die schrecklichsten Muster des Elends und der Demoralisation zusammen. Die gemeinsten Straßendirnen, Diebe, Bettler, Vagabunden werden in diesen Höhlen des Greuls aufgenommen und es ist ihnen erlaubt, bunt durcheinander in einer kleinen Stube zu schlafen. In dem Hause befinden sich wenige oder gar keine Möbel. Betten kennt man nicht. Die Gäste, männlichen und weiblichen Geschlechts, Männer, Weiber, Knaben, Mädchen schlafen in buntem Gemisch auf dem Fußboden; — jede Bande besteht im Durchschnitt aus dreißig der elendsten und schändlichsten Wesen der Erde: — es ist eine Masse von Armuth, Schmuz, Laster und Verbrechen, — eine Vereinigung von allem materiell Ekelerregenden und moralisch Verhaßten, ein Chaos von Elend, Unmäßigkeit, Unwissenheit, Krankheiten, Unzucht, Schmuz und Verdorbenheit, wie man es in keinem andern Erdtheil finden kann — als in diesem Mittelpunkt des Reichthums und des Handels, auf diesem Höhepunkt der Civilisation und der Menschenliebe."

Die meisten Häuser zu 1, 2 oder 3 Pence werden von Individuen gehalten welche zu den stets unter ihrem Dache verabredeten Diebstählen ermuthigen. Viele von ihnen sind als Hehler bekannt und versetzen gegen einen Gewinn von 2 Pence und das Abreden des Pfandscheins den Ertrag der Diebstähle. Dieses Verfahren ist bei den Herbergsbesitzern von Eastend zu London so allgemein, daß man dasselbe als eine förmlich eingeführte Regel betrachten kann." — —

Die concrete Darstellung des menschlichen Elends wird auf die staatlichen Einrichtungen und auf die Privatwohlthätigkeit nie ohne Einfluß sein, wenn man durch sie auch nicht gleich zum Socialismus oder zur „innern Mission" bekehrt wird. —

Gedichte von Otto Heubner. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verfassers. 2te Aufl. Zwickau, Thost. — Otto Leonhard Heubner, der unglückliche Gefangene, wurde 1812 in der Kreisstadt Plauen im sächsischen Voigtlande geboren, der dritte unter sechs Brüdern. Sein Vater war damals Gerichtsdirector (Patrimonialrichter), Stadtrath, und bei allen liberalen Bewegungen betheiligt. Heubner, auf der Schule zu Grimma vorgebildet, studirte 1829—1832 zu Leipzig Jurisprudenz, in einer Zeit, wo die in Folge der Julirevolution auch in Sachsen sehr verbreitete Aufregung in einem empfänglichen Jüngling mächtige Eindrücke hinterlassen mußte. Sein Vater nahm an dem letzten ständischen Landtag des J. 1831 Theil und half die Verfassung vom 4. September mit berathen, nachdem er kurz vorher (2. October 1830) als Mitglied einer aus dem Voigtlande an den Prinzen Mitregenten gesandten Deputation dem letztern die Forderungen des Volks in entschiedener Weise ans Herz gelegt hatte. Heubner, in nahem Umgang mit Julius Mosen, der damals in Leipzig lebte, brachte der Zeit sein Opfer in verschiedenen Liedern: Gruß an Lafayette, Lied des polnischen Landsturms, der deutsche Jüngling, an das deutsche Volk, und was sonst dazu gehörte. 21 Jahr alt, kehrte er nach bestandener Prüfung nach Plauen zurück und bildete sich dort unter der Leitung seines Vaters praktisch weiter. Mit großer Lebhaftigkeit führte er unter dem Kreise seiner Bekannten das Turnen ein, das sich in jener Gegend bald weiter verbreitete. Nach dem Tode seines Vaters 1838, dem er bis dahin assistirt, trat er an dessen Stelle, verheirathete sich 1842, trat in den Staatsdienst und wurde im Herbst 1843 als Kreisamtmann in Freiberg angestellt. Nach dem Ausbruch der Revolution wurde er vom 17. sächsischen Wahlbezirk (Frauenstein) zum Abgeordneten zur Nationalversammlung gewählt, wo er sich mit den meisten der sächsischen Deputirten der Fraction des deutschen Hauses (Linke) anschloß. Als Redner trat er nicht auf, nahm aber an den Clubverhandlungen lebhaften Antheil und unterhielt die Verbindung mit seinen Wählern durch mehrere an sie erstattete Berichte, unter denen der über die Einsetzung der provisorischen Centralgewalt der ausführlichste ist. Er legte zu Ende des Jahres sein Mandat nieder, weil er von den Wahlbezirken Oederan, Mohorn und Freiberg zum Abgeordneten für die erste sächsische Kammer gewählt war. Auch hier gehörte er mit der ungeheuern Majorität der gemäßigten Linken an, und vertheidigte das Recht der Frankfurter Nationalversammlung, einzig und allein die deutsche Verfassung festzustellen, sowohl gegen die Regierung als gegen die äußerste Linke. Nach der am 30. April 1849 erfolgten Auflösung der Kammern reiste er am 2. Mai in die Heimath zurück; aber schon am folgenden Tag kam die Nachricht von der Dresdner Erhebung nach Freiberg, und in einer im Einverständniß mit der städtischen Behörde gehaltenen Volksversamm-

lung wurde Heubner beauftragt, die Sache des Volks in Dresden wahrzunehmen. Hier wurde er auf dem Rathhause, als eines der hervorragendsten Mitglieder der Linken, deren übrige Führer meist abwesend waren, nach der inzwischen bekannt gewordenen Entfernung des Königs und der Minister aus Dresden, nebst Todt und Tzschirner zum Mitglied der provisorischen Regierung gewählt. Sechs Tage lang verblieb er unter unglaublichen Anstrengungen des Körpers und Geistes in dieser Stellung, und trat vereinzelten Versuchen zu persönlicher Gewaltthätigkeit mit kräftiger Entschiedenheit entgegen. Nach Beendigung des Kampfes begab er sich mit Bakunin und einer kleinen Schaar nach Freiberg und von da nach Chemnitz. Hier wurde er am 10. Mai mit seinen Begleitern verhaftet, über Altenburg und Leipzig nach Dresden gebracht und in der dortigen Reitercaserne gefangen gesetzt, von wo er später, im August 1849, mit Röckel und Bakunin nach der Festung Königstein geschafft wurde. Mit beiden gemeinsam wurde er durch den Spruch des Appellationsgerichts zu Dresden den 14. Januar 1850 zum Tode verurtheilt; das Urtheil wurde in zweiter Instanz bestätigt, er aber dennoch (wohl zum Theil, weil nach der bisherigen Rechtsauffassung, in Folge der Annahme der Grundrechte in Sachsen, die Todesstrafe abgeschafft war) begnadigt — zu lebenslänglichem Zuchthaus (!), und seit dem 1. Juli 1850 nach Waldheim gebracht. — — Ueber seine Annahme der gefährlichen Stellung, zu der ihn ein falsches Pflichtgefühl berief, sagt er selber: „Ich hatte eine gesicherte Existenz, eine geachtete öffentliche Stellung im Staate und neben einem vorwurfsfreien Leben ein Familienglück, wie es in solcher Ungetrübtheit selten vorkommen mag, in die Wagschale zu legen. Man schließt nicht mit Unrecht von der Größe der Opfer auf die Heiligkeit des Zwecks, von einem ehrlichen Namen auf eine ehrliche Sache, und ich durfte der letzteren den ersteren, da man ihn einmal gefordert hatte, nicht versagen .... Für ein werthloses Weltgut ist mir mein Heerd mit all dem Glück, das er in sich schließt, nicht feil. Der Preis, den ich im Auge hatte, war: Ein Vaterland, das bei diesem Kampfe zu gewinnen oder zu verlieren war, und für das Volk das gleiche Anrecht aufs Vaterland; diese beiden höchsten Güter zu vertheidigen, war das Volk berechtigt .... Mein Gewissen rief mir laut zu, was ich zu thun hatte, und der Erfolg stand in Gottes Hand." Das sind in diesem Falle keine bloßen Phrasen; Heubner's Ruf steht, ganz abgesehen von allen Parteiansichten, unangetastet da. Er hat die Bewegung nicht hervorgerufen, er war auch nicht einmal einer der vorzüglichsten geistigen Lenker, er war der Ausdruck einer in seinem engern Vaterlande ziemlich allgemein verbreiteten Stimmung, und er war ehrlich genug, sich dieser Ueberzeugung zu opfern, in einer Zeit, wo die eigentlichen Intriganten der Partei zurücktraten. Der Schwärmer muß in solchen Fällen immer büßen. — Daß nun einer solchen That die Zuchthausstrafe nicht angemessen ist, muß das angeborne Rechtsgefühl, das sich durch sophistische Deductionen nicht ganz unterdrücken läßt, einem Jeden sagen. So lange das Gesetz vorhanden ist, muß es allerdings gehandhabt werden, aber es ist das schönste Vorrecht der Krone, durch freie Anerkennung des angebornen Rechts die Inconvenienzen des geschriebenen Rechts auszugleichen. Jene Ansicht, die bei der immer steigenden Reaction unserer Tage immer bedenklicher um sich greift, daß politische Verbrechen strenger bestraft werden müßten, als die eigentlichen Criminalfälle, theils weil sie gefährlicher in ihren Folgen wären, theils weil man in ihnen nicht die vereinzelte Unthat, sondern eine allgemeine unsittliche Richtung bekämpft ist absolut zu verwerfen. Die Abschreckungstheorie wird wohl nirgend mehr Geltung finden, und die Strafe soll nicht einer allgemeinen Richtung, sondern einer bestimmten That gelten, die in ihren Motiven zu untersuchen ist. Daß Männer wie Heubner und Kinkel ihr Leben im Zuchthaus schließen, kann das menschliche Gefühl nicht zugeben. — Was die Gedichte betrifft, so haben sie nur subjective Bedeutung; sie sprechen von einem warmen braven Herzen und von einem ziemlich unentwickelten Denken. Der gute Zweck der Sammlung wird ihr dennoch lebhafte Theilnahme schaffen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Ludwig Philipp und Robert Peel.

Der Tod beider Staatsmänner ist in eine Zeit gefallen, die ihrem Andenken sehr günstig ist. Vor dem Ausbruch der Februarrevolution hätten sich unter den Liberalen nicht Viele gefunden, die, wenn sie auch den Charakter des Bürgerkönigs nicht unbedingt verwarfen, in seinem Ende nicht ein für die Befreiung Europa's günstiges Ereigniß gesucht hätten. Der üble Ausgang jener Revolution ist dazu geeignet, auf Louis Philipp ein vortheilhaftes Licht zu werfen; über den handgreiflichen Thorheiten des neuen Regiments vergißt man die Schwächen des gestürzten. Was den britischen Staatsmann betrifft, so ist in der Ueberraschung über seinen plötzlichen, frühzeitigen Tod alle Anklage verstummt, und es macht den Engländern Ehre, daß sie in dem instinctartigen Ausbruch der Anerkennung allen Parteistreit vergessen haben.

In beiden Fällen wird aber eine Reaction der öffentlichen Meinung eintreten, denn die gegenwärtige Stimmung ist zu wenig auf ruhige Erwägungen gegründet. Wir wollen beide Männer, deren Wirken zu manchen interessanten Vergleichungen auffordert, — in dem einen spricht sich die Huldigung der alten Zeit vor dem Bürgerthum aus, in dem andern die Herrschaft des Bürgerthums und seiner Interessen über die Vertreter der alten Zeit — in ihrer Gesammtthätigkeit mit leidenschaftslosem Blick übersehen, und ein Urtheil zu finden suchen, welches nicht der Geschichte vorgreift, sondern sich bescheidet, unserer eigenen, endlichen politischen Ueberzeugung einen Ausdruck zu geben.

Beide sind uns, die wir mit Sièyes auf die Frage: was soll der dritte Stand (das Bürgerthum) werden? dreist und zuversichtlich antworten: Alles! von großer Bedeutung, denn wir kennen keinen Staatsmann der neuesten Zeit, an dem sich die Wahrheit dieses Satzes so schlagend nachweisen ließe. Aber freilich muß man dabei erwägen, daß das Bürgerthum verschiedene Seiten hat. Es ist einerseits die Alles überwältigende Macht des kalten, voraussetzungslosen Verstandes, der endlichen Interessen, die in ihrer Art selbst die Phantasie beschäftigen kann, wo sie erobert; es ist aber andererseits auch die ängstliche Befangenheit in end-

lichen Interessen, die bange Furcht, die es zu nichts bringt, weil sie nichts im Zusammenhang auffaßt. Betrachten wir den königlichen Kaufmann, dessen Berechnung sich von einem Pol der Erde zum andern ausdehnt, so mag unser Gemüth durch seine Kälte verletzt werden; ihn gering zu achten, dazu wird sich selbst unsere Phantasie nicht hergeben. Reißen wir aber die Berechnung aus ihrem Zusammenhang, so kommt jenes klägliche Bild des Spießbürgers, des zaghaften Philisters heraus, dessen Horizont sich in seinem Detailkram abschließt, dessen Herz in der Sorge für den kommenden Tag vollkommen aufgeht und darin verkümmert: jenes kläglich lächerliche Zerrbild, mit dem die Royalisten und die Demokraten unsere Partei vollständig charakterisirt zu haben glauben. Sie sehen nur den dürrbeinigen Epicier, der halb mit Widerwillen, halb mit lächerlichem Selbstgefühl in den Reihen der Communalgarde unter der Last der Büchse einherschreitet, und den Soldaten nachäfft, dessen strammes Wesen ihm imponirt, ohne ihm eigentlich Freude zu machen; oder den Schacherjuden, der, um ein paar Kreuzer mehr an der geflickten Weste zu verdienen, ein paar Fußtritte mit in den Kauf nimmt; aber sie sehen nicht jene Compagnie britischer Kaufleute, die ihr stählernes Netz über Indien gebreitet haben; nicht jenen leidenschaftlichen, schlaflosen, eigennützigen, aber auch aufopfernden Verstand, der durch die Kraft des Dampfes die Welttheile mit einander verbündet, der Cultur Flügel gibt, den Ehrgeiz der Mächtigen und die Grillen des Genusses in seinen Dienst zwingt.

Der Witz ist nicht müde geworden, den Julikönig mit dem Attribut des Spießbürgerthums, dem Regenschirm, abzubilden, an Stelle des adeligen Schwerts und der demokratischen Wage, die man sonst in die Hände des Königthums gibt. Robert Peel hat mit viel größerer Bitterkeit zu kämpfen gehabt; sowohl die „proud aristocracy", wie er sie in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung nannte, als die grollende Demagogie in ihren unbändigen, chaotischen Meetings, hat keinen Vorwurf, keinen Hohn gespart, um den gefürchteten Feind zu kränken: aber zu einem Spießbürger hat sie ihn nicht gemacht. Das Volk hat, im Ganzen genommen, einen richtigen Instinct: es hat in Robert Peel nur die großartige Seite des Bürgerthums gesehen, die man hassen kann, über die man sich aber nicht lustig machen wird; in Ludwig Philipp, dem Erben der kriegerischen Bourbons, dem Fürsten eines bis in's Blut hinein adeligen Volks, nichts als den kleinen, berechnenden Krämer, dessen Klugheit niemals ergreift und erwärmt, nicht weil sie klug, sondern weil sie kleinlich ist.

Menschlich betrachtet, wären Ludwig Philipp's Schicksale wohl geeignet, ihm eine größere Theilnahme zu gewinnen, als sie sonst ein Sterblicher so leicht in Anspruch nehmen kann. Aber auch nur seine Schicksale, nicht seine Thaten. Es ließe sich aus seinem Leben eine anmuthige Novelle machen, aber kein Epos, keine Geschichte. Robert Peel hat gar keine Schicksale gehabt, er ist im Reichthum geboren, im Reichthum gestorben — sein Tod paßt eigentlich nicht recht für ein

durch und durch verständiges Leben — aber eine mit Geist und Studium geschriebene Biographie von ihm würde das lehrreichste Handbuch für den modernen Staatsmann sein.

Wir wollen uns zunächst an den König halten. Welch romantisches Gemälde, wenn wir den Lauf der Ereignisse überfliegen, in denen er eine Rolle spielte! Aber wie grau werden die Farben, wenn wir ihn als den eigentlichen Helden betrachten!

Die französische Revolution ist nicht von dem Bürgerthum ausgegangen, wie man es, irregeführt durch den spätern Lauf der Begebenheiten, behauptet hat, sondern vom Adel. Die skeptische Philosophie Voltaire's mit ihrem leichten, chevalerésken Anflug von Idealismus beschränkte sich wesentlich auf die Kreise der vornehmen Welt. Als das Königthum durch seinen Turgot, Necker u. s. w. die prosaischen, bürgerlichen Reformen durchführen wollte, ohne welche der Staat zu Grunde gehen mußte, widersetzte sich auf der einen Seite der Uebermuth des Hofes, der Parlamente, der Noblesse de Robe — der d'Espremenil u. s. w. — auf der andern drängte der Idealismus des in Voltaire's Schule aufgewachsenen liberalen Adels — der Lafayette, Lally Tolendal, Larochefaucould u. s. w. nach einer andern Richtung hin. Freilich wußte schon in der constituirenden Versammlung das mächtig aufstrebende Bürgerthum das Steuerruder der Bewegung den ungeschickten Händen zu entwinden; die Führer des liberalen Adels wanderten aus, oder büßten ihren Ehrgeiz auf dem Schaffot. Nur in der Armee fand der Adel seine Stellung, obgleich sie ihm auch hier sehr bald von den bürgerlichen Emporkömmlingen streitig gemacht wurde.

Der junge Sohn des Herzogs von Orleans, des Chefs der adeligen Opposition, der Zögling der Frau von Genlis, war durch seine Geburt an die Partei gewiesen. Seine Jugend und das Glück erhielten ihn fleckenlos in dieser sittlichen Verwirrung, von der ein großer Theil der Schuld auf das Haupt seines Vaters fällt. Er diente ehrenvoll gegen die Feinde Frankreichs und emigrirte mit Dumouriez, einem politischen Abenteurer ohne Gesinnung und ohne Glauben, der in ihm bereits den Gründer einer neuen Dynastie sah, als das Haupt des Königs bereits gefallen war. Nicht das Schicksal der Dynastie, sondern die Gefahr der Besitzenden überhaupt und besonders des Adels, hat ihn aus Frankreich getrieben. Er schloß sich auch außerhalb Frankreichs nicht der eigentlichen, höfischen Emigration an, er lebte als Privatmann in edler, bürgerlicher Unabhängigkeit.

Die Restauration gab ihm seine reichen Güter wieder, ohne ihm die Popularität zu nehmen, die sich an seinen Namen und an seine schuldlose Vergangenheit knüpfte. Von da an beginnen die Handlungen, für die man ihn eigentlich erst zurechnungsfähig machen kann.

Seine Stellung zum Hof hatte viel Aehnlichkeit mit der seines Vaters. Nur hatte er mehr Grund, sich von der herrschenden Partei zu trennen, und die Er-

fahrung hielt ihn von allem Conspiriren zurück. Darin muß die Geschichte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er hat den Sturz der Bourbons durch eigene Thätigkeit nicht beschleunigt — so wenig als Heinrich Bolingbroke vor seiner Verbannung den Sturz des König Richard. Auf eine Revolution zu speculiren, von der man nicht voraussehen könnte, ob sie mit dem Thron nicht auch alles Eigenthum verschlingen würde, wäre auch in der That eine sehr schlechte Rechnung gewesen. Andererseits wird man auch nicht leugnen wollen, daß der Herzog durch seine isolirte Haltung, durch seine Entfremdung vom Hof, durch seine enge Verbindung mit den Führern der Opposition der letztern einen Mittelpunkt und der öffentlichen Meinung eine Gelegenheit gab, seine Bürgerfreundlichkeit mit der mönchischen Aristokratie, die den Staat beherrschte, in beständigen Vergleich zu ziehen. Zu klug, sich nach irgend einer Seite hin etwas zu vergeben, war er doch zu wenig edeldenkend, um mit offener Energie, durch Einfluß auf den Hof oder durch eine Leitung der liberalen Partei nach einer conservativen Richtung hin, das drohende Verhängniß abzuwenden, das er kommen sah. Er wußte sich — und das ist jene kleinlich bürgerliche Art — nicht bloß den Anstrich eines freisinnigen, patriotischen Mannes, sondern auch den Anschein eines Mannes zu geben, der seine eigenen Ansichten der herrschenden Stimmung unterordnet, und der daher vorzüglich geeignet ist, die Rolle eines constitutionellen Königs zu spielen.

Wenn wir seine Thätigkeit während der Julirevolution im Einzelnen zergliedern, so wird sich kein Act nachweisen lassen, gegen den ein directer Vorwurf zu erheben wäre; ein Act, von dem man sagen könnte, das Heil Frankreichs hätte den entgegengesetzten verlangt. Die Gründe, welche er damals in den Briefen an die verschiedenen Monarchen, namentlich an den Kaiser von Rußland, für seine Schritte zu finden wußte — daß er für die Erhaltung des monarchischen Princips, für den Frieden Europa's u. dgl. arbeite — waren nie ohne Gewicht. Aber welcher Partei man auch angehören mag, man wird sich, wenn man unbefangen diese Documente vor Augen nimmt, eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren können. So drückt sich nicht ein Mann aus, der für eine große Ueberzeugung eintritt; nicht ein Mann von mächtigem Willen. Die bloße Klugheit hat aber nur eine Rechtfertigung — den Erfolg. Der Erfolg hat gegen Louis Philipp gesprochen und ihn damit verurtheilt.

Die allgemeine Regel ist wohl, daß man sich nie von den heiligen Satzungen des Rechts entfernt. Durch die Annahme der Krone aus den Händen des Volks gegen den Einspruch seiner in ihrem Recht gekränkten Verwandten hat es Ludwig Philipp gethan. Die Ausnahme kann nur durch eine Begeisterung von positivem Inhalt, oder durch einen auf das Gefühl der eignen Kraft gegründeten Ehrgeiz entschuldigt werden. Von beidem war hier nicht die Rede. Louis Philipp glaubte nicht an die Souveränetät des Volks, der er huldigte, er schwärmte nicht für die Sache der Demokratie, die er durchzuführen berufen war. Er wurde aber auch

nicht durch jenen Thatendrang verleitet, der sich des Scepters bemächtigt, weil seine Hand allein stark genug ist, ihn zu führen. Er wog die Gründe für und wider ab und ließ sich durch endliche Rücksichten leiten. Daß er die Revolution durch sein Beispiel heiligte, sie auch gegen sich heiligte — denn die Hand, welche ihm die Krone gab, konnte sie ihm auch wieder nehmen — das sah er wohl, aber die bloße Klugheit glaubt nicht an das Gewicht eines Princips. Sie wird sich daher immer täuschen, wo es sich um Principien handelt.

Ueberblicken wir die Geschichte seiner Regierung, so müssen wir nur immer das Eine im Auge behalten, daß er, vielleicht mit Ausnahme der kurzen Verwaltung Casimir Perier's, immer persönlich regiert hat. Die kleinen Intriganten — Thiers, Molé — auf der einen, die Doctrinärs auf der andern Seite, waren nichts als seine Werkzeuge. — Es ist in den achtzehn Jahren für das, was Frankreich vor Allem Noth that, und wozu eine bürgerliche Regierung recht eigentlich berufen war, Reform der Verwaltung, soviel wie nichts geschehen. Man schützte beständig die Nothwendigkeit vor, in welche die conservative Partei gesetzt sei, zuerst mit dem Drängen der Revolution fertig zu werden — ganz wie Robespierre, der Frankreich die vollkommenste Freiheit versprach, sobald nur erst alle Bösewichter, Intriganten, Verschwörer und Feinde der Tugend ausgerottet wären. Aber der hämische Blick, den Guizot und seines Gleichen auf die verwirrten Zustände werfen, die aus der Republick hervorgegangen sind, rechtfertigt sie keineswegs; sie sind doch Schuld daran. Der unbedingte Servilismus der Verwaltung, den sie erhalten und befördert haben, hat es möglich gemacht, daß die tausendjährige Monarchie durch einen Handstreich zusammenstürzte; die Corruption, die sie in der Volksvertretung nährten, hat diese zu einer ungenügenden Brustwehr des Königthums gemacht. Indem sie die Formen der Verfassung wahrten, meinten sie dem Wesen derselben gerecht zu werden; aber eine Regierung ohne Princip, die nur erhalten will, höhlt den Boden unter ihren eigenen Füßen aus.

Die Regierung Ludwig Philipp's hatte von dem Bürgerthum, das sie repräsentiren sollte, nur den äußern Anstrich und die Kleinlichkeit. Sie arbeitete bloß für den vermehrten Privatbesitz des Hauses Orleans und die Garantie desselben, — die Ruhe. Eine wahrhaft bürgerliche Regierung wird mit unverdroßner Thätigkeit für den öffentlichen Wohlstand arbeiten; arbeiten um der Arbeit willen. Freilich trifft dieser Vorwurf das gesammte Volk. Die Franzosen arbeiten nur, um später zu genießen; die bürgerliche Freude an der Thätigkeit selbst ist ihnen fremd. Ihnen war die Regierung nur darum bürgerlich, weil sie den adligen Geist der Monarchie Ludwigs XIV. und Napoleons verleugnete.

Denn das Schauspiel, welches die auswärtige Politik Frankreichs in dieser Periode darbietet, ist wo möglich noch kleinlicher, als das der innern. Die spanischen Heirathen, die Haltung in Ancona, die Diplomatie in der Schweiz, die ägyptische Frage, die Spielereien in Otaheiti — das alles war ein Gewebe

subalterner Intriguen, die, auch wenn sie gelangen, keine Ehre brachten. Intriguen, die ganz der Stellenjägerei in der innern Politik entsprachen. Was hat diese sogenannte Friedenspolitik, der es nicht um den Inhalt zu thun war, der Welt für Segen gebracht? Ein Putsch in Paris, und das europäische Gleichgewicht fällt über den Haufen. Es fällt mir nicht ein, dieser Politik gegenüber die unreifen Eroberungsgelüste des französischen Volks in Schutz nehmen zu wollen, aber es lebt in diesem Volk trotz aller Verblendung ein edler Instinct, der nur geleitet sein will. Das Frankreich der Julirevolution konnte eine wesentliche Rolle in der Geschichte spielen, wenn es statt seiner Spielerei mit der Quasi-Legitimität ernsthaft die Propaganda der Freiheit in seine Hand nahm. Dann hätte es aber allerdings bei sich selbst den Anfang machen müssen.

Die Julidynastie fiel, weil sie das Volk nicht beschäftigte, weil sie es ennuyirte. Das klingt freilich frivol, aber es liegt in diesem Willen, beschäftigt zu werden, auch ein edler Keim. Ein Napoleon hätte kriegerischen Ruhm gegeben, eine wahrhaft große Regierung hätte das Volk in die Bahnen des Bürgerthums gelenkt. Louis Philipp war kein Napoleon des Friedens, denn nicht auf den Frieden überhaupt, sondern darauf, was im Frieden geschieht, kommt es an. —

Wenn Louis Philipp den Schein des Bürgerthums ausdrückt, der bürgerlich ist, weil er nichts Anderes ist, nicht adelig, nicht demokratisch, so haben wir in dem englischen Baronet die Realität des Bürgerthums, das über Adel, Königthum und Demokratie die Herrschaft davonträgt, aber dazu die guten Seiten dieser ihm in der Form entgegengesetzten Principien in sich aufnimmt.

Sir Robert Peel's großes Werk ist es, der Herrschaft der aristokratischen Fractionen ein Ende gemacht, das Spiel der blos politischen Leidenschaften bei Seite geschoben und den Staat in die bürgerlichen Interessen vertieft zu haben. Denn wenn auch die beiden Parteien, ihrem geschichtlichen Ursprung getreu, sich nach dem Grade ihres Liberalismus unterschieden, wenn die Tories sich als die Vorkämpfer des legitimen Königthums betrachteten, die Erben der Russel, Grey, Sidney u. s. w. als die Vertreter der Freiheit, so wäre es doch weit gefehlt, sie sich als Verbindungen zur Erreichung eines bestimmten politischen Zweckes vorzustellen. Es waren gleichsam erbliche Coterien, die sich in bestimmten Geschlechtern fortpflanzten, und gerade der größere Theil des alten Adels gehörte zu den Whigs. Es kam mehr darauf an, die Führer dieser Parteien an's Ruder zu bringen, und mit ihnen jene Unzahl von Stellen zu besetzen, die in England mit einer Ministerialveränderung verknüpft sind, als ein neues Princip an die Stelle des alten zu erheben.

Als Robert Peel, ein junger, reicher, hoffnungsvoller Mann aus dem Bürgerstande, in's Parlament trat, schloß er sich der herrschenden Partei an und erhielt sofort eine wichtige Stelle im Staatsdienste. Damit war zugleich seine politische Bahn bestimmt. Denn man ist dadurch nicht blos an einen politischen

Zweck, sondern an eine sittliche Gemeinschaft gebunden, die aufzugeben nur einem liederlichen Genie wie Lord Brougham nachgesehen wird. Um eine Partei zu beherrschen, muß man ihr vorher dienen. Peel, als einer der Talentvollsten, trat im Parlament als Vorkämpfer der Tories auf, und das Publicum gewöhnte sich daran, ihm die Grundsätze zu imputiren, welche die vornehmsten Führer derselben befolgten, aber mit Unrecht, denn schon damals strebte er nach Mäßigung und nach concreter Einsicht in die wirklichen Verhältnisse.

Von da an wiederholt sich in seinem politischen Leben das eigenthümliche Verhältniß: er bekämpft an der Spitze seiner Partei die Reformen, mit welchen die Whigs coquettiren, um ihre Popularität zu erhalten, stürzt sie dann, und führt trotz des Sträubens seiner eigenen Partei jene Reformen in großartigstem Stil selber durch. So die Emancipation der Katholiken, die wenigstens verhältnißmäßige Versorgung der irischen Kirche durch den Staat (Maynooth-Bill), die Einkommensteuer, endlich die Aufhebung der Getreidezölle.

Er hat sich darin als Staatsmann gezeigt, daß er jedesmal den Zeitpunkt zu treffen wußte, wo die öffentliche Meinung so weit herausgebildet war, daß eine durch das allgemeine Vorurtheil bekämpfte Veränderung in den Maximen der Verwaltung durchgeführt werden konnte, und daß er dann mit einer Energie und Arbeitskraft die Sache in die Hände nahm, daß der praktische Sinn der Engländer, wenn er sich dem Princip nicht fügen wollte, durch die Ausführung hingerissen wurde. Um das zu können, mußte er sich die Partei auf eine Weise unterworfen haben, wie es sonst bei den englischen Staatsmännern unerhört war. Aber die Partei war überzeugt, daß er der Tüchtigste sei, die Staatsgeschäfte auf eine großartige Weise zu führen, und so ließ sie sich, wenn auch mit Zähneknirschen, von ihm leiten, bis endlich sein letzter Schritt über die Grenzen hinausging, die man einem Chef der Partei erlaubt. Als aber der Stamm der Tories als country-party (Partei der Grundbesitzer) sich von ihrem bisherigen Führer lossagte, hatte er nicht blos einen bedeutenden Theil derselben im Unterhause in seinen Dienst gezwungen, sondern er hatte auch, was zur gesetzlichen Durchführung seiner Principien das Wesentlichste war, die Majorität des Oberhauses von der Nothwendigkeit seiner Maßregeln überzeugt. Mit diesem letzten Schritt war nicht nur die Herrschaft der alten Fractionen, sondern auch ihr Bestand aufgehoben. Die Parteien, die gegenwärtig mit einander ringen, binden sich nicht mehr an historische Reminiscenzen, sondern an positive Interessen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Peel's Tod dieser Umformung vielen Abbruch thun wird. Die Whigs, denen man aus Haß gegen den großen Apostaten das Ruder übergeben hatte, sind noch immer eine politische, nicht bürgerliche Partei; ihr eigentlicher Chef ist nicht Russel, sondern Palmerston. Es hätte nicht fehlen können, daß man in kurzer Zeit dem Staatsmann, der in dem allgemeinen Credit stand, daß, was er vorschlug, nothwendig, und was er durchführen wollte,

möglich war, von Neuem die Geschäfte anvertraut hätte. Dazu war aber der Fortbestand der Mittelpartei, die sich unbedingt an seine mächtige, gebietende Persönlichkeit anschloß, nothwendig. Wie jetzt die Sachen stehen, werden die bisherigen Peeliten sich zerspalten, jedes Mitglied der Partei wird seinen Sympathien folgen. Die Whigs, die sich bisher auf ihn stützten und eigentlich im Wesentlichen von ihm bestimmt wurden, werden nun ihre Stütze bei den Radicalen suchen müssen, denn auf sich selber zu stehen, sind sie zu schwach. Das wird so lange fortgehen, bis die Letztern einem praktischen Staatsmann nach Peel'schem Schlage in die Hände fallen, der die bisher nur in abstractem Lärm ausgesprochenen Principien auf concrete Weise anwendet.

Ein vergleichender Blick auf beide Männer zeigt am deutlichsten, daß Popularität nicht blos auf demagogischem Wege zu erlangen sei. Der König hat mit ängstlicher Sorgfalt jeden Schein eines eigenen, harten Willens zu vermeiden gesucht; er hat in seinen Formen Jedem geschmeichelt, den er irgend gewinnen wollte; er hat allerdings regiert, aber nicht durch festen Willen, sondern durch Intriguen. Peel war eine despotische Natur, wie jeder praktische Mann; stolz, gebieterisch, verschlossen in seinen Formen; alle Augenblicke war seine eigene Partei geneigt, sich gegen ihn zu empören. Aber selbst in dem Haß seiner Feinde sprach sich die Achtung vor seiner Tüchtigkeit aus; und in jener Zeit, wo die von ihm verrathene Aristokratie mit einem wahrhaft fanatischen Wuthgeheul über ihn herfiel, und er mit der kalten Ironie, die das Bewußtsein überlegener Bildung, und mit der ehernen Entschlossenheit, die das Bewußtsein eines unbiegsamen Willens erzeugt, dem Sturm entgegentrat, da stand er beneidenswerther da, als der König der Franzosen, wenn er durch scheu lächelnde Herablassung das Beifallsklatschen des Pariser Pöbels erflehte. Dem Tode des einen folgt flüchtiges Mitgefühl, um das Grab des Andern stehen selbst seine Feinde mit Erschütterung und beugen unfreiwillig ihr Haupt vor den Resten des mächtigen Willens, den sie haßten, dem sie aber nicht widerstanden.

Bemerkungen über Rachel und das Spiel des Théatre français.

Das französische Volk steht zu seiner Sprache in einem ganz andern Verhältniß, als die deutschredenden Stämme zu der ihrigen. Die Substanz seiner Wörter ist nicht aus dem Grund seines eigenen Lebens herausgewachsen, sondern ihm von einem fremden Volk überkommen. Als durch die Völkerwanderung die römische Sprache zerschlagen war und celtische Gewandtheit und deutsche Bildungskraft die lateinischen Klänge auf ihren Zungen abgeschliffen und zugespitzt hatten,

blieb freilich der schaffende Sprachtrieb, welcher in jedem Volke, in jedem Menschen lebt und jedes Kind drängt, nach Analogie der eingelernten Klänge sich neue zu schaffen, auch in der Seele der französischen Romanen; aber er schuf nicht von dem Innern der Stammsilben heraus, deren ursprüngliche Bedeutung dem Volke unbekannt, deren Form erstarrt war, sondern er spielte wohlgefällig mit dem imponirenden Klange der Wörter, dieselben willkürlich und unorganisch abkürzend, dehnend, durch die Nase oder die Kehle ziehend. Eine launische Accentuation trat an die Stelle der soliden römischen Quantität; die Rohheit, mit welcher die Worte durch den Silbenton belebt wurden, erzeugte auch Rohheit im Versbau, und diese verhältnißmäßige Rohheit und Einförmigkeit der Verse zwang wieder dazu, den Vers durch scharfe Declamation, bestimmten wiederkehrenden Tonfall zusammenzuhalten. Schon vor den Tragikern, ja schon in der alten langue d'oïl und d'oc läßt sich die naive Freude der Franzosen an dem scharfen Klappen der Versfüße und dem Klingen der Reime erkennen, über welche ein pathetisch declamirender Ton hingeschwebt haben mag, mit capriciöser Willkür bald die Silben breit auseinanderspannend, bald in nachlässiger Schnelligkeit fortrollend. Als nun die Tragiker des 16. und 17. Jahrhunderts für ihr rhetorisches Pathos den entsprechenden Vers suchten, war der Alexandriner der allerbeste und prächtigste, den sie verlangen konnten. Schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in erzählenden Gedichten angewandt, war er so recht das Maß für langathmige, hochstilisirte Reden. Gerade was ihn für uns Deutsche unangenehm macht, das Klappern der beiden gleichen Theile, die Monotonie seines Falles, gerade das brauchte der Franzose; denn diese Bestimmtheit und Festigkeit des Maßes bildete nach seiner Empfindung den nothwendigen Gegensatz zu der höchst ausdrucksvollen und laut dahinrauschenden Modulation der Stimme, welche er hier mit unheimlichem Genuß auf den einzelnen Accentsilben tremulirend verweilen ließ, dort mit höchster Energie wie einen Waldstrom fortbrausen machte, daß Accente, Cäsuren und Reime unerbittlich fortgerissen wurden. Diesen Genuß, welchen Sprechende und Hörende am Klange der tragischen Alexandriner noch heut in Frankreich haben, soll man zuerst beachten, wenn man ihre tragischen Schauspiele nicht ungerecht beurtheilen will.

Ferner aber erinnere man sich an das Costüm und die Convenienzen dieser alten Tragödien. Zur Zeit von Corneille und Racine wurden sämmtliche Heldenrollen im Staatscostüm ihrer Zeit gespielt, wenigstens mit seinen charakteristischen Attributen; die Herren trugen unvermeidlich den Haarputz, die Beinbekleidung, den Galanteriedegen des französischen Hofes; die Damen Robe und Fächer, oder wenigstens ein Taschentuch. Die drei Gattungen von Costüm, welche man damals unterschied: antik, türkisch und modern, waren nur in einzelnen Garderobestücken, bei den Damen manchmal nur im Ausputz der Roben verschieden. Sprache, Haltung, Bewegungen sollten die feine Bildung des damaligen Königshofes in's Erhabenste gesteigert repräsentiren. Der Schritt war ein würdiges Tanzpas, die

Damen avancirten in wellenförmigen Bewegungen; Reifrock und Schoßweste nebst kurzen Beinkleidern, Degen und Schnupftuch, Allongenperücke und Toupé machten eine mit Wahrheit in's Detail malende Darstellung großer Leidenschaften ganz unmöglich; mit dem Oberkörper wurde aus den Hüften herausgespielt und die Arme fuhren in übertriebenen Gesten durch die Luft. Dies viele Unschöne, das uns wahrscheinlich jeden Genuß an einer solchen Darstellung rauben würde, verhinderte jedoch nicht, daß große Schauspielertalente auf der französischen Bühne emporwuchsen; und wir mögen immerhin annehmen, daß es ihnen gelungen sein mag, auch unter diesen Beschränkungen eine gewisse Schönheit und Wahrheit des Spiels zu entfalten. In Voltaire's Zeit begannen kleine Veränderungen im Spiel und Costüm der tragischen Bühne zu Paris, welche übrigens erst 1789 im théatre français ihre Heimath fand, bis dahin als königliches Schauspiel in verschiedenen Räumen gespielt hatte. Eine Anzahl großer Künstler kämpfte gegen das hohle stereotype Pathos und das gleichförmige Abdeclamiren der Verse; freilich war das, was sie an die Stelle setzten, ein ungenirteres Strömen der Stimme über den Verstact, mehr geeignet, Virtuositäten hervorzutreiben, als die alte nationale Methode des Sprechens abzuschaffen. Viel bedeutender war, was sie in der Mimik, Haltung und dem conventionellen Anstand änderten. Die Clairon erschien schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Elektra ohne Reifrock und Puder, ja als Roxelane in wirklich türkischer Tracht, und Lecain wagte als Orosman dasselbe. Aber sie erregten noch großen Anstoß. Erst Talma zerbrach die alten Conventionen in Spiel, Costüm, stellenweis auch in der Sprache. Er führte am théatre français die Treue des historischen Costüms ein, welche seit seiner Zeit die größern Theater von Paris auszeichnet; er selbst war in Drapirung, Haltung, Stellungen und Effecten des stummen Spiels der größte Künstler seiner Zeit; durch ihn wurde das tragische Spiel der Franzosen modernisirt. Freilich, vieles von den alten Gewohnheiten blieb; beim Auftreten und Abgehen der conventionelle Unterschied zwischen dem mittlern Eingang und den Seitenthüren, auf der Scene der Respect vor den Distanzen zwischen den spielenden Personen, und das alte Streben nach symmetrischer Aufstellung und bedeutungsvollem Parallelismus der beiden Seiten einer Gruppe; es blieb auch die Declamation: das Tremuliren und Fliegen des Versaccentes war selbst bei Talma für fremde Ohren noch störend; und die behagliche Breite der pathetischen Reden verführte die mittelmäßigen Schauspieler fortdauernd zu hohlem, bollerndem Schreien und zu chargirter Mimik, aber es wurde doch durch die Genialität der französischen Künstler die Darstellung schöner und großer Charaktere in der Tragödie durchgesetzt. Die Schauspielkunst begann die Dichtkunst Corneille's und Racine's zu überwinden und riß die höfischen Dichter der Bourbonen auf ihrem revolutionären Wege mit.

Das tragische Spiel in den französischen regelrechten Dramen setzt sich aus andern Momenten zusammen, als z. B. bei Shakespeare's Stücken. Alles ist be-

den französischen Rollen viel einfacher, einseitiger, nur aus dem Groben gearbeitet. Theilnehmer an einer leicht übersehbaren Handlung, erscheinen die Charaktere von vornherein durch eine bestimmte Anlage in ihre Bahn getrieben; sie haben große Schmerzen durchzumachen, aber keine Veränderungen ihrer Individualität. Was geschehen muß, um die Handlung des Stückes fortzubewegen, geschieht zum großen Theil hinter der Scene und wird erzählt. Denn die Wirkung der Botschaften auf die Seele der Personen soll dem Publicum dargestellt werden, und der Seelenproceß, durch welchen sie zu dem Entschluß kommen, etwas zu thun, die That selbst gilt der Regel nach für undramatisch. Durch diese bekannte Eigenthümlichkeit der antikisirenden Tragödie erhalten die einzelnen Personen lange Reden, und diese langen fortlaufenden Reden beschränken das Gegenspiel der Charaktere gegen einander, jede einzelne Person erscheint egoistisch nach innen gekehrt, mit sich selbst beschäftigt, über den eigenen Gemüthszustand reflectirend. Bei solchen Stücken, wo auf lange Pausen lange pathetische Ergüsse folgen, wird der Schauspieler seine Wirkungen ebensosehr im stummen Spiel, als in der Virtuosität seines Vortrags suchen müssen. Schon seine Erscheinung soll imponiren; seine Stellung auf der Bühne ist bei der geringen Anzahl der vorhandenen Personen ein wesentlicher Theil der conventionellen Gruppe, durch welche die jedesmalige Situation fixirt wird, seine stumme Mimik das nothwendige Accompagnement zu den tönenden Worten des Sprechenden. Und so hat die Tragödie des théatre français seit der Clairon und durch Talma eine Energie im stummen Spiel gewonnen, welche auch auf uns Deutsche nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auch Uebertreibungen haben Franzosen und uns nicht gefehlt: das Coquettiren mit plastischen Stellungen, das raffinirte Ausdenken complicirter mimischer Manöver, in denen bei uns z. B. das Talent der Hendel-Schütz unterging.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Spiels wurde bei den Franzosen durch die langen Reden der Tragödie herausgebildet. Die Reden leiden nämlich fast regelmäßig an dem Uebelstand, daß sie gerade da, wo wir eine dramatische Darstellung des leidenschaftlichen Gefühls fordern, in geistreichen Antithesen und Reflexionen fortlaufen, der Sprechende empfindet sich trotz dem größten Sturm der Leidenschaft mit einem schauderhaften Behagen als unglücklichen Pechvogel, betrachtet sein Schicksal von allen Seiten, zieht alle möglichen sehr subtilen Consequenzen daraus und malt sich da, wo er seinen Willen oder Entschluß auszudrücken hat, auch die Folgen davon mit großer Genauigkeit aus. Die Aufregung der Charaktere erscheint so wie ein seltsamer Rausch, in welchem der Geist die volle Freiheit behält, alles Mögliche, auch sehr entfernt Liegendes zu combiniren, ein Rausch, der gerade in der Fülle der Worte, der Kühnheit in den Combinationen, aus der Schärfe der Antithesen und epigrammatischen Wendungen sichtbar wird. Wir Deutsche empfinden das als unwahr, dem französischen Geist ist das sehr angemessen, er liebt es ausnehmend, in Gefahr und Schmerz die

elastische Schwungkraft des Geistes gesteigert zu sehen. Für Wahrheit und Schönheit der scenischen Darstellung liegt in solcher Rhetorik der Leidenschaft eine große Schwierigkeit. Zu Corneille's und Voltaire's Zeiten wurde das von den Franzosen noch nicht empfunden, der Vortrag auf der Bühne war vorzugsweise declamirend, die naive Freude an dem Klange der prächtigen Phrasen war noch herrschend, und dankbar wurde anerkannt, wenn der Schauspieler mit Feinheit und Haltung durch den Strom der Worte ein tiefes menschliches Gefühl durchleuchten ließ. Als aber das moderne Leben der französischen Tragödie sein Recht verlangte, und seit der französischen Revolution und durch Talma von dem Schauspieler ein scharfes und detaillirtes Charakterisiren der Leidenschaft gefordert wurde, mußte der Künstler des théatre français in ein eigenthümliches Verhältniß zu dem Text der Rolle treten, die er lebendig zu machen hatte. In den Worten war sehr wenig von den tausend Uebergängen und Nuancen des Gefühls enthalten, welches der Schauspieler in seiner Situation ausführlich darstellen wollte, ja im Gegentheil, ein getreues und sorgfältiges Spiel nach den Worten machte leidenschaftliches und hochtragisches Detail oft unmöglich. Und so kam es, daß der französische Tragöde sein Spiel viel mehr von den Dichterworten trennte, als bei uns für möglich und erlaubt gelten würde, daß er alle die Empfindungen, Gefühlsausbrüche und leidenschaftlichen Zuckungen der Seele, welche im Text oft nicht angedeutet waren, selbst mit erstaunlicher Freiheit hinzuschuf. Die Verse wurden dann die Musik, deren unwiderstehliche Melodie ihn und sein Publicum in einen gewissen heiligen Rausch versetzte; in dieser erhöhten Stimmung schuf er mit souverainer Kraft den Inhalt der Scene, schleuderte hier ganze Reihen von Versen mit unendlicher Volubilität der Zunge von sich, steckte dort auf einer epigrammatischen Spitze die volle Gluth eines ungeheuern Gefühls auf, und verwandelte so die sententiöse Rede in eine Scene voll leidenschaftlicher Bewegung, welche durch manches Detail des Spiels, die schnellen Uebergänge, das starke Auftragen der Farbe und durch das Accompagnement des Alexandriners allerdings an das Melodrama erinnert. Es ist unnöthig, auszuführen, daß eine solche Behandlung der französischen Tragödie nur einer genialen Künstlerkraft möglich ist, daß es ferner ein gefährlicher Uebelstand ist, wenn eine Kunstform so bestellt ist, daß sie nur durch die Wagnisse des Genie's zu etwas Großem für uns werden kann; und daß endlich auch das größte Genie auf solchem Wege, wo es ganz allein durch Wagnisse zu siegen hat, zuletzt in Virtuosenthum und Manier enden muß.

Was hier gesagt wurde, soll die Bemerkungen über Rachel und ihr Spiel vertreten, welche dies Blatt jetzt, wo die Helden des théatre français über die deutschen Bretter schreitet, seinen Freunden schuldig war. Ueber Rachel selbst ist seit ihrem Auftreten so viel von Deutschen und Franzosen geschrieben worden, daß kaum etwas Neues über sie zu sagen ist. Das Beste, was von unsern Deutschen

über ihre Kunst geschrieben wurde, findet sich in Eduard Devrient's Briefen aus Paris, freilich aus dem Jahr 1839. Es ist das Urtheil eines gründlich gebildeten Sachverständigen, mehr werth, als viele Feuilletonartikel. Auch Laube hat in seinem Buch aus Paris im Jahr 1847 einige gute Bemerkungen über sie gemacht.

Rachel Felix, die Tochter eines jüdischen Händlers aus dem Elsaß, der an Kindern reicher als an Mammon war, wurde noch als Kind von ihrem Vater im Conservatoire zu Paris untergebracht. Sie zeichnete sich bei den Prüfungen aus, der Director des Gymnase bot ihr eine Anstellung, und gedrängt durch die kümmerliche Lage ihrer Familie nahm sie diese an, obschon die Professoren dringend abriethen, da ihre Ausbildung noch nicht beendet sei. Sie debutirte auf dem gymnase dramatique (für moderne Conversation, Vaudeville und Schauspiel) neben Leontine Volnys und Bouffé, aber ohne Erfolg, die Gattung der Bühne sagte ihrem Talent nicht zu, die Warnung ihrer Lehrer war begründet gewesen, und da die Statuten des Conservatoire's ihr die Rückkehr in das Institut unmöglich machten, war ihre Zukunft zweifelhaft geworden. Da nahm sich Samson, Professor am Conservatoire, ihrer an, unterrichtete sie privatim während ihres Engagements beim Gymnase, und setzte im Juni 1838 ihr Debut beim théatre français durch. Der Erfolg des jungen Mädchens ist bekannt, es begann seit der Zeit eine neue Aera für die classische Tragödie in Paris, welche seit Talma's Tode in einem Zustand von Verfall gewesen war, der bereits unheilbar schien. Seit den letzten 12 Jahren hat Rachel den Cothurn des théatre français zunächst zu einer Modesache, endlich zu einem Stolz der Pariser gemacht, und jetzt, im Alter von noch kaum 30 Jahren, gilt sie für die größte Schauspielerin Europa's. Was sie in den 12 Jahren ihres Engagements am théatre français auch allmälig sich zugebildet, Sicherheit auf der Bühne, welche bei ihr größer ist, als vielleicht je bei einer Frau, und Ausbildung ihres stummen Spiels, in welchem sie bis an die Grenze des Möglichen gekommen scheint, so ist doch an dieser genialen Frau vielleicht das Wunderbarste der Umstand, daß sie im Alter von 16 Jahren in der Hauptsache ebensoweit war als jetzt, daß sie gleich in der ersten Zeit ihrer Triumphe die finstern und erhabenen Leidenschaften mit derselben Größe, Energie und Technik darzustellen verstand, welche wir gegenwärtig an ihr bewundern; so wie, daß der Kreis der Empfindungen, welche sie mit Glück darstellt, in dieser ganzen Zeit fast um nichts größer geworden ist. Für Hingebung, Zärtlichkeit, Liebesgluth vermag sie auf der Bühne noch jetzt nicht Ton und Blick zu finden; aber alle dunklern Stimmungen vom erhabenen Stolz an, durch alle Grade und Schattirungen finstern Schmerzes, durch das ganze Register von Zorn, Eifersucht, Haß, bis zur Verzweiflung und zur Wuth einer Furie handhabt sie mit einer Virtuosität, die den Zuschauer fast betroffen macht. Man fühlt dann die dämonische Kraft eines Genie's

mit einem Entzücken, das mit leisem Grauen zu kämpfen hat. Jeder Wirkung ist sie sich bewußt, überall ist ihre originelle Kraft durch die Kunst beherrscht, alle Effecte sind sicher und stehen ihr fest, und doch empfindet auch der geübte Blick nirgend, oder doch nur sehr selten, die Absicht und Zucht heraus, die sonst auf die Länge bei allem französischen Spiel den Deutschen zu erkälten pflegt; so groß ist die schöpferische Kraft, welche in ihr arbeitet. Die Franzosen, welche für die Mängel der Rachel gar nicht blind sind, fühlen sich doch sehr stolz im Besitz einer solchen Künstlerin, aus deren Augen so viel Teufel brennen, als sonst in ganz Frankreich kaum aufzufinden sind, und deren feingeschnittene Lippen sich fast zu einem Viereck aufkrausen, um unerhörte schneidende Töne einer so grimmigen Verachtung gegen alles Existirende herauszustoßen, daß der hartnäckigste Stolz vor Schrecken in nichts zerschmilzt. Wir Deutsche suchen uns vergebens damit zu beruhigen, daß die große Künstlerin doch am Ende nichts Anderes darstellen könne, als ein böses Weib. Sie hat als ein Genie gegenüber einem guten Talent den Vorzug, unwiderstehlich fortzureißen, wo sie ihre Force zeigen kann, und den Nachtheil, da sehr wenig zu wirken, wo die Stimme des Gottes, welcher sie belebt, nicht zu ihr spricht.

Die kurhessische Demokratie.

Offenbar hat der gegenwärtig in Kurhessen versammelte Landtag, dem wir, sobald ein abschließendes Urtheil einigermaßen möglich ist, eine Besprechung in diesen Blättern widmen wollen, durch den nothwendig gewordenen und siegesmuthig aufgenommenen Kampf des Landes gegen die reactionäre, an den Bundestagsembryo offen sich anlehnende Regierung eine große Bedeutung für den Entwickelungsgang der öffentlichen Angelegenheiten von ganz Deutschland. Durch das Zusammenwirken mannigfacher, zum Theil extrem entgegengesetzter Ursachen ist es gekommen, daß die demokratische Partei zum ersten Male auf diesem Landtage die absolute Majorität hat, was sich bei der Präsidentenwahl (Bayrhoffer's) herausgestellt hat. Man hat an diese Thatsache vielerorts lebhafte Befürchtungen geknüpft über das endliche Austragen des Kampfes: wir theilen dieselben nicht, halten jedoch diesen Augenblick um so mehr geeignet, der kurhessischen Demokratie eine öffentliche Besprechung zu widmen, als dieselbe durch ihren gegenwärtigen Beruf zu einer entscheidenden Mitwirkung auf gesetzlichem Boden gegen die kurhessische und allgemeine deutsche Reaction, durch die Bedeutsamkeit eines und des andern Führers, durch ein ziemlich verbreitetes Organ in der Presse, so wie endlich dadurch der allgemeinen Aufmerksamkeit werth erscheint, als sich bei ihr so manche

der Demokratie in unsern Tagen überhaupt eigenthümliche Merkmale in sehr bestimmt formulirter Weise ausgedrückt finden.

Auch in Kurhessen kann von einer eigentlich demokratischen Partei, d. h. in die hiesige Praxis übersetzt, von einer Partei, welche die Republik will, erst seit der Entwicklung der letzten Revolution die Rede sein, nicht von ihrem Beginn an, der die Menschen und ihre Wünsche überraschte: klarere Strebungen, in die seitdem üblichen Schlagwörter eingekleidet, traten erst dann auf, als die Parteischeidung im Parlamente zu gereizter Schroffheit gediehen war und von dort her die Stimmen für die deutsche Republik in den veröffentlichten Verhandlungen der obersten Gewalt für Deutschland mit ihren Aufforderungen zur Unterstützung von Seiten des Volkes erschollen. Dann aber ging die Bildung und Vergrößerung der demokratischen Partei um so rascher vorwärts, als es, abgesehen von den überall wirksamen Gründen, durch den ganz verkümmerten Zustand des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels in Kurhessen eine unverhältnißmäßig große Anzahl Solcher gab, die von der Bewegung zugleich leben wollten, oder doch eine Verbesserung ihrer äußern Lebensverhältnisse sich durch jene in Aussicht stellten. Nirgends waren die Bande zwischen den Fürsten und dem Volke durch den vielbewährten persönlichen Charakter der erstern loser als in Kurhessen, nirgends der Unmuth durch die der Revolutionszeit vorhergehende schamlose Reaction des Ministeriums gesteigerter, das Ansehen der Regierung erschütterter. Die constitutionelle Partei wurde, obwohl mit Ausnahme der Provinz Hanau, nirgends ohne daß der Versuch zum Widerstand gemacht war, eingeschüchtert; nur in Kassel und im Schaumburgischen behielt sie die Herrschaft. Es kam in den Städten so weit, daß sie von derselben Masse, die mit ihren Führern immer Freiheit, Gleichheit für Alle u. s. w. u. s. w. im Munde führte, so verfolgt wurde, daß sie zum thatlosen Schweigen durch äußere Gewalt gezwungen war: nie ist die Rede- und Preßfreiheit mehr durch brutale Gewalt erdrückt gewesen, als in jenen Zeiten, wo die republikanischen Wogen hoch gingen. Für alles Dieses hatten damals die Führer kein mißbilligendes Wort, denn es widerlegte sich schon damals die große Täuschung, der sich jene Führer der heutigen Demokratie hingeben, welche vermeinen, sie würden, wenn sie nur wollten, auch nöthigenfalls das Weitergehen des Sturmes aufhalten können: sie sind wohl Herren der Bewegung und der Kräfte, aber Knechte der Richtung, in der diese verwendet werden. Aber später hat man solche „Demonstrationen" mißbilligt, als sie wirkungslos waren, oder ihnen mit Entschiedenheit entgegengetreten wurde. Gegen das Parlament, in das einzutreten mancher Republikaner erfolglos gestrebt hatte, und gegen die von ihm zu verwirklichende Reichsverfassung mit ihrer unangenehmen „Spitze" trat die kurhessische Demokratie trotz der im Parlamente zum Ausdruck gekommenen angebeteten Volkssouveränetät mit Haß und Erbitterung auf; sie bezeichnete die Freunde des Parlaments als Reactionäre. Jedermann, mit Ausnahme der De-

mokraten, die selbst jenen berüchtigten Erlaß Bayrhoffer's, Metternich's und Ronge's vergessen zu haben schienen, besann sich später darauf, als jene in Versammlungen schwören ließen, mit Gut und Blut für die Reichsverfassung und das souveräne Parlament einstehen zu wollen. Aber sie hatten selbst das Holz zu naß gemacht, sie konnten kein Feuer mehr anblasen. Was sich als Folgen dieser letzten Volksreden und Volksversammlungen im alten Stil zeigte, war blamirender Art. Ebenso das Verhalten der Demokratie gegenüber dem letzten badischen Aufstand: sie zeigte, daß ihr zwar das Pathos der Rede bei garantirter Preßfreiheit und freisinnigen Geschwornen, nicht aber das Pathos der That gegen preußische Spitzkugeln innewohne. Gegen das Märzministerium Eberhard machte sie eine anfangs sachte, dann immer derber auftretende Polemik, obwohl im übrigen Deutschland immer entschiedener die Reaction gegen die Märzministerien aufgetreten war. Die kurhessische Demokratie hatte sich für den Pessimismus entschieden, nahm theilnahmlos den Sturz Eberhard's hin, ja begrüßte zum Theil das Ministerium Hassenpflug als ein freudiges Ereigniß, da jetzt ein wirklicher großer Gegner und ein offen gegnerisches Princip zu bekämpfen und zu besiegen sei. Sie hat dadurch selbst das Aufkommen und die Fortexistenz Hassenpflug's erleichtert, den — jetzt die demokratische Majorität im Landtage beseitigen will, damit statt seiner ein volksthümliches Ministerium auftrete — und ein solches war unleugbar das Ministerium Eberhard, das immer eine starke Majorität im Landtage besaß bis zur letzten Stunde seiner Existenz.

Diese Mittheilungen über die seitherige Entwickelung der kurhessischen Demokratie, die wir in spätern Ausführungen über den Personalbestand des jetzt versammelten Landtages und in einer Umschau über die kurhessische Presse vervollständigen werden, dürften allerdings die Befürchtungen Vieler über die Haltung des jetzigen Landtages einer Regierung gegenüber, welcher unverfassungsmäßige Maßnahmen abseitens der Landesvertreter kaum anders als erwünscht sein können, bestätigen. Und doch werden die thatsächlichen Erscheinungen ganz anders sich herausstellen. So lange eine Partei in der Minorität ist, hat sie ein leichtes Spiel; sie kann herrliche Reden über Schlagwörter des Tages halten, kann ohne Gefahr die eigenthümliche Zugabe der modernen Revolution, den Idealismus, auch in der ausschweifendsten und unsinnigsten Gestalt von der Straße in den Sprechsaal verpflanzen; sie hat immer die Unzufriedenen jeder Art als ein Hilfscorps für ihre Partei hinter sich u. s. w.; sobald sie in der Majorität ist, wirkt das hic Rhodus, hic salta gar sehr auf das Fortbestehen der naiv hingenommenen Autorität und das Bewußtsein dieses Umstandes zügelnd auf die Mittel und Intentionen der Partei. Außerdem wird es sich jetzt aufs Neue bewähren, daß eine Partei, so lange sie im Angriffskriege ist, Alle zusammenhält, die nur irgendwie sich im Allgemeinen zu ihr halten. Sobald sie gesiegt hat (und in der einem Siege analogen Position befinden sich gegenwärtig die kurhessischen Demokraten

auf dem Landtag), erfolgt die Dismembration der Partei nach ihren verschiedenen Nuancen und Divergenzen, die sich dann oft zu den entschiedensten Gegensätzen ausbilden. Die kurhessische Demokratie ist bis zur Stunde, mit Ausnahme nur ganz weniger Männer, zu denen allerdings die Führer der extremsten Richtung gehören, in einer naiven Selbsttäuschung über die großen Gegensätze, die sie zur Stunde in sich vereint. Die Parteischeidung der politischen Republikaner von den Socialdemokraten ist noch nicht zum bewußten Gegensatz geworden; fast Jeder rechnet sich zu den Letztern, weil man auch dieses Stichwort im Munde führt, aber den Kern seiner Bedeutung nicht kennt. Die Erstern sind bis jetzt, wo sie sich zu sondern begonnen haben, eine ganz unorganische Partei im zweifachen Sinne des Wortes, sie sind fast gar nicht organisirt und haben kein Organ in der Presse; ohne letzteres aber kann sich eine politische Partei weder fest bilden, noch für die Dauer zusammenhalten. Die „Hornisse", das Blatt der Socialdemokraten, vertritt die kurhessische Demokratie überhaupt, so daß hier ein Demokrat und ein Anhänger der „Hornisse" identisch ist.

Wenn man deshalb auch bis jetzt weiß, daß die Demokratie in diesem Landtage auf die Majorität der Stimmen rechnen kann, so weiß man damit kaum mehr, als daß die letztere als Demokraten bezeichnete Männer zur Präsidentschaft und in der Mehrheit in die Ausschüsse gewählt hat. Das Parteiprogramm für die Wahl hieß: vom Boden der Volkssouveränetät aus das Ministerium Hassenpflug zu stürzen. Es braucht wohl keinem verständigen Manne gesagt zu werden, daß in dieser Phrase gar nichts Faßbares ist. Aber die Wähler, welche auf ein couragirteres Mittel hofften und das Ministerium um jeden Preis beseitigt wissen wollten, wählten die Demokraten in die Kammer, die ihrerseits die Verfassung, welche kein Wort vom Boden der Volkssouveränetät und andern Mitteln redet, als wie sie die vorige Ständeversammlung angewendet hat, aufrecht zu erhalten beschwören und sich bis jetzt ganz verfassungsmäßig geriren. In der letzten Zeit hat es sich in Kurhessen handgreiflich gezeigt, wie sich die Extreme der politischen Parteien gegenseitig gute Dienste leisten. Die demokratische Partei ermöglichte durch ihre Stellung gegen das frühere Ministerium das Aufkommen Hassenpflug's, und dieser bringt durch seine Existenz eine Majorität von Demokraten in die Ständeversammlung; es wäre bei der Fortdauer des frühern Ministeriums kein Gedanke an eine solche gewesen. Aber gerade dieser Landtag wird ganz gewiß nicht nur das Bewußtsein von einer sehr bedeutenden Differenz zwischen den eigentlichen Vertretern der Hornisse und ihren Absichten und Denjenigen, welchen dieser Radicalismus unverdaulich ist, hervorrufen, sondern es wird auch der erklärte Bruch in die Oeffentlichkeit treten. Bei der Nothwendigkeit, irgendwie eine organisirende Thätigkeit zu entwickeln, wird der dermalige Bestand der Partei desorganisirt werden. Und geschähe es auch jetzt nicht, es würde in der nächsten Zeit geschehen, auch wenn die gemäßigten Demokraten sich

noch so sehr ducken und schmiegen, ja wohl gar mit Rücksicht auf den Einfluß der Horniſſe neben der ihnen doch gegneriſchen Zeitung, der Neuen heſſiſchen, auf den Ausgang der Landtagswahlen mit einer durch die Zweideutigkeit entſchuldigten Connivenz reden. Der Republikanismus der Provinzen, aus denen die Demokraten kommen, iſt ſeiner Entſtehung wie ſeinem Beſtande nach zu verſchieden, als daß ſich die gewählten Führer unter einander ſo leicht einigen könnten, auch wenn ſie ſelbſt wollten. Die Provinz Hanau ſteuert mit ſüddeutſcher etwas weinſeliger Gemüthlichkeit auf die fidele Republik hin, von der man ſich allerhand goldene Dinge verſpricht, wo Jeder thun und laſſen kann, was er will, und der Gelderwerb reichlich vorhanden iſt. Aber gegen die radicale Umgeſtaltung der Beſitzverhältniſſe, gegen Alles, was die Horniſſe predigen müßte, wenn ſie nicht blos in ſchwebelnden unfaßbaren allgemeinen Phraſen unter häufigem Appell an die heiligſten Worte der reinſten Sittlichkeit ſpräche, würde ſich das ganze Bürgerthum in dieſer Provinz und am entſchiedenſten die Wähler wie ein Mann erheben. Sie haben außerdem den Vorgeſchmack von einer Herrſchaft des Proletariats aus den Anfangszeiten dieſer Revolution gewiß nicht ganz vergeſſen — aber da wir noch nicht bei der Republik angekommen ſind, da es ſich bis jetzt noch um keinen andern Gegenſatz in der Geſetzgebung handelt, als um den zwiſchen einem kurfürſtlichen Miniſterium und einer conſtitutionellen landſtändiſchen Verſammlung, können die Hanauer immerhin die radicalſten Männer ſchicken. Im Fuldaiſchen iſt es der Katholicismus, der Unmuth über die Vereinigung mit dem proteſtantiſchen Heſſen, der Glaube, immer ſtiefmütterlich behandelt worden zu ſein, welcher den von Haus aus ſo ſtockconſervativen Sinn in die Bahnen des radicalen Widerſtrebens gegen alle Propoſitionen der kurheſſiſchen Miniſterien geworfen hat. Es iſt eine charakteriſtiſche Erſcheinung, einen ultramontanen Geiſtlichen auf dem Landtage im unbedingteſten beſten Einvernehmen mit denjenigen zu ſehen, welche ſo entſchieden die Fundamente alles Glaubens in Abrede geſtellt haben. Seit einiger Zeit iſt jedoch durch einen wenn auch etwas verkümmerten Ableger der Horniſſe in der guten Stadt Fulda die Saat für einen der Kirche entfremdeten Radicalismus ausgeworfen worden. In Marburg und den kleinern Städten der Provinz Oberheſſen iſt der gewerbtreibende Stand ſo ſehr heruntergekommen, daß aus der Maſſe der mit ihren äußern Verhältniſſen Unzufriedenen leicht eine große Zahl zu der anfangs ſo kleinen Partei Bayerhoffer's herübergezogen werden konnte. Machte ſie doch eben mit dem Ausſpruch, daß Alles beſſer werden müſſe, Oppoſition gegen den Beſtand der Dinge. Dort hat die Republik hauptſächlich die Bedeutung, daß ſie von Schuldforderungen der Gläubiger erlöſt und Jedem wird reichlichen Wohlſtand zu Theil werden laſſen. In Kaſſel hat ſich allerdings bis einigermaßen eine Schilderung der Demokratie à la Nationalzeitung von der Partei der Horniſſe eingeſtellt, indem jene in einen eigenen Verein „für Volksrechte" zuſammengetreten ſind. Allein das

ist auch Alles, was man von denselben mittheilen kann, indem sie nur hin und wieder einmal ein ganz kleines Lebenszeichen von sich geben und jeden offenen Bruch mit der Hornisse vermeiden. Dieser Verein, so wie jede hier und da im Lande sich noch vorfindende Analogie desselben, umfaßt hauptsächlich Männer, die theils notorisch, theils in der Tiefe ihrer Brust „Republikaner" sind und sich als eine eigene Fraction zusammenfanden, weil sie mit der Hornisse nicht gehen und doch auch freisinniger sein wollten, als die Freunde des Ministeriums Eberhard, da dieses ja schon existirte und ein entschieden freisinniger Mann immer nach mehr Freiheit strebt, als von derselben gesetzlich genossen werden kann. Die Partei der Hornisse, zu der fast nur das eigentliche Proletariat als positiv für sie einstehender Anhang gerechnet werden kann, will im radicalsten Sinne tabula rasa machen und neben der totalen Umgestaltung der politischen Verfassungsform zugleich eine ganz neue Basis für das materielle Güterleben herbeiführen. Diese Fraction würde in viel schwächerer Zahl dastehen, wenn die vorher geschilderten Republikaner den Muth hätten, ihr entgegenzutreten, oder sich nur entschieden von ihr zu sondern; aus Furcht vor den Sarkasmen und persönlichen Schmähungen der Hornisse überdecken sie, so gut es gehen will, den klaffenden Riß. Die Hornisse stellt mit großer Entschiedenheit sich mit ihrem Anhang als die allein demokratische Partei jeder andern, auch einer ihr näherstehenden, als einer reactionären und undemokratischen gegenüber. Als Hassenpflug kam und Vilmar in's Ministerium gerufen ward, hat sie manchen schwachen Mann dadurch zu sich herübergezogen, daß sie allen Kampf der Constitutionellen gegen dieses Ministerium als Spiegelfechterei darstellte und Jedem nur die eine Wahl in's Gewissen schrieb: zwischen sich und dieser unverschämtesten aller Reactionen.

In der Revolutionszeit tauchte gar manche Größe auf, welche sich zu ihrem eignen Besten mit dem Schluß der großen Volksversammlungen in die tiefste Stille des Privatlebens zurückgezogen hat. Was noch von nennenswerther Bedeutung vorhanden ist, sitzt in diesem Landtag neben der viel größern Zahl ganz unbedeutender Gesinnungsgenossen. Natürlich hat der Umstand, daß in dem an politischen Notabilitäten so armen Kurhessen auch die demokratische Partei nur so wenige zum Anführeramte qualificirte Capacitäten auftreiben konnte, ihrer geschlossenen Wirksamkeit nichts weniger als geschadet. Auf diesem Landtage aber werden alle Einzelnen für ihre dem Lande verantwortliche Wirksamkeit eintreten müssen; es wird sich zudem der Unterschied klar herausstellen zwischen der allgemeinen Phrase mit idealistischen Versprechungen und den in einem geordneten Rechtsstaate möglichen Formen der Verwirklichung, die außerdem auf den realen Lebensbedingungen erwachsen muß. Die Führer der demokratischen Partei werden uneins werden und das Land wird schwarz auf weiß Gelegenheit erhalten zu einer Prüfung der großen in Aussicht gestellten Verbesserungen. Ja der erste Schritt zu beiden Ereignissen liegt schon vor. Die Antwortsadresse der

Kammer auf die Eröffnungsbotschaft ist einstimmig angenommen, ihr Entwurf ging von einem demokratischen Ausschuß aus. Die Rechte konnte ohne Bedenken dafür stimmen, die Adresse enthält nichts, was die Rechte nicht schon gesagt hat, vom „Standpunkt der Volkssouveränetät," von dem aus das Ministerium gestürzt werden sollte, kann auch der Scharfsichtigste keine Spur wahrnehmen.

Anm. der Red. Durch die soeben erfolgte Auflösung des Landtags und die Einberufung des neuen in der gesetzlich vorgeschriebenen sechsmonatlichen Frist ist die Angelegenheit in ein neues Stadium getreten. Die Regierung will also weder eine neue Verfassung octroyiren, noch mit dem Landtag gegen dessen entschiedenen Willen regieren. Wie sie aber durch jene dauernde Suspension der ständischen Thätigkeit sich auf gesetzlichem Wege die Mittel verschaffen will, die Verwaltung fortzusetzen, das bleibt ein Räthsel. Wahrscheinlich soll der neue Bundestag aushelfen, und wie man hört, läßt Herr v. d. Pfordten, überfroh, doch auch einmal interveniren zu können, bereits rüsten. Hier wäre nun Preußen wieder einmal die angemessene Gelegenheit geboten, aus seinem unfruchtbaren Protestiren (weiter ist doch seine letzte Note an Oestreich auch nichts) und Abwarten herauszutreten und thatkräftig in die weitere Entwickelung der deutschen Geschichte einzugreifen. Der Beschluß des Erfurter Parlaments, welcher der Unionsregierung die Gewalt einräumt, die innern Verfassungsangelegenheiten der Unionsstaaten zu beaufsichtigen, giebt ihm ein formales Recht dazu. Durch die Beschickung jenes Reichstags hat sich Kassel gebunden. Freilich gehört mehr Muth zur Ausübung eines Rechts, das eine That verlangt, als zum passiven Widerstand der Proteste.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Honoré de Balzac.

Der soeben erfolgte Tod des berühmten Romanciers veranlaßt uns, seine Charakteristik früher zu bringen, als es eigentlich unsere Absicht war. Er ist 51 Jahre alt geworden. Er wurde zu Tours von armen Eltern geboren, und war, wie er selbst erzählt, nicht Edelmann im historischen Sinne dieses Worts, das so bedeutsam die Familien des erobernden Stammes bezeichnet; aber, fügt er hinzu, ich sage dies, indem ich ihrem Stolz den meinen entgegensetze, denn mein Vater rühmte sich, gleichen Stammes mit dem besiegten Volke zu sein (den Galliern), aus einer Familie, die in Auvergne gegen die Invasion gekämpft hat, und aus der die d'Entragues stammen. — Sein Vater, Secretair beim großen Rath unter Ludwig XV., verlor seine Stelle durch die Revolution und schickte seinen Sohn auf das Collége von Vendôme, wo er seine ersten Studien machte. Nach Beendigung derselben ging er als Bacealaureus nach Paris, ohne Vermögen, aber voll abenteuerlicher Pläne, und betrat ohne Weiteres die literarische

Laufbahn. Sein Roman: Un grand homme de province à Paris mag uns von seinem damaligen Leben einen Begriff machen. Er schrieb in den Jahren 1821 bis 1829 unter verschiedenen Namen: Horace de St. Aubin, Villerglé, Lord Rhoone, eine große Menge von Romanen, die kein Glück machten, und die alle vergessen sind. Nebenbei ließ er sich seit dem J. 1826 in Buchhändlerspeculationen ein, die gleichfalls schlecht ausfielen, und um derentwillen er auf einige Zeit seinen Adel ablegte. Er gerieth tief in Schulden, und griff, um dieselben zu bezahlen, von Neuem zur Feder. „Ich wollte meine ungeheuren Schulden bezahlen und anständig leben. Dies große Resultat wollte ich mit einer Gänsefeder, einer Flasche Dinte und einigen Buch Papier erreichen, in einer Stadt, wo der Schriftsteller keinen Credit hat, wo er nicht nur Talent, sondern auch Glück haben und außerdem Tag und Nacht arbeiten muß, um sechstausend Francs jährlich zu erwerben; und ich hatte allein achttausend Francs jährlicher Interessen für meine Schulden zu bezahlen. War das nicht eine Thorheit? Ich unternahm diesen Kampf zu einer Zeit, wo sich wegen geringerer Verlegenheiten einer meiner Freunde, dessen Selbstmord großes Aufsehen machte, erschossen hatte." Sein Plan gelang. Mit dem Roman: le dernier Chouan (1829) war sein Ruf gegründet und von da an beständig im Steigen. Er wurde reich, heirathete noch zuletzt eine sehr begüterte Russin, die er lange geliebt hatte, und starb in großer Fülle. Victor Hugo und Alexander Dumas haben mit dem Minister Baroche gemeinsam den Zipfel seines Leichentuchs getragen; der Letztere hat seine Büste in das Pantheon großer Männer aufstellen lassen.

Von seinem Aeußern giebt uns ein Freund folgende Schilderung. In der düstersten Zeit seines Kampfes gegen Armuth und Ruhmlosigkeit, unter der Restauration, war sein Aussehen viel poetischer, als in den Tagen seines Glücks. Er war noch sehr hager, hatte ein bleiches Gesicht, ein funkelndes Auge, sprach feurig und gesticulirte heftig; seine Unterhaltung war voll Luftschlösser. Er war ein Mensch der Projecte. Außer in diesem letzten Punkt hatte sich später Vieles verändert. Indem Balzac an Ruhm gewonnen, hat er Napoleon nachgeahmt; er hat auch an Dicke gewonnen. Man denke sich einen kleinen, dicken, untersetzten, breitschultrigen Mann, gewöhnlich mit großer Nachlässigkeit gekleidet, mit langen, schwarzen, schlecht gekämmten Haaren, einem runden, jovialen Mönchsgesicht, einem großen und lachenden Mund unter einem Schnurbart — Züge, die in ihrem Ensemble etwas Gemeines hätten, wenn nicht das kleine Auge mit geistreicher Lebendigkeit blitzte. Doch soll er für Frauen sehr verführerisch gewesen sein. —

Seine Romane*) spielen mit wenigen Ausnahmen, wo er sich ohne besonderes

*) Ich versuche ein Verzeichniß, ohne für dessen Vollständigkeit bürgen zu wollen. Scènes de la vie Parisienne (darunter Père Goriot). — Scènes de la vie privée (darunter Modeste Mignon). — Scènes de la vie de province (darunter Eugénie Grandet). — Romans et

Glück in dem historischen Genre versuchte, in der modernen Gesellschaft. Er hat in den meisten derselben die nämlichen Figuren festgehalten, und so eine fictive Gesellschaft hervorgebracht, die das Gegenbild der wirklichen sein soll und sich überall auf einander bezieht. Eine Manier, die mehrere der neuern Romantiker ihm abgelernt haben. Man bewegt sich bei ihm in geschlossenen Kreisen und ist überall schnell zu Hause.

Ehe ich auf den sittlichen Inhalt seiner Novellen eingehe, muß ich Einiges über das Wunderbare seiner Form vorausschicken, die jene allgemeine Eigenschaft der neufranzösischen Romantik, die Scheu vor dem Bekannten und das Haschen nach Contrasten, in einem Grade ausdrückt, wie er selbst bei Victor Hugo oder Eugen Sue nicht gefunden werden kann. Das Leben der französischen Gesellschaft ist trotz seiner fieberhaften Aufregung im Wesen ziemlich einförmig, weil es von einem wesentlichen Triebrad getrieben wird, dem Geld; aber in den geheimen Tiefen des Herzens ist eine chaotische, nicht zu erschöpfende Fülle. So kalt und gewöhnlich das Leben ist, so begehrlich und phantastisch drängen sich die Gedanken. An seltsame Stimmungen, ungewöhnliche Aufregungen gewöhnt, reizt nur noch das Unerhörte. So verschmelzen die Romantiker bekannte Typen, suchen neue Effecte in widernatürlichen Gegensätzen, und erzeugen mit aller Anstrengung der Phantasie bizarre, unreife Gebilde, denen die ersten Bedingungen des Lebens fehlen.

Am besten gehen wir gleich an Beispiele. Ich habe im Augenblick kein anderes Buch von Balzac vor mir, als le lys dans la vallée, aber schon dieses wird hinreichen, seine Manier zu charakterisiren. — Ein junger Mensch kommt zum erstenmal auf den Ball und sieht eine hübsche Frau. „Meine Augen wurden plötzlich getroffen durch weiße, wogende Schultern, auf denen ich mich hätte wälzen mögen; Schultern von einer leichten Rosatinte, die zu erröthen schienen, als ob sie zum erstenmal bloß wären; keusche Schultern, die eine Seele hatten, und deren feine Haut im Lichte schillerte wie ein Seidengewebe. Diese Schultern waren durch eine Furche getrennt, der mein trunkener Blick folgte, kühner, als

---

contes philosophiques. — Petites misères de la vie conjugale. — Physiologie du mariage. — Les petits manèges d'une femme vertueuse. — Esther. — Mémoires de deux jeunes mariées. — La femme de 60 ans. — Une ténébreuse affaire. — Scènes de la vie de campagne. — Albert Savarus. — Le vicaire des Ardennes und Annette et le criminel. — La peau de chagrin. — Le livre mystique. — Le médecin de campagne. — Le lis dans la vallée. — Jane la pâle. — Une instruction criminelle. — Le cousin Pons ou les deux musiciens. — La cousine Bette-Véronique. — Ursule Mirouet. — Un ménage de garçon. — Un grand homme de province à Paris und David Sechard. — Une fille d'Eve. — Les rivalités en province. — Pierrette. — La maison Nucingen, Histoire des treize, la dernière incarnation de Vautrin (Forts. von Père Goriot). — Honorine. — La fausse maîtresse. — Gambarra. — Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau. — La femme supérieure. — L'excommunié. — Dom Gigadas. — Dinah Piédefer. — La dernière fée. — Clotilde de Lusignan. — Les chouans. — Le centenaire. — Beatrix ou les amours forcés. — La princesse parisienne. — L'Jsraelite. — Le député d'Arcis.

meine Hand gewesen wäre u. s. w." Nun geht es nämlich an die weiteren Körpertheile. Früher hatte man genug an dem sinnlichen Eindruck, den ein schönes Weib im Allgemeinen auf einen jungen Mann machte; jetzt muß man es im Detail verfolgen. Und nicht blos was den Sinn des Gesichts betrifft. „Der Hauch ihrer Seele athmete in den Falten der Sylben, wie der Ton sich in den Schlüsseln einer Flöte theilt; er erstarb wogend im Ohre, von wo aus er das Blut in schleunigerer Wallung vor sich hertrieb. Ihre Art, die Endungen in i auszusprechen, erinnerte an den Vogelgesang; sie flüsterte das ch wie eine Liebkosung, und ihr t zeugte von einem Despotismus des Herzens" (la manière dont elle attaquait les t accusait le despotisme du coeur). — Auch das Portrait erfordert ein medicinisches Studium; die Farben und Formen müssen motivirt werden. „Ihr Gesicht ist eines von jenen, die zu treffen den unfindbaren Künstler verlangt, dessen Hand den Widerschein der innern Gluth zu malen, und jenen leuchtenden Duft wiederzugeben weiß, den die Wissenschaft leugnet, den das Wort nicht ersetzt, den aber ein Liebender sieht. Ihre feinen, aschblonden Haare machten sie häufig leiden, wahrscheinlich wegen der plötzlichen Reaction des Blutes nach dem Kopf. Ihre runde Stirne, hervorragend wie die Jucunden's, schien voll von unausgedrückten Ideen, zurückgehaltenen Empfindungen, Blüthen, die in bittern Wassern ertränkt waren. Ihre dunkelgrünen Augen, mit braunen Pünktchen besäet, waren beständig matt (? pâles); aber wenn es sich um ihre Kinder handelte, so entquollen ihnen jene lebendigen Ausströmungen der Freude und des Schmerzes, die im Leben resignirter Frauen so selten sind, ihr Auge schoß ein feines Licht, das sich an den Quellen des Lebens zu entzünden und sie aufzuzehren schien; ein Blitz, der mir Thränen entlockte, als er mich mit einer furchtbaren Verachtung überdeckte. Eine griechische Nase, wie von Phidias gemeißelt, und durch einen doppelten Bogen mit den elegant gekrümmten Lippen verbunden, vergeistigte (spiritualisait) ihr ovales Gesicht, dessen Teint, wie das Gewebe weißer Camelien, an den Wangen mit leichten Rosatönen sich färbte . . . Der Untertheil ihres Kopfes bot keine jener Höhlungen, durch die der Nacken mancher Frauen einem Baumstamm ähnlich sieht, ihre Muskeln zeichneten keine Sehnen darauf, und überall rundeten sich die Linien in Windungen, die den Blick wie den Pinsel in Verzweiflung setzten. Ein leichter Flaum erstarb in der Länge ihrer Wangen bis am Halse und strahlte das Licht nach Art der Seide wieder. Ihre kleinen, wohlgebauten Ohren étaient des oreilles d'esclave et de mère." — Dann folgt eine allgemeine Bemerkung: „Die runde Taille ist ein Zeichen der Kraft; aber die so gebauten Weiber sind gebieterisch, willkürlich, mehr wollüstig als zärtlich. Im Gegentheil sind die Frauen mit enger Taille aufopfernd, fein, zur Melancholie geneigt; sie sind weiblicher als die andern. —" Es geht noch weiter mit den Einzelheiten; dann folgt der Geist. „Ihre Haltung drückte Einfachheit aus, verbunden mit einer gewissen Scheu und träumerischem Wesen

(jointe à je ne sais quoi d'interdit et de songeur), das anzog, wie ein Maler uns durch ein Gesicht fesselt, in welches sein Genie eine Welt von Empfindungen gelegt hat. Ihre sichtbaren Eigenschaften lassen sich nur durch Vergleiche wiedergeben. Erinnern Sie Sich an den keuschen und wilden Parfum jener Haideblume in der Villa Deodati, deren Roth und Schwarz Sie bewunderten, und Sie werden errathen, wie diese Frau elegant sein konnte, und doch fern der Welt; natürlich in ihren Ausdrücken, gewählt in den Dingen, die sie zu den ihrigen machte; zugleich Rosa und Schwarz. Ihr Leib hatte die Frische (la verdeur), die wir in neuentfalteten Blättern bewundern; ihr Geist hatte das scharfe Gepräge des Wilden; sie war Kind in ihrer Empfindung, ernst durch das Leiden; zugleich Dame und Mädchen (châtelaine et bachelette) .... Gewöhnlich gesammelt, aufmerksam wie die Schildwache, auf der das Heil Aller beruht, entschlüpfte ihr doch zuweilen ein Lächeln, das ihr geheimes Innere verrieth. Ihre Coquetterie hatte etwas Geheimnißvolles und ließ ihre erste Natur, voll von lebendiger Flamme, ihre ersten blauen Träume durchscheinen, wie man den Himmel durch Wolken sieht. Diese unwillkürliche Offenbarung machte alle Diejenigen nachdenklich, die nicht eine innere Thräne, getrocknet durch das Feuer der Begierden, in sich fühlten," u. s. w. Bei allem Schwulst ist doch viel Sinniges in dieser Beschreibung. Nachher geht es an die Möbeln, deren jedes eine Seele hat, wie die Schultern der Frau v. Mortsaut. — Dann als Gegenbild ihr Gemahl: „Sein Gesicht erinnerte dunkel an einen weißen Wolf mit Blut an der Schnauze, denn seine Nase flammte wie die eines Menschen, dessen Leben in seinen Principien erschüttert, dessen Magen geschwächt und dessen Laune durch alle Krankheiten angesteckt ist. Seine platte Stirne, zu breit für seine Gesichtsform, die spitz zuging, der Länge nach durch ungleiche Stufen gefurcht," u. s. w. — Wie mikroskopisch das alles ist! — Durch dieses Mikroskop entdeckt Balzac Schönheiten, wo Niemand sie vor ihm vermuthete, und er beschreibt seine Entdeckung mit einem solchen Luxus des Details, einer solchen anscheinenden Aufrichtigkeit seiner Begeisterung, daß man davon befangen wird; die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit werden umgestürzt. Man gebe ihm eine Frau von 40 Jahren, blaß, gelb, kränklich, die Augen von blauen Rändern umgeben, ja sie kann selbst bucklig sein oder hinken. Diese Gestalt schmückt er mit dem auserlesensten Geschmack; er gibt ihrem Blick eine ganz eigenthümliche magnetische Kraft, jeder ihrer Bewegungen eine verführerische, wollüstige Nachlässigkeit, vermischt mit vornehmer Grazie. Auf ihrem gelben Teint mischt ein günstiges Zwielicht die bezaubernsten Schattirungen, in den Falten ihrer Schläfe, in den Umrissen ihrer Nase, in den Linien ihres Busens, in ihren Mundwinkeln, in ihren Ohren, in ihren Haaren, in ihren Nägeln entdeckt er eine ganze Welt von Wundern, von denen wir keinen Begriff gehabt haben; wir sind geblendet, hingerissen, es ist nicht mehr eine bejahrte Frau, gelb und verwachsen, die wir vor Augen sehen; es ist ein Engel,

eine Fee, eine Venus, die einen Gymnasiasten wahnsinnig machen, einen Greis entzücken kann.

Diese mikroskopischen Studien erstrecken sich über das Sinnliche hinaus, auf die Welt der Empfindungen, der Leidenschaften, und was das Schlimmste ist, auf das sittliche Gebiet. In diesem Raffinement, mit dem sie eine ganze Welt wunderbarer Empfindungen und „Emotionen" an die kleinen Ereignisse des gewöhnlichen Lebens anknüpfen, sind die Franzosen uns weit voraus. Es ist das ihre Art von Sentimentalität. Es ist das in ihrer Literatur nicht neu. In Rousseau's neuer Heloise wie in seinen Bekenntnissen, den liaisons dangereuses von Laclos ist es fast schon so weit ausgebildet, wie in den neuesten Romanciers, oder man kann die Spur noch weiter verfolgen. Ich finde diese calculirende Empfindsamkeit schon in Montaigne. Es hängt das mit der Eigenthümlichkeit der französischen Leidenschaft zusammen. Wie alle Romanen, sind die Franzosen viel rücksichtsloser, stürmischer, unbedingter in dem Ausbruch ihres Affects, als das ruhigere deutsche Blut; sie sind viel leichter außer sich gesetzt und nicht abgeneigt, diesen Zustand bis zum äußersten Extrem zu treiben, wo er dem Wahnsinn nahe kommt. Das ist ein Moment, welches ihrem Drama, ihrem historischen Gemälde, ihrem Kriegsleben und ihrer Rednerbühne sehr zu Gute kommt; wir sind wahre Stümper dagegen, denn es muß in unserm Gemüth erst lange gähren, ehe es heraus kommt. Aber die Franzosen sind dabei gewohnt, sich geistig im Spiegel zu betrachten; sie verlieren sich mit Bewußtsein, sie reflectiren während der Ekstase, sie setzen sich in Positur, wenn sie sich den Dolch in's Herz stoßen. Wir halten ein solches Doppelleben der Leidenschaft leicht für Unwahrheit, mit Unrecht, denn man kann von jenen Beigedanken nicht mit Hamlet sagen, daß durch sie die angeborne Farbe der Entschlossenheit angekränkelt wird; aber das Herz wird durch eine solche fliegende Gluth allerdings nicht gebildet, es geht beständig aus Frost in Hitze, aus Hitze in Frost über, und es ist nur ein Schein, wenn man die Totalität des Lebens in diese Einheit der Empfindung versenkt glaubt. Zuweilen ist die ganz kalte, raffinirte, gemeine Berechnung, die dem Augenblick vorangeht, wo die Augen rollen, die Haare sich sträuben, die Faust sich ballt, gerade unerträglich. Balzac ist in diesen plötzlichen Uebergängen am stärksten, wenn er auch in Beziehung auf die Breite seiner Emotionen Frédéric Soulié bedeutend nachsteht. Bei diesem sind die psychologisch zergliederten Blicke, in denen eine ganze Welt von Schmerz und Seligkeit, Haß und Liebe sich ausströmt, so zahlreich, daß man zuletzt alle Aufmerksamkeit verliert. Bei Balzac geht das Raffinement der Empfindung zuweilen geradezu in Blasphemie über, es ist ihm nichts zu heilig, es vor dem unreinen Hauch der Begierde zu hüten. Durch dieses beständige Versteckspielen kommt etwas Verhaltenes, Gekniffenes in die Leidenschaft, das auch in den Charakter übergeht; das Sondirmesser, das der Mensch in seine eigene Wunde legt, ist so kalt und scharf, daß man nicht glauben kann, er selber

sei der Gegenstand seiner anatomischen Untersuchungen; auch in der fanatischen Hingebung ist eine Art blasirter Caprice, über die wir erschrecken. Bei uns hat sich nur die Hahn-Hahn in diesem Genre bewegt. — Ganz wunderbar sind mitunter die Unterhaltungen, die aus dieser Leidenschaft hervorgehen. Ich bemerke dabei, daß die eigentliche Leidenschaft sich in der Regel auf eine verheirathete Frau bezieht, weil hier die Poesie des Contrastes, und mit ihr die Action der Empfindung sich steigert. Das Raffinement tritt nun ein, wenn die Frau neben ihrer Liebe auch tugendhaft ist. Man höre folgendes Gespräch zwischen Frau v. Montsauf und ihrem Anbeter: „Henriette, Idol, dessen Anbetung die gegen Gott überwiegt, Lilienblume meines Lebens, wie kannst Du es nicht wissen, Du, die doch mein Gewissen vertritt, daß ich mit Deinem Herzen so verwachsen bin (que je suis si bien incarné à votre coeur), daß meine Seele hier ist, wenn meine Person sich in Paris befindet. Muß ich denn sagen, daß ich in 11 Stunden hergekommen bin, daß jedes Umdrehen des Rades eine Welt von Gedanken und Begierden mit sich führte, die zum Ausbruch kam, sobald ich Dich sah. . .“ — „Sprich! ich bin meiner sicher, ich kann Dich hören ohne Verbrechen. Gott will nicht, daß ich sterbe; er schickt Dich mir, wie er den Creaturen seinen Athem verleiht, wie er den Regen auf die ausgedörrte Erde sendet; sprich: liebst Du mich auf eine heilige Art?“ — „Heilig.“ — „Auf immer?“ — „Auf immer.“ — „Wie eine Jungfrau Maria, die in ihrem Schleier und ihrer weißen Krone bleiben soll?“ — „Wie eine sichtbare Jungfrau Maria.“ — „Wie eine Schwester?“ — „Wie eine zu geliebte Schwester.“ — „Wie eine Mutter?“ — „Wie eine Mutter, die man heimlich begehrt.“ (!) — „Ritterlich, ohne Hoffnung?“ — „Ritterlich, aber mit Hoffnung“ u. s. w. Und nun ist Alles gut, die Tugend ist mit der Liebe versöhnt, eine allgemeine Seligkeit verbreitet sich über die Atmosphäre. Es ist mit dieser tugendhaften Liebe ein häkliches Ding, es liegt darin zuweilen mehr geheime Unsittlichkeit, als in der offenen Lust. — Die feinen Unterschiede streifen an's Mystische; die tugendhafte Frau hat in sich eine Jungfrau gefühlt, bis sie von einem jungen Menschen einen glühenden Kuß bekam. „Le mariage m'avait laissé dans l'ignorance que donne à l'âme des jeunes filles la beauté des anges; j'étais mère (von zwei Kindern), il est vrai, mais l'amour ne m'avait point environnée de ses plaisirs permis. — Schlimm! sehr schlimm! ein geistiger Incest, der durch seine religiösen Anspielungen nur noch frivoler wird.

Es hängt mit diesen anatomischen Untersuchungen des Gemüths jener Skepticismus in sittlichen Dingen zusammen, der über dem Eingehn auf's Einzelne die Totalität des Lebens und seine großen Unterschiede gänzlich aus den Augen verliert. Balzac ist Skeptiker in der Sittlichkeit, der Religion, dem Staatsleben, ganz wie Montaigne; das hindert ihn nicht, von Zeit zu Zeit für Alles zu entbrennen. Namentlich hat er bedenkliche Anwandlungen von Religiosität und stürzt sich dann mit der blinden Furcht vor dem Chaos, das er um und in sich fühlt, in die Nacht

der unbedingten Entsagung; er jammert über den Protestantismus, der den Menschen zum Denken verführt und ihn dann im Stich läßt; er wird erst katholisch, dann ultramontan; ja er taucht sich in alle Formen des Aberglaubens, um seinen zweifelnden Verstand zu übertäuben; der thierische Magnetismus muß ihm das Dasein Gottes, die Hexerei die Unsterblichkeit der Seele und die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau erweisen. Er steht darin auf einer Stufe mit Jules Janin, dem blasirten Feuilletonisten, der in dem Elend, dem Schmutz und der Eitelkeit dieser Welt mit einer gewissen Wollust sich wälzt, um von Zeit zu Zeit einen scheinheiligen Blick zum Himmel aufzuschlagen, wo das Alles besser sein werde. — Der Himmel ist nur eine Folie für das eitle, in frevelhafte Selbstanbetung versunkene Herz; seine eigentliche Stätte ist die Erde mit ihren unreinen Lüsten und ihrer glaubenlosen Verworrenheit.

Was ist das für eine Welt, in der sich Balzac, Janin, Soulié, Bernard ꝛc. bewegen! Die Lieblingsfiguren Balzac's sind junge, in allem Raffinement der Lust aufgewachsene Aristokraten, die sich eine Art umgekehrter Moral gebildet haben, die das Verbrechen, und zwar jenes Verbrechen, das sonst auf die Galeeren führt, nicht blos mehr als Mittel zum Zweck, sondern mit einer Art dogmatischer Ueberzeugung treiben. Criminalgeschichten sind immer ein Lieblingsgegenstand der Romanschreiber gewesen, aber sonst unterscheidet sich doch der Dichter von seinem Helden, er schickt ihn schließlich entweder in's Bagno, oder er vernichtet ihn moralisch. Bei Balzac ist von einem solchen Unterschied nicht mehr die Rede. Durch eine ganze Reihe seiner Romane (der bekannte „Père Goriot" ist der erste derselben) spielt eine geheime Verbindung dreizehn solcher jungen vornehmen Wüstlinge, die in einer ähnlichen Weise wie die königlichen Weiber in Dumas' Tour de Nesle sich zum Zweck gemacht haben, durch ihre Association und durch die Anwendung jedes beliebigen Mittels alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich ihren Leidenschaften und Gelüsten entgegenstellen könnten. Jeder von ihnen weiß mit dem Degen und der Pistole vortrefflich umzugehen, ist ein vorzüglicher Reiter, brillanter Clavierspieler, spricht sämmtliche Sprachen ꝛc.; in der Regel ist er von hoher Geburt, nur ausnahmsweise sind einige entlaufene Galeerensclaven in den Bund mit aufgenommen. Diese Verbündeten nun gehen mit Gift, Dolch, Strang und andern Instrumenten mit einer Virtuosität um, die Verwunderung erregt; daß die Polizei ihnen nichts anhaben kann, läßt sich ertragen, denn sie gehen sehr geschickt und vorsichtig zu Werke; daß sie in der Diplomatie, der Gesellschaft die höchsten Stellen einnehmen, spricht zwar gegen den Scharfsinn der Mächtigen im Staat, muß aber noch hingenommen werden, da sie ihre Unthaten im Dunkel verüben; daß alle Weiber, von den Herzoginnen bis zu den Grisetten, sie anbeten, um ihretwillen ihre Männer verlassen und respective vergiften, ist begreiflich, denn die Weiber schwärmen für Banditen mit dem Byronstempel auf dem bleichen Vampyrantlitz; aber daß auch der Dichter,

der seine Geschöpfe doch kennen muß, in sie verliebt ist und vollständig in sie aufgeht, das ist zu arg.

Daß in den höhern Regionen der Pariser Gesellschaft das Verbrechen seine heimliche Zuflucht sucht, haben die Causes célèbres der letzten Jahrzehnte gezeigt. Die fromme Partei hat häufig die Romanschreiber dafür verantwortlich machen wollen. Daß zwischen beiden eine Wechselwirkung besteht, kann nicht bestritten werden. Eigentlich steht aber Beides auf dem nämlichen Boden. Es ist der Mangel an jedem eigentlichen Inhalt, an jedem Glauben, wie wir uns ausdrücken, der jene fieberhafte, rasch und gewaltsam hinlebende Genußsucht, jene innere Hohlheit und Eitelkeit des Charakters erzeugt, die neben ausschweifenden Chimären, neben dem krankhaften Haschen nach allem Positiven und Gegebenen hergeht, und nur durch Eines gezügelt wird: die Schule des äußerlichen Ehrenpunktes, das wesentlichste sittliche Bildungsmoment des heutigen Frankreich, wie aller romanischen Völker.

Betrachten wir nämlich die eigentlichen Novellenfiguren Balzac's, die Träger der Begebenheiten, denen jene schönen Verbrecher als Folie dienen, so ist ihr Grundtypus, auch wenn man sehr viel auf die nothwendige Passivität des eigentlichen Romanhelden abrechnet, die sich bei Göthe und Walter Scott, kurz überall vorfindet, wo die moderne Poesie aus dem Dramatischen heraustritt, ein Mangel an freier Selbstbestimmung und an eigner sittlicher Voraussetzung, der eigentlich einen noch viel widerwärtigern Eindruck macht, als jenes ausgebildete Laster. In der Regel kommen die jungen Leute (die Lucien de Rubempré, die Rastinac) nach Paris, um Glück zu machen; dieses Glück nimmt in der Regel die Gestalt eines bedeutenden Vermögens an, mit dem man zugleich die Mittel zu allseitigem Genuß erreicht; aber um dazu zu kommen, ist wieder Geld nöthig; z. B. man will durch Liaison mit einer reichen Banquiersfrau, oder durch Bekanntschaften im Faubourg St. Germain sich poussiren, dazu ist feine Wäsche nöthig, Handschuhe, Equipage; man muß im Spiel verlieren können u. s. w. Balzac ist darin von einem unermüdlichen Pragmatismus; er berechnet die Bedürfnisse eines feinen Mannes bis auf Heller und Pfennig. Man sieht, daß es bei ihm nicht blos abstracte Ideale sind, deren Darstellung er übernimmt. Nun aber mischt sich das Alles, Spiel, Orgien, Bekanntschaft mit Damen, die man erst blos ausbeuten will, wo dann aber auch ein Herzensbedürfniß eintritt, Lüge, Betrug, Noth und Großmuth, auf eine Weise in einander, daß man nichts mehr unterscheidet: das Kerbholz ist das Einzige, was sichtbar bleibt.

Diese Ausmalung der finanziellen Verhältnisse im Detail geht noch weiter, wenn man aus den eigentlichen Salons heraustritt. Die Banquiergeschäfte und die Geschicklichkeit im Speculiren überwiegen alles andere Romaninteresse. So kann man aus Novellen, wie La grandeur et la décadence de César Biroteau, oder David Séchard sich eine vollständige Uebersicht des französischen Geschäfts-

lebens verschaffen. Auch da ist der Schwindel zu Hause, auch da gehen die tüchtigsten Naturen in Geldsucht auf, und wir verlieren uns mit darein, denn man erspart uns nicht eine einzige Rechnung. Nicht bei dem einsamen Liebesgeflüster, nicht in dem Glanz eines geistvollen Salons, nicht in den nächtlichen Studien der Gelehrten, nicht in dem aufstrebenden Schwung des Dichters kommt uns der Gedanke an sein Credit und Debet aus dem Sinn. Der Roman hat sich in die allergemeinste Wirklichkeit des Irdischen verloren, das Geld ist der Angelpunkt seiner Ideale, seiner Hoffnungen, seiner Begierden. Hinter jeder seidnen Robe steht das Gespenst des Kleiderjuden, bei jedem Liebesblick durchzittert es uns insgeheim: wieviel will sie damit verdienen? — Noch häßlicher wird die Detailzeichnung, wenn sie auf das Innere des Haushalts eingeht, wenn sie, um die Seelengröße eines leidenden Weibes zu zeichnen, uns die Recepte vorhält, die ihr Mann einnimmt, die Pillen analysirt — und noch weiter. Denn es geschieht das Unglaubliche. Und zwar ohne allen Humor, mit dem bittersten Ernst von der Welt, aus Gewissenhaftigkeit und der Virtuosität halber, die zeigen will, wie bewandert sie in allen Sphären des Kleinlebens ist.

Der raffinirteste Spiritualismus mit dem crassesten Materialismus im Bunde und dazu alle die Mittelformen, die aus der Verbindung beider hervorgehen. So ist eine Schwachheit bei Balzac eigenthümlich: der Aberglaube an den Adel, oder vielmehr an das vornehme Wesen und das je ne sais quoi, welches jedes Mitglied des Faubourg St. Germain von der übrigen Welt unterscheidet. Gegen diese Finesse kommt die Hahn-Hahn nicht auf! Sie classificirt die Bildung der Menschen nach der Chaussüre, bei Balzac ist ein Aufwerfen des Kopfes, eine Bewegung der Augenwimper hinreichend, um das Vollblut zu erkennen. Blumenbach construirt aus einem gefundenen Zahn die ganze Bildung eines vorsündfluthlichen Ungeheuers, vom Horn bis zum Schwanz; Balzac zupft nur einen Faden aus dem Morgenkleide und wird unfehlbar daraus nachweisen, im wievielten Grade sich bürgerliches Blut mit der reinen Race vermischt hat.

Ich denke, des Einzelnen wäre genug. Was dieser scheußlichen Unnatur aber erst ihre volle Bedeutung giebt, ist das sehr große Talent, die wirkliche Begabung und der wunderbare Reichthum an realen Anschauungen. Rohe Machwerke, die aus dem Fieberwahnsinn einer betrunkenen oder überreizten Phantasie hervorgehen, wie bei Eugen Sue oder auch Frédéric Soulié, nimmt man als eine Art Naturproduct hin; diese saubere, zuweilen ängstliche, sehr häufig graciöse Zeichnung aber, wie sie Balzac giebt; dieser Reichthum nicht nur an realen Anschauungen, sondern auch an tiefen, zarten und schönen Blicken in das menschliche Herz; dieser Sinn für Wahrheit und dazu diese vollständige Versenktheit in die Welt der Lüge, der Eitelkeit, des Wahnsinns und des Verbrechens — das macht einen peinlichen, unheimlichen Eindruck. Bacchantische Lust ohne Heiterkeit, raffinirte, jesuitische Ausdauer ohne eigentlichen Zweck, Tugend und Herzensgüte

von den Nebeln des Zweifels umhüllt und erkältet, große Aussichten nach allen Seiten ohne sichere Perspective — diese Welt der Romantik ist die verkehrte, und die Kunst, die sie schafft, eine Kupplerin für das Reich des Bösen.

Der Notenwechsel zwischen Oestreich und Preußen.

Wenn man die neueste Thätigkeit unserer Diplomatie nach ihrem stilistischen Werth beurtheilt, so kann man ihr seinen Beifall nicht versagen. Fortdauernde Uebung erzieht. Die beiden letzten Noten Oestreichs über die Frage vom Bundeseigenthum und die Mainzer Affaire waren, von ihrem Standpunkt aus, sehr gut geschrieben und voll allerliebster Malice. In der letzten vom 25. August ist ihm das Berliner Cabinet nichts schuldig geblieben. Von beiden Seiten kann die wissenschaftliche Untersuchung über die Frage, ob man zum Bundestag zurückkehren solle oder nicht, nicht füglich weiter getrieben werden; die Gründe sind erschöpft und, so zu sagen, auch die Lungen. Neue Variationen über dasselbe Thema würden kein Publicum mehr finden. Um so überflüssiger ist es, noch einmal darauf zurückzukommen, da es doch auf beiden Seiten nicht Ernst ist mit den Rechtsdeductionen. Von beiden Seiten wird man das für Recht erkennen, was Vortheil bringt. Viel wichtiger, aber freilich auch viel schwerer ist es, aus diesen künstlichen Wortgefechten herauszulesen, was man eigentlich, nicht zu beweisen, sondern zu thun im Sinne hat.

Dem Anschein nach ist Oestreich der positiv thätige Theil. Es beruft den Bundestag, stellt denselben als Träger der Rechte des alten Bundestags dar und bedroht die Renitenten mit den rechtlichen Folgen ihres Ausbleibens. Es fragt sich, was es sich darunter vorstellt. Eine Execution gegen Preußen selbst ist wohl Niemand eingefallen; wohl aber könnte man an ein vorläufiges Ausschließen Preußens vom Bundeseigenthum und an eine Intervention gegen die Ausführung der badischen Militärconvention denken. Aber auch diese Annahme ist sehr unwahrscheinlich. In beiden Fragen ist eine vorläufige Ausgleichung in Aussicht gestellt: in der erstern durch eine neue provisorische Bundescommission, in der zweiten durch ein Schiedsgericht, das nie zu Stande kommen kann, weil die Vertreter der beiden, direct entgegenstehenden Interessen innerhalb der deutschen Fürsten keinen finden werden, dem man als einem Unbetheiligten die Vermittlung antragen könnte, und weil man sich doch besinnen wird, eine fremde Macht zum Richter in deutschen Sachen aufzurufen. So lange das Schiedsgericht nicht zu Stande kommt, bleibt also die Sache in suspenso. Womit Oesterreich mittlerweile seinen Bundestag beschäftigen will, ist nicht abzusehen. An eine Revision der Bundesverfassung, die eigentliche Aufgabe seiner Einberufung, wenn man seinen Urhebern

trauen wollte, ist nicht zu denken, denn zu einer solchen Vereinbarung gehört nach dem Bundesrecht Einstimmigkeit. Es scheint also, daß der von dem dänischen Bundestagsgesandten bereits eingebrachte Antrag: den Frieden mit Dänemark zu ratificiren, die Hauptsache ist. Aber auch darin ist nicht viel zu erwarten. Von mehrern der in Frankfurt vertretenen Regierungen, namentlich von Sachsen, ist bereits sehr bestimmt erklärt worden, daß sie an eine unbedingte Ratification nicht denken. Den Frieden aber zu modificiren, ohne daß Preußen sich an den Berathungen betheiligt, der Gedanke ist zu lächerlich, um auch nur einen Augenblick dabei zu verweilen.

So verliert sich das scheinbar Positive in der Thätigkeit Oestreichs völlig in's Unbestimmte und Nebelhafte, und es bleibt als Hauptzweck der Frankfurter Versammlung nur das negative Bestreben übrig, Preußen im Weitergehen in dem von ihm eingeschlagenen Wege so viel als möglich aufzuhalten. Auch sagt die Note vom 14. August, welche die Einladung zum Bundestage begleitete, nichts Bestimmtes darüber; sie ist pathetisch, verweist Preußen auf das strenge Urtheil der Geschichte, sucht es zu rühren u. s. w., aber sie spricht keine Drohung aus, sie erklärt nicht, welche Folgen die Renitenz haben sollte.

Wenn sie zum Schluß erklärt: „Die königliche Regierung wolle mit sich ernstlich zu Rathe gehen. Noch liegt die freie Wahl in ihrer Hand, denn noch hat sie ihr letztes Wort nicht gesprochen," — so liegt darin indirect die Annahme, die Erwiederung Preußens werde dieses letzte Wort enthalten. Es ist das nun erfolgt, und enthält ein sehr unumwundenes Nein! Ein so bestimmtes Nein, daß man, namentlich bei der augenblicklichen Veröffentlichung desselben in dem Fürstencollegium und in den officiellen Blättern nicht länger daran zweifeln kann, daß wenigstens für jetzt das Berliner Cabinet den ernstlichen, entschiedenen Willen hat, auf demselben zu bestehen.

Aber positiv hat es seinen Willen so wenig formulirt, als die kaiserliche Regierung. Es heißt zum Schluß der Denkschrift: „Jede Bundesregierung hat das Recht, an die übrigen den Antrag zu richten, sich darüber zu erklären, ob sie in die Wiederherstellung (des Bundestags) willigen wolle. Keine aber hat das Recht, eine Bundesversammlung auszuschreiben; und wenn dies geschehen, und wenn es mehr sein sollte als der Versuch, die Meinung der Bundesgenossen über ihre Zustimmung oder Verweigerung zu erforschen, wenn der unberechtigten Ausschreibung die Anwendung von erloschenen Zwangsmaßregeln folgen sollte: so würde dies, so fern auch die Voraussetzung liegt, ein Bruch des Bundesrechts sein, welcher dieses selbst in seinem ganzen Umfange in Frage stellen müßte."

Was ist dieser ganze Umfang des bestehenden Bundesrechts? — Oestreich hat es in einer seiner letzten Noten sehr elegant und witzig festgestellt: das Bundeseigenthum, die Festungen, die Flotte, das Archiv u. s. w. Es hat ganz richtig bemerkt, daß eine Auflösung des Bundes in Beziehung auf dieses Eigen-

thum keinen andern Sinn haben könnte, als Theilung desselben unter die Bundesgenossen; es hat aber, ebenfalls witzig, hinzugesetzt, es halte um so fester an diesem Eigenthum, da es fast das einzige Band sei, das es noch mit Preußen verknüpfe. In der That ist nicht wohl abzusehen, wie man sich eine solche Theilung denken soll. Theilung der Festungen in 38 Theile! der Flotte (!) in 38 Theile! des Archivs gar nicht zu gedenken.

Preußen geht in all' seinen Deductionen von dem Grundsatz aus, daß rechtlich wie factisch nicht der Bundestag, sondern die Summe der einzelnen Regierungen der Träger des Bundes gewesen sei, und daß derselbe (oder als vorläufiger Ersatz, ein Theil desselben) nur durch freie Vereinbarung hergestellt werden kann. Wie es mit dem Rechtspunkte der Souveränetät der einzelnen Staaten beschaffen sei, können wir füglich hier unerörtert lassen; factisch ist sie nur bedingt anzuerkennen. Denn der deutsche Bund beruht nicht blos auf der Bundesacte, sondern auf der Natur der Verhältnisse; eine freie Ausübung der Souveränetät können die kleinen Staaten schon darum nicht beanspruchen, weil sie factisch von allen Seiten gebunden sind; auch Preußen kann es nur bedingt, denn es ist gleichfalls an einem Theile seiner Glieder gefesselt. Eine ernstliche Auflösung des Bundes ohne Veränderung des Territorialbestandes der einzelnen Staaten, oder was dasselbe heißt, ohne daß man sich auf das Gebiet der Thatsachen begiebt, ist nicht ausführbar. Auf das Gebiet der Thatsachen scheint sich aber Preußen nicht begeben zu wollen.

Es bleibt also auch von dieser Seite nur die Vermuthung übrig, Preußen habe mit seinem Protest zunächst nur einen negativen Zweck; es wolle Oestreich in dem von ihm eingeschlagenen Wege so viel als möglich aufhalten. — Was erreicht es damit? — Schwerlich etwas für die Sache der Union, denn daß ein längeres Abwarten derselben nur schädlich sein könne, darüber könnte es die Erfahrung wohl schon belehrt haben.

Es bleibt aber doch ein vernünftiger Grund übrig. Kommt der Bundestag zu Stande, so ist es nach der bisherigen Erklärung von Oestreich und Sachsen möglich, daß der Friede mit Dänemark in der Weise ratificirt wird, daß der Bund sich verpflichtet, das Herzogthum Holstein zu pacisciren. — Daran theilzunehmen will Preußen unter allen Umständen vermeiden. — Es muß also die Hoffnung haben, daß wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, Holstein werde mit eigenen Kräften einen erfolgreichen Widerstand leisten; es muß also aus Gründen, die wir nicht kennen, zu dem Schluß berechtigt sein, eine russische Intervention werde nicht stattfinden.

Die preußische Regierung hat alle Ursache, ihre nächsten Schritte in sorgfältige Ueberlegung zu ziehen. Die Kammern müssen im November zusammentreten, und es zieht sich von dieser Seite ein Ungewitter gegen sie zusammen, das ernster ausfallen dürfte, als das Mißvergnügen ihrer kleindeutschen Verbündeten. Es ist

diesmal die conservative Partei, und zwar conservativ im strengsten Sinn, die specifisch preußische (nicht die verschrobene der Kreuzzeitung), die, im höchsten Grade aufgebracht über den wachsenden Uebermuth Oestreichs, das Ministerium nicht mehr versteht, die sich schon mehrfach die Frage vorgelegt hat: was macht es mit den 18 Millionen, die wir ihm bewilligt haben? Will es in der That Preußens Ehre damit vertreten, für die kein Preis zu hoch ist, oder hat es sich blos auf ein leichtsinniges, frevelhaftes Hazardspiel eingelassen, ohne zu wissen, wohin es damit kommen will?

Die Regierung wird auf diese Frage die Antwort nicht schuldig bleiben dürfen.

Aus Schleswig-Holstein.

Aus offenem Feldlager kommen diese Zeilen. Zwar ruhen im Wesentlichen augenblicklich die Waffen, und außer den Gefechten bei Sorgbrück und Duvenstatt, am 8. August, ward mir noch nicht viel Gelegenheit, die dänischen Linien zu schauen. Aber unablässige Aufmerksamkeit ist dennoch nöthig, denn in jeder Stunde kann es dem Feinde einfallen, uns anzugreifen. So vergeht selten eine Nacht, in der man nicht einige Mal vom Strohlager aufgerufen wird. Bald sind auf der Seite des Feindes einige Leuchtkugeln gestiegen, die leicht als Signal von Bedeutung sein könnten; bald geht ein Flintenschuß los und versetzt die ganze Vorpostenlinie in Allarm. Oft kommt auch eine Patrouille zurück, die sich, von nächtlicher Dunkelheit beschützt, bis weit an die Stellungen des Feindes vorgewagt hat, und berichtet, was sie gesehen, bringt auch hie und da einen gefangenen Dänen mit, oder ein Individuum, das sie als des Spionirens verdächtig aufgegriffen hat. Und nun gar die Massen von Ordonnanzen und Adjutanten, die unaufhörlich sowohl zwischen unsern einzelnen Corps selbst, als zwischen diesen und dem Hauptquartier hin- und herzureiten haben. Kaum eine Stunde des Tages vergeht, wo nicht der Hufschlag eines Pferdes auf dem kleinen einsamen Bauernhofe, der das Glück hat, uns ein Quartier zu geben, ertönt. Es ist gut, daß solche Zwischenvorfälle die Zeit ausfüllen helfen, denn es gibt Stunden, die ganz verzweifelt langweilig sind. Der kleine schmale Landstrich Schleswigs von Rendsburg bis zur Sorge, kaum $1^1/_4$ Meilen breit, den allein wir leider noch besetzt halten, ist eine sehr öde, unfruchtbare Gegend. Es sind hier nicht die lieblichen Thäler, üppig bewaldeten Hügel, kleinen Seen oder tief in das Land einschneidenden Meeresbusen, die der Ostküste des Landes so großen Reiz geben, oder die fruchtbaren Marschen des Westens. Fast nichts wie Haide, große Torfmoore, die selten nur von einzelnen kleinen grünen Wiesen oder kümmerlichen Kornfeldern unterbrochen werden. Die berüchtigte Lüneburger Haide bietet keinen trostloseren Anblick dar, wie dieser mittlere Landrücken, auf dem wir unglücklicher Weise hausen müssen. Die Wege dazu sind so sandig, oder wenn es geregnet hat, mitunter so moorig, daß kaum mit den Pferden durchzukommen ist, und die vielen Koppel und Knicks, die überall die einzelnen Felder umgeben, erschweren das Reiten querfeldein, was man im Kriege so oft gezwungenermaßen thun muß, daß man sich endlich ganz daran gewöhnt. Ueberhaupt was wird beim Kriegsführen doch so nutzlos verdorben! Hier z. B. ist eine

schöne steinerne Brücke, welche eine arme Gemeinde sich vielleicht mit langjährigen, schweren Kosten erbaut hat. Der hier befehlende General glaubt aber, die Brücke könne dem Feinde bei einem etwaigen Angriffe von Nutzen sein, und ein Ingenieurofficier erhält Befehl, sie sogleich zu sprengen. Rasch machen sich 20 rüstige Pioniere an's Werk, die Pulverkasten einzusetzen, und kaum einige Stunden vergehen, und mit donnerndem Gekrache fliegt die Arbeit vieler Jahre in die Luft. So werden auch die nothwendigen Colonnenwege quer durch die Felder, Gärten, Wiesen durchgeführt, ohne Rücksicht, ob einige hundert Obstbäume dabei zu Grunde gehen, oder das schönste Getreide gänzlich verdorben wird. Sehr viel müssen die Bewohner der Umgegend von Rendsburg, wo an 25000 Mann auf dem engen Raum einiger Quadratmeilen zusammengedrängt sind, auch von der starken Einquartierung leiden. Zwar brauchen sie den Truppen nicht das Mindeste an Lebensmitteln zu geben, und diese bekommen auch so reichliche Rationen von trefflichem Fleisch, Reis, Erbsen, Kaffee und Brod geliefert, daß sie in dieser Beziehung ihren Wirthen nicht zur Last fallen. Sonst aber sind diese im Betriebe ihrer Wirthschaft und in ihrer ganzen Häuslichkeit ungemein gehindert und wünschen gewiß von ganzem Herzen, daß der Krieg bald beendet oder doch wenigstens nach einer andern Gegend verlegt werde. In alle Räume des Hauses sind Soldaten gelegt, und die Familien müssen sich nothdürftig mit den kleinsten Kämmerchen behelfen, während ihre Ställe voll von Officiers-, Dragoner-, Artillerie- oder Trainpferden sind und das eigene Vieh Tag und Nacht im Freien auf den Koppeln herumlaufen muß. Ein echt militärisches Leben herrscht auf diesen, so zu Lagerstellen umgewandelten Bauernhöfen. Ich will die Scene beschreiben, wie ich sie jetzt hier vor Augen habe, wenn ich diese vom Papier aufschlage. Eine lange, niedere Bauernstube mit schmutzigweißen Wänden und halb blinden Fensterscheiben, die seit Monden nicht gewaschen, jetzt noch mehr von den Millionen von Fliegen, die hier hausen, beschmutzt sind, ist der Raum, der mir und einem andern Officier zum Quartier dient, während der hier auch einquartierte Stabsofficier ein zwar etwas kleineres, sonst aber besser eingerichtetes Zimmer zu seiner Verfügung hat. Platz haben wir genug in unserer Wohnung, denn allzu viel Mobiliar beengt dieselbe nicht. In der Mitte steht ein langer Tisch aus weißem Tannenholz, und dies ist unser Eins und Alles. Des Morgens dient er zum Waschtisch, auf den einige irdene Schüsseln mit Wasser gesetzt werden, dann zum Frühstückstisch, auf dem eine große Blechkanne mit Kaffee, einige Tassen ohne Henkel und Unterschaale, eine mächtige Schüssel mit Butter und ein großes grobes Brod stehen. Während des Tages wird er zum Schreibtisch umgewandelt, und es muß daher entschuldigt werden, wenn das auf ihm beschriebene Papier hie und da Fettflecken zeigt. Des Mittags ist es der Speisetisch, auf dem das einfache, aber kräftige und durch guten Appetit gewürzte Mahl, was unsere Burschen uns aus den gelieferten Rationen, mit einigen Extrazuthaten, bereitet haben, verzehrt wird. Das außerordentlich gute Rindfleisch, das wir bekommen, spielt mit Recht bei allen unsern Mahlzeiten eine Hauptrolle. Am Abend feiert unser Tisch seinen Haupttriumph, denn er ist zum Credenztisch avancirt. Einige Rum- und Portweinflaschen, ein Kessel voll heißen Wassers, um den Punsch zu bereiten, Brod, Butter, Käse in großen Laiben und gekochte Eier stehen in bunter Abwechselung auf demselben, beleuchtet vom Schein einer einzigen kleinen Talgkerze, die in Ermangelung einer Lichtscheere von einem geschickten Bedienten mit den Fingern geschneuzt wird. Da sitzen wir denn oft auf den kleinen Holzschemeln, deren 4—5 in unserm Zimmer sind, und trinken und sprechen von den Ereignissen der

Vergangenheit wie Zukunft. Ernst sind gewöhnlich unsere Gespräche, voll getäuschter Hoffnungen und trüber Erwartungen, denn wir verkennen es hier nicht, daß die Lage Schleswig-Holsteins und somit auch die seiner Armee gar wenige tröstliche Aussichten hat, wenn freilich der Muth deshalb nicht schwindet. — In der einen Ecke unserer Stube liegt am Tage zusammengehäuft das Stroh, was des Nachts ausgebreitet unser Lager bildet; den Mantelsack unterm Kopf, eingehüllt in den Mantel, zugedeckt mit einer Pferdedecke, schläft es sich ganz gut auf solchem Strohlager, und man verläßt dasselbe des Morgens oft ebenso ungern, wie das weichste Bett. Mit welch vielfachen Stoßseufzern haben wir uns oft erhoben, wenn beim grauenden Morgen der Dienst uns aufrief und in die Sättel brachte. Die andere Ecke des Zimmers ist von einer langen Breterbank eingenommen, auf der Sättel, Satteldecken, Zäume, Helme, Säbel, Uniformen, zwar anscheinend in bunter Verwirrung, aber doch so geordnet, daß Alles auf den ersten Griff zu finden ist, umherliegen oder stehen. Man wird zu oft allarmirt, als daß strenge Ordnung, die es möglich macht, in kurzer Zeit kampffertig im Sattel zu sitzen, nicht dringende Pflicht wäre. So sieht es im innern Raume unsers Gemaches aus; draußen auf der langen Scheunendiele kann das Auge oft noch mannigfaltigere Scenen erblicken. Am Feuer gekauert sitzen einige Ordonnanzdragoner, die blitzenden Stahlhelme auf dem Kopf, die schweren Reitersäbel an der Seite, und sind bemüht, mit der emsigen Sorgsamkeit der geschicktesten Köchin, Kartoffel zu schälen, während Andere den brodelnden Kessel mit Kennermiene umstehen, zu schauen, ob die Suppe schon so weit gekocht ist, um einige Petersilie hineinthun zu können. Ob die heutige Mahlzeit gut ausfällt, interessirt diese Leute für den Augenblick jetzt weit mehr, als der ganze Krieg und alle Gefechte, die er schon gebracht hat oder noch bringen wird. Der gewöhnliche Schleswig-Holsteiner ist fast immer ziemlich materieller Natur, und wenn er nicht eine gute Mahlzeit im Leib hat, ist selten viel mit ihm anzufangen. Andere Soldaten, die eben von den Vorposten heimgekehrt sind, putzen ihre Waffen, suchen ihre durchnäßten Kleider am Heerdfeuer zu trocknen, oder ergeben sich auch lang im Stroh hingestreckt dem süßen Schlafe, der ihnen nach im Regen und Sturm durchwachter Nacht doppelt erquickend dünkt. Eine andere kleine Gruppe hat sich einen alten Holzblock zum Spieltisch genommen und spielt mit kräftigen Faustschlägen die vor Schmutz kaum mehr kenntlichen Kartenblätter darauf aus. Auf dem Hofe putzen einige Bediente und Dragoner unter lautem Pfeifen und Singen die Pferde ihrer Herren, größtentheils kräftige Rosse holsteinischer Zucht. Auch in weiterer Ferne auf der öden, kahlen Moorhaide sieht man, daß der Krieg herrscht. Um ein qualmendes Wachtfeuer, dessen Rauch vom Winde hin- und hergetrieben wird, hat sich eine Feldwacht von Jägern gelagert. Die Flaschen derselben scheinen noch gut gefüllt zu sein und frisch die Runde zu machen, denn trotz des schlechten Wetters schallt ihr fröhlicher Chorgesang herüber. Diese Jägercorps, deren wir 5 besitzen, enthalten eine große Menge gebildeter junger Leute, die freiwillig in die Armee eingetreten sind, und es ist in ihnen auch unbedingt am angenehmsten zu dienen. Hier trifft man Männer aus allen Gauen Deutschlands, der Rheinländer steht neben dem Schleswig-Holsteiner, der Tyroler neben dem Pommer. Namentlich in der letzten Zeit, wo an 1600 Freiwillige in die Armee eingetreten sind, war der Zudrang zu diesen Jägern sehr groß, so daß sie am schnellsten ihre gelichteten Reihen wieder zu füllen vermochten. Gar Mancher, der gern den grünen Rock des Jägers und das flottsitzende Käppis mit dem wehenden Roßschweif genommen hätte, mußte aus Mangel an Platz in

den blauen Waffenrock des Musketiers hineinkriechen. Die beste Waffengattung des schleswig-holsteinischen Heeres, worauf es mit Recht stolz sein kann, ist übrigens unbedingt die Artillerie. Freilich ist der Dienst in derselben zu schwer, als daß sich sehr viele Freiwillige dazu melden sollten. Feste, stämmige Männer des Inlandes selbst bilden die große Mehrzahl aller Artilleristen.

So viel für diesmal, Nächstens ein Mehreres. J. v. W.

Literaturblatt.

Der Aufstand in Neapel 1647. Von Don Angelo de Saavedra, Herzog von Rivas. Aus dem Französischen übersetzt, Leipzig, Teubner. — Angelo de Saavedra zeichnete sich durch Tapferkeit in dem Kampfe Spaniens gegen Napoleon aus, wurde mehrmals verwundet und erreichte den Grad eines Obersten im Generalstabe. Nach dem Frieden lebte er den Wissenschaften zu Sevilla; mehrere seiner Trauerspiele und Gedichte erwarben ihm großen Ruf. 1821 als Cortes-Deputirter, von der liberalen Partei erwählt, fanden sein Patriotismus wie seine Rednergabe Anerkennung. Die Ereignisse von 1823 zwangen ihn, sein Vaterland zu verlassen. Anfangs in London, später auf Malta, setzte er seine literarische Thätigkeit fort. Nachdem es ihm vergönnt war, nach Spanien zurückzukehren, wurde er durch den Tod seines Bruders Herzog von Rivas, nahm seinen Sitz im Senate und erhielt die Stelle eines Vicepräsidenten in demselben. Minister des Innern von 1836 bis 1840, unter den schwierigsten Verhältnissen Alcalde von Madrid, 1843, erhielt er 1844 den Gesandtschaftsposten in Neapel. Diese Stellung öffnete ihm Quellen, die sonst verschlossen sind, und so entstand, ebenso durch die Verhältnisse wie durch das Talent, den Fleiß und die Unparteilichkeit des Verfassers begünstigt, die vorliegende Geschichte. — Sie ist, trotz der gründlichen Studien, die der Verfasser dazu gemacht, lesbar wie ein Roman, und empfiehlt sich dem Publicum schon durch seinen Gegenstand. Wer kennt nicht Masaniello und die Stumme von Portici! Scribe und Auber haben dieser historischen Anekdote eine weiter gehende Berühmtheit verschafft, als so mancher geschichtlichen That von ungleich größerer Bedeutung. Dennoch kann man aus ihr, abgesehen von dem romantischen Interesse, das sie so anziehend macht, nicht wenig politische Lehren ziehen, denn wenn man von dem Costüm abstrahirt, haben alle Revolutionen eine entschiedene Familienähnlichkeit. Unsere Reactionärs werden zum Theil schon darum für neapolitanische Geschichten Theilnahme empfinden, weil dieser Staat — der erste seit 1848 — gesetzlich die heilige Censur wiederhergestellt hat. — Noch eine Bemerkung. Es war bei den ältern Geschichtschreibern die löbliche Sitte, in Anmerkungen ihr Verhältniß zu den Quellen und den frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes darzustellen. Es ist nicht gut, daß diese Sitte abgekommen ist, denn es erleichtert den Dilettantismus und befördert die Production unnöthiger Bücher. Das vorliegende würde unter einer solchen kritischen Prüfung nicht leiden.

Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß, nach amtlichen Quellen von Theodor Juste. 1. Bd. (Brüssel u. Leipzig, Karl Muquardt.) — Die belgische Monarchie hat dem Stoße des Jahres 1848, der sie zunächst bedrohte, siegreich widerstanden; ihre Verfassung hat sämmtlichen constituirenden

Versammlungen der Zeit als Muster vorgeschwebt. Das vorliegende Werk, dessen ausführliche Kritik wir uns vorbehalten, sobald der zweite Theil erschienen sein wird, bemüht sich, die innern Gründe des Zustandekommens dieser Verfassung zu entwickeln. Wir lassen den Verfasser über die Methode seines Verfahrens sich selber aussprechen. „Seitdem Nothomb nach wichtiger Mitwirkung beim Congresse in einem Buche, das in ganz Europa Aufmerksamkeit erregte, die Erfolge der belgischen Revolution von 1830 dargestellt hat, ist die Geschichte dieser Revolution in verschiedener Gestalt, sowohl in Belgien wie in Holland, in Frankreich und in England geschrieben, ist die Geschichte des frühern Königreichs der Niederlande durch ansehnliche Sammlungen von Documenten aufgeklärt, sind selbst die Verhandlungen des Congresses, bis dahin in den Journalen jener Zeit zerstreut, mit lobenswerthem Eifer gesammelt worden. Indeß waren bei weitem noch nicht alle Lücken ausgefüllt, nicht alle Begebenheiten aufgehellt; über politische Fragen von hoher Wichtigkeit, über die lehrreichsten und denkwürdigsten Vorgänge erwartete man noch Aufklärung. Wir hoffen die gerechte Neugier des Publicums befriedigen zu können. Es ist uns erlaubt gewesen, alle vom diplomatischen Comité und den beiden Ministerien der Regentschaft in den Staatsarchiven zurückgelassenen officiellen Documente zum ersten Male zu benutzen. Und nicht hierauf allein haben sich unsere Nachforschungen beschränkt. Mehrere der einflußreichsten unter den Gründern der belgischen Monarchie haben, um ein vielleicht kühnes, aber unbestreitbar nützliches Unternehmen zu fördern, rückhaltlos neben manchem rechtfertigenden Actenstücke eine Menge bei den Ereignissen, an denen sie Theil nahmen, aufgeschriebene Notizen zu unserer Verfügung gestellt. Alle diese Mittheilungen sind uns ohne irgend eine Bedingung gemacht worden: man hat den Geschichtschreiber aufklären, aber keinen Einfluß auf ihn ausüben wollen; man hat gewünscht, daß die volle Wahrheit an den Tag trete, nicht, daß sie durch berechnetes Verschweigen verdunkelt werde. So haben wir durch Benutzung schätzbarer und durchaus authentischer Nachrichten die Geschichte des Congresses aufzuhellen gesucht. Was die gedruckten Documente (Bücher, Journale, Denkschriften u. s. w.) betrifft, so haben wir dieselben mit Aufmerksamkeit studirt, alle Parteien anhörend, alle Ansichten prüfend. Wir sind weit davon entfernt, auf Unfehlbarkeit Anspruch zu machen; aber es sei uns erlaubt, als eines Anspruchs auf Nachsicht der Achtung zu erwähnen, welche wir vor dem Berufe des Geschichtschreibers stets gezeigt haben; unserer hohen Meinung von den Pflichten, welche diesem obliegen; unseres redlichen Willens, diese Pflichten frei von aller vorgefaßten Meinung zu erfüllen." —

„Die Revolutionen sind beklagenswerthe Katastrophen, wenn sie nichts als Ruinen und Trümmer zurücklassen. Die belgische Revolution von 1830 ist aber nichts weniger als unfruchtbar geblieben — nur Blinde und Undankbare könnten so etwas behaupten wollen. Die Verfassung von 1831 ist eine vom unabhängigen Belgien der Civilisation dargebrachte reiche Gabe, ein würdiger Preis für die Aufnahme der Belgier in die Reihe der unabhängigen Völker. Sie ist ein bewundernswerthes Werk, in welchem Freiheit in vollem Maße gewährt ist, ohne daß der Zügellosigkeit Raum gegeben wäre; welches ohne Despotismus Ordnung geschaffen hat; welches die politische, sociale, intellectuelle Entwickelung der Nation durch völlige Entfesselung der Presse, des Unterrichts, der Vereine mächtig gefördert hat; welches das Princip der Gleichheit durch Vernichtung alles Kastenwesens, aller ungerechten Standesunterschiede, und durch gleiches, unparteiisches Recht für Alle durchgeführt und den Staat zu einer wahren Demokratie gemacht hat, wo alle Bürger frei der ihnen gewährten Rechte sich bedienen können, wo selbst die Königswürde, wie jede andere Macht aus der Nation hervorgegangen, in Wahrheit nichts als die Personification der Volkssouverainetät ist.

Bei dieser Regierungsform, die dem kräftigen Geiste der Belgier vortrefflich zusagt, hat die Nation eine gewaltig fruchtbare Thätigkeit bewiesen. Alles war im Jahre 1830 neu zu schaffen oder zu vervollkommnen, auf gleiche Höhe mit der neuen politischen Organisation zu bringen. Im Laufe weniger Jahre wurden von unten bis oben alle

Staatsbehörden reorganisirt und waren nach neuen constitutionellen Grundsätzen in Thätigkeit. Diese politische Neugestaltung begünstigte die Entwickelung der Lebenskräfte der Nation. Auch kann letztere jetzt mit gerechtem Stolze auf die Erfolge ihrer Arbeiten hinweisen: auf ihre Eisenbahnen, jene Adern des Handels, jene mächtigen Beförderungsmittel der die Elemente und den Raum überwindenden Civilisation; auf ihre blühenden Dörfer, die aus Belgien den Garten Europa's gemacht haben; auf ihre Hüttenwerke, ihre Manufacturen, ihre gewerblichen Etablissements jeder Art, deren Erzeugnisse nach allen Welttheilen versandt werden; auf ihre Hauptstadt, die Wiege der Revolution von 1830, die sich fortwährend durch neue Bauwerke verschönert und mit ihren volkreichen Vorstädten schon jetzt eine der herrlichsten Städte des Continents ist.

Die Künste und Wissenschaften, diese ruhmwürdigen Attribute der Civilisation, haben beigetragen, die belgische Nationalität zu veredeln. Die flämische Malerschule, die im achtzehnten Jahrhunderte gänzlich aufgehört hatte, setzt sich wieder durch Werke von tüchtigen Künstlern fort; Rubens, Vandyck, Duquesnoy haben in neuerer Zeit nicht unwürdige Nachfolger gefunden. Ebenso hat sich das Wiedererwachen des nationalen Geistes auf der Rednerbühne und in der Literatur dargethan. Bis zum Jahre 1830 war die Zahl der in Belgien erscheinenden Bücher und Journale nicht eben groß; jetzt ist auch in der Literatur ein gewaltiges Treiben. Die Revolution hat gleichzeitig mit tüchtigen Rednern und Staatsmännern, deren Ruf sich noch vergrößern wird, auch ausgezeichnete Schriftsteller hervorgebracht.

Die vom Volke in's Leben gerufene Revolution hat dessen Heldenmuth zu belohnen gewußt. Die Abgaben, welche im Jahre 1830 bestanden, sind um ungefähr achtzehn Millionen Franken vermindert worden. Man hat die Abgaben auf das Holzfällen und die Mahlsteuer, eine Quelle von Entbehrungen für die niedern Volksclassen, auf ewig abgeschafft. Das Loos der Arbeiter beschäftigt gerade jetzt vozugsweise die Regierung, und Alles zeigt, daß dieselbe mit Muth und Weisheit auf dem betretenen Wege der Verbesserung fortzuschreiten wissen wird."

„Glücklich die Völker, welche Unabhängigkeit errangen, und die ruhmvollen Tage, wo dies geschah, oder an denen sie ihre Freiheiten befestigten, nicht vergessen! Dieses Andenken ist das Zeichen einer glücklichen Zukunft. Indem es große und edle Überlieferungen verewigt, hebt es die Aufklärung und den Muth neuer Generationen, beseitigt die Parteispaltungen, stärkt das Nationalgefühl und macht dasselbe fruchtbar."

Das Puppenspiel von Doctor Faust. Zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten. Mit Holzschnitten. Leipzig, Avenarius und Mendelsohn. — Als unsere Scholiasten durch die modernen Dichter auf unsere sogenannte Volkspoesie aufmerksam gemacht wurden, fand ihre Bewunderung bald keine Grenze mehr. In der Lyrik war nichts dagegen zu sagen, denn das eigentliche Lied wird doch mehr oder minder immer auf den Refrain herauskommen: Ich liebe dich, Schatz, aber du liebst mich nicht wieder, das thut mir leid; oder du liebst mich wieder, und das macht mir Freud'; ich werde dir drei rothe Röslein kaufen, die stecke an deine Brust, und wenn sie welken, so ist deine Liebe vorüber, o weh! oder du bist todt, oder ich bin todt, auf meinem Grab stehn drei Lilien u. s. w. Dergleichen klingt um so artiger, je weniger Zusammenhang darin ist, und dafür wird die Volkspoesie schon sorgen. Aber man hat die Bewunderung auch auf die Volksbühne, auf die Fastnachtschwänke und Puppenspiele ausgedehnt, und da ist es bei dem wohlwollenden, aber zur Schwärmerei geneigten Sinn unsers guten Volks nicht unnöthig, daß die Kritik unsere Scholiasten zuweilen auf die Finger klopft. — Im Anfang wurde in den Reminiscenzen, die Göthe's Faust aus dem alten

Puppenspiel enthielt, nur gleichsam die Leutseligkeit des Dichters bewundert, der bei seinen hohen Gedanken und Empfindungen die volksthümlichen Vorstellungen nicht verschmähte; dann entdeckte man den eigenthümlichen Werth jener durch die pedantischen Professoren aus Gottsched's Zeit mit Unrecht verachteten populären Figuren, endlich kam man dahinter, daß sie in vieler Beziehung poetischer seien, als Göthe's Bearbeitung. — Da sich nun das Puppenspiel selbst immer mehr verliert, so muß ein getreuer Abdruck uns seine Stelle vertreten, wenn wir uns ein begründetes Urtheil über diese Huldigung der Gelehrsamkeit vor der Muse des Volks bilden wollen. — Ein solcher Abdruck liegt hier vor uns, und es kann sich ein Jeder, dem die Romantik nicht ganz den Kopf verdreht hat, überzeugen, daß es nicht möglich ist, sich etwas Abgeschmackteres zu erfinden, als diese Jahrmarktspossen. Der Herausgeber hätte nicht nöthig gehabt, die Verdrehtheiten localen und provinziellen Ursprungs mit aufzunehmen; es bleibt auch ohne das hinlänglich übrig, um alle Ehrfurcht vor den souveränen Empfindungen des Volks in uns zu ersticken. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß auch nicht eine Spur von Menschenverstand sich in diesem Machwerk vorfindet. — Einerseits ist es ein Abklatsch von der allerdings sehr populären, aber auch sehr irrationellen Vorstellung der Hexenprocesse, nur gutmüthiger gewendet, so daß die eigentliche Pointe des Hexens, den Menschen durch den Bund mit dem Bösen Schaden zuzufügen, wegfällt; andererseits der Ausdruck von der Neugier einer eben erwachenden Zeit, sich überall in der Welt umzusehen, und sich die Mittel dazu auf eine möglichst eilfertige Weise zu verschaffen. Die Geschichte selbst erträgt weder eine dramatische noch eine epische Behandlung; Faust verschreibt sich dem Teufel auf gewisse Bedingungen, und der Teufel holt ihn, nachdem er dieselben erfüllt hat. — Göthe hat nun alle möglichen Empfindungen und Reflexionen in diesen engen Rahmen eingespannt; ein eigentlich dramatisches Leben hat er nicht hereinbringen können. Es ist ein beständiges Ringen zwischen der Tiefe und Gewalt des eigenen Geistes und der Einfalt des Stoffes, dem er umsonst zu beleben strebt.

Novellenbuch von J. K. Leutner. Magdeburg, Bänsch. — Was uns bei unsern Novellisten zuerst auffällt, wenn wir sie mit den französischen vergleichen, ist der Mangel an einem ausgeschriebenen Styl. Der Franzose schreibt für die Gesellschaft, die sich nach einem bestimmten Vorbilde richtet; der Deutsche hat sein Publicum erst selber zu bilden. Die französischen Romane sind mehr oder minder gut; in der Art aber stehen sie sich nahe, vom Pair bis zur Grisette hinab wird sie Jeder verstehen. Wir sind so subjectiv, daß jede Schicht unsers Volkes eine andere Sprache redet, andere Empfindungen, andere Anschauungen hat. — In den letzten Jahren haben unsere Novellisten den neutralen Boden der Historie zum größten Theil verlassen; was sie geben ist mehr oder minder Genrebild. Unser Verfasser hat viel Sinn für Detail; er hat allerlei gesehen, und seine Phantasie verliert sich nicht in's Blaue. Diese Detailanschauung geht auch auf die Sprache über, sie ist so plastisch, daß sie nach den gewöhnlichen Regeln der Convenienz nichts fragt. Es sind „Dorfgeschichten," in buntern mannigfaltigern Kreisen erlebt und erzählt, als die schwarzwälder Geschichten Berthold Auerbach's; freilich aber auch ohne die Innigkeit der letztern.

— Dr. Fr. Zarncke wird von Michaelis d. Jahres an bei G. Wigand in Leipzig eine literarische Zeitschrift herausgeben, die unter dem Titel: „Literarisches Centralblatt

für Deutschland" wöchentlich einmal erscheinen soll. Dieselbe soll den Zweck haben, eine vollständige und schnelle Uebersicht über die gesammte Literatur Deutschlands zu vermitteln. Sie wird sich daher von den übrigen literarischen Zeitschriften besonders in zwei Punkten unterscheiden:

1. Sie wird sich auf Deutschland beschränken, garantirt aber für dieses die möglichste Vollständigkeit und Schnelligkeit, indem sie als Regel festhalten wird, jedes Buch zehn Tage nach seiner Ausgabe in Leipzig angezeigt zu haben; sie wird jedwedes Buch bibliographisch genau anzeigen mit Angabe des Preises; sie wird zu allen wichtigern oder irgendwie einer Erklärung bedürfenden Büchern mehr oder weniger kurze Berichte liefern; von allen den Fachzeitschriften, die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben dürfen, wird sie eine kurze Angabe des Inhalts bringen.

2. Außer jener Vollständigkeit wird sich das Centralblatt noch zweitens durch den Charakter der von ihm gelieferten Berichte von den andern literarischen Zeitschriften unterscheiden. Diese Berichte werden nämlich nicht sowohl kritisch, als vielmehr der Hauptsache nach kurz referirend sein, gemäß dem wesentlichen Zwecke des Blattes, dessen schon ausgesprochene Hauptaufgabe es ist, eine volle und deutliche Uebersicht über die literarische Thätigkeit Deutschlands zu gewähren. Es wird demnach das Ziel jedes einzelnen Berichtes sein, vor Allem den Leser mit dem besprochenen Werke, seinem Inhalt und seiner Form nach bekannt zu machen, und die Stelle nachzuweisen, wo sich dasselbe in die Kette der schon existirenden Werke einreiht. Es werden zu diesem Zwecke außer der Angabe des Inhalts hauptsächlich die folgenden Fragen zu berücksichtigen sein: Ist das Werk wissenschaftlich gehalten? — Sind neue Quellen benutzt? — Ist eine wesentlich neue Methode, eine neue sich auszeichnende Art der Darstellung angebracht? — An welche Werke und wie? — schließt es sich an, und welche Lücke in der Literatur gedenkt es auszufüllen? So wird die Kritik, welche das Literarische Centralblatt üben wird, sich im Wesentlichen auf das Formelle beschränken, auf den Fleiß, die Tüchtigkeit, die Kenntnisse und die Darstellungsgabe des Verfassers. Die eigentlich materielle Kritik dagegen, die Berichtigung von Irrthümern, das Entgegenstellen eigener abweichender Ansichten von Seiten des Referenten, das Anknüpfen selbstständiger Erweiterungen — diese Kritik ist principiell ausgeschlossen.

Notizen. Unter sämmtlichen neuern Schriften, die aus dem Deutschen in's Englische übersetzt sind, hat bei der Kritik Max Schlesinger's Werk über Ungarn (übertragen von Franz Pulski) die lebhafteste Anerkennung gefunden. Athenäum theilt mit besonderem Lobe die Schilderung der Czikosen mit, die unser Journal zuerst gebracht hat. — Nicht minder ist die Schrift von Friedrich Bodenstedt „über die Völker des Kaukasus" gewürdigt.

Auf die Artikel, welche Gervinus in Daily News schreibt, sollten wir um so aufmerksamer sein, da in Beziehung auf diese Angelegenheit die englische und französische Presse noch immer mit einem gewissen innern Behagen die Sache des Unrechts vertritt und unsere Nation verhöhnt. Namentlich kennt die conservative Presse Frankreichs in der Frechheit gegen Preußen und das deutsche Volk keine Grenze mehr.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Festungsanlagen in Polen.

Als Rußland sich am Schlusse der letzten großen Revolution Polens bemächtigt hatte, schob es alle Gedanken hinter den zurück, die physische Kraft des polnischen Volks zu fesseln. Zunächst stand dieser Absicht das Festungswesen, und man zögerte nicht, die Idee, es zu einem der gewaltigsten in Europa zu machen, in Angriff zu nehmen. Die Entwürfe waren riesenhaft, doch erlangte man im Allgemeinen keine Kenntniß von denselben, nur wer das Glück hatte, mit dem Genie des russischen Geniecorps, dem General von Dehn, welchem die Festungsbaue anvertraut worden waren, in nähere Berührung zu kommen, gewann bisweilen Aufschluß über die russischen Entwürfe. Zu Dehn's Schwächen gehören die Bestechlichkeit und die Offenherzigkeit in Folge verpuffter Champagnerflaschen. Sonst ziemlich verschlossen, ist er, wenn der Wein unter der Perrücke zu dampfen begann, mehre Male so freiherzig geworden, daß er der russischen Regierung wegen der Großartigkeit ihrer Entwürfe in Betreff der Festungsanlagen in Polen förmlich Triumphreden gewidmet hat. Der wackere Mann besitzt in dieser Beziehung dieselbe Schwäche, welche sich an dem General Rüdiger, der jüngst in Ungarn eine Rolle gespielt hat, schon zur Zeit der polnischen Insurrection kund that. Der polnische Oberst K. erscheint bei ihm, um auf vierundzwanzig Stunden einem Waffenstillstand abzuschließen. Man setzt sich zu Tisch und ißt und trinkt. Herr Rüdiger wird von seinem Wein inflammirt und sagt triumphirend: „„o Ihr Polen waret Ihr doch Esel, daß Ihr nicht den dritten Sturmtag von Warschau riskirt habt; denn Ihr müßt wissen, daß wir kaum noch für 1 Stunde Munition hatten, und daß Polen gerettet war, wenn Warschau nicht genommen wurde.““ „Herr General,“ versetzte K., „dies hätten Sie mir fünf Tage früher mittheilen sollen.“ „„Pah, so hätten Sie fünf Tage früher zu mir kommen sollen.““

Den russischen Beamten aller Grade ist in Bezug auf alle Polen betreffenden Maßregeln die strengste Verschwiegenheit bei Cassation auferlegt worden. Das kaiserliche Ministerium hat es sich zur Norm gemacht, alle auf Unterdrückung

und Russificirung des polnischen Volks hinzielenden Maßregeln ganz unvermerkt in's Leben treten zu lassen, und erst dann dieselben zu proclamiren, wenn sie in Kraft und Wirksamkeit sich befinden. Allein der Wein thut das Seinige bei den Herrn Generalen und Stadträthen. So z. B. wußte Jemand die Veränderung der Gouvernements in Polen sammt allen damit verbundenen Umständen schon ein halbes Jahr vor der Ausführung dieser Maßregel. Da jener Jemand die Maßregel als zuverlässig bevorstehend in deutschen Zeitungen verkündete, erstaunte die Regierung und stellte eifrigst Nachforschungen an. Sie hätte in den Weinflaschen eines Herrn Staatsraths die Forschung beginnen sollen.

Die russischen Entwürfe in Betreff der Festungsanlagen in Polen waren so großartig, daß ihre Ausführung wohl den meisten Personen von gesundem Hirn unmöglich erschien. Die Unmöglichkeit hat sich in der Folge bewiesen. Statt der siebzehn neuen Festungen hat man sich begnügen müssen, drei in's Leben zu bringen und die alten polnischen zu verstärken. Der Gedanke, daß man mit den Festungen dem polnischen Volke im möglichen Falle bedeutende Hilfsmittel zur Wiedererlangung und Behauptung seiner Freiheit in's Land gesetzt haben könne, mag wohl die Regierung veranlaßt haben, ihr leidenschaftliches Vorhaben der Critik des nüchternen Verstandes und ruhigen Blutes zu unterwerfen. Viel mehr mag sie aber die Unerschwinglichkeit der Mittel zum Innehalten bewogen haben. Gegen zweihundert Millionen Silberrubel wollte die Regierung in ihrer ersten Leidenschaftlichkeit auf Festungsbauten verwenden lassen; es sind nur neunundzwanzig verwendet worden und sie hat die Befestigung Polens schon sehr satt bekommen, wenngleich das polnische Volk diese bescheidene Summe in sein Schuldenregister schreiben mußte.

Die bastionirte Festung Modlin, welche in die Luft zu sprengen der Graf Ledochowski am Ende des Revolutionskrieges durch seine eigene Mannschaft gehindert wurde, wurde zuerst in Angriff genommen. Die Wichtigkeit dieser Festung am Zusammenfluß des Bug und der Weichsel, durch welche eine doppelte Operationslinie und ein Weichselübergang, von dem die Beherrschung beider Hälften des Landes abhängt, gesichert ist, leuchtete zu sehr ein, als daß man für sie nicht hätte das Höchste aufbieten sollen. Der Graben wurde um sechs Schuh vertieft, der Wall um ebensoviel erhöht, beides auf der Westseite sehr bedeutend hinausgeschoben, zwei Ravelins und selbst auch Contregarden eingerichtet, welche letztern jedoch die Festung mehr schwächen als stärken und offenbar zum Nachtheil sind. Dergleichen Einrichtungen besaß die alte Festung nicht. Nur mit großen Kosten ist es möglich geworden, auf zwei Seiten einen sogenannten verdeckten Gang einzurichten, doch ist er hergestellt. Auf detachirte Werke ließ sich der General nicht ein, da sie auch kaum nöthig waren. Dagegen sind im Innern der Feste viele Aenderungen gemacht und selbst die Wallmauer großentheils erneuert und an einigen Stellen gewinkelt, mehre Gebäude

bombenfest gemacht und riesenhafte Bauten zur Unterbringung einer großen Besatzung ausgeführt worden. Das Geschütz hat man verdreifacht, und Casematten eingerichtet, obschon in bastionirten Festungen diese sonst nicht gewöhnlich sind. Die Sucht der Russen, sie stark zu machen, hat die Festung in einen Zwitter verwandelt. Die Russen hatten sie früher schon für unüberwindlich gehalten und waren deshalb in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von ihr geblieben; jetzt dünkt sie ihnen wahrscheinlich zehnfach unüberwindlich, zumal die alte steinerne Heldin zu guter Letzt auch noch mit einem russischen Namen bepanzert worden ist. Freilich, sollte es einmal wieder zu einer Erhebung des polnischen Volkes kommen, so dürften die Polen wohl den russischen Kriegsgrundsatz, die Festungen zu umgehen und durch die endlichen Verhältnisse stürzen zu lassen, gelernt haben. Auch dürfte im andern Falle Rußland in seinen Regimentern vielleicht keinen Ledochowski finden, der mit stolzer Entrüstung eine halbe Million Silberrubel von dem Tische schleudert und mit einem einzigen Aufstampfen seines hölzernen Stelzbeines jede Aussicht auf profitabele Unterhandlungen zerstampft.

Die Festung Modlin und die Citadelle von Warschau, beide an den Hauptpunkten der Weichsel gelegen, durch diese mit einander verbunden und nur vier Meilen von einander entfernt, sind das schwerste Gewicht in Polens Genick. Vorzüglich die Warschauer Feste hat große Bedeutung, wenn man, — wie es die Russen zu sein scheinen — der Meinung ist, daß die Erhebung des polnischen Volks in einer andern Weise nicht stattfinden könne, als in der sie früher stattgefunden hat.

Die Citadelle von Warschau wurde 1832 in Angriff genommen und schon 1835 vollendet. Ohne ganze russische Regimenter mit Schaufel, Hacke und Spaten manövriren zu lassen, würde diese Riesenbaute, welche im äußersten Nothfalle die ganze Warschauer Garnison, deren höchster Satz auf fünf und zwanzigtausend Mann angenommen worden ist, aufnehmen kann, in Zeit von drei Jahren nicht fertig geworden sein. Die Verwendung der russischen Soldaten für die Bauarbeiten ist auch die Ursache, daß der baare Vorschuß, den Rußland dem Königreich für die Festungsanlagen aufgezwungen hat, doch im Verhältniß zu den erschaffenen Werken ein nicht großer ist.

Die Citadelle hat einen Umfang von fast drei Viertelstunden und nimmt beinahe den ganzen Raum zwischen Marymont und dem nördlichen Ende Warschaus ein. Sie bildet ein rechtwinkliges Viereck, dessen eine Seite auf dem Uferplateau mit der Stadt in gleicher Höhe, dessen entgegengesetzte Seite unmittelbar in der Weichsel fußt, und dessen andere beide Seiten parallel den Uferabhang hinablaufen. Von Osten verweigert die Weichsel jeden Angriff, zumal sie hier eine Tiefe besitzt, die das Bett nimmer trocken werden läßt. Nur bei starker Winterkälte, wenn der Fluß gefroren ist, wäre auf dieser Seite ein Angriff möglich, dann wäre er in der That auch auszuführen, da die Mauer kein ungeheueres Hinderniß ist,

Wallgräben aber nicht angebracht werden konnten. Es ist daher der Citadelle gegenüber auf dem rechten Weichselufer eine kleine Festung, welche Brückenkopf genannt wird, ohne eigentlich ein Brückenkopf zu sein, errichtet worden, so daß die winterliche Eisdecke des Flusses doch nicht ohne Gefahr zu einem Angriff der Citadelle benutzt werden kann.

Auf jenen drei Seiten ist die Citadelle durch doppelte Gräben (was man sonst nie findet) von 14 Fuß Tiefe und 56 Fuß Breite und einen Wall von 28 Fuß Höhe mit zweifacher Palisadenlinie geschützt. Der Graben ist mit senkrechten Ziegelsteinmauern versehen und enthält eine Reihe von Casematten. Die innere Mauer bildet an den Ecken Vorsprünge mit einem zurückfallenden stumpfen Winkel und sie wollen glauben machen, die Feste habe nach dem tenaillirten System erbaut werden sollen. Ein unterirdischer Gang, für Fuhrwerk hinreichend groß, führt aus diesen mit Geschützen gefüllten Vorsprüngen nach dem Centrum der Feste. Von diesen Winkelbastionen aus, welche weder durch Ravelins noch durch Contregarden gedeckt werden, werden die Gräben auf drei Seiten mit Kugeln durchstrichen und die Unmöglichkeit, sie unter Wasser zu setzen, bedeutungslos gemacht. In dem zweiten Wallgraben befinden sich die Pulvervorräthe in bombenfesten Gewölben, die nicht tief in die Erde gehen und über der Grabensohle die Höhe von 8 Schuh erreichen. Diese Gebäude in den Wallgräben sind Fehler in der Anlage, welche sich nur dadurch entschuldigen, daß man in Polen vor Explosion der Pulvermagazine Furcht zu haben Ursache hat. Die häufigen Explosionen der Pulvermagazine in den russischen Festungen sind eine räthselhafte Erscheinung und werden nicht sowohl dadurch sehr verdächtig und erforschenswerth, daß sie über alle Maßen häufig sind, sondern weil die Behörde jedes Mal aufs strengste den Zeitungsredactionen gebietet, davon nichts zu berichten. 1840 fanden in vier Tagen nicht weniger als drei Explosionen in verschiedenen Festungen statt und in der Warschauer Citadelle entzündeten sich einige ganz unbegreiflicher Weise gefüllte Bomben im Geschützhause, zerschmetterten das Dach des Gebäudes und verursachten eine Feuersbrunst, die mehre Gebäude, darunter eins von sieben und dreißig Fenstern Breite, in Asche legte.

Bei einem unerwarteten und brüskirten Angriff können jene Gewölbe der Citadelle sehr gefährlich werden, indem sie, gerade im Mittelpunkt der Courtinen stehend, die Thätigkeit der Bastionen hemmen und selbst das Material zu einem bedeckten Gange liefern können.

Innerhalb des Walles befinden sich die Festungsgebäude, viel zu hoch in einem dreifachen Quadrat aufgestellt. Stallungen, Magazine, Arsenale, Casernen, Canzleien, Offizierhaus, Commandantenpalais, Kirche ꝛc. ꝛc. sind sämmtlich auf das großartigste aufgeführt und zweckmäßig geordnet. Die Dächer sind nicht bombenfest wie in den meisten preußischen Festungen, sondern sehr leicht mit Zink gedeckt. Man kann daraus sehen, daß die Citadelle nur gegen die Polen be-

rechnet worden ist, die freilich wohl dann erst im Besitz von Bomben, Bombenkesseln und ähnlichen Wurfgeschützen sein werden, wenn die Russen schon aus der Citadelle getrieben worden sind. Auf einen von außen kommenden Feind scheint man überhaupt bei den Festungsanlagen in Polen ganz und gar nicht gerechnet zu haben.

Wie wenig nun auch die russische Regierung den jetzigen Polen noch Kraft zutrauen kann, so ist sie doch darauf bedacht gewesen, ihrer stolzen Citadelle ein Hinterthor zu geben, damit die Besatzung glücklich davonkommen kann; und diesen schnurrigen Gedanken hat sie noch dadurch sichtbarer gemacht, daß sie die Schnellöffnung der Thore in das Reglement der Festungsmanöver hat aufnehmen lassen. Dieses Manöver wird in der That so tüchtig geübt, daß man über den russischen Gedanken lachen muß. Schreiber dessen sah ein Mal an dem erwähnten Hinterthore einige Stunden lang folgendem Exercitium zu. Eine Compagnie Infanterie war in dem ersten Stockwerk des Magazingebäudes zerstreut aufgestellt worden. Auf ein Commando stürzte, warf sich und sprang die Compagnie mit Gepäck und Gewehr aus den Fenstern des Magazins herab, die Section, welche sich dem Thore am nächsten befand, mußte im Nu das Thor geöffnet haben, und in Zeit von etwa fünf Minuten Alles sich auf den Kähnen befinden, die hinter dem Thor auf der Weichsel standen.

Das Arsenal der Citadelle ist sehenswerth, besonders das Bombenhaus. Ich habe nie in einer deutschen Festung so viele schwere Geschütze gesehen, als in dieser russischen. Die Zahl der Kanonen belief sich im Jahre 1846 mit den jenseits des Stroms gleichsam zur erschreckenden Schau auf Holzblöcken lagernden auf 150, die schweren Wurfgeschosse habe ich, da sie nicht reihenweis aufgestellt, sondern aufgehäuft sind, nicht überrechnen können; doch muß ihre Zahl die der Kanonen sehr bedeutend übersteigen. Man sieht aus der ungeheuren Menge von Bombengeschütz, daß die Citadelle eigentlich nur gegen die Stadt Warschau berechnet worden ist; auch geben zwei gut gewölbte Minen, welche sich ein Stück unter die Stadt hinziehen, davon einen Beweis. Recht vollkommen begreift man den Zweck dieser Anstalt, welche geflissentlich zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden ist, und geflissentlich noch immer dann und wann erwähnt und den Warschauern in die Erinnerung gebracht wird, nicht. Könnte die russische Regierung so kannibalisch sein, Warschau in die Luft zu sprengen? Zum Glück sind die Theile der Stadt, welche der Citadelle zunächst liegen, nicht eben die vortrefflichsten, und sollten die beiden Minen einmal gesprengt werden, so würde Warschau eben nur verlieren, woran ihm nicht allzu viel gelegen sein könnte. Weislich hat die russische Regierung keines ihrer Staatsgebäude in diesen gefährdeten Stadttheil setzen lassen. Die russische Kirche steht von allen diesen der Citadelle am nächsten, und man besann sich lange, ob man recht daran thue, sie in der langen

Straße zu erbauen, obschon diese sich drei Viertelstunden von der Festung entfernt und außerhalb des Bereichs ihrer unterirdischen Anstalten befindet.

Die Russen scheinen überhaupt das Unterirdische sehr zu lieben. Die Bauern wohnen meist unterirdisch. Die unglaublichen Geschichten der alten Romane von der unterirdischen Wirthschaft der Königs- und Räuberschlösser könnten für eine treue Schilderung des modernen Rußland gelten. Die Citadelle ist wirklich unterwühlt wie ein Ameisennest; ebenso die übrigen Festungen. Als den Russen 1831 Modlin übergeben wurde, befand sich in demselben nichts Unterirdisches weiter als elf Kasematten und die nöthigen Keller; jetzt kann man unter der Festung Modlin spazieren gehen, und besonders zum Ufer des Bug hinab à la Maulwurf, Fuchs oder Ratte einen ganz hübschen Weg zurücklegen. Zamosc war, nach der Angabe seines Gründers, eines Fürsten Zamoiski, ursprünglich schon mit vielen unterirdischen Räumen, besonders sehr vielen tiefen und geräumigen Kasematten versehen; jetzt aber, seit die Russen darin wirthschaften, hat sich unter dem überirdischen Zamosc ein völliges unterirdisches Zamosc gebildet. Dabei sind nun aber schnurriger Weise die russischen Wühlfestungsbaumeister selbst auf den Fall bedacht gewesen, daß den Polen einmal der Einfall kommen könnte, von außen unter die Festungen zu wühlen, und sie haben es deshalb für nöthig erachtet, die unterirdischen Räume nicht blos zu wölben, sondern sogar den Fußboden mit Mauern zu versehen. In der Festung Iwanyrod hat man den Fußboden eines Ganges sogar durch eichene gespitzte Blöcke undurchbrechlich gemacht und an zwei Stellen eisenbeschlagene Thüren angebracht.

Angesichts so vieler Beweise, daß die Citadelle fast einzig und allein um der Zügelung der revolutionären Stadt Warschau erbaut worden, fällt einem befremdend die sehr schlechte Lage derselben, welche nicht einmal die Anlage von guten Außenwerken gestattete, auf. Man könnte sagen, sie wird von der Stadt beherrscht, nicht: sie beherrscht die Stadt, denn sie liegt nicht über, sondern unter dieser. Nicht nur, daß man die Bomben nicht anders als blindlings in die Stadt werfen kann, da man von der Citadelle aus keinen Blick über dieselbe hat, sondern man wird auch nicht im Stande sein, mit den Geschossen der südlichen Hälfte der Stadt, welche ohne Frage viel wichtiger als jene ist, das Mindeste anzuthun. Zweifelsohne würde sie ungleich größere Macht erhalten haben, hätte man ihr den Platz vor dem Wolaer Thore eingeräumt, von dem aus sie die Stadt nach allen Seiten hätte überreichen können. Freilich wäre dadurch ihre Verbindung mit der Festung Modlin durch die Weichsel verloren gegangen. Anfänglich hatte man um dieser Mängel willen die Absicht, an dem Südende von Warschau unfern dem kaiserlichen Lustschloß Belvedere ein starkes Fort zu erbauen; doch ist in der Folge diese Absicht nicht ausgeführt und nur dadurch das Fort einiger Maßen ersetzt worden, daß man die Casernen, welche längst vor der Revolution bei den Lustschlössern Belvedere und Lazienki standen, durch ungeheure

Anbaue in eine wahre Soldatenstadt verwandelt hat. Ueberhaupt scheint das russische Militärgouvernement in Ansehung der Beherrschung Warschau's auf die Caserne großes Gewicht zu legen. Ueberall da, wo nach pariſischer Art eine Fortification hätte angebracht werden müſſen, findet man eine Caserne. Diese Casernen haben noch keine Filiale, durch welche sie unter sich mit einander verbunden werden. Sieht man sich gut um, so findet man allenthalben Militäranstalten, selbst außerhalb der städtischen sogenannten Linie (mit Wall versehener Grenzgraben) in dem Felde. Man findet da von vierhundert zu vierhundert Schritten eine Art russischer Semlonka, welche von einer Section Kosaken bewohnt wird. Es sind dies Erdhütten, von denen außen nichts weiter sichtbar ist, als das Strohdach. Der bewohnte Raum befindet sich unter der Oberfläche der Erde. Die Einrichtung im Innern ist viel schlechter als in einem deutschen Pferdestalle, ja selbst die niedrig geachteten Pferde Polens können sich rühmen, anständiger zu wohnen, als diese Kosaken, welche das stattliche Warschau von außen bewachen. Das Schilf, welches den Pferden untergestreut wird, ist zugleich das Bett der Reiter. Von einer wirthschaftlichen Einrichtung findet man in diesen militärischen Erdlöchern nichts weiter, als eine auf Pfählen ruhende Tischplatte, und ein langes ebenfalls auf Pfählen befestigtes Brett als Bank, dazu ein Wasserfaß und einige blecherne Töpfe zum Kochen. Diese Gegenstände liefert die Regierung. Etwas Weitern bedarf nach ihrer Meinung der Soldat nicht. Die Besitzer der Felder, in welchen diese unglücklichen Krieger ihre Löcher haben, halten, und wohl nicht ohne Grund, diese armen Teufel für die gefährlichsten Erdflöhe oder Hamster, die es auf Erden nur geben kann. Das Schlimmste, daß man ihnen ihren gefährlichen Instinct nicht einmal wehren darf. Wollte man sich ihren Räubereien widersetzen, man würde von ihnen gemißhandelt werden. Die Behörden aber halten den Grundsatz fest, der Soldat muß zu leben suchen, wenn ihm nichts zu leben gegeben wird. Vor ihrer Hütte findet man kleine Plätze zum Dreschen förmlich eingerichtet. Das in der Nacht aus den nächsten Feldern herbeigeschleppte Getreide wird hier bei Tage ohne Scheu mit den Piken oder Säbelscheiden gedroschen und am dritten Tage einigen Pferden auf den Rücken geladen und in die Stadt zu Markte geführt. Es ist vorgekommen, daß sich derartige Landwirthe in Ermangelung von Säcken ihrer kaiserlichen Hosen zum Transport bedienten, und darum durchaus nicht von dem Obersten von Bu.....w, der ein Zuschauer des Schauspiels war, verhört wurden.

Diese Kosakenposten bilden um die Stadt herum bis zur Citadelle eine Art Telegraphenlinie, wie im Innern der Stadt die Budensoldaten zu den Hauptwachen hin, deren Zahl sich nun sogar auf dreiundzwanzig gesteigert hat. Sie sind gleichsam eine Nothverbindungslinie der Citadelle mit den bedeutendsten Casernen, besonders der von Aljazdow, deren Größe und glänzende Einrichtung zu bewundern sein dürften.

Die Stärke, die der schon früher erwähnte Brückenkopf, welcher auf dem rechten Weichselufer liegt, der Citadelle verleiht, ist sehr bedingt. Bei hohem Stande des Stroms dürfte seine Thätigkeit sehr beschränkt sein, da er sich an der niedrigsten Stelle des Ufers auf sehr sandigem durchdringlichen Boden befindet. Der Graben konnte deshalb nicht tief gelegt werden, hat aber den Vortheil, bis zu 7 Schuh mit Wasser gefüllt werden zu können, leidet dagegen aber wieder von dem Gebrechen, daß bei hohem Wasserstand die Füllmauern, von dem aller Verbindungskraft ermangelnden Sandboden gepreßt, Sprünge bekommen und stellenweis einstürzen. Ueberhaupt ist diese kleine Feste ungewöhnlich vielen Mißgeschicken ausgesetzt. Jeder Nord- und jeder Südwind von einiger Heftigkeit steigert sich bei ihr in Folge der Pressung am gegenüberliegenden hohen Stromufer zum Sturm, und jeder Sturm ist für sie ein Orkan, dem sie bald die herrlichen Zinkdächer, bald ein Haus, bald einen Schuppen zollen muß. Die Gebäude sind wie die der Citadelle und wie alle, welche sich in den neuen russischen Festungen befinden, von großer Eleganz, aber ungemein leichter Bauart: daher leiden sie in erwähnten Fällen entsetzlich und sind fortwährend bedeutender Reparaturen bedürftig, wodurch zum großen Jammer der Warschauer Bürgerschaft die Fortdauer der fürchterlichen Citadellensteuer immer neue Berechtigung gewinnt. Der Brückenkopf enthält an sechzig Kanonen und kann eine Besatzung von 1200 Mann aufnehmen. In der Citadelle dagegen finden im Fall der Noth fünfundzwanzigtausend Mann Platz. Um eine große Truppenmasse in ihr bewegen zu können, hat man die Gebäude so gestellt, daß sich allenthalben ziemlich große freie Plätze befinden. Der Centralplatz hat die Größe, daß auf ihm zwei Bataillone Infanterie die gewöhnlichen Exercitien ausführen können. Im Mittelpunkt dieses Platzes befindet sich zum ehrenden Andenken an den Kaiser Alexander ein fünfzig Fuß hoher herrlicher Obelisk von Gußeisen und vergoldeter Bronce. Seine goldenen Buchstaben auf den vier Flächen des Würfels machen nur unbedeutende auf den Bau der Feste bezügliche Angaben. Eine Seite ist einzig dem Kaiser Alexander gewidmet, zu dessen Ehre die Feste auch den Namen Alexandercitadelle trägt.

Obschon auf die Citadelle von Warschau die größten Kräfte verwendet worden sind, so ist sie doch unter allen gegenwärtig in Polen befindlichen Festungen die schlechteste. Was ihr das Terrain nicht gewährt hat, hat ihr die Kunst und Mühe des Menschen nicht schenken können. Von der jenseitigen Weichselseite kann sie so wirkungsvoll bombardirt werden wie eine Stadt, da keiner ihrer einzelnen Theile gedeckt werden konnte. Sie bietet sich dem dort gegenüberstehenden Feinde mit einer solchen Offenheit dar, daß er planmäßig gegen sie verfahren und nach Vortheil bald diesen, bald jenen einzelnen Theil zum Ziel seiner Geschütze wählen kann. Nicht einmal die wichtigsten Gebäude sind gedeckt, selbst zwei Pulvermagazine im zweiten Wallgraben bieten sich zum Ziele dar.

Nachdem die Warschauer Festungswerke ziemlich vollendet waren, wurde die Festung Demplin, als die dritte Weichselfestung, in Angriff genommen und mit ebenso gewaltsamer Eile erbaut. Ihr Zweck ist, einen Weichselübergang auch in Kleinpolen zu sichern, so, daß eine revolutionäre Armee sich durch die Weichsel in keiner Hälfte des Königreichs mehr geschützt finden könne. Modlin sichert den Uebergang im nördlichen Theile Polens, die Alexandercitadelle im mittlern und Demplin im südlichen. So haben die Russen durch ihre Weichselfestungen allerdings die Herrschaft über beide Hälften des Königreichs, und die Organisation einer insurrectionellen Armee dürfte dadurch freilich sehr schwierig werden. Hat sich solche aber einmal gebildet, dann dürfte der Zweck der Weichselbefestigung verfehlt sein.

Die Festung Demplin ist ungeachtet ihrer hohen Lage mit Graben und Wall und mehr Außenwerken als die Warschauer Citadelle versehen. Die Menge ihrer Geschütze ist ziemlich bedeutend, die Geschütze selbst aber von viel geringerem Caliber, als die von Modlin und Warschau. In der Warschauer Citadelle findet man sogar Hundertundsechzigpfünder, und auf diese, sagt man, seien der Fürst Paskiewicz und General Dehn so stolz, wie Ludwig XI. von Frankreich auf seine große Donnerbüchse. Sie sind geflissentlich an einem Orte aufgestellt, daß sie von den außerhalb der Citadelle Lustwandelnden gesehen werden. Die sonderbare Manier der Russen, Furcht zu erregen, beweist sich auch in Praga, wo man an dem Ausgang der Brücke den allsonntäglich hier spazierenden Tausenden von Menschen die Kanonenrohre vom schwersten Caliber, welche in den eine halbe Stunde entfernten Brückenkopf gehören, förmlich in den Weg gelegt hat, als ob für sie schon kein Raum in den Festungswerken vorhanden wäre.

Auch in Demplin leiden die Gebäude an der Leichtigkeit der Bauart. Viele derselben sind nicht einmal massiv und dürften selbst bei einer schwachen Belagerung zu Grunde gehen. Ob die Russen so viel auf ihre unterirdischen Anstalten gegeben, daß sie die überirdischen gering geschätzt, oder ob sie so sehr auf ihr großartiges Gewehrverbot gebaut, möcht' ich wohl wissen. Die alten polnischen Festungen Modlin und Zamosc, auch selbst die Klosterfeste Czenstochau haben in Ansehung der Dauerhaftigkeit ihrer Bauten bei weitem den Vorzug vor den neuen russischen Festungen. In Zamosc befindet sich kein Haus, dessen Mauer nicht mindestens $1\frac{3}{4}$ Ellen stark wäre, und Modlin zeigt Mauern, die mit denen des Petersbergs in Erfurt um den Rang streiten. Bei den sehr bedeutenden Vergrößerungen, welche die Russen diesen Festungen in neuester Zeit gegeben haben, finden sich auch die russischen Baufehler.

Auf die Festung Zamosc scheint die russische Strategie außerordentlich großes Gewicht zu legen, wenn man nach den Summen urtheilen darf, welche in neuester Zeit auf diese Festung verwendet worden sind. Die Erdbaue und Oberbaue grenzen an's Ungeheure, und mit Geschützen hat man sie verhältnißmäßig reich-

licher versehen, als jede andere Feste in Polen. Die neuen Oberbauten sind vorzüglich auf Verstärkung der Besatzung berechnet worden, so daß Zamosc gegenwärtig an sechstausend Mann aufnehmen kann. Zamosc erscheint den Russen vorzüglich wegen seiner Lage gegen Lithauen und Podolien von großer Wichtigkeit, keineswegen wegen einer Beziehung zu den Weichselfesten. Der sehr entfernten Weichsellinie kann es den mindesten Vortheil nicht gewähren, ebensowenig kann es das Wieprzflüßchen zur Basis kriegerischer Operationen erheben. Ursprünglich ist die Festung gegen die Türken und Tartaren erbaut worden; gegenwärtig hat sie keinen vernünftigen Zweck, wenn nicht der, Podolien und Südlithauen an Hilfleistungen zu hindern, der Anerkennung würdig ist. Die Russen rechnen sie zur Buglinie, welche Polen von Lithauen trennt, und haben deshalb in neuer Zeit auch Brzesz litewski mit einigen Werken versehen.

Auf Czenstochau, welches in dem fernsten Zipfel des Landes liegt und daher nur gegen einen ausländischen Feind brauchbar ist, nicht aber den aufständischen Polen ein großes Hinderniß in den Weg legen kann, hat man gar keinen Werth gelegt und meines Wissens nichts verwendet. Es befindet sich noch in seinem alten Zustande. Daß die Russen sich vor dem römischkatholisch wunderwirkenden Marienbilde oder dessen geweihten Dienern sollten fürchten, ist nicht zu glauben, denn daß sie mit solchen Wesen abzukommen verstehen, haben sie nur an zu vielen Orten im Lande bewiesen. Es ist daher nur die in Bezug auf innern Krieg bedeutungslose Lage Czenstochau's, was von ihrer thätlichen Berücksichtigung bei der Fortification Polens abgehalten hat. Nur zu sichtbar ist allenthalben, daß diese einzig und allein gegen die Polen berechnet worden ist. Gewiß ist sie eins der schwersten Gewichte im Genick des eingebornen Volkes, doch ist sehr zu bezweifeln, daß sie ihrem Zwecke entsprechen werde, und selbst dann würde es noch sehr zweifelhaft sein, wenn statt dreier die beabsichtigten siebzehn neuen Festungen in's Leben getreten wären. Wie klein Polen, ist es doch zu groß, um von einer Anzahl von Festungen in Ohnmacht erhalten zu werden. Die Revolutionen anderer Länder geben Beweise. Ganz andere Maßregeln müssen mit dem Zwingburgwesen in Verbindung gebracht werden, und diese zu ergreifen, hat die russische Regierung freilich nicht versäumt, doch ist für ihre Schilderung hier kein Raum mehr vorhanden. Polen besitzt gegenwärtig fünf Festungen und eine unwesentliche Fortification an der lithauischen Grenze. Durch drei Festungswerke exclusive des sogenannten Brückenkopfs von Warschau, welcher viel richtiger die Festung Praga genannt werden würde, ist die Weichsel zur Basis der militärischen Macht des Landes gemacht worden. Durch eine und die Fortification von Brzesc sind die altpolnischen Provinzen einigermaßen abgesperrt worden und die sechste ist bedeutungslos. Die neuen Befestigungen kosten gegen 30 Millionen Rubel, ihre Instandhaltung verursacht eine jährliche Ausgabe von über 150,000 Rubeln. Sämmtliche Werke erfordern im Kriege eine Besatzung von 42,000 Mann.

Patriotismus und Soldatenwillkür.

Eine Episode aus dem ungarischen Kriege.

Wer am 4. April 1849 in Pesth durch die Straßen ging, konnte bei jeder Ecke nur schwer durch die Menschenmassen dringen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit einen langen Maueranschlag lasen und sich lächelnd und einander zuwinkend entfernten, während sich aus dem Hintergrunde andere an die von ihnen verlassenen Plätze drängten, um mit derselben Hast und Gespanntheit zu lesen, sich mit demselben Belagerungszustandeslächeln zu entfernen und wieder andern Platz zu machen.

Der Maueranschlag war ein Kriegsbulletin von dem „Grafen Ladislaus Wrbna", Feldmarschallieutenant und Commandant des 2. Armeecorps unterschrieben, der während der Abwesenheit des „Obercommandanten Feldmarschall Alfred Fürst zu Windischgrätz," der damals die Schlacht bei Kapolna geliefert hatte und nun auf dem Wege war, das ersehnte Debrezin westlich von Pesth zu suchen, Commandant und Civilgouverneur des eroberten Theiles von Ungarn war; und verkündete den Einwohnern der Hauptstadt einen großen Sieg, welchen der Ban an diesem Tage erkämpft habe.

Se. Excell. der Ban, heißt es in dem Bulletin, sei heute Morgen bei Tápió-Bicske auf eine Abtheilung des Rebellenheeres gestoßen, die er, obwohl sie seinen Truppen an Zahl überlegen war, sogleich angriff, und nach einem kurzen Gefecht auseinander jagte; mehrere hundert Gefangene und 14 Kanonen wurden erbeutet u. s. w. Der Bericht endigt mit jener berühmt gewordenen Phrase: „Das ist der Anfang jener Operationen, welche mit der gänzlichen Vernichtung der Rebellion enden werden."

Mit diesem Bulletin ging es dem Ban, wie Melas bei Marengo, denn wirklich gelang es ihm anfangs, Klapka's Armeecorps zurückzudrängen, allein dieser, bei N.-Kátaa von Damjanich aufgenommen, ergriff sogleich die Offensive und brachte dem Banus noch an demselben Tage eine vollständige Niederlage bei, die ihn den Rückzug nach der Hauptstadt antreten ließ.

Allein diese Enttäuschung der croatischen Waffenbrüder mußten die Dörfer, durch welche sie zogen, theuer entgelten.

Man hat im Auslande viel von der Raub- und Plünderungslust der Croaten gesprochen, und da diese östreichischen Helden besonders dem deutschen Publicum aus den Zeiten des dreißig- und siebenjährigen Krieges rühmlich bekannt sind, so wurden auch ihre neuesten Waffenthaten in Wien, Italien und Ungarn nach diesem Maßstabe gewürdigt und allgemein angenommen, daß diese culturarmen Söhne des Südens eine natürliche Abneigung gegen das siebente Gebot

hegen, und ihre Disciplin dort aufhört, wo gewisse Evolutionen mit den Fingern anfangen. Allein wer mit der Verfassung der Militärgrenze näher vertraut ist, muß hier dem kriegerischen Stamme der Südslaven das Wort sprechen, da die Babeuf'schen Tendenzen ihnen nicht mit der Muttermilch eingesogen werden, sondern vielmehr in ihrer bürgerlichen Stellung und besonders in einem Privilegium, welches die einzige Lichtseite (?) in dem drang- und entbehrungsvollen Leben des Grenzers bildet, ihren Grund haben.

Der Grenzer ist ein Wesen, welches isolirt in der großen Volksfamilie dasteht, welche wir Staat nennen. Seine Person hat nur insofern Werth, als sie ein Gewehr tragen und gegen eine Kanone anlaufen kann; seine Familie besteht aus einer gewissen Zahl von Mannschaft, deren Corporal der Patriarch ist; seine Gemeinde ist eine Compagnie, sein Bezirk ein Regiment, sein Vaterland eine große Caserne, und sein Kaiser ist der erste Soldat der Welt.

Der Grenzer hat aber nicht nur dem Staate — dem er geborene Maschine ist — sondern auch seiner Familie gegenüber keine Individualität. — Die Session, d. h. die zu einem Hause und den daran haftenden Grundstücken gehörende Familie, ist dort die Einheit; die Mitglieder, die oft aus 4—8 und noch mehr Ehepaaren bestehen, bilden nur Bruchstücke dieser Einheit und sind mit ihrer Arbeit und ihrem Talent an dieselbe gebunden. Wenn ein Mitglied der Session außer dem Hause auf Arbeit gehen will, so muß es sich dazu die Erlaubniß des Patriarchen (vorstehendes Mitglied der Session) einholen und auch dann einen Theil des erarbeiteten Lohnes in die Familiencasse abliefern. Nur Ein Erwerb ist ihm vom Gesetz als ungeschmälertes Eigenthum zugesprochen, und das ist die gemachte Kriegsbeute.*)

Nun denke man sich einen Feldherrn, der dem armen, zu Hause meist hungernden und mit seinem geringen Besitz und Erwerb unter Curatel stehenden Grenzer diesen einzigen Weg zur Erlangung eines selbstständigen Vermögens abschneiden wollte; der dem Grenzer, welcher den Civilstand nur als solchen kennt, für den oder gegen den er in die blutige Schlacht ziehen und dann seinen verkrüppelten Bruder, Vater oder Oheim mit seiner Hände Arbeit ernähren helfen muß, von Pflichten des Kriegers gegen den Staat und andern dergleichen Dingen sprechen wollte; ja noch mehr, der dem Grenzer in einem Kriege, wie der letzte war, Schonung gegen den gebieten wollte, der es wagte, die heilige Disciplin so gröblich zu verletzen und sich gegen den ersten Soldaten der Erde zu erheben: und man wird gestehen müssen, daß ein solcher Feldherr entweder ein Gott oder ein — Narr sein mußte.

Entweder die Militärgrenze muß als solche aufhören zu sein, oder die Süd-

*) Das neue Grenzstatut hat Manches zur Verbesserung der militärischen Stellung des Grenzers eingeführt, aber an seinem staatsbürgerlichen Leben wurde fast nichts verändert.

slaven Ungarns (und der größte Theil dieser ist in jenes Säbelreich gezwängt) bleiben für die europäische Civilisation verloren, und die Völker Oestreichs müssen bereit sein, ihre Constitutionsgelüste nicht nur mit ihrem Blute, sondern auch mit ihren Uhren, Ketten, Ringen und andern dergleichen Croatenwaaren zu bezahlen. —

Doch gehen wir zu unserer Erzählung zurück.

Am 4. April 1849, Abends gegen 9 Uhr, hatte das hinter Pesth auf einem wellenförmigen Ausläufer des Tatragebirges gelegene Dörfchen M . . . . . ein ganz eigenthümliches Aussehen. — Das Dörfchen zählt auf 40—50 aus Lehm gestampften, mit Stroh gedeckten, aber gut erhaltenen Häuschen, gegen fünf hundert slavische Einwohner, welche bis zum März 1848 an mehrere gräfliche und andere adelige Familien grundherrschaftliche Dienste leisteten. Solche slavische Dörfer gibt es in dieser und andern magyarischen Gegenden viele, aber die Einwohner, zu dem ohnedies gut ungarisch gesinnten Stamme der Nordslaven gehörend, haben sich im Laufe der Zeit so sehr mit dem Magyarismus identificirt, daß sich unsere Kronlandfarikanten sehr täuschen würden, wollten sie bei diesen Söhnen Slava's Hilfe für ihre Bestrebungen suchen, oder sie nur als Ausschlagszahl in die Rubrik „Slaven" hineinoctroyiren. In den größern slavischen Gemeinden, wie Szarvas, Csaba u. a. jenseits der Theiß, widerstand zwar die Zahl*) dem allgemeinen Gesetz der Mischung; aber diese Gemeinden sind darum nicht minder gut ungarisch, und sie würden einem Agitator, der ihnen in den lockenden Tönen der Libussa von Losreißung und Krieg gegen ihre magyarischen Brüder predigen wollte, mit dem echt magyarischen bunkós**) die Thüre weisen. Die kleinern, in den magyarischen Gegenden zerstreut liegenden slavischen Dörfer sprechen ihre „alte" Sprache nur noch im Familienkreise, und wenn sie vor einem Magyaren Geheimnisse abzumachen haben; aber im öffentlichen Leben sind sie in Sprache, Tracht und Haltung von den Einwohnern Kecskemét's, Szolnok's und Jászberény's nur schwer zu unterscheiden.

Auch M..... gehört zu diesen letztern, und die kleine Gemeinde hatte sogar den Muth, im vergangenen Winter, als noch das blutige alter ego im Lande waltete, eine Demonstration zu Gunsten des Magyarenthums zu machen, indem sie ihren Ortsgeistlichen aufforderte, bei dem lieben Gott, der von ihnen bis jetzt slavisch angesprochen wurde, in der rebellischen Magyarensprache zu petitioniren. — Gebet und Predigt wurden magyarisirt. —

Am obgenannten Tage war das Dörfchen voller Bewegung. Die Kunde von der Niederlage des Feindes war von dem nahe gelegenen N. Káta dahin

---

*) Erstere zählt 15, letztere 40 tausend slavische Einwohner, und ist dies das größte Dorf in der Geographie.

**) Knotenstock.

gelangt, und man war der Ankunft der Croaten, die hier ihren Durchzug nahmen, gewärtig.

An den Häusern, die zu beiden Seiten auf einem hohen Damme stehen, liefen Frauen, Mädchen und Kinder, mit größern und kleinern Bündeln beladen, um die schwer erworbene Habe an Leinen, Betten und Kleidungsstücken — alles Dinge, welchen ein croatischer Krieger nicht widerstehen kann — in Sicherheit zu bringen, während an beiden Ufern des Baches, welcher das Dorf der Länge nach durchschneidet, kleinere und größere Gruppen von Männern in langen Zsubá's (Schafspelze), mit dem Körper vorwärts geneigt und auf einen langen, in die Erde eingestemmten Stock gestützt standen und sich in Bauernwitzen über die närrische Furcht der Weiber belustigten.

„Mara!" (Marie), rief ein rüstiger Bauer von mittlerem Alter einem unter ihrer Last ächzenden Mädchen zu, „hast Du nicht vergessen, einige alte Leinwandlappen zurückzulassen? Die Unserigen sollen heute besonders mit dem szurony (Bajonette) gearbeitet haben, und da gibt's gewöhnlich viel paprikas*); die armen Croaten werden also viel einzupacken (verbinden) haben." „Was!" rief ein junger Rothkopf, mit einer plattgedrückten Nase und aufgeworfenen Lippen, „Ihr hättet lieber den schmalen Feldweg von Koth reinigen sollen, damit die Pferde der Jesus-Maria-Hußaren**) nicht stecken bleiben, und die armen Jungen leichter davon kommen." „Die werden wohl was Anderes zu thun haben, als zu plündern," meinte ein Dritter mit ernster Miene und einem steif gewichsten Schnurrbart. „Wenn Einem so Paar Hundert Hußaren auf den Fersen sitzt, und man die Feldmusik (Kanonen) zurückgelassen hat, läßt man selbst den heißen forditott kása***) stehen, und trachtet lieber, daß man weiter kommt, anstatt sich den Ranzen mit Weiberkram zu füllen."

Solche Aeußerungen ließen sich in den Männergruppen hören; allein die Frauen sind zwar weniger thätig im Erwerben, aber desto geiziger im Erhalten des Erworbenen, und die Bürgerinnen von M..... setzten ihre Arbeit fort, und nach einer Stunde war im ganzen Dorfe kein ganzes Schnupftuch oder Federnkissen zu finden. Die Keller in den Weingärten und die großen Stroh- und Heuschober hinter dem Dorfe bargen alle mobilen Schätze des Dorfes. Nur in den Herrschaftsgebäuden mißachtete man diese Vorsicht und verhielt sich ganz ruhig. —

Um elf Uhr in der Nacht wurden die Einwohner M.....'s durch mehrere

---

*) „Gehacktes Fleisch," eine Lieblingsspeise der Ungarn, hier im Sinne von Hieb- und Stichwunden genommen.

**) So wurden spottweise die zwei Escadrone Banalhußaren genannt, die in diesem Kriege durchaus ihrem Namen nicht entsprachen.

***) Eine Art Hirsebrei, der von den magyarischen Bäuerinnen besonders schmackhaft zubereitet wird.

Büchsenschüsse aus dem Schlafe geweckt. Dies die gewöhnliche Manier der Croaten, den Leuten ihren theuern Besuch anzukündigen. Nach einigen Minuten war das ganze Dorf auf den Beinen. Die croatische Truppe, welche von der Hauptarmee abgeschnitten war, entkam glücklich ihren nach dem schweren Tagewerk so sehr der Ruhe bedürftigen Verfolgern und quartierten sich in unserm Dorfe ein. — Die Offiziere nahmen die Gastfreundschaft der reichen Grundherren in Anspruch, die Gemeinen stürmten in die Wohnungen der Bauern. Nachdem Gewehre und Rüstzeug abgelegt waren, wurde Speise und Trank verlangt. Die Grundherren besorgten eine gutbesetzte Tafel für die Offiziere, und ließen der Mannschaft ihren ganzen, mehr als genügenden Vorrath an Brod, Speck und Branntwein verabfolgen. Die erstern zeigten ein sehr freundliches Gesicht — und das pflegen die österreichischen Offiziere nach einem verlornen Treffen stets zu thun — letztere füllten ihre Gurgeln mit dem Geist des Lebens und ihre Schnappsäcke mit dem Fett des Landes und der Schweine, und gingen tobend und lärmend nach ihren Quartieren, um dort neuerdings zu requiriren. — Nachdem aller vorhandene Vorrath — nicht aufgezehrt, sondern — eingesackt war, ging es zur Ruhe. Um die Verwundeten und Kranken kümmerte sich, wie gewöhnlich, außer den Aerzten und einigen dazu beorderten Offizieren, Niemand.

Doch nicht lange genossen die geschlagenen Krieger die ihnen so nöthige Erholung. Gegen drei Uhr des Morgens erschien ein Courier von Sr. Excellenz dem Ban, der sich mit dem Gros seiner Armee nach Kóka gezogen hatte, und von dort aus Boten nach allen Winden aussendete, um seine zersprengten Haufen an sich zu ziehen. Sogleich wurde Reveil geschlagen und die Mannschaft machte sich marschfertig, wozu bei den Croaten auch das gehört: Alles, was trag- und treibbar ist, mitzunehmen. Die armen Einwohner, die den größten Theil ihrer Habe versteckt hatten, mußten an Insulten, Kolbenstößen und Säbelhieben dafür büßen. Die leeren Truhen und abgetragenen Bettstätten, die sie überall fanden, überzeugten die Räuber von der Vorsichtigkeit der M.....er Frauen, und manche mußte die Rettung ihres Brautkleides mit der brutalen Umarmung eines dieser Halbmenschen bezahlen. Indeß gingen die geübten Requisitoren auch in M..... nicht leer aus. Der Eine fand im Hofe einige Hühner, Gänse oder Ferkel und warf sie in einen Sack gebunden auf die für Kranke und Gepäck bestimmten Wagen; der Andere band sich ein Füllen oder gar ein Kalb an die Leitern des requirirten Gespanns;*) der Dritte steckte eine halbe Seite Speck oder einige Stück

*) Dies ist keine poetische Uebertreibung, und Jeder, der in diesen Tagen in Pesth lebte, konnte sehen, wie die Waffenbrüder Oestreichs außer Silber, Gold und Kleidungsstücken solche lebendige Mobilia zum Verkauf anboten. In der Hauptstadt wollten aber selbst die ärmsten Handelsjuden diese gestohlene Habe nicht an sich bringen, und die Räuber waren bei ihrem bald darauf erfolgten Abzug genöthigt, Vieles zurückzulassen, was die städtische Behörde sammeln und den rechtmäßigen Besitzern zurückstellen ließ.

Rauchfleisch in seinen strotzenden Schnappsack; kurz, Jeder trug ein Andenken von M..... mit, und war es auch nur ein szür (Mantel) des Hauswirthes oder das pöndöl (Unterhemd) der Wirthin. Auch in den Herrschaftshäusern wurden, besonders bei der Beamten- und Dienerschaft, einige Raubversuche im Großen gemacht; aber die deutschen und italienischen Cavalleristen, die dort wegen der Stallungen einquartiert waren, und die sich stets dieser Waffenbrüder schämten, schlugen die Communisten mit dem Säbel in die Flucht. — Von den Offizieren eilten viele auf Wagen der Truppe voraus, und indem sie aus den wirthlichen Wohnungen der Grundherren sich entfernten, wo sie nicht als Feinde, sondern als geschlagene, aber wackere Soldaten empfangen wurden, riefen sie den lärmenden Gruppen der Gemeinen zu: „rabujtje!“ (raubet!). —

Zwei Stunden nachdem die Croaten aus dem Dorfe gegen Kóka gezogen waren, sprengte von der entgegengesetzten Seite ein Zug (20 Mann) Hußaren unter Anführung eines jungen Offiziers zum Dorfe herein; und die Einwohner vergaßen allen Schrecken und Drangsal der vergangenen Nacht und liefen herbei, um sich um die kleine, von Siegesbewußtsein stolzer gewordene Truppe der stolzen Hußaren zu schaaren, welche sich vor dem Dorfhause aufgestellt hatte. Da wollte das gegenseitige Fragen und Antworten über die Croaten, deren Benehmen und die Richtung, welche sie genommen einerseits, andrerseits über die siegreiche große Armee, über die gefeierten Feldherren, über die Zeit, wann sie in Pesth einzuziehen hoffen u. s. w. kein Ende nehmen. Der Offizier war indessen in das Dorfhaus eingekehrt, um dort vom Richter und Notär Erkundigungen einzuziehen, und ihnen Aufträge zu ertheilen, und als er wieder aus dem Hause trat, schwang er sich auf sein schmuckes Pferd und rief in spaßigem Tone: „Haben denn die Feinde gar keine Marodeurs, Betrunkene oder Kriegesmüde zurückgelassen? Ich werde das ganze Dorf durchsuchen lassen, und wehe dem, der es wagte, den Zertretern des Vaterlandes Schutz zu verleihen!“ Bei den letzten Worten bemühte sich der junge Krieger, seinem bartlosen Gesichte eine grandiose Soldatenmiene zu geben, aber es wollte ihm nicht gelingen, und er beendigte seine fulminante Rede mit einem hervorbrechenden Lachen, in welches die ganze Truppe einfiel, und welches von den herumstehenden Bauern mit einem stürmischen „Eljen!“ aufgenommen wurde. Aber die Einwohner M.....'s mußten sich dennoch nicht ganz schuldlos gewußt haben, denn sie raunten sich Manches in die Ohren, und nachdem der Wachtmeister der Truppe zu dem Offizier hinritt und einige Minuten leise mit ihm gesprochen hatte, machte er seine militärische Reverenz und commandirte: „Oszolj!“ (Löst Euch auf!) worauf die Reiter nach allen Richtungen auseinander sprengten. Der Offizier ritt einem der Herrschaftsgebäude zu. Was er dort suchte, wissen wir mit Genauheit nicht anzugeben. So viel ist gewiß, daß er die in der Gegend wohnenden adeligen Familien genau kannte, und sich

nach einem fremden, hier lebenden Mädchen erkundigte, welches man im Dorfe allgemein das „Goldfräulein" nannte.

Nach einer Viertelstunde sahen wir die Hußarentruppe wieder vor dem Dorfhause vereinigt; aber nicht mehr in jener sorglosen Nachlässigkeit, der sich der Cavalerist nach einem langen Ritt so gerne hingiebt, mit dem Arme auf den Sattelknopf gestützt, den Hals und die Mähne seines geliebten Thieres streichelnd, oder gar neben demselben stehend und das verworrene Riemenzeug in Ordnung bringend; sondern sie standen jetzt in Reihe und Glied, ein ziemlich großes Carré bildend, mit dem blanken, noch von Feindesblut gefärbten Krummsäbel in der Hand, mit einem Ernste und stolzen Pflichtgefühl, welche dem Hußaren in einem höhern Maße als jedem andern Krieger eigen sind. Im Carré standen 32 entwaffnete Croaten, darunter ein Offizier; die Gewehre der Mannschaft wurden von einem Haufen Bauernjungen getragen, die, sie in affectirter militärischer Attitude im Arme haltend, sich hinter den Hußaren aufgestellt hatten. Ein Trompeter wurde um den Commandanten entsendet, und dieser erschien in Begleitung von mehrern adeligen Junkern und Damen, um über die Gefangenen zu verfügen. — Diese waren großentheils das Opfer ihrer Raubsucht geworden. Als sie nämlich ihre Wirthsleute drängten, ihnen den Versteck ihrer Habe anzugeben, gaben diese vor, sie in einer Kammer oder im Stalle verborgen zu haben, und nachdem die Raubsüchtigen in diese eingetreten waren, schlugen sie die Thüre hinter ihnen zu, schoben den starken Holzriegel vor dieselbe, und machten sie so zu ihren Gefangenen. — Auch der Offizier wurde auf diese Weise in's Netz gelockt und zwar von einem Mädchen, dem er keine bunten Tücher oder gestickte Mieder, aber das reine Gold der Ehre und das prunklose Geschmeide der Unschuld rauben wollte. — Der Hußarenoffizier, als er diesen erblickte, brach in ein lautes Lachen aus. „Ha! ha! ha!" rief er. „Bist Du auch hier, du wackerer Geselle?" „Dieser Vogel," sagte er zu seinen Begleitern gewendet, „war schon einmal unser Gefangener, und ging auf sein militärisches Ehrenwort (hier warf er einen verachtenden Blick auf den Gefangenen) frei herum in Großwardein. Dort machte er erst Schulden auf seine von uns zu beziehende Gage, dann ging er davon und ließ sich jetzt wieder von einem Mädchen einfangen." „Reißt ihm die militärischen Abzeichen von seinem Rock, und laßt ihn laufen! Es ist besser, wenn wir solche Offiziere in den Reihen unserer Feinde als in unsern Gefängnissen haben."

Hiermit wurde der Offizier aus dem Dorfe und die Mannschaft in das ungarische Hauptquartier abgeführt.

Indessen hatte sich die Armee des Banus von ihrem ersten Schrecken erholt, und da vom Armeeobercommandanten ein Hilfscorps zur Verstärkung geschickt wurde, und die Ungarn, welche sich nach dem theuer erfochtenen Siege auch zu sammeln hatten, sie nicht weiter verfolgten, so wurde beschlossen, in dieser letzten Position vor

der Hauptstadt Ungarns noch einmal Halt zu machen und die Bewegungen der Rebellen zu beobachten; und da M..... ebenfalls in die Operationslinie fiel, so wurde eine Abtheilung auch dahin in Quartier verlegt. Am 5. April langte diese Truppe bei M..... an, und stellte sich vor dem Dorfe auf. Eine starke Patrouille wurde in das Dorf entsendet, und die Einwohner, besonders aber die adeligen Grundherren, unter Androhung der strengsten Strafe, zu einer Versammlung vor das Hauptquartier beordert. Nachdem auf diese Weise die ganze männliche Bevölkerung zusammengetrommelt war, trat Oberst Auer hervor, und seine ungewöhnlich hohe Gestalt durch die militärisch-oratorische Attitude zu einem wirklichen Koloß ausdehnend, hielt er mit einer Stimme, die jeden Augenblick den Ausbruch von Tigerwuth fürchten ließ, folgende Rede:*)

„Ihr Rebellen! Bluthunde! Meuterer! Wenn wir nach Recht (?) und Gesetz (?) mit Euch verfahren wollten, so müßten wir Euch Alle, aber Alle, hängen lassen und Euer Raubnest (d. h. das Nest, welches erst vor einigen Stunden von k. k. Soldaten ausgeraubt worden war) der Erde gleich machen. Denn Ihr habt, nachdem die Truppen Sr. Majestät von Euch friedlich (?) abgezogen sind, einen Reiterhaufen der Rebellen nicht nur mit Jubel und Eljen empfangen, sondern auch 32 treue Krieger Eures Kaisers an sie ausgeliefert. Ich kenne keinen Namen, der die Abscheulichkeit dieser hochverrätherischen That ausdrücken möchte, und sie zeigt uns nur allzu sehr, daß Ihr in Eurem frevlerischen Wandel unverbesserlich seid. Aber unser erhabener Monarch, dessen Herz keine Strenge kennt, gebietet uns, unsern gerechten Zorn zu unterdrücken und mit Euch gnädig zu verfahren. Wir gebieten Euch also im Namen unsers Kaisers, hier sogleich die Namen jener Hochverräther anzugeben, die sich erkühnten, die Truppen Sr. Majestät an die blutgierigen Rebellen auszuliefern; sonst wird das Dorf geplündert und den Flammen preisgegeben!“

Diese Worte brachten unter den Versammelten eine stumme, aber tiefe Bewegung hervor; die Furcht malte sich auf den Gesichtern der sich Schuldbewußten, die Entrüstung über die Anmuthung einer Denunciation gegen den Mitbürger in den Gebärden der Mitwisser. Hiezu kam noch der Umstand, daß die Rede des Obersten in deutscher Sprache gehalten und also nur einigen Honoratioren verständlich war, während die Bauern sich um diese drängten, um von ihnen in flüsternden Worten das Verlangen des Offiziers zu erfragen. Dies wurde auch von den Offizieren wahrgenommen, und sie beeilten sich, das Gesagte verdollmetschen zu lassen. Oberst Horwath, ein Ungar und Edelmann von Geburt**), trat hervor und setzte der Versammlung in ungarischer Sprache auseinander, wie

---

*) Oberst Auer war derselbe, der nach der Erstürmung Ofens durch die Ungarn die Pesth-Ofner Kettenbrücke in die Luft sprengen wollte und dabei seinen Tod fand. Der Mensch hatte etwas in seinem ganzen Wesen, was ein solches Ende prophezeihen ließ.

**) Derselbe, welcher das Meiste zur Niederlage Perczel's bei Moor beigetragen hatte.

schimpflich die Einwohner dieser Gegend sich gegen die treuen Truppen ihres Monarchen benehmen; wie sie den Rebellen überall Vorschub leisten, und den Kaiserlichen selbst für gute Bezahlung (?) ihre Dienste versagen; und er war eben im Begriff, zu erörtern, wie es in solchen Fällen nöthig sei, die Einwohner eines Ortes solidarisch zu machen u. s. w., als der eifrige Patriot in seiner Rede zu stocken anfing, und in Wort und Miene die ausgesprochenste Verlegenheit merken ließ. Er kürzte seinen Vortrag ab, und ging auf einen Mann in der Versammlung zu, der wie die übrigen seit einer halben Stunde unter freiem Himmel barhaupt dastand, und ihm die Hand zum Gruße darreichend, zog er die zögernd bewilligte unter seinen Arm und entfernte sich mit ihm in eifrigem Gespräch. Der Mann war ein Graf aus Siebenbürgen, der sich hier bei seinen Anverwandten aufhielt und einst ein Jugendfreund des Obersten war. Die beiden Männer mögen, als sie noch Jünglinge waren, viel von der Zukunft des Vaterlandes, von großen patriotischen Thaten gesprochen haben; daß sie sich so treffen werden, haben beide vermuthlich nicht gedacht. Doch muß der Eindruck ihres Zusammentreffens kein geringer gewesen sein, denn einige Minuten später besprachen sich die Offiziere unter einander, und es wurde dem Volke kund gethan, daß sie nach Hause gehen können, da die Sache von einer Commission untersucht werden würde.

Die Gegend, in welcher M..... liegt, ist ein schönes und fruchtbares Hochland. Die Karpathen baden sich hier mit den äußersten Enden ihrer starken Glieder in dem Fett der Theißgegend, und ziehen dies, wie der ölgetränkte Docht in der vollen Lampe, bis zu ihrer Spitze hinauf; bieten aber dafür auch ihre Reichthümer zum Genuß des gesegneten Einwohners. Hier gibt es reiche Kornfelder ohne die ermüdende Kahlheit der weiter südlich liegenden großen Haiden; hier gedeiht die Tabakspflanze ohne die erdrückende Hitze des Banats; hier bietet der Schatten des dichten Eichwaldes dem Schnitter Schutz gegen die heiße Mittagssonne, und der Wanderer sieht mit doppelter Lust die zahlreichen Dörfer in den kleinen Thälern, nachdem er über einen Hügel oder durch einen Wald gegangen war, und diese im Dunkelroth der Abendsonne wie auf einen Zauberschlag vor seinen Augen erscheinen. — Diese Schönheit der Lage, welche einige Stunden weiter nach Süden und Osten gänzlich aufhört, ferner die Nähe der Hauptstadt, hat diese Gegend zum Wohnsitz vieler reichen Familien gemacht, und man kann annehmen, daß es in Ungarn wenig adelige Familien höhern Ranges gibt, die in dieser Gegend nicht ein kleines Besitzthum hätten. Auch M..... ist der Sitz mehrerer reichen Familien. Wir wollen uns einer ihrer Wohnungen nähern und sie etwas näher betrachten. Das Haus bildet in seiner Front ein einfaches einstockhohes Gebäude, dem sich seitlich mehrere Neben- und Wirthschaftsgebäude anschließen. Nach hinten öffnet sich der Hof nach einem Garten, der sich bis zu einem kleinen, aber dichten Wald hinzieht, welcher auch zum Besitzthum des Hauses

zu gehören scheint, denn über dem zwischen Garten und Wald fließenden Bach ist eben hier eine schmale, aber nette Gartenbrücke gezogen. Der Anfang des Waldes hat auch etwas regelmäßig-Gartenartiges in seinem Wachsthum, und wir finden, wo sich die Bäume um ein grünes Plätzchen dichter schaaren, einige aus abgesägten Baumstämmen geschnitzte oder aus Zweigen geflochtene Bänke und Tischchen, die auf eine sorgfältigere Pflege des Ganzen hindeuten.

Doch jetzt waltet blutiger Krieg im Lande. Der Eigenthümer des Bodens tummelt vielleicht selbst das Roß in der heißen Schlacht; sein Sohn kämpft vielleicht an seiner Seite. Die besorgte Gattin und Mutter sitzt schweigend in ihrem Gemach, Charpie zupfend oder Wäsche nähend für die Krieger des Vaterlandes und sieht nach der Straße am Hügel hin, auf welcher die Heißersehnten heranziehen sollen; die Tochter und Schwester singt patriotische Lieder und seufzt tief auf, wenn ihre Gedanken in die kriegerische Ferne schweifen. Auch heute herrschte Stille in den weiten Räumen. Von Männern waren nur einige alte Diener und ein lahmer Gänsejunge im Hause geblieben; was gesund an Gliedern und reif an Jahren, war in den Kampf für die heilige Sache des Rechts gezogen. Aber nicht so in dem Wäldchen hinter dem Hause. Hier lagen seit einigen Tagen eine halbe Escadron Hußaren und eine Compagnie Infanterie verborgen, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Oft kam ein junger Bauernbursche mit der Hacke in den Wald, um Reiser zu fällen, die in diesem Lustforst nur in sehr geringer Anzahl zu finden sind, oder eine junge Dirne, um Beere zu pflücken, die in dieser Jahreszeit noch nicht zu reifen pflegen, und diesen wußten die gesprächigen Hußaren immer so viel zu erzählen, daß sie am Ende von ihnen Alles erfuhren, was sie über die Stellung des Feindes wissen wollten; und nach einer solchen Unterhaltung bekam immer einer der Hußaren Heimweh nach dem Hauptquartier und ritt in gestrecktem Galopp nach der Gegend von Káta zu.

Auch am obigen Tage sehen wir hier die Hußaren um ein kleines Feuer gelagert; vor ihnen stehen die gefüllten Kulacse (Holzflaschen); sie trinken lautlos, was beim Hußaren äußerst selten vorkommt, und schimpfen selbst dann nicht, wenn ein Bakancsos (Infanterist) wagt, ohne Erlaubniß den Kulacs in die Hand zu nehmen, was der Husar nie zu thun pflegt. — Sie sind hier im Dienste; es ist ihnen verboten, das mindeste Geräusch zu machen, und sie dürfen trinken und faulenzen so viel als ihnen beliebt, nur nicht laut sprechen, singen oder gar fluchen.

Doch in der Ferne sehen wir eine schmucke Marketenderin herannahen, die vielleicht unsere Krieger aus ihrer commandirten Melancholie herausschwatzen wird? Fehl geschossen! Die ungarische Marketenderin kennt den Hußaren durch alle Fasern und kennt auch die Disciplin. Sie weiß es sehr wohl, daß ihr der Husar brüderlich zugethan ist, daß er sie, wenn ihr Gefangenschaft droht, oder wenn's über einen Fluß gehen soll, hinter sich auf sein Roß nimmt, und mit ihr durch feindliche Schwerdter und tobende Wellen zieht, ohne beim Absteigen einen Kuß

zu verlangen; aber sie weiß auch, was es heißt, einem Husaren zur unrechten Zeit kommen, oder ihn gar in seinem Dienste stören zu wollen. Auch unsere Marketenderin, die noch in der Ferne ein Hußarenliedchen vor sich hertrillerte, verstummte beim Anblick des Wachpostens der Truppe, und bei dem Wachtfeuer angelangt, stellte sie ihr Branntweinfäßchen und ihren gefüllten Korb auf die Erde, sagte leise: „jó napot!“ (guten Tag!), und setzte sich schweigend neben den Stillen im Lande nieder. Aber sie muß es vielleicht doch nicht ganz recht gemacht haben, denn unsere Hußaren sahen sich einander fragend an, und nachdem der Korporal sie wahrgenommen, fragte er leise, aber barsch: „Wer bist Du, Dirne!“

„Eine Marketenderin, wie Ihr seht, Herr Korporal.“

„Bei welcher Truppe bist Du? denn ich kenne Dich nicht.“

Hier wurde das Mädchen etwas verwirrt, faßte sich aber schnell und antwortete:

„Ich bin erst vorgestern im Lager angekommen, wo ich meinen Pista (Stephan) zu treffen hoffte; aber ich fand ihn nicht dort, also richtete ich mir ein Geschäft ein.“

„Weißt Du aber, daß man bei uns ohne Erlaubniß des Commandanten keine Geschäfte machen darf! Doch wer ist denn Dein Pista?“

„Er ist Hußar bei den Miklos (Nikolaus-Hußaren) wie Ihr, Herr.“

„Wie ist sein Familienname?“

„Felhö Pista heißt er.“

Hier konnten die Hußaren ihren Ernst nicht mehr beibehalten; alle lachten und bemüheten sich, nur nicht laut zu werden.

„Hast Du Dir keinen bessern als den alten blatternarbigen Kutzer aussuchen können? Nun den kannst Du haben, denn er ist da unter uns. Wer hätte das dem alten Brummbart zugetraut, daß er zu Hause so ein schönes junges Täubchen im Neste habe! Ruft doch den Alten her! Indessen brauchst Du Dich Deines Geliebten gar nicht zu schämen; er ist zwar häßlich, aber für jede rücsök (Blatternarbe) in seinem Gesichte hat er den Feinden wenigstens schon 10 Wunden geschlagen, und trotz seinem Alter ist er immer der Erste beim Attaque und der Letzte beim Rückzug.“ Indessen kam der Hußar halb von den Kameraden gezogen herbei, denn diese sagten ihm, daß sein Liebchen auf ihn warte, er aber behauptete, er habe gar kein Liebchen, und er ging nur, weil er er im Auftrag des Korporals gerufen wurde. Bei dem Feuer angelangt, machte er schon Miene, zu verneinen, als sein Blick auf das lächelnde Mädchen fiel, und er anfangs seinen Augen nicht trauend sie mit geheftetem Blicke betrachtete, endlich aber mit zusammengeschlagenen Händen ausrief: „Istenem uram! (Gott mein Herr!) das ist ja mein gnädiges Fräulein! Az Isten áldja meg! (Gott segne Sie!) Welch' guter Engel brachte Sie hierher? und in dieser Kleidung!“ „Wundere Dich nicht, lieber Pista,“

antwortete das Fräulein, „seitdem Du unsern Dienst verlassen und in den heiligen Krieg gezogen bist, hat der Feind unsere Gegend besetzt, und ich verließ mein väterliches Haus, um hieher zu meiner Tante zu reisen, aber auch diese Gegend wurde von den feindlichen Schaaren überschwemmt, und ich sah keine Hoffnung, von meinem Julius Kunde zu erhalten; doch gestern verließ der Feind M....., und ein Zug Hußaren kam in das Dorf und an der Spitze, denke Dir, lieber Pista, ritt mein Julius! Er ist Rittmeister bei den Willhelm's. Doch er mußte bald wieder zurück in's Hauptquartier, und ich konnte nur wenig mit ihm sprechen, aber dennoch erfuhr ich von ihm, daß Du hier im Wäldchen mit einer wackern Truppe campierst; und als ich heute etwas erfuhr, was ich gerne unsern Feldherrn zu wissen machen möchte, so entschloß ich mich, in Marketenderkleidern hieher zu gehen, und Dich aufzusuchen. Du wirst mich bei Deinem Offizier empfehlen, daß er mir Glauben schenken darf."

„O! Gott! Die heilige Mutter Gottes selbst verdient nicht mehr Glauben! Kommen Sie, mein gnädiges Fräulein. Der Herr Rittmeister ruht dort an der entgegengesetzten Seite des Waldes auf frischem Rasen; er wird außer sich sein vor Freude, so ein hohes Fräulein zu sprechen."

Das hochbeseeligte Mädchen folgte dem treuen Diener, und wurde von dem Rittmeister mit größter Achtung empfangen.

Gegen Abend hörte man in M..... plötzlich von mehrern Seiten Schüsse fallen. Die aufgeschreckten Oestreicher griffen in größter Hast zu den Waffen, und sie hatten sie nöthig, denn das Dorf war von den Ungarn umringt. Viele wurden gefangen genommen; die beiden Obersten mit einem Theile des Offiziercorps konnten sich nur mit Hilfe ihrer Cavalerie durchhauen, und vergaßen, einige bereits ausgespürte „Verräther" mitzunehmen.

An dem einstockhohen Hause kam der alte Pista mit dem jungen Offizier von gestern Morgens herangesprengt, und aus einem Fenster des Hauses ertönten aus dem reizenden Munde des „Goldfräuleins" die Worte:

„Isten hozott!" (Willkommen!)

Die Aufklärung und das Christenthum.

Armuth und Christenthum. Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus. Von Dr. Heinrich Merz, Diakonus. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1849.

Unsere Zeit und die innere Mission. Fünf Vorträge von Karl Braune, Pfarrer in Zwethau. Leipzig, Vogel. 1850.

Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion. Von Hans Chr. Oerstedt. (Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur.) Deutsch von Prof. Kannegießer, mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. 1850.

Das Buch Jesu, oder das Leben Jesu von Nazareth im Lichte der neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volks, von Dr. Carl Krane. Kassel, Hotop. 1850.

Die Grenzboten haben in dem laufenden Jahre mehrfach Gelegenheit genommen, gegen die supranaturalistischen Hilfstruppen, durch welche unsere Reaction sich Bahn zu brechen und die verlorenen Stellungen wieder zu erkämpfen sucht, zu Felde zu ziehen. Wie nöthig das geworden ist, lehrt jeder Blick in das erste beste Zeitungsblatt. Zwar ist der Supranaturalismus heute nicht mehr eine ursprüngliche, sich selber tragende Kraft, er ist fast nichts als ein Ausdruck spießbürgerlicher Furcht, Furcht vor der Revolution, die wie ein Alp auf den Gewissen unserer Kleinstädter drückt, und deren Gespenst überall auftaucht, wo irgend einmal das weltliche Wesen sich in der Form der Leidenschaft geltend macht, aber er ist darum nicht minder schädlich.

Der Supranaturalismus ist der schlimmste, ja der einzige principielle Feind der Wissenschaft, der Kunst, des Staates und der Gesellschaft: der Wissenschaft, denn er leugnet die Geltung der Naturgesetze, die Autonomie der Vernunft, die Wahrheit der sinnlichen Anschauung; der Kunst, denn er unterwühlt die beiden Ecksteine derselben, sinnliche Klarheit und geistige Freiheit; des Staates, denn er macht ihn einem außerhalb liegenden Zweck unterthan; der Gesellschaft, denn er lockert die Bande, die den Einen an den Andern knüpfen, indem er das Herz jedes Einzelnen vollständig für sich in Anspruch nimmt.

Die Wissenschaft hat verhältnißmäßig am wenigsten zu fürchten. Seit der Zeit, wo Galilei die Bewegung der Erde abschwören mußte, weil es frech und unehrerbietig war, mehr von der Astronomie verstehen zu wollen, als der Richter Josua, hat sich Vieles geändert. Seit zwei Jahrhunderten hat die Naturwissenschaft so großartige Eroberungen gemacht, daß weder äußere noch innere Feinde sie daraus mehr verdrängen können. Die Bannstrahlen der Kirche zünden nicht mehr, und das gesammte Naturgebiet ist so klar und durchsichtig geworden, daß

ein paar Dutzend Mystiker und Theosophen nicht mehr im Stande sein werden, ihre trüben Gaukelspiele der Welt als Wunder vorzuführen. Jene Ueberzeugung, auf der nicht nur die Physik, sondern alle Wissenschaft überhaupt beruht: daß $2 \times 2 = 4$, und nicht unter Umständen, nach höhern Rathschlüssen, zum Frommen dieses oder jenes Heiligen auf einmal $= 5$ sein könne, ist so sehr Gemeingut der gebildeten Welt geworden, daß sämmtliche Kanzelredner der Welt sie nicht mehr erschüttern können.

Viel bedenklicher sieht es in der sittlichen Welt aus. Jene Romantik, die zuerst in die heitere Welt der Kunst die gespenstigen Nebelbilder einer trüben Phantasie eingeführt hat, und nun auch den Staat und die Gesellschaft in ihr Spinngewebe zu verstricken sucht, ist nichts anders, als der verfeinerte, gezierte Ausdruck jenes Supranaturalismus, der die Welt in zwei verschiedene Naturen trennt, von denen die eine die andere nicht versteht, die nur durch äußern Zauber mit einander in Berührung stehen. Diesem Wesen, nicht seinem einfältigen Ausdruck gilt unser beständige Kampf gegen die Romantik, gegen den Aberglauben an ein Doppelleben im Kosmos, an eine übernatürliche Welt des Geistes, die zu einem Reich der Schatten, und an eine seelenlose Natur, die zu einem Chaos aus Schmutz und Stein herabsinkt. — Nur dieser Supranaturalismus ist es, den wir meinen, wenn wir gegen das Christenthum polemisiren, das allerdings in seiner orthodoxen Form der entschiedenste Ausdruck ist für die unbedingte Entzweiung der Welt.

Die Nachwehen der Revolution — wie alle Nachwehen eines bösen Rausches — erzeugen in der Phantasie verworrene, trübe, unheimliche Bilder. In solchen Zeiten ist der Verstand müde, langsam und unsicher; er muß sich ernstlich zusammennehmen, um bei sich selbst zu bleiben.

Wir haben es hier nur mit einzelnen Symptomen des Kampfes zu thun, der nach den verschiedensten Seiten überspringt, den man aber stets von seinem Centrum aus betrachten muß, wenn man ihn verstehen will. —

Die beiden ersten Schriften beschäftigen sich mit dem neuesten praktischen Versuch der Kirche, sich an die Stelle des Staats und der weltlichen Gesellschaft zu setzen: mit der innern Mission. Sie rühren von zwei Pastoren her, die beide in gutem Glauben an ihr Werk gehen. Für unsere Bildung, die an den alten Sprachen und den Naturwissenschaften geschult ist, hat die Lectüre solcher geistlicher Schriften etwas Unerquickliches. Die Griechen und Römer sagen, was sie sagen wollen, klar, bestimmt, in einer logischen Folge, und sie sagen nur das, was zur Sache gehört; und die Naturwissenschaften gewöhnen uns daran, nur das hinzunehmen, was man uns beweist. Die geistlichen Herren, wenn sie sich in ihren Mußestunden mit der Wissenschaft beschäftigen, thun es nicht aus objectivem, geschlossenem Interesse, sie haben, wo es nicht geradezu Dilettantismus ist, stets ihren heiligen Zweck vor Augen; sie saugen, wie die Biene, nur die Süßigkeit aus den Blumen, das Gift lassen sie darin. Außerdem sind sie durch ihren

Beruf auf Redefiguren gewiesen, sie können die einfachsten Dinge nicht ohne eine gewisse Salbung, Begeisterung und ein wenig Declamation aussprechen, und was wir Dialektik nennen, ist ihnen völlig fremd, denn dem Prediger darf man nicht widersprechen. Ihre Dialektik beschränkt sich auf das Einüben des Katechismus, und sie sind nur zu geneigt, das gesammte Publicum für unerfahrene Kinder anzusehen, die katechisirt werden müssen. Es geht ihnen dabei häufig wie den Damen, die sich mit der Literatur abgeben, und die bei dem Mangel einer schulmäßigen Bildung, was ihnen neu ist, für etwas überhaupt Neues halten. Ein beständiges Abspringen von einem Gedanken auf den andern, Bilder und Gleichnisse, wo man eine Definition, Erbaulichkeit, wo man eine bestimmte Auseinandersetzung erwartet, fragmentarische Kenntniß, wo nur ein gründliches Studium ausreicht, und dabei eine beständige Coquetterie mit seinem eignen Geist, den man nur aus Demuth versteckt — das alles macht einen sehr peinlichen Eindruck.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn Pastor Braune sich folgendermaßen über seine Aufgabe ausspricht: „Fragen Sie nicht: Nun was ist die innere Mission? Auf Erklärungen, Beschreibungen, Auseinandersetzungen, und diese müßten, wenn sie durchsichtig sein sollten, weiläufig, lang gezogen sein, kann ich mich nicht einlassen; ich würde Sie nur ermüden. Ich will nicht einmal von der innern Mission über sie sprechen. Darum werde ich nicht, selbst wenn ich es vermöchte, die Donner des brausenden Niagarafalls und das liebliche Rauschen in des Waldes Wipfeln am schwülen Sommertage in meiner Rede in einander arbeiten, oder zuckende Blitze aus der Feuersäule eines Vulcans mit den zerbrochenen Strahlen des Mondenlichtes im zitternden See zusammenweben, die Einen zu schrecken, Andere zu locken. Der allereinfachsten Rede will ich mich befleißigen" u. s. w. — Später: „Sollte ich sagen, was innere Mission sei? so müßte ich von der Herrlichkeit des Menschen, vom Reichthum menschlicher Kräfte, von der Schönheit der — mich schmerzt's, daß wir ein fremdes Wort dafür in unsere Sprache aufgenommen haben; es wäre nicht nöthig gewesen; aber es ist nun einmal so — von der Schönheit der Humanität reden, und dann sagen: innere Mission vertritt mit großer Treue Mutterstelle an der Menschheit." — Wissen wir nun, was innere Mission ist? — Nein, aber wir empfinden, daß Pastor Braune sehr poetisch und geistvoll sein könnte, wenn er es nur wollte, wenn er nicht aus Demuth einfach wäre. Leider kann diese Einfachheit keinen Augenblick die Poesie der Niagarafälle und der schwülen Sommertage vergessen — naturam expellas furca, tamen usque recurrit — und leider ist das angeblich Thatsächliche, die „einfachen Zahlen" noch von viel geringerem Werth, als diese Kanzel-Dithyramben. Pastor Braune kommt es nämlich darauf an, nachzuweisen, daß die Welt wenigstens im gegenwärtigen Augenblick ein vollständiger Höllenpfuhl ist, aus Diebsherbergen, Bordellen, Mordspelunken und, was schlimmer ist als alles das, aus demokratischen Kneipen zusammengesetzt. Unter Demokratie versteht der gute

Pastor den gesammten Liberalismus, und um seiner frommen Gemeinde ein Bild von der Ruchlosigkeit dieser Partei zu geben, excerpirt er einige von den wahnsinnigen Pamphleten des durch und durch verrückten Karl Heinzen und einiger ähnlicher Tollhauscandidaten, bis er zu dem glücklichen Resultat kommt, der Zeitgeist sei entschlossen, die Guillotine und den Dolch zur Tagesordnung zu machen, und die Welt müsse in den nächsten Tagen untergehen, wenn die Kirche nicht mit einem Radicalmittel eingriffe. Dieses Mittel sei gefunden in der innern Mission.

Wir lassen damit den Pastor Braune, der offenbar von Allem, was er behauptet, selbst herzinniglich überzeugt ist, bei Seite. Der Inhalt seines Buchs enthält nichts anders, als was wir von dem Diakonus Merz lernen können, der zwar die allgemeinen charakteristischen Eigenschaften eines geistlichen Schriftstellers mit ihm theilt, an Verstand und Bildung ihm aber bei weitem überlegen ist.

Was ist nun eigentlich jene innere Mission? die vollständig auszudrücken die Bilder vom Niagarafall und dem Rauschen in des Waldes Wipfeln unzureichend sind. — Nichts mehr und nichts weniger als die Privatwohlthätigkeit; das Neue daran ist nur, daß sie jetzt für den Staat und das gesellschaftliche Leben die Hauptsache ausmachen soll. Daß die Privatwohlthätigkeit, namentlich in katholischen Ländern, wo die Bettelei von einem nicht geringen Theil des heiligen Standes geradezu als Tugendpflicht aufgestellt ist, durch die christliche Gesinnung sehr gefördert wird, liegt auf der Hand; sie geradezu aus dem Christenthum herzuleiten, würde schon gewagter sein, da der Islam sie noch in höherem Grade ausübt, allein auch dafür ließe sich Manches sagen, wenn man unter christlicher Gesinnung nur den Gegensatz der heidnischen versteht; aber zu arg ist es, wenn man sie in unserer Zeit, wo jener gute, unheidnische Geist des Christenthums die Substanz des Zeitgeistes überhaupt ausmacht, auf die specifisch christliche Gesinnung, d. h. auf das rechtgläubige Bekenntniß beschränken will. Die Verächtlichkeit jenes Almosengebens nach dem alten Legendenzuschnitt, wo eine christliche Gräfin mit einem Gefolge Körbe tragender Mädchen unter einen Haufen knieender Bettler tritt, und nun rechts und links Geldstücke und Brode austheilt, fühlt jetzt jedes Kind; daß aber jene Hülfe, die sich nicht auf eine augenblickliche Gabe beschränkt, sondern in das Innere der Verhältnisse eindringt und das Uebel an der Wurzel angreift, nicht blos von den Stammgästen der Bethäuser und Conventikel ausgeübt wird, davon kann sich Jeder überzeugen, der einmal z. B. das innige, liebevolle Verhältniß in einem Institut, wie dem Berliner Johannes-Verein mit angesehen hat. Die aufopfernde Thätigkeit jener Männer, die wahrhaftig von keiner kirchlichen Gesinnung getragen wurden, um ihre Mitmenschen auf eine höhere Stufe der Cultur und des Glückes zu erheben, hatte etwas Erhebendes. Es soll der Kirche an ihrem Ruhm, im Mittelalter der vornehmste Träger der Humanität gegen die Barbarei der deutschen Eroberer gewesen zu sein, nichts entzogen werden; es ist aber eine Thorheit, diesen Ruhm auf die

neuere Zeit auszudehnen, wo die Milderung der Strafen, die Besserung der Gefängnisse u. s. w. gerade von der unkirchlichen Philosophie angestrebt, von der kirchlichen Gesinnung nicht selten als eine Nachgiebigkeit gegen die Sünde angefochten wird.

Indeß wie dem auch sei, der Kirche bleibt immer die Ehre, an dem Werke der Humanität wenigstens Theil zu nehmen, wenn sie auch nicht mehr deren einziger Träger ist. Wir wollen auch nicht viel Gewicht darauf legen, daß sie in ihrer Auswahl mitunter andere Rücksichten, als die der Humanität zu Grunde legt, daß sie den Eindruck ihrer Gaben mitunter durch zudringliche Einmischung in Herzensangelegenheiten verkümmert. Aber das Schlimme bei dieser innern Mission ist, daß sie die Ausnahme zur Regel machen, daß sie, um das particulaire Leiden zu heben, die ganze Welt in ein Spital verwandeln möchte.

Das Almosenempfangen ist immer eine Degradation der menschlichen Würde, und wird auch vom Staat mit Recht als solche betrachtet; die Armuth ist nicht, wie der Diakonus Merz es uns einreden möchte, der normale Zustand des Menschen. Ein dauernder Gegenstand des Mitleids zu sein, ist nur für Sclavenseelen erträglich, und für ein wahrhaft edles, freigebornes Gemüth wird selbst die Erzeigung des Mitleids etwas Peinliches haben. Am meisten ist das bei den Frauen der Fall, deren Leben die Apostel der innern Mission eine ganz neue Bestimmung anzuweisen meinen. Es liegt auch darin ein Mißverständniß. Wohl ist es der schöne Beruf des Weibes, zunächst im Kreise ihrer Familie, und was mit demselben zusammenhängt, wo es fehlt, helfend, fördernd, versöhnend einzugreifen; aber in den Hospitälern und Gefängnissen herumzulaufen, in Missionsgesellschaften den Anschein parlamentarischer Thätigkeit zu usurpiren, der ihrem Geschlecht versagt ist, muß wenigstens für ebenso unweiblich gelten, als das so heftig angefochtene Pariser Salonleben. Denn die beständige Beschäftigung mit dem Elend verhärtet das Herz und stumpft es ab. Gott behüte jeden Christenmenschen vor einer Frau, die Tractätchen vertheilt, und die Aufsicht in einem Spital führt!

Die „innere Mission" hat sich durch den Socialismus verführen lassen, das Gift, welches in schweren Krankheitsfällen als Medicament an seinem Platz ist, zur täglichen Speise der Menschheit machen zu wollen. Spitäler und humanisirte Zuchthäuser sind nur als Ausnahmezustand erträglich. Zudem ist die „Barmherzigkeit" in ihren Wirkungen höchst eingeschränkt. Die Erfindung eines neuen Industriezweiges, der Tausenden Brod, Arbeit und Selbstständigkeit gibt, die Gründung eines neuen Handelsweges sind tausendmal einflußreicher auf das Glück, die Cultur und die Veredlung der Menschen, als zwanzig „rauhe Häuser," so löblich die Absicht ihrer Gründer, so segensreich im Einzelnen ihre Wirksamkeit sein mag. —

Wenn die modernen Pietisten den Angriff gegen die Ungläubigkeit mit einem Kampf gegen die Sünde und das Elend verbinden, so sehen sich ihre Gegner,

die Rationalisten, dadurch zu einer ähnlichen, wenn auch entgegengesetzten Thätigkeit angeregt. Schon mehrfach hat man sich die Frage vorgelegt: soll denn der große Einfluß auf das Volk, den die Stellung eines Geistlichen gibt, ohne Sträuben der Partei der Rechtgläubigen und „Frommen" überlassen bleiben? Und wie hat der Gebildete, der diesen Einfluß nicht aufgeben will, sich mit seinem Gewissen in's Reine zu setzen, wenn er als Priester einer Lehre auftritt, die er in ihren wesentlichen Sätzen nicht mehr anerkennt?

Die Beantwortung dieser Frage hat sich „das Buch Jesu" zur Aufgabe gesetzt. Es hat sich bemüht, die letzten Resultate aus den beiden großen Werken von David Strauß und der ergänzenden Kritik der Tübinger Schule in einer populären, übersichtlichen Zusammenstellung gleichsam zu einem dogmatischen Handbuch für diejenigen zu bearbeiten, die sich Christen nennen wollen, ohne an die übernatürliche Voraussetzung der Religion zu glauben. — Ein solcher Versuch muß scheitern. Das „Leben Jesu" und die „Dogmatik" von Strauß sind wesentlich kritischen Inhalts; sie haben mit Geist und Gelehrsamkeit den Zersetzungsproceß geschildert, den die theologische, historische und philosophische Kritik der neuern Zeit an der angeblich geschichtlichen Grundlage wie an den Glaubenssätzen unserer Religion ausgeübt hat; sie haben darauf aufmerksam gemacht, daß die mythische und parabolische Seite der Evangelien das Wichtigste an ihnen ist. — Wenn man aber diese Mythen und Parabeln zu einer neuen Dogmatik abrunden will, so übersieht man dabei, daß der Werth von Symbolen aufhört, sobald man weiß, daß es nur Symbole sind. Wenn der Verfasser im ersten Theil seines Werks Alles, was uns in der Geschichte Jesu interessirt, in Mythen auflöst, dann im zweiten Theil das Uebrigbleibende als historischen Fond zusammenstellt, wobei sich die Dürftigkeit und selbst noch die Unsicherheit dieses Restes nicht leugnen läßt; wenn er dann aus einzelnen Lehren, Gleichnissen, Traditionen des Evangeliums eine Art Moralsystem zusammenstellt, das er in jedem populärphilosophischen Compendium besser findet, und schließlich auf die Unterscheidung zwischen dem historischen Jesus und dem symbolischen, idealen Christus den Accent seiner neuen Religion legt — so wird er damit weder das populäre Bewußtsein noch die philosophische Bildung befriedigen, denn das erstere nennt mit Recht Symbole und Mythen, die sich für Wahrheit ausgeben, Lügen; die Philosophie aber lehrt uns, daß aus Zusammenstellung von Sprüchen keine Moral hervorgeht, daß durch Auslassung supranaturalistischer Züge aus Mythen keine Geschichte zu Stande kommt. Eben so gut könnte man Leben und Thaten des großen Herkules beschreiben. Und vor allen Dingen wird das gesunde Rechtsgefühl beleidigt, wenn die entgegengesetzte Behauptung: Christus ist ein Gott, und Christus ist kein Gott, durch die sophistische Vermittlung abgefertigt wird: Christus ist ein göttlicher Mensch, ungefähr wie man sagt, göttliche Rachel, göttliche Fanny Elsler, göttlicher Paganini. Noch dazu, nachdem man alle einzelnen Attribute, auf die

sich das Prädicat der Göttlichkeit bei Christus gründete, aus seinem Leben wegdemonstrirt hat.

Jene Frage läßt sich wissenschaftlich nicht lösen; der Einzelne muß sie mit seinem Gewissen in's Reine bringen. Die Wissenschaft hat andere Dinge zu thun, als sich in den innern Conflict eines unreifen Gewissens zu mischen.

Aber soll die Wissenschaft nicht wenigstens vermeiden, dem Gewissen wie dem Glauben ein Aergerniß zu geben? Ist es recht von ihr, Illusionen zu zerstören, die viele schwache Gemüther glücklich machen? — Diese zu allen Zeiten von halben Naturen aufgeregte Frage hat Oersted, dessen Buch über den „Geist in der Natur" wir vor kurzem besprochen haben, zu seiner neuesten Schrift Veranlassung gegeben. Die dänischen Pastoren haben sich darüber scandalisirt, daß der „Geist" nicht ein Reich für sich haben, daß er nirgend anders zu finden sein solle, als in der Natur; der eine derselben, Bischof Mynster, hat ihn offen angeklagt, seine Weltansicht vernichte alle Poesie und alle Religion. — Oersted sucht das Gegentheil nachzuweisen.

Unbedingt wird der Beweis nicht zu führen sein. Es gibt Zeiten, wo das Ueberwiegen der Naturwissenschaft der Ausübung der Kunst nachtheilig wird, sowohl ihrer Methode als ihres Inhalts wegen. Ein Ueberwiegen der analytischen Richtung drängt die Synthese (jede Poesie ist Synthese) in den Hintergrund, und die Aufmerksamkeit auf die „exacten" Verhältnisse der Natur verkümmert den Spielraum der Empfindungen. — Andererseits wird die Naturwissenschaft durch die Aufklärung, die sie verbreitet, die Freiheit und den Muth des Geistes, die erste Grundlage aller schöpferischen Thätigkeit fördern, durch den Reichthum ihres Inhalts der Phantasie neue Stoffe zuführen.

Aber die Hauptsache hat Oersted nicht gesagt. Die Wissenschaft hat keinen Willen. Was sie erkennt, muß sie erkennen. Sie kann die Erkenntniß der Wahrheit nicht vermeiden, und wenn man ihr auch nachweisen könnte, daß die Welt darüber zu Grunde ginge. Sie muß es sagen, daß $2 \times 2 = 4$, daß das Naturgesetz ewig und unwandelbar, daß also Wunder identisch ist mit Sinnlosigkeit — sie muß es sagen, und wenn alle Poesie und Religion dadurch getödtet würde. Fiat justitia et pereat mundus! im Reich der Wissenschaft ist dieser Satz unumstößlich.

Aber allerdings ist jene Anklage ebenso kindisch als abscheulich. Wir lassen unsere dänischen Pastoren bei Seite, weil wir unsere eigene Sache zu vertreten, pro ara et focis zu kämpfen haben.

Uns, der jüngern deutschen Philosophie, macht die Reaction den Vorwurf, der Humanismus oder die Aufklärung hebe die eigentliche Grundlage aller Poesie auf — den Geist der Anbetung, der Liebe, der Verehrung. Es wird uns das namentlich von den neufranzösischen Jesuiten in unermüdlichen Variationen wieder aufgetischt. Noch in einer der letzten Nummern der Revue de deux mondes kam

— ich weiß nicht mehr, ob Taillandier oder irgend ein Aehnlicher — mit jenem suffisanten Lächeln, das die Einfalt so gut anzunehmen weiß, darauf zurück. Die Franzosen haben sich erzählen lassen, daß Ludwig Feuerbach den alten Gott abgeschafft und an dessen Stelle einen neuen gesetzt habe, die Menschheit. — Das ist noch nicht weit genug gegangen, meint Taillandier, die Menschheit ist ein Abstractum, das kann man nicht anbeten, jeder Einzelne muß vielmehr sich selber anbeten, wie es der einzige Philosoph der reinen Consequenz, Max Stirner, ganz richtig gelehrt hat. — Ich möchte wissen, wie der Einzelne es machen soll, vor sich selber auf die Knie zu fallen. Er könnte es höchstens vor dem Spiegel, und auch das würde nicht gehen, denn das Spiegelbild folgt in allen Bewegungen seinem Original.

Nicht ersticken will die neue Philosophie das Gefühl der Anbetung des Göttlichen; sie will ihm nur einen Inhalt geben. Der Gott der bleichen Furcht, des abstracten Schreckens ist nicht für den freien Menschen; vor dem unbekannten Gott wirft nur der Wilde, nur der Barbar sich in den Staub. Nur was wir ehren und lieben, können wir anbeten; nur was wir kennen, ist Gegenstand unserer Liebe und Verehrung.

Vergebens hat man den Inhalt des Göttlichen in der Natur gesucht — Natur im Gegensatz zum Geist, d. h. zum Menschen gebraucht. Von dem Naturgesetz, wie von der Fülle der Naturerscheinungen müssen wir sagen, wie Faust vom Makrokosmus: „Welch Schauspiel! — aber ach, ein Schauspiel nur!" — Das Erhabene der Natur liegt nicht in der Summe von Steinen, Gasen, Pflanzen, Infusionsthieren, nicht im Gesetz, denn dieses ist nichts für sich, es ist nur eine Abstraction, ebenso wie die Unendlichkeit des Raums und die Unendlichkeit der Bewegung; es liegt im Geiste, den diese Unendlichkeit als Einheit, dieses Gesetz als Leben, dieses Chaos als Totalität anschaut. Die Verehrung vor der Natur gilt der Wissenschaft, die sie erkannt hat, der menschlichen Natur, die diese Erkenntniß in jedem Augenblicke in sich wieder empfindet.

Ueberfliegen wir diese große Entwickelung der Menschheit, die ohne Allwissenheit das Universum Schritt für Schritt durchmißt; ohne Allmacht die sträubende Natur in Fesseln schlägt; die sich selbst gewinnt, indem sie der Gegenstände Herr wird; vereinigen wir diese Macht der Leidenschaft, diese Kraft des Guten und der Liebe, die nicht allein in der Geschichte gewaltet, die noch immer lebendig wirkt und webt, denn in jedem menschlichen Herzen zittert sie nach, in jedem Auge erweckt sie den Strahl der Begeisterung — fassen wir diese, in den Genien der Geschichte sich ausbreitende, aber in der menschlichen Natur allgegenwärtige Kraft des Guten, Wahren und Schönen zu Einem Bilde zusammen —

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, — Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür; Gefühl ist Alles! Nam' ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth. J. S.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Den 8. September 1850.

„Der liebe Gott hat für jedes Fieber ein Kraut, für jede Wunde ein Pflaster gegeben," sagen bei uns die frommen Mütterchen. Auch uns hat der magyarok Istene (Gott der Magyaren) ein kleines Pflästerchen für unsere große Wunde geschickt, und zwar in Person des Pater Gützlaff, der auf seiner Missionsreise auch unsere Hauptstadt besuchte und hier in einem akademischen Vortrag eines chinesischen Volksstammes erwähnte, der in Sprache, Sitten und Körperbau sehr viel Aehnliches mit den Magyaren haben soll. Dieser Volksstamm, der über drei Millionen Menschen zählt, nennt sich den Stamm der Konober, und bewohnt eine jener Gegenden des großen himmlischen Reichs, die an die Mongolei grenzen. Also drei Millionen Magyaren leben noch außer Ungarn auf dieser Erde! Erinnern Sie sich an die Sagen, die sich nach der Katastrophe bei unserm Landvolk verbreiteten, und die Kossuth und Bem mit einer Unzahl von Szitya magyarok (Scythen-Magyaren) heranziehen ließen u. s. w., und Sie werden sich leicht die Luftschlösser selbst ausmalen können, die sich in einer echt magyarischen Phantasie jetzt erheben müssen. Ein junger Magyar bot sich sogleich an, dem Herrn Gützlaff nach China zu folgen, und damit hat Herr Gützlaff seinen Zweck erreicht; ob Ungarn aus China einen neuen magyarischen Impfstoff erhalten wird, dafür lassen wir den Gott der Magyaren sorgen. Wenn diese krankhafte Reizbarkeit eines verwundeten Herzens Leben genannt werden kann, so wird man einst auch von den Magyaren sagen können, daß sie im Jahre 1850 gelebt haben; unser wahres geistiges Leben hat sich in die innersten Gemächer der Seele zurückgezogen, und nur außer dem Lande, ja selbst in Wien, wo man die Zuckungen des gefesselten Löwen weniger fürchten zu müssen glaubt, manifestirt sich noch die Kraft des Magyaren in einigen über die Grenzen des Belagerungszustandes reichenden Meinungsäußerungen.

Einige Funken neuen Lebens hat besonders die Brochüre von Somsich: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs" in unser politisches Hospital geschleudert. Mehrere Mitglieder der vormärzlich-liberalen Partei haben sich den restaurirten oder vielmehr renovirten Altconservativen angeschlossen, und dies reizte einige Vollblutliberale, die sich durch diese Allianz verunreinigt glauben, zu einer heftigen Polemik, die in dem oppositionellen „Wanderer" und der (wie soll ich sie nennen? also) ebenfalls oppositionellen „Ostdeutschen Post" mit Hartnäckigkeit, aber auch mit Würde geführt

wird. Sehr drollig ist das Gebahren der gouvernementalen Presse in dieser Frage, die die genannte antiministerielle Schrift aus dem Gesichtspunkte der anerkannten Revolution bekämpft, und sich hier mit den Liberalen vom reinsten Wasser begegnet.

Unsere hiesigen Journale, die sich in dem lächerlichen Bestreben gefallen, auf der commandirten Marschroute der Gegenwart die Geheimnisse der verpönten Vergangenheit zu entdecken, theilen in ihrer letzten Nummer einen Brief von Görgey mit, dtt. „Komorn 2. Juli 1849, an die ungarische Regierung." Der Brief bringt uns nichts Wahres, was neu, und nichts Neues, was wahr wäre. Görgey behauptet vor Allem, daß selbst zur Zeit, als die Armee siegreich von der Theiß zur Donau zog, es kein vernünftiger Mensch glauben konnte, daß Ungarn je gegen seinen mächtigen(?) Feind reussiren könne. Dies ist eine offene Lüge; und wäre es wahr, so müßten wir fragen: was könnte ein Feldherr, der am Gipfel des Sieges angelangt, an der Sache verzweifelt, die er verficht, sich damals gedacht haben, als er diese Verfechtung übernahm, und nur Wenige an den Erfolg glauben wollten? Ferner sagt Görgey, daß er vor dem Schritt am 14. April gewarnt und auf den monarchisch-dynastischen Geist der Armee hingedeutet habe, die selbst nach dem größten Siege bereit wäre, des Königs Partei zu ergreifen, wenn Ferdinand vor ihnen hintreten und dem Lande die Märzerrungenschaften gewähren wollte. Letzteres mag wahr gewesen sein, aber es lehrt uns einen Mann noch mehr verachten, der auf eine solche Armee rechnen konnte, den Sturz seines Vaterlandes voraussah, und es nicht wagte, oder wollte, sich zwischen Thron und Vaterland hinzustellen, um ersteren vom Tode, letzteres von einem Scheinleben zu retten. „Die gewonnenen Schlachten von N. Sarló und Komorn," sagt der Brief weiter, „gaben zwar dem 14. April die Weihe des Lebens, aber die Soldaten kämpften nur noch, weil sie die Sache des gedrückten Volkes nicht fahren lassen wollten, aber die Armee schwieg; von ihr ging keine Beifallsadresse an die neue Regierung, und während Andere, die ja solche Adressen einschickten, sich später schmählich zurückzogen, mußte sie ihrem sichern Verderben entgegengehen u. s. w." Hier vergißt der General uns nur die Ursache anzugeben, warum er ein Portefeuille und das Obercommando von einer Regierung übernahm, die von der Armee keine Beifallsadresse erhalten hatte. Wir sind also sehr geneigt, das ganze Actenstück für eine Erfindung zu halten, und verbleiben, so lange Görgey das gebotene oder freiwillige Stillschweigen nicht bricht, bei unserer in diesen Blättern bereits ausgesprochenen Meinung, daß der Mann, welcher Ungarns Schicksal in seinen Händen trug, mit sich selbst nicht im Reinen, und in der Politik ein Stümper war, und endlich sein Vaterland, wenn auch nicht verhandelt, doch jedenfalls verspielt habe.

Nyári wurde dieser Tage auf freien Fuß gesetzt, und ging sogleich nach seinem Gute Nyáregyháza. Sein Urtheil ist noch nicht bekannt gemacht worden, doch sprechen alle Umstände dafür, daß es ein mildes sein dürfte.

Madame Szemere, Gemahlin des nachapril'schen demokratisch-republikanischen Expremier's, hat diese Woche einen Paß erhalten und ist bereits nach Paris abgereist.

Das Nationaltheater, dessen letzte Galerie noch immer gesperrt ist, sieht einer viel versprechenden Novität entgegen. Herr Erkel, Verfasser der beliebtesten ungarischen Oper: „Hunyadi Lász ló", arbeitet jetzt an einem neuen Werke: „Bánk Bán." Das Sujet ist der rühmlichst bekannten Tragödie gleichen Namens von Katona entnommen, und spielt in der Zeit König Andreas II. Auch sollen bereits Schritte gethan sein, um die Rück-

kunft des talentvollen ungarischen Schauspielers „Egressi Gábor," der während der Revolution als Regierungscommissär in Szegedin eine wirklich traurige Rolle und schlecht spielte, und der sich jetzt in der Türkei aufhält, zu ermöglichen.

Den Brief Kossuth's an den magyarenfreundlichen General Caß in Nordamerika werden Sie schon aus den Blättern gelesen haben. Er hat für uns nur insofern Interesse, als wir daraus ersehen, daß der Optimismus dieses mehr gemüthlichen als politischen Volkshelden in der Verbannung keinen Abbruch gelitten hat. Möge die Zukunft seinen unzerstörbaren Glauben zur Wahrheit machen! Δ

Aus Wien.

Von vielen Seiten wird bei Gelegenheit unserer Wahlangelegenheiten der Commune der Vorwurf der Lauheit gemacht. Dadurch möchte nun der fernerstehende Beobachter leicht zu dem Glauben verleitet werden, es sei wirklich wieder das alte Wien mit seinen frivolen Neigungen erstanden, und die Sinnenlust übe neuerdings ihren Despotismus über die Gesammtbevölkerung. Aber wer in alle Schichten der Residenzbewohner einen tiefern Blick wirft, der wird sich gewiß ein anderes Urtheil bilden. Ich will nur auf einen schlagenden Gegengrund aufmerksam machen. Seit 22 Monaten seufzt Wien unter der Herrschaft des Ausnahmszustandes, und noch immer ist keine Hoffnung seiner baldigen Aufhebung vorhanden, offenbar, weil man fürchtet, wenn man dem Volke den Zaum abnähme, würde es wieder allerlei Sprünge und tolle Sätze machen, die in den Kram einer absoluten Monarchie mit constitutionellen Scheinformen nicht passen.

Was die weitere Anklage betrifft, daß sich die Metropole des Reiches an Eifer überholen lasse von den Provinzialhauptstädten, namentlich von Prag, — so ist dieser Vorwurf höchst ungerecht, wenn man die Qualität der Handhabung des Ausnahmszustandes in beiden Städten vergleicht. Prag, wo noch heute die Nationalgarde kühn einherstolzirt — und Wien, wo Einer, der das Fuchslied oder den Ragoczy-Marsch pfeift, arretirt wird!

Sechs Tage (vom 1. bis 6. October) sind nach dem neuesten Erlasse der Statthalterei dem Genius freigegeben, die Schöpfung des Gemeinderathes zu vollenden. Bis dahin wollen wir uns mit dem alten Spruche trösten: Post nubila Phöbus! Dasselbe hofft wohl auch die Deputation von Industriellen, welche kürzlich unserm Ministerium eine Petition überreichte in Betreff des Schmuggels, der vom triestiner Freihafen aus nach allen Provinzen des Kaiserstaates im großartigsten Maßstabe getrieben wird. Hierüber werden jedoch hoffentlich die Handelskammern, deren Neuwahl gleichzeitig bevorsteht, die geeigneten Vorschläge thun. Zu wünschen wäre nur noch, daß auch die Gewerbekammern sofort in's Leben treten möchten, um eines der wichtigsten Lebensprincipien der freien Gemeinde — die Gewerbefreiheit — zu verkörpern. Namentlich ist es das Fleischergewerbe, das trotz Fleischcasse und Schlachthäusern so lange ein privilegirtes bleiben wird, bis die Ausschrottung völlig freigegeben ist. Zum Beweise mag dienen, daß ungeachtet der Aufhebung der Rindfleischtaxe der Preis pr. Pfund noch immer 13 Kr. C.-M. ist.

Trotz unserer Finanznoth erscheint übrigens binnen kurzem neben der funkelnagelneuen constitutionellen Gensd'armerie auch wieder die alte absolutistische Polizeiwache als Aequivalent für die tapfere Municipalgarde sel. Angedenkens in vermehrter Ausgabe und nenem Futteral. Ueberhaupt zieht sich dieser Dualismus der Gewalten durch unser

ganzes staatliches Leben hin. Wir brauchen nur an die Ischler Conferenz zu erinnern, welche über die beabsichtigte Rückkehr zum alten Regiment keinen Zweifel übrig läßt. Diese süßen Ahnungen mochten wohl auch der Beweggrund sein, warum Richard Metternich, ein gedankenloser Wüstling, eine musikalische Pièce erscheinen ließ unter dem bedeutungsvollen Titel: Rêverie! Dieselbe Idee, nur in anderer Richtung, hat auch den Opernsujet-Fabrikanten Otto Prechtler zu einer Tragödie: „Johanna von Neapel" begeistert, über welches kraft- und saftlose Machwerk das Publicum ein entschiedenes Verdammungsurtheil fällte. Ja, die Zeiten sind vorbei, da Parterre und Galerie in holder Eintracht dem mit schönen Worten aufgeputzten Unsinn gemüthlich Beifall klatschten.

Neue Gemälde.

Aus Leipzig.

Wir haben schon früher von Zeit zu Zeit eine Kritik neu erschienener Gemälde versucht, wie uns gerade der Zufall dieselben in den Weg führte. Wir werden darin fortfahren, ohne uns aber künftig auf die historische Gattung zu beschränken, da diese aus sehr begreiflichen Gründen wenigstens für den Augenblick eine sehr geringe Ausbeute gibt. Wir beginnen mit einigen der jetzt in Del Vecchio's permanenter Kunstausstellung aufgestellten Bilder.

„Noch lebt die alte Kunst!" Dieses Ausrufs konnten wir uns nicht erwehren beim Anblick des Bildes von Vennemann in Antwerpen: „Das Innere einer Kneipe." Ein tiefes Studium der alten Niederländer, besonders Tenier's, ist nicht zu verkennen, und doch bleibt Vennemann genug selbstständige Eigenthümlichkeit und Originalität. Dazu eine meisterhafte Vollendung bis in die kleinsten Details. Die Farbenstimmung ist unübertrefflich; der Effect ungesucht, er gibt sich von selbst. Das ist der Höhepunkt der Kunst: scheinbar spielend mit so wenigen Mitteln so viel zu leisten. Dem obengenannten schließt sich nach Vorwurf und Behandlung ein kleineres Bild an: „Ein spielender Musikant von C. Schleißner in Kopenhagen." Es hat viel Vortreffliches; die sitzende Figur des Musikanten ist von vieler Wahrheit in Ausdruck und Zeichnung, das Halbdunkel der Küche durch die offenstehende Thür ist gut und die weibliche Figur in derselben tritt zurück, ohne an Lebendigkeit zu verlieren, aber das bettelnde Kind des Musikanten steht nicht an seinem Platze: es ist so beleuchtet, daß es dem Beschauer entgegenspringt und sich, besonders durch das rothe Kopftuch, weit vor die Mauer des Hauses stellt, in dessen Innerem sie sich eigentlich befinden. Die Nebensachen sind fleißig gemalt und mit Natürlichkeit dargestellt.

„Ivan der Schreckliche, Czar von Rußland, dem heidnische Zauberer den Tod verkündigen" von Professor Bähr in Dresden; ein historisches Bild, das schon durch seine Dimensionen Anspruch auf Beachtung macht. Es ist mit großer technischer Fertigkeit gemalt und exact und gewissenhaft gezeichnet; die Gewandung ist durchweg vortrefflich und die Nebensachen wie z. B. das Holzwerk an Tisch und Stühlen, der Ofen u. s. w., obgleich prima gemalt und mit großer Leichtigkeit behandelt, doch täuschend. Und warum läßt uns nach alledem dies Bild doch so gänzlich

kalt? Warum hat es dem Publicum, das doch immer ein bedeutendes Vorurtheil für ein großes Bild mitbringt, so gar kein Interesse abgewinnen können? Der Grund liegt einfach darin, daß dem Bilde das erste wesentliche Requisit eines historischen Gemäldes abgeht: Verständlichkeit. Wir sehen einen alten, bleichen, kranken Tyrannen auf seinem Stuhle sitzen, und einige phantastisch aufgeputzte Gaukler vor ihm, von denen einige sehr leidenschaftliche Grimassen machen, aber Grimassen, deren Bedeutung und Zweck nicht zu durchschauen ist, andere in Krämpfen zu Boden stürzen. Daß diese Gaukler dem Tyrannen den nahen Tod verkündigen, sieht ihnen kein Mensch an, ebensowenig erkennt man es aus der Physiognomie der Personen, welche den Kaiser als eine Art Gefolge umgeben und die verschiedenartigsten Empfindungen ausdrücken, je nachdem ihnen sein Tod erwünscht oder nachtheilig ist. Einer von ihnen, nach seinem Sammetmantel zu schließen, ein Großer des Reichs, kriecht in einer höchst unschönen Bewegung zu den Füßen des Herrn; wie der Katalog sagt, um noch dem Sterbenden zu schmeicheln. — Wer soll das errathen? Zunächst kommt man auf die Vorstellung, sämmtliche Anwesende seien entweder schon vergiftet, oder wenigstens zum Tode verurtheilt, und man suche nun entweder das Mitleid des gefürchteten Gebieters rege zu machen, oder er weide sich an den Qualen seiner Opfer u. dgl. Das Bild ist nicht concipirt, sondern im strengsten Sinne des Wortes componirt; statt bei dem Mangel an Handlung das Wenige davon zusammenzudrängen und dadurch das Auge und das Interesse des Beschauers an einen Punkt zu fesseln, fließen die Figuren rechts und links auf weitem Raume auseinander, ziehen das Auge bald hierhin bald dorthin und lassen es keinen Ruhepunkt finden. Dieser Fehler liegt aber nicht allein in der Composition der Figuren, sondern großentheils auch in der Beleuchtung. Hier könnte dann der Künstler Bedeutendes auf dem obenerwähnten kleinen Bilde von Vennemann und überhaupt von den bessern Niederländern und Franzosen lernen: der Hauptgedanke allein springt dem Beschauer in's Auge; wenn er diesen hinreichend geistig verdaut hat, bleibt ihm Zeit genug, mit größerer Ruhe all das zu betrachten, was des Künstlers Geist und Phantasie an denselben angeknüpft hat, während er verwirrt und unruhig wird, wenn sich ihm Alles auf einmal entgegendrängt.

„Das Grab des Osiris in Ober-Egypten" von Otto Georgi in Leipzig; das erste größere Bild, welches wir von diesem Künstler sehen, und das uns wünschen läßt, es möchte ihm Gelegenheit geboten werden, öfter so wie hier seinem Talente einen freieren Spielraum zu gönnen. Georgi hat eine königlich preußische Expedition in Egypten als Zeichner der aufgefundenen Alterthümer begleitet, und hat so diese riesigen Erinnerungen entschwundener Größe, diese tiefe und schwere Atmosphäre, dieses glühende Wüstenmeer durch Anschauung kennen lernen dürfen. Später bei der Erbauung des neuesten Museums hat man in Berlin daran gedacht, die Hallen zur Aufbewahrung der egyptischen Alterthümer von Georgi durch Ansichten aus jenen Gegenden zieren zu lassen; wir können nur bedauern, daß dies nicht in Erfüllung gegangen: ein bedeutendes Künstlertalent hätte sich dadurch reicher entfalten können, und der Zukunft wäre eine schöne Folge landschaftlicher Darstellungen gewonnen worden. Daß dies auf würdige Weise geschehen wäre, dafür bürgt uns vorliegendes Bild. Die fernen Berge und die aufgethürmten Steinmassen, welche sich im Mittelgrunde aus dem Wasser erheben, sind von wundervoller Färbung, die Dattelpalmen rechts steigen schlank und frei in die klare Luft und das Ganze componirt sich in schönen einfachen Linien zu einem anziehenden Bilde.

Nur die rechte Ecke des Vordergrundes wünschten wir etwas verändert; die zusammengewürfelten Ruinen dürften sich wohl durch hellere Luftreflexe und stärkere Schatten in den Tiefen mehr trennen und dadurch gleichsam über den Rahmen hinausspringend der ganzen rechten untern, im Schatten liegenden, Seite des Bildes mehr Haltung geben.

„Mondaufgang" von Oswald Achenbach in Düsseldorf. Achenbach ist ein Dichter: in allen seinen Landschaften ist ein poetischer Gedanke; er belauscht die Natur in ihren schönsten Stunden und macht uns ein Gedicht in Farben daraus. Im „Mondaufgang" singt es von schwärmerischer Liebe und Sehnsucht. — „Anbrechende Nacht" von Sprengel in München dürfen wir bei den Landschaften nicht unerwähnt lassen. Ein kleines Bildchen, macht es einen äußerst wohlthuenden Eindruck durch die Wahrheit seiner Farbentöne. — Zwei große Landschaften von Bernhard Fries in München (der Monte rosa, und eine italienische, wahrscheinlich componirte Landschaft) ist mehr Manier als Natur. — Die Architekturmalerei ist durch Ainmüller und Vermersch in München würdig vertreten. Das Innere der Stephanskirche in Wien von Ainmüller ist ein vortreffliches Bild. Der Marktplatz zu Braunschweig von Vermersch ist mit großem Fleiße ausgeführt, die Staffage excellent, aber das ganze Bild flach.

„Der Obersee bei Berchtesgaden" von Professor Haushofer in Prag. Der Künstler führt uns in die tiefste Einsamkeit; nichts als der klare grüne See, ringsum von hohen Bergen eingeschlossen. Da, wo am jenseitigen Ufer diese einen Durchblick freigeben, erhebt sich eine zweite Gebirgskette, über welcher im Hintergrund der schimmernde Gletscher ruht; wie um die Oede vollkommen zu machen, lagert sich hinter diesem eine dichte Wolkenschicht, die jeden Blick selbst in die unendliche Tiefe des Himmels verschließt. Wenn dies wirklich die Absicht des Künstlers war, so können wir hierbei seinem Gedanken nicht beipflichten: er mußte dem Beschauer das wohlthuende Gefühl lassen, hinter dieser schauerlichen Verlassenheit eine freundlichere Welt herüberblicken zu sehen. Unserem Gefühl nach hätte er schon die zweite Gebirgsreihe durch eine klarere Luftfärbung von den den See umgebenden Bergen trennen können; er hätte so dem Bilde selbst mehr Tiefe gewonnen, um so günstiger, wenn er dem Auge einen freieren Durchblick durch die aufgethürmten Wolken gestattet hätte. Dadurch würde auch der Eindruck der Monotonie, den das Bild auf den ersten Anblick macht, gehoben werden, und das Gefühl der Einsamkeit, welchen dasselbe hervorbringt, durch den — wenn auch nur geahnten — Contrast der Ferne, ein wohlthuenderes, minder beengendes werden. Die Ausführung ist vortrefflich; besonders das Wasser des See's von der größten Naturwahrheit. Das Auge folgt durch den klaren, goldig grünen Spiegel deutlich dem hellen Grunde, der sich weiter und weiter senkt, bis er sich nach der Mitte zu im Dunkel der Tiefe verliert; die bewachsenen moosigen Felsstücke, welche im Vordergrund den See begrenzen, sind von der minutiösesten Behandlung und bis in's Kleinste vollendet, ohne dem Totalen Abbruch zu thun. Die ganz von Laub- und Nadelholz bedeckten Berge sind ebenfalls von natürlicher Färbung, nur hätte hier, wie oben schon bemerkt, ein Schimmer von Monotonie wohl glücklicher vermieden werden können.

„Sägemühle bei Braunenburg im bayrischen Gebirge" von Dallwig in München. Einer von jenen glücklichen Sonnenblicken in der Natur, die jedes empfängliche Gemüth zur Ruhe einladen und den Künstler fesseln. Der Bach rauscht so lieblich, er hüpft so spielend über die zerbröckelten Felsen, die Kühle, die er ausathmet,

erhält das Grün so frisch, das den sich hinter der Mühle erhebenden Abhang schmückt, der Tannenwald oben ist so heimisch düster, Alles — Alles athmet eine heitere Ruhe, die durch die eintönige Geschäftigkeit der malerisch hingepflanzten Mühle kaum unterbrochen wird. Der Gegenstand ist mit Lebendigkeit und gefühlter Auffassung dargestellt.

Literaturblatt.

Geschichte der Wiener Revolution von F. A. Nordstein. Mit dem Portrait des Erzherzog Johann. Leipzig, Lorck. (Macht den 15. Band der von Prof. Bülau herausgegebenen historischen Hausbibliothek aus.) — Die Geschichte umfaßt gerade ein Jahr; sie beginnt mit den revolutionären Märztagen und schließt mit der octroyirten Märzverfassung. Doch sind die einzelnen Abschnitte ungleichmäßig behandelt; am ausführlichsten die Begebenheiten in Wien, was wohl dem Verfasser nach seiner Stellung am nächsten lag. Die stille Thätigkeit der Reaction zu verfolgen, hat er keine Gelegenheit gehabt. — Neue Aufschlüsse erhält man aus diesem Buch nicht, auch keine erheblich erweiterten Gesichtspunkte. Der Verfasser ist gemäßigter, gutmüthiger Demokrat, für die Volkssouveränetät, aber gegen die Volksjustiz, übrigens östreichisch genug, um von Zeit zu Zeit für das legitime Anrecht seines Staats auf die Oberherrschaft in Deutschland in Feuer zu gerathen. Das Buch ist übrigens lesbar geschrieben — einigen Schwulst kann man der Nationalität nachsehen — und hat den großen Vorzug, eine ziemliche Menge Actenstücke, Reden und dgl. wortgetreu mitzutheilen. Die knabenhafte Art und Weise, wie in den Revolutionstagen in Wien Politik gemacht wurde, und daraus die Berechtigung der Reaction, trotz aller demokratischen Sympathien, ergibt sich aus solchen Mittheilungen am bequemsten. — Warum hat noch Niemand daran gedacht, die sämmtlichen Actenstücke, die auf die Revolution Bezug haben, — wozu ich u. a. auch die aufgefangenen Briefe des Banus rechne, vollständig zu sammeln? Ergänzt durch die stenographischen Berichte aus den verschiedenen Parlamenten, würde das die zweckmäßigste Basis einer künftigen Geschichte bilden. Daß für jetzt mitten im Strudel der erst angefangenen Bewegung an eine eigentliche Geschichte der Zeit noch nicht gedacht werden kann, haben wir mehrmals ausgesprochen und nachgewiesen. Für jetzt nimmt noch alle Geschichte die Form von Memoiren an.

Allgemeine Geschichte der Jahre 1840—1846 von Eduard Burkhardt. Leipzig, Lorck. (Macht den 5. Band der allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit) — Das Buch hat im Ganzen eine zweckmäßigere Form, als das von Prutz über den nämlichen Gegenstand, welches wir in diesen Blättern flüchtig skizzirt haben. Es gibt sich nämlich nicht die Mühe, die Ereignisse künstlerisch abzurunden, es ordnet sie nach Rubriken. Für den Zweck des Nachschlagens, des Orientirens u. s. w. ist diese Anordnung nur zu billigen, wir haben das Bedürfniß, die zerstreuten Erinnerungen unserer Zeitungslectüre in gewissen Perioden zu sammeln und zu fixiren, das Wichtige in angemessenen Combinationen zu merken. Dazu sind solche Bücher — ein nothwendiges Uebel, möchte ich sagen. — Daß dabei an die eigentliche, höhere Objectivität eines Geschichtswerks nicht zu denken ist, habe ich schon damals bemerkt; in solchen Zeiten kann Niemand den Standpunkt

seiner Partei verleugnen und soll es nicht. — Aber die Berechtigung der Parteien, Geschichte zu schreiben, ist allerdings eine verschiedene. Der Standpunkt unsers Verfassers ist der nüchternste, hohlste, subalternste Radicalismus, den man sich vorstellen kann. Wenigstens in den Abschnitten über Deutschland und Frankreich — in den andern Ländern ist das Interesse, und darum die Befangenheit nicht so groß — werden uns alle die Schimpfreden auf die constitutionelle Partei aufgetischt, die wir in den demokratischen Pamphleten bis zur Ueberfüllung genossen haben. Es scheint sich darauf jetzt die ganze Thätigkeit der sogenannten Demokratie zu beschränken. Wir wissen sehr wohl, daß die Schöpfungen des Liberalismus noch nicht von der Art sind, daß sie auch nur die bescheidensten Ansprüche befriedigen könnten; aber es ist doch immer etwas daraus resultirt, es ist für die Sache der Freiheit immer ein sehr bedeutendes Terrain gewonnen. Von den Bestrebungen der sogenannten Demokratie ist aber nichts geblieben, nichts, was einen Pfifferling werth wäre. Die abgeleierte Legende von der zu hoffenden großen Revolution, welche die Welt wieder in ihre Fugen einrenken soll, so rührend und pathetisch sie in den demokratischen Ammenstuben vorgetragen werden mag, wird man doch wohl nicht eine erhebliche Errungenschaft nennen wollen. — So oft wir ein Erzeugniß der demokratischen Presse zur Hand nehmen, wird es uns von Neuem recht anschaulich, daß wir mit dieser Partei des souveränen Unverstandes nichts gemein haben können. Sie ist in ihrer Cultur seit den Märztagen um keinen Schritt vorwärts gekommen. Wie wir auch jetzt mit den Regierungen stehen, bei einer neuen demokratischen Bewegung sind wir doch wieder auf ihre Seite getrieben.

Die constitutionelle Presse. Die fortschreitende Reaction entzieht uns ein Terrain nach dem andern; es ist die höchste Zeit, daß wir uns über einen zusammenhängenden Operationsplan vereinigen. Die Anarchie von Oben herab, die der Fälscher von Greifswald in Kassel durchführt, hat wenigstens zum erstenmal dem bisher in der allgemeinen Apathie untergegangenen Rechtsgefühl Gelegenheit gegeben, sich zu entfalten. Es ist möglich, daß das hessische Volk durch äußerliche Gewalt unterdrückt wird, wenn Preußen auf's Neue seine Pflicht und sein Interesse aus den Augen verliert, es kann sich aber wenigstens den Ruhm vindiciren, mit Anstand gefallen zu sein. — Die fortschreitende Verwirrung der Rechtsbegriffe muß auch auf unsere Presse den schädlichsten Einfluß ausüben, bei der wachsenden Gleichgültigkeit gegen die Principien sind es denn lediglich die Interessen, die bestimmend einwirken, und diese verbinden nicht, sie trennen. Die Lässigkeit in der Ausführung des positiven, gemeinsamen Gedankens, der unsere Partei zusammenhielt, hat es dahin gebracht, daß wir ihn nur noch in der negativen Form vertreten können, denn Kampf für die Union heißt jetzt nichts anders, als Kampf gegen die Wiederherstellung der östreichischen Hegemonie und der heiligen Allianz. Um so nothwendiger ist es, daß die Presse diesen letzten Gesichtspunkt streng im Auge behält, und sich durch Nebenrücksichten nicht irren läßt. So lange die heilige Allianz noch nicht wiederhergestellt ist, wird es uns wenigstens möglich, wenn wir in dem einen Staat unterdrückt werden, uns in den Blättern des andern auszusprechen. — Wie lange das gehen wird, können wir freilich nicht voraussehen; so gut, wie sich Hassenpflug auf die Karlsbader Beschlüsse als auf eine zu Recht bestehende Gesetzgebung beruft, so gut wird es auch in andern Staaten geschehen, und neue Karlsbader Beschlüsse werden auch nicht auf sich warten lassen. So lange es aber noch geht, sollen wir uns die Situation

nicht muthwillig verderben. — Für Sachsen werden in diesem Augenblick, wo jeder Zweifel an der Competenz der Dresdner Versammlung zur Confiscation des Blattes führt, die preußischen Blätter von der größten Wichtigkeit. — Die (Berliner) Constitutionelle Zeitung hat sich beeilt, in dieser Beziehung die sächsische Presse zu ergänzen. Es kann nicht fehlen, daß ihr diese Bemühung für Sachsen einen günstigen Erfolg verschafft. Dabei müssen wir, um vor einem bedenklichen Einfluß zu warnen, auf den Charakter dieses Blattes eingehen. — Die Constitutionelle Zeitung erschien mit Eröffnung der preußischen Kammern, im Februar v. J., scheinbar unter den glänzendsten Aussichten. Sie war auf ein Anlage-Capital gegründet, wie es für eine Deutsche Zeitung noch nicht erhört war; das bisherige Organ der liberalen Partei, die Deutsche Reform, hatte keine Aussichten, und die Hauptstadt der preußischen Monarchie war der geeignetste Ort, ein constitutionelles Centralblatt zu halten. Allein der Einfluß Hansemann's gab dem Blatt eine Richtung gegen das Frankfurter Parlament, die es in eine feindliche Stellung zu der ganzen liberalen Partei führen müßte, obgleich es in den innern Fragen mit ihr Hand in Hand ging. In der Zeit, als die Deutsche Reform ministeriell wurde, wendete sich die Constitutionelle Zeitung mehr nach der Partei des Parlaments, aber sie machte es, wie die Hauptvertreter ihrer Partei in Preußen, sie diplomatisirte. Diplomatisches Wesen ist in der Regel nichts Anderes als fuffisante Schwäche, bei einer Zeitung ist es aber vollends unerträglich. — Die Constitutionelle Zeitung blieb lange unpopulär, bis die Actiengesellschaft, die sie bisher an Händen und Füßen geknebelt hatte, sich auflöste, und die Zeitung gemeinschaftlich mit der Partei, deren vornehmstes Organ sie allmälig wurde, durch die zunehmende Reaction in eine immer stärkere Opposition gegen die Regierung getrieben wurde, besonders seitdem Dr. Haym die Redaction übernahm. Wir können sagen, daß wir an dem Blatt große Freude gehabt haben, denn noch keine demokratische Zeitung hat so viel Leidenschaft und Malice mit so viel positivem Inhalt und anständiger Form verbunden. — In einem preußischen Blatt hat eine solche leidenschaftliche Opposition die vollste Berechtigung, denn die erste und wesentlichste Aufgabe des preußischen Liberalismus ist es, das gegenwärtig herrschende System zu untergraben und allmälig zu stürzen; in den übrigen deutschen Staaten darf sie nur mit großer Vorsicht angewendet werden. Denn die Aufgabe der Presse ist allmälige Vorbereitung der Stimmung in den kleinen deutschen Staaten auf einen so festen als möglichen Anschluß an Preußen; das preußische Publicum weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen dem Wesen des Staats und seiner augenblicklichen Mißleitung; das kleindeutsche Publicum dagegen, das im Grund seines Herzens noch immer die alte Abneigung gegen Preußen hegt, versteht das nicht, und wenn die Presse ihm alle Tage erzählt, daß an sämmtlichen preußischen Staatsmännern Hopfen und Malz verloren ist, so ist das nicht das geeignete Mittel, für den Zweck zu wirken, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Auch fordert, abgesehen von allen Gesichtspunkten politischer Räthlichkeit, die einfache Gerechtigkeit, daß, wenn wir die Radowitz, die Manteuffel ꝛc. nach Gebühr geißeln, wir jedesmal hinzusetzen: aber gegen die großdeutschen Staatsmänner gehalten, sind es wahrhaftige Tugendspiegel. — Wir haben uns oft genug darüber ausgesprochen, daß die gegenwärtige Lage der Union keine haltbare ist, und daß wir — die liberale Partei — in diesem Augenblick gänzlich außer Stande sind, ihr eine bessere Richtung zu geben — man muß das aussprechen, denn jede Selbsttäuschung in diesem Punkt ist verderblich —; aber darüber dürfen wir nicht vergessen, daß die

Presse noch eine andere Aufgabe hat, als diese Wirkung des Augenblicks. Ihr Einfluß auf die Zukunft darf nicht zu schwach angeschlagen werden, denn „Wassertropfen höhlen Felsen aus."

Von den andern Unionszeitungen ist zunächst nur die Breslauer in gleicher Lage mit der Constitutionellen. Sie hat mit einer sehr mächtigen Reaction und mit einer noch viel schlimmeren politischen Abgespanntheit in der Provinz, auf welche sie fast ausschließlich angewiesen ist, zu kämpfen, und dadurch ist ihr Standpunkt bedingt; wenn sie, ebenso wie die Constitutionelle, dadurch der östreichischen und großdeutschen Presse Gelegenheit gibt, von Zeit zu Zeit ihre Artikel gegen das preußische Ministerium abzudrucken, und mit hämischem Triumph auf den Zwiespalt im Lager der Union hinzuweisen, so ist das allerdings ein Uebelstand, aber es ist dem nicht abzuhelfen. Die Partei kann sich nicht zum Sündenbock einer schwankenden und haltlosen Politik hergeben. — In einer ganz andern Lage finden sich die Kölnische, die Weser- und die Reichs-Zeitung: ihr Wirkungskreis ist lediglich Kleindeutschland, denn die Rheinlande sind, was das Preußenthum betrifft, in keiner Weise mit den alten Provinzen in Parallele zu stellen. So trefflich diese Zeitungen redigirt sind, und so viel Anerkennung ihre politische Gesinnung, ihre Gründlichkeit und Offenherzigkeit verdient, so gehen sie doch in ihrer Polemik zuweilen unvorsichtig zu Werke. Namentlich hat die Weserzeitung einige Male nicht nur die gegenwärtige Lage der Union, sondern den Gedanken der Union angegriffen. Die Weserzeitung ist aber auf dem allergefährlichsten Posten. Denn von dem Frankfurter Bundestags-Gespenst (Gott sei Dank, noch darf mir Marbach diesen Ausdruck nicht streichen!) ist für die Union auf die Dauer nichts zu fürchten, es handelt sich hier um ein Band, das auf irgend eine Art doch geknüpft werden muß, und das der Natur der Sache nach so lose ausfallen wird, daß es einer engern Verbindung nicht hinderlich sein kann. Wenn es aber Hannover gelingt, die in seinen Rayon fallenden Kleinstaaten — Braunschweig, Bremen, Oldenburg, — in einen engern Bund zu ziehen, später vielleicht auch mit Hamburg und Mecklenburg in Verhältniß zu treten, so sind dadurch der Union die Lebensadern unterbunden, und eine friedliche, gesunde, naturgemäße Entwickelung Deutschlands auf lange Zeit unmöglich gemacht. Jene Kleinstaaten haben zu bedenken, daß kein Opfer zu groß sein kann, wenn man dadurch die Möglichkeit, auch nur die Möglichkeit eines deutschen Reichs erkauft. — In der schlimmsten Lage ist die Deutsche Zeitung. Dieses Blatt, unter Gervinus Leitung der vornehmste, eine Zeitlang der einzige Träger unsers Princips, später wenigstens das Hauptorgan der Partei, ist jetzt fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Es liegt nicht blos daran, daß Frankfurt nicht mehr der Mittelpunkt der Bewegung ist, in Süddeutschland hätte ein Blatt unserer Farbe immer noch einen großen Raum segensreicher Wirksamkeit. Der Grund liegt vor Allem darin, daß es sich zum officiellen Organ einer Partei machte, die nichts Officielles hatte. Parteiblätter müssen frei sein; die speciellen Bedürfnisse ihres besondern Publicums, so wie die individuelle Richtung ihrer Redaction, müssen nicht durch jene hunderttausend Rücksichten gebunden sein, die ein Comité, wie das Gothaer, nicht umgehen kann. Das Blatt büßt die Schuld der Partei, die gleichfalls eine officielle Richtung noch behaupten wollte, als es nicht mehr an der Zeit war.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Der Kampf um die Verfassung in Kurhessen und in Sachsen.

Mit Recht wenden sich die Sympathien Aller, die noch an eine friedliche Lösung unserer trostlosen politischen Verhältnisse glauben, dem wackern kurhessischen Volke und seinen ehrenhaften Behörden zu, welche, in seltener Eintracht mit dem Volke, diesem zum Schutz der Verfassung die Hand reichen, während sie anderwärts gegen das Volk und die Verfassung sich gebrauchen lassen. Die Constitutionellen so gut wie die Absolutisten wissen recht wohl, daß dort die Sache des Constitutionalismus für Deutschland entschieden wird. Gelingt es dort der Willkür eines Ministers, eine Verfassung, die so viele Garantien zu ihrem eigenen Schutze in sich birgt, umzustürzen, den vereinigten Widerstand einer ganzen Bevölkerung, einer verfassungstreuen Beamtenschaft und eines unabhängigen Richterstandes zu brechen, so ist damit der Beweis geliefert, daß ein dauernder Rechtszustand für Deutschland unmöglich sei. Und wird der Umsturz jener Verfassung von den größern deutschen Mächten unterstützt oder doch nicht verhindert, so ist dies ein Zeichen, daß in jenen Regionen durch die Bewegung des Jahres 1848 ebensowenig das Bewußtsein der Nothwendigkeit fester Rechtszustände für Deutschland aufgegangen ist, wie in den vormärzlichen Zeiten des Bundestags. Was daraus weiter folgt, ist unschwer zu sagen: zunächst wird der Absolutismus, wenn er sieht, daß keine Schranke ihm unübersteiglich ist, alle Scham von sich werfen und bis an die äußerste Grenze gehen. Aber, während er seine Orgien feiert, stehen vor der Thür schon die Füße derer, die ihn hinaustragen sollen, mit ihm aber auch die Monarchie in Deutschland.

Auch in Sachsen kämpft eine, wenn schon vereinzelte, verfassungstreue Opposition gegen die absolutistischen Gelüste eines Systems, welches zugleich eines der Haupträder in der Maschine des neu aufgerichteten Bundestags ist. Wenn man aber die Energie des Widerstandes, der in Kurhessen dem verfassungswidrigen Beginnen des Herrn Hassenpflug von allen Seiten entgegengesetzt wird, mit der Kraftlosig-

keit und theilweise völligen Verdunkelung des Rechtsbewußtseins vergleicht, die sich in Sachsen gegenüber den Gewaltstreichen des Ministeriums kundgibt, so muß man die Geschichte beider Länder, besonders ihre Regentengeschichte, berücksichtigen. Kurhessen hat eine strenge Schule des politischen Lebens durchgemacht unter dem Scepter von Fürsten, die sich seit einem Jahrhundert in Härte, Despotismus und Vergeudung der Mittel des Landes überboten, während Sachsen das zweideutige Glück hatte, nach einigen verschwenderischen und prachtliebenden Fürsten, welche durch den weichlichen Luxus eines üppigen und sittenlosen Hofes demoralisirend auf das Volk wirkten, unter der langjährigen Herrschaft eines Monarchen zu stehen, der alle passiven Tugenden eines solchen — Sparsamkeit, strenges Festhalten an dem einmal zu Recht Bestehenden, väterliche Milde, aber keine jener Eigenschaften besaß, welche ein Volk entweder durch verständige Anleitung von oben, oder durch Anreizung zum Widerstande, zur Selbstständigkeit erziehen. So kam es, daß, als des gerechten Friedrich August Nachfolger, der gütige Anton, unter des jetzt regierenden Königs Beirath im Jahre 1830 zur Verleihung einer Verfassung sich bewegen ließ, man diese Verfassung fast überall mit Vertrauen und Dankbarkeit aufnahm und nicht daran dachte, nach stärkern Bürgschaften verfassungsmäßiger Freiheit zu streben, als man darin von freien Stücken gewährt fand. Dazu wollte es auch noch das Geschick Sachsens, daß die Verwirklichung der Verfassung durch einen Minister (v. Lindenau) geschah, der das unbedingte Vertrauen des Volks und der Volksvertretung ebenso verdiente, als beanspruchte, der es seinerseits vollkommen redlich mit der Verfassung meinte, aber nicht voraussichtig genug war, um auch an die zu denken, die nach ihm kommen möchten, und gegen diese seine eigene Aussaat mit schützenden Schranken zu umgeben.

Wie ganz anders in Kurhessen. Dort führte das Mißtrauen bei den Versammlungen über die neue Verfassung im Jahr 1831 allerseits das Wort.

Auch hatte Kurhessen das Glück, einen Mann zu finden, der diesem Mißtrauen die geeignete staatsrechtliche Form und Fassung zu geben wußte, der nicht blos voraus erkannte, wo der Verfassung am leichtesten Gefahr drohen könnte, sondern auch, wie man dieser Gefahr durch gehörige Bürgschaften und Cautelen zu begegnen habe. So ward die kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831 das Muster einer wohlverclausulirten Verfassung, wie sie einestheils für ein Land, wo das Verfassungsleben und der Volksgeist nicht schon in sich ausgebildet und kräftig genug waren, um sich selbst zu schützen, durchaus nothwendig, andererseits bei den beschränkenden Bestimmungen der, überall den Absolutismus bevorzugenden Bundesgesetzgebung allein möglich war. Das hessische Volk möge in den jetzigen schweren Tagen mit verdoppelter Dankbarkeit und Verehrung hinblicken auf den Mann, der nicht nur diese Verfassung ihm geschenkt, sondern auch dafür, daß er es that, so hart gelitten hat! (Jordan.)

Die sächsische Verfassung entstand ein halbes Jahr später. Ihre Verfasser hatten, wie aus einzelnen Fassungen hervorgeht, auch die kurhessische Verfassungsurkunde bei ihrer Arbeit im Auge. Aber entweder wollten sie nicht mehr, als den Schein starker Verfassungsgarantien geben, oder sie verstanden es nicht. Die nachfolgende organische Gesetzgebung aber machte auch das Wenige, was sich in der Verfassungsurkunde von derartigen Bürgschaften vorfand, wieder illusorisch.

Wir wollen diejenigen Bestimmungen der kurhessischen und der sächsischen Verfassung mit einander vergleichen, welche bei den obschwebenden Verfassungskämpfen in beiden Ländern von besonders praktischer Bedeutung sind. §. 21 der kurhessischen Verfassung verfügt: „Ein jeder Inländer männlichen Geschlechts hat im achtzehnten Lebensjahre den Huldigungseid zu leisten, mittels dessen er Treue dem Landesfürsten und dem Vaterlande, Beobachtung der Verfassung und Gehorsam den Gesetzen gelobt." Nach §. 60 ist die Verpflichtung zu Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfassung in den Diensteid eines jeden Staatsdieners aufzunehmen. Und §. 156 fügt dem noch die weitere Vorschrift hinzu: „Die obersten Staatsbeamten stellen über die von ihnen geschehene eidliche Angelobung der Verfassung einen besondern Revers aus, welcher im ständischen Archiv niederzulegen ist." In Sachsen ist zwar nach §. 139 der Verfassungsurkunde „der Unterthaneneid und der Eid der Civilstaatsdiener und Geistlichen aller christlichen Confessionen, nächst dem Versprechen der Treue und des Gehorsams gegen den König und die Gesetze des Landes, auch auf die Beobachtung der Landesverfassung zu richten." Aber es leuchtet ein, daß der Zweck, das ganze Volk, insbesondere aber die Behörden und auch das Militär zur Treue gegen die Verfassung zu erziehen, ihnen die Beobachtung der Verfassung als einen wesentlichen und unabtrennbaren Theil ihrer Gesammtverpflichtung erscheinen zu lassen, ungleich besser erreicht werde durch die Bestimmungen der kurhessischen, als der sächsischen Verfassungsurkunde. Denn dort wird Jeder auf die Verfassung vereidet, hier nur der, welcher den Unterthaneneid zu leisten hat. Dort schwört jeder Achtzehnjährige, also der Militärpflichtige noch vor seinem Eintritt in die Armee; in Sachsen hat man zwar 1848 auch das Militär auf die Verfassung verpflichtet, aber dieser Eid war und blieb etwas zu dem Fahneneid und dem Geist des unbedingten militärischen Gehorsams, der dem Soldaten seit seinem Eintritt in die Armee angewöhnt worden war, nur Hinzugekommenes, ein fremdes, aufgepfropftes Reis, das nicht mit dem Mark des Stammes verwuchs. Die Offiziere erblickten darin eine Ausgeburt jener Revolution, die sie im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Ausflüssen so tief haßten. Den sächsischen Offizieren in ihrer großen Mehrheit wird es unbegreiflich sein, wie ihre Cameraden in Kurhessen bei dem neuesten Conflicte sich auf Seiten der Verfassung stellen und ihre Mitwirkung zu Angriffen auf dieselbe versagen konnten.

Aber der Eid auf die Verfassung allein würde nicht hinreichen, um bei vorkommenden Conflicten den einzelnen Unterthan oder die Behörde auf das hinzuweisen, was sie zu thun haben. Es muß ihnen auch klar und unzweideutig vorgeschrieben sein, wie sie bei solchen Conflicten sich zu benehmen, woran sie namentlich zu erkennen haben, ob etwas der Verfassung gemäß oder mit ihr im Widerspruche sei, es muß ihnen ferner bei treuer Beobachtung ihrer verfassungsmäßigen Verpflichtungen völlige Sicherheit vor willkürlichen Vexationen seitens ihrer Obern, dagegen bei deren Uebertretung unentfliehbare Ahndung in Aussicht gestellt sein.

In allen diesen Beziehungen geht die kurhessische Verfassung mit der äußersten Umsicht zu Werke. Ihr §. 61 ist ein wahres Arsenal von Schutzwaffen für die Verfassung, indem er jedem Staatsdiener genau sagt, was er zur Aufrechthaltung der Verfassung zu thun habe, und ihn, wenn er dies nicht thut, schutzlos der Anklage der gesetzlichen Vertheidiger der Verfassung, der Stände, preisgibt. Er lautet so: „Ein jeder Staatsdiener bleibt hinsichtlich seiner Amtsverrichtungen verantwortlich. Derjenige, welcher sich einer Verletzung der Landesverfassung, namentlich auch durch Vollziehung einer nicht in der verfassungsmäßigen Form ergangenen Verfügung einer höchsten Staatsbehörde (§. 108) — schuldig macht, — oder seine Amtsgewalt mißbraucht — kann auch von Landständen oder deren Ausschuß (§. 102) bei der zuständigen Gerichtsbehörde angeklagt werden. Die Sache muß alsdann auf dem gesetzlichen Wege schleunig untersucht und den Landständen oder deren Ausschusse von dem Ergebniß der Anklage Nachricht ertheilt werden.“ Dahingegen schützt die kurhessische Verfassung (§. 56) jeden Staatsdiener gegen Amtsentsetzung, Entziehung oder Verminderung seines Diensteinkommens ohne Urtel und Recht, ja sogar (§. 57) gegen nachtheilige Versetzungen, verbietet auch ausdrücklich (§. 60), daß in die Dienstanweisung eines Staatsdieners etwas aufgenommen werde, was den Gesetzen (also auch der Verfassungsurkunde) zuwider sei.

Was hat diesen so stricten Bestimmungen die sächsische Verfassungsurkunde gegenüberzustellen?

§. 42 verordnet freilich auch: „Alle Staatsdiener sind für ihre Dienstleistungen verantwortlich“ — allein wem? in welchen Fällen? unter welchen Formen? davon sagt die sächsische Verfassung kein Wort. Dagegen sagt das Staatsdienergesetz vom 7. März 1835, in §. 7: „Jeder Staatsdiener hat bei seinem Eintritt in den Staatsdienst eidlich anzugeloben: daß er dem Könige treu und gehorsam sein, die Gesetze des Landes und die Landesverfassung streng beobachten, das ihm übertragene so wie jedes künftig zu übertragende Amt und jede Verrichtung im öffentlichen Dienste, unter genauer Befolgung der gesetzlichen Vorschriften, und den Anordnungen seiner Vorgesetzten gemäß, nach bestem Wissen und Gewissen verwalten wolle. Die dem Staatsdiener

obliegende Beobachtung der Staatsverfassung berechtigt keinen Diener, die Anordnungen seiner Vorgesetzten, deren Uebereinstimmung mit der Verfassung und den Gesetzen ihm zweifelhaft dünkt, bei Seite zu setzen; vielmehr hat er denselben ohne Verzug nachzugehen, und es bleibt ihm unbenommen, sein diesfallsiges Bedenken der vorgesetzten Behörde anzuzeigen. Er kann daher solchenfalls wegen Erfolgs der Anordnung nicht zur Verantwortung gezogen werden, vielmehr trifft die Verantwortlichkeit denjenigen, der die Anordnung ertheilt hat."

Diese Bestimmung des Staatsdienergesetzes macht den §. 42 der Verf. Urk. zu einer leeren Phrase. Die Verantwortlichmachung des obern Staatsdieners (des Ministers) für die Handlungen seiner Untergebenen ergänzt nicht im entferntesten, was durch Hinwegnahme der unmittelbaren Verantwortlichkeit jener verloren geht. Denn es ist viel schwerer, die Verantwortung für eine Verfassungsverletzung gegen einen Minister geltend zu machen, als gegen einen untergeordneten Staatsbeamten, abgesehen davon, daß schon durch die Zuschiebung und Uebertragung dieser Verantwortung von dem Einen auf den Andern dieselbe häufig ganz verloren geht und unausführbar wird. Nur die unmittelbare volle persönliche Verantwortung, die jedem Staatsdiener für die von ihm vollzogene Verfassungsverletzung droht, kann verhüten, daß der einzelne Beamte sich zur Ausführung verfassungswidriger Befehle seiner Obern gebrauchen läßt, kann allein Maßregeln dieser Art sogleich in ihrer Geburt ersticken, indem sie den verfassungsfeindlichen Obern die gefügigen Werkzeuge ihres ungesetzlichen Beginnens entzieht.

Die wohlthätigen Wirkungen des §. 61 der kurhessischen Verfassungs-Urkunde haben sich bei dem neuesten Conflict auf's schlagendste gezeigt. Beinahe alle Behörden von den höchsten bis herab zu den niedersten haben die verfassungswidrigen Anordnungen des Ministeriums Hassenpflug für unvollziehbar erklärt und ihre Mitwirkung zu deren Ausführung verweigert. Wo ist etwas Aehnliches in Sachsen vorgekommen? Hat eine einzige Behörde sich geweigert, zur Wiederberufung des alten Ständetags die Hand zu bieten? Oder wird eine einzige sich weigern, Steuern, die ohne die vorgeschriebene ständische Genehmigung ausgeschrieben sind, zu erheben? Aber freilich Behörden, die so etwas wagen wollten, würden durch kein Gesetz geschützt, vielmehr nach dem angeführten §. 7 des Staatsdienergesetzes, in Verbindung mit §. 25, c. 8, 26, 4 und 5, und §. 27 desselben Gesetzes der Ahndung ihres Ungehorsams durch die vorgesetzte Behörde unrettbar verfallen sein, ohne daß ihnen eine Berufung an die Gerichte (§. 30 des Staatsdienergesetzes) wegen Entschädigung, Wiedereinsetzung oder Wiederanstellung zustände.

Zur Geltendmachung der in §. 61 der kurhessischen Verfassungs-Urkunde festgesetzten Verantwortlichkeit der einzelnen Staatsdiener, also zur Anklage gegen dieselben bei den Gerichten, (abgesehen von der in §. 100 vorgesehenen Ministeranklage) sind zunächst die Landstände befugt, in deren Abwesenheit aber auch der

ständische Ausschuß, welchen jeder Landtag bei seinem Auseinandergehen, aus seiner Mitte gewählt, zurückläßt (§. 101 und 102).

In Staaten mit längst ausgebildetem Verfassungsleben und einer unwiderstehlichen öffentlichen Meinung, wie England, wird es Niemand für möglich halten, daß eine Regierung auf den Gedanken kommen könnte, die Landesvertretung einmal ganz zu beseitigen oder willkürlich umzugestalten. Aber in Deutschland sind wir gegen solche Möglichkeiten keineswegs gesichert, und so lange dem so ist und wir keinen Gerichtshof haben, der auf die Klage jedes Einzelnen Verfassungsverletzungen vor sein Forum zu ziehen befugt oder verpflichtet wäre, so lange wird die Zurücklassung eines permanenten Ausschusses, als des mit gewissen, wesentlichen Befugnissen ausgerüsteten Vertreters der Gesammtstände, gegen Uebergriffe, wie sie jetzt vorgekommen, einen wirksamen Schutz bieten. In einem solchen ständigen Wächter der Verfassung ist diese selbst gleichsam verkörpert und jeden Augenblick zur Vertheidigung gegen Angriffe gerüstet.

Daß man dieses Institut nicht auch in Sachsen eingeführt, könnte Wunder nehmen, wüßte man nicht, daß die ständischen Ausschüsse von den Zeiten der alten Stände her in Sachsen im Rufe zu großer Nachgiebigkeit gegen die Regierung standen.

Sollten nun aber auch die Landstände oder deren Ausschuß ihre Pflicht versäumen und nicht mit allen zuständigen Mitteln gegen Verfassungsverletzungen einschreiten, so würde, nach der kurhessischen Verfassungs-Urkunde, immer noch dem einzelnen Staatsangehörigen, der sich in seinen Rechten durch die verfassungswidrigen Maßregeln der Verwaltung gekränkt fände, das Recht zustehen, den Schutz der Gerichte anzurufen, und dieser Schutz kann ihm, wofern seine Beschwerde nur begründet ist, nicht wohl fehlen. Dafür sorgen folgende §§. der kurhessischen Verfassungs-Urkunde.

§. 113. „Niemand kann an der Betretung und Verfolgung des Rechtsweges vor den Landesgerichten gehindert werden. Die Beurtheilung, ob eine Sache zum Gerichtsverfahren sich eigne, gebührt dem Richter nach Maßgabe der allgemeinen Rechtsgrundsätze und **solcher Gesetze, welche mit Beistimmung der Landstände werden erlassen werden.**" Hier ist die Frage, ob und in wie weit richterliche Behörden an die Befolgung bloßer Verordnungen gebunden sein sollen, scharf und klar entschieden — sie sind nicht daran gebunden, dafern sie nicht selbst dieselben in Uebereinstimmung mit den wirklichen Landesgesetzen finden.

Weiter §. 123: „Die Gerichte sind innerhalb der Grenzen ihres richterlichen Berufs in allen Instanzen unabhängig. Dieselben entscheiden ohne irgend eine fremde Einwirkung nach den bestehenden Rechten und den **verfassungsmäßigen** Gesetzen. Sie sollen in ihrem Verfahren, namentlich auch in der Vollziehung ihrer Verfügungen und Urtheile geschützt, und soll ihnen

hierzu von allen Civil- und Militärbehörden der gebührende Beistand geleistet werden."

Auf Grund dieses und des vorher angezogenen §. haben die kurhessischen Gerichte auf die Anklage des Herausgebers der Neuen Hess. Zeitung deren Freigebung von dem durch den Militärbefehlshaber über sie verhängten Beschlag verfügt, indem sie diese Maßregel als eine verfassungswidrige für nichtig erklärten, und so groß ist dort, sogar Seitens der Militärbehörden, die Achtung vor der verfassungsmäßigen Unabhängigkeit der Gerichte, daß das Militärcommando, welches die Druckerei der N. Hess. Ztg. besetzt hielt, zurückgezogen und der Druck des Blattes freigegeben ward. Ja es wurde auf Befehl des Gerichts ein Polizeibeamter, der im Auftrage des Militärbefehlshabers eine gleiche Maßregel gegen das Blatt „Die Hornisse" vollzogen hatte, in Haft genommen, und der Militärbefehlshaber wagte trotz des Belagerungsstandes nicht, seinen Beauftragten der Haft zu entziehen!

Wie sehr stechen davon die Verhältnisse in Sachsen ab! Zwar sind auch dort, nach §. 47 der Verfassungs-Urkunde, die Gerichte „bei Ausübung ihres richterlichen Amtes innerhalb der Grenzen ihrer Competenz von dem Einflusse der Regierung unabhängig." „Auch steht, nach §. 48, Jedem, der sich durch einen Act der Staatsverwaltung in seinen Rechten verletzt glaubt, der Rechtsweg offen." Aber wie sieht es mit der praktischen Ausführung dieser Bestimmungen aus in Bezug auf Verfassungsüberschreitungen durch die Verwaltungsbehörden?

Nehmen wir z. B. den Fall (der dort wie in Kurhessen vorliegt), daß die Regierung Steuern ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertretung ausschriebe! Nach §. 104 der sächsischen Verfassungs-Urkunde sind „ohne die, in den Steuerausschreiben besonders zu erwähnende ständische Bewilligung weder die Einnehmer zur Erhebung der ausgeschriebenen Abgaben berechtigt, noch die Unterthanen zu ihrer Entrichtung verpflichtet." Wenn nun aber dennoch die Einnehmer solche nicht verfassungsmäßig bewilligte Abgaben erheben wollen, wie wird der einzelne Staatsangehörige sich der ihm angesonnenen Entrichtung, zu der er nach der Verfassung nicht verpflichtet ist, factisch zu entziehen vermögen? Er wird sich weigern, zu zahlen. Darauf schickt man ihm Execution, d. h. einen Soldaten, der sich so lange bei ihm einquartiert, bis er zahlt, oder man pfändet ihn äußersten Falles aus. Er fühlt sich dadurch in seinen Rechten verletzt und will nach §. 56 den Rechtsweg betreten. Die Gerichte werden doch wohl seine Klage annehmen, die verfassungswidrige Zumuthung der Steuerbehörde cassiren, deren Verfahren mit Execution vielleicht sogar als einen Amtsmißbrauch ahnden? Ach nein, das werden sie schwerlich! Aber sind sie denn nicht „unabhängig"? Ja freilich, aber nur „innerhalb der Grenzen ihrer Competenz." Hätten sie nun auch diese Grenzen, wie die kurhessischen Gerichte (nach §. 113 der kurhessischen Verf.-Urk.), selbst zu bestimmen (was nicht der Fall ist), so würde ihnen doch das Gesetz vom 28.

Januar 1835 „über die Competenzverhältnisse zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden" entgegenstehen, worin sich folgende hier einschlagende Bestimmungen finden:

§. 2. „Den Verwaltungsbehörden bleibt das Recht, — wegen öffentlicher Abgaben und Leistungen gesetzliche Zwangsmittel anzuwenden." — „Sie haben jedoch (§. 3), wenn in den Fällen unter 2 die Hülfsvollstreckung in beweglichen oder unbeweglichen Sachen u. s. w. geschehen soll, die Justizbehörden anzugehen."

§. 5. „Die Justizbehörden haben den §. 3 erwähnten Anträgen unweigerlich stattzugeben. Wird gegen die Execution appellirt, so ist von ihnen an ihre höhere Behörde Bericht zu erstatten. Letztere entscheidet jedoch nur über das Verfahren bei der Execution, nicht aber auch über die vorhergegangene Resolution der Verwaltungsbehörden. Ist die Appellation zugleich gegen diese gerichtet, so hat sich die höhere Justizbehörde deshalb mit der competenten höhern Verwaltungsbehörde zu vernehmen und derselben die Entschließung zu überlassen."

Der Rechtsweg, den die Verf.-Urk. dem in seinen Rechten Verletzten eröffnet — oder sagen wir besser, zu eröffnen scheint, findet sich in dem erwähnten Gesetze freilich auch wieder, aber es ist ein Weg, wie jener, über dessen Eingang Dante schrieb: „Lasset alle Hoffnung zurück, Ihr, die Ihr hier eintretet!" Man höre nur §. 7 des Gesetzes:

„Der Rechtsweg findet statt — 3., wenn Jemand unter der Behauptung, eine Verwaltungsbehörde habe ihre Amtsgewalt überschritten oder gemißbraucht (also der Fall von §. 104 der Verf.-Urk., wonach die Einnehmer zu Erhebung nicht ordnungsmäßig bewilligter Abgaben nicht berechtigt sind!) und es sei daraus Schaden entstanden, Entschädigung, nach Befinden Herstellung des vorigen Standes der Sache verlangt. Es dürfen jedoch Justizbehörden, wenn dabei Verwaltungsmaßregeln zur Sprache kommen, über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit derselben, in Bezug auf das allgemeine Beste, so weit eine rechtliche Entscheidung darüber in den Gesetzen nicht ausdrücklich nachgelassen ist (dies bezieht sich auf Expropriationen, Ablösungen u. dgl.) nicht entscheiden, **noch die Verordnungen der Verwaltungsbehörden für ungültig erklären.**

Zum Ueberfluß endlich bestimmt auch noch §. 8 desselben Gesetzes:

„Ueber Irrungen in andern Verhältnissen des öffentlichen Rechts entscheiden Verwaltungsbehörden, z. B. in Streitigkeiten — 2., über die Verbindlichkeit zu Staatsabgaben und anderen Staatsleistungen." — §. 11 aber, welcher die Ausnahmen hiervon aufführt, statuirt den Rechtsweg gegen solche Entscheidungen nur dann, „wenn Jemand sich dabei nicht blos auf Gesetze, — sondern auf besondere Rechtstitel (Privilegien, rechtskräftige Entscheidungen, Verträge, Verjährung oder Herkommen) beruft." Zu den be-

sondern Rechtstiteln" gehört aber die Verfassung nicht, und so wird es wohl dabei bewenden, daß der Unterthan in Sachsen zwar zur Entrichtung verfassungswidrig erhobener Steuern nicht verpflichtet, aber auch, wenn er sie verweigern will, zur Betretung des Rechtswegs nicht berechtigt ist, mindestens auf einen Erfolg davon nicht zu rechnen hat.

Kann man nach dieser Vergleichung der kurhessischen und der sächsischen Gesetzgebung sich noch wundern, wenn in Kurhessen Verfassungstreue und Achtung vor dem Gesetz, Standhaftigkeit in Vertheidigung verbriefter Rechte und Besonnenheit in deren Gebrauch in so staunenswerther Weise, in allen Classen der Gesellschaft, bei den Behörden wie bei den einfachen Staatsangehörigen, beim Militär wie beim Civil, sich finden, dagegen in Sachsen bei den Behörden Unterwürfigkeit unter die von oben befohlenen Anordnungen, beim Volke theils Gleichgültigkeit, theils Verzagtheit in Wahrung seiner verletzten Rechte?

Eines darf man freilich nicht außer Acht lassen — und dies mag das Urtheil über das Verhalten der Bevölkerung Sachsens einigermaßen mildern — die in Sachsen vorausgegangenen Wühlereien der demokratischen Partei, welche dem Staatsstreiche der Regierung wenigstens den Schein einer Berechtigung aus politischer Nothwendigkeit verliehen. Freilich nur den Schein, denn jeder Unbefangene muß erkennen, daß dies nicht der rechte Weg sei, um das Volk zur Gesetzlichkeit zu erziehen und den Einfluß anarchischer Parteien zu brechen, wenn man von oben her das Beispiel des Gesetzesbruchs gibt. Aber der Unbefangenen und selbstständig Urtheilenden gibt es eben wenig, desto mehr aber Solche, denen jeder Schein der Staatsraison als Vorwand unbedingter Ergebung in den Willen der Höhern dient.

Noch ein andrer Grund, der den Widerstand in Kurhessen so einmüthig und so entschlossen machte, lag in der Persönlichkeit des Mannes, gegen den er sich richtete. Zu der Opposition vom Rechtsstandpunkte trat hier eine vom Standpunkte des empörten sittlichen Gefühls hinzu und verlieh ihr größere Kraft und entschiedenere Berechtigung. In Sachsen sind die Mitglieder des gegenwärtigen Ministeriums, so viel man von ihnen weiß, wenigstens im bürgerlichen Leben „ehrenwerthe Leute", und für die Unsittlichkeit der politischen Zwecke und Mittel hat die Masse des Volks (und wir meinen hier nicht blos die minder gebildeten, sondern auch die höchstgebildeten Classen) nicht genug Feingefühl.

Robert Schumann.

1.

Robert Schumann hat trotz der großen Anzahl Werke, womit er seit einer Reihe von funfzehn Jahren die musikalische Welt beschenkte, nur noch einen be-

schränkten Ruf in dem deutschen Vaterlande. Er ist eigentlich nur in Leipzig anerkannt, denn auch Dresden, wohin der Componist in den letzten Jahren sich übersiedelte, hat bis jetzt wenig Notiz von seinen künstlerischen Bestrebungen genommen. Einzelne Männer und einige musikalische Kreise erkannten zwar in ihm den großen Künstler, die officiellen Musiker aber und die Kunstanstalten kehrten ihm bis jetzt den Rücken zu. Auch in Süddeutschland ist sein Name fast unbekannt. Schumann's ernste Muse findet dort keinen günstigen Boden, sie versteht es nicht, gedankenlose Hörer durch sinnlichen Kitzel anzustacheln. Dagegen finden sich in Bremen, Hamburg, Altona, Berlin, Königsberg viele begeisterte Verehrer und Freunde Schumann's. Die Ursache liegt in dem großen Einflusse, welchen Leipzig in den letzten zwanzig Jahren auf das musikalische Treiben des gesammten Norddeutschland ausgeübt hat. Die Concertinstitute, die Musikschule, der großartige Musikalienhandel zogen eine Menge strebsamer Künstler in diese Stadt, und nur Wenige gingen von dannen, ohne von begeisterten Jüngern Schumann's überredet worden zu sein. So scheinen sich nun günstigere Aussichten für die Ausbreitung seiner Werke eröffnet zu haben; sie werden sich vergrößern, wenn Schumann selbst nicht von dem Wege abweicht, welcher ihm allein den Weg in die Herzen der Nation öffnet.

Schumann gehört nicht unter die offenen, sogenannten fidelen Künstlernaturen. Für die Eindrücke der Außenwelt ziemlich unempfänglich, lebt er ein stilles, inneres Leben. Nur wenig die Erscheinungen beachtend, wie sie wirklich sind, gibt er dieselben in der Kunstproduction auf die Weise wieder, wie er sie in seinem Innern verarbeitet hat. Daher erscheint seine Weise oft als die starrste Negation des Wirklichen, und eben darum gebraucht er auch die Kunstmittel auf eine Art, die der praktische Mann oft als verfehlt und ungeschickt bezeichnen wird. Die vorsätzliche Ungeschicklichkeit zeigt sich mehr oder minder von den ersten Werken Schumann's an bis zu seinen letzten Compositionen und sie trägt die hauptsächliche Schuld der Theilnahmlosigkeit, nicht blos des größern Publicums, sondern auch der Künstler selbst, welche nur allzu oft eine wohlgelungene Form dem tiefern Inhalte vorziehen. Mendelssohn steht Schumann weit voran in der richtigen Benutzung der Kunstmittel, in der logischen Verarbeitung seines Stoffes, er übertrifft ihn in der technischen und geistigen Behandlung jeder Aufgabe; aber ihm fehlt die künstlerische Freiheit, der Muth, aus den breitgetretenen Bahnen der Schule herauszuschreiten und auf eine neue Epoche loszusteuern. Mendelssohn hat das in der classischen Epoche nur Angedeutete, aber unvollendet Gelassene, mit Geist und Scharfsinn weiter ausgebildet. Doch war er, obwohl entschiedener Anhänger der Classicität, und in Bach's wohltemperirtem Claviere die Summe aller musikalischen Gelahrtheit erblickend, verständig genug, aus der romantischen Fluth der jüngst vergangenen Kunstepoche die Stücke sorgfältig heraus zu fischen, welche ihm bei dem Aufbau seines Gebäudes als geschmackvolle Zierrathen verwendbar

schienen. Man darf Mendelssohn den Componist der anständigen Leute nennen. Nie kommt Einer in die mißliche Lage, ihm etwas zu verzeihen, denn was er auch thut, er thut es auf eine feine, gewissenhafte und unanstößige Weise. Schon von Jugend auf wurde er in diese Bahn geleitet. Der alte ehrenfeste Zelter, der geniale Louis Bergen und der gründliche Klein haben jeder auf seine Weise an dem Edelsteine geschliffen.

Die Verhältnisse, unter welchen Schumann seinen Namen erringen mußte, sind freilich ganz andere. In der kleinen Stadt Zwickau in Sachsen geboren (1810) und auch dort bis zur Universität erzogen, von einem Lehrer unterrichtet, der zwar gewissenhaft und kunstverständig, aber durch den Aufenthalt in der kleinen Stadt von allem höhern Kunstleben abgeschnitten war, wurde er wenigstens nicht durch äußere Eindrücke nach einer festen Richtung hingetrieben. Er blieb sich selbst überlassen und konnte sich nur durch sich selbst bilden. Kein Wunder, daß er sich in romantische Schwärmereien stürzte, daß er als ächter Romantiker sich in seinen ersten Werken zu Formlosigkeiten hinreißen ließ, welche ihn lange Zeit hindurch als einen unklaren Kopf gelten machten. Deshalb gingen seine ersten Werke spurlos vorüber. Es kam dazu, daß Mendelssohn gerade bei seinem ersten künstlerischen Auftreten nach Leipzig berufen wurde. Dieser klare und verständige Mann erwarb sich in kurzer Zeit einen Anhang, wie ihn kaum ein Künstler um sich vereinigt hatte. Mendelssohn's Ruf war damals schon durch das Oratorium Paulus begründet. Die Ouverture zu den Hebriden, zum Sommernachtstraum, zu Meeresstille und glückliche Fahrt führte er in Leipzig bald nach dem Antritt seiner neuen Stellung auf. Schumann trat bei dem Eintritt dieser glanzvollen Ereignisse in den Hintergrund. Nur eine kleine Anzahl Freunde, nach gleichem Ziele strebend und in dem Genossen die künftige Größe ahnend, schaarte sich ihm treu zur Seite. Sie nannten sich selbst die Davidsbündler. Ihre Richtung und ihre Thätigkeit läßt sich am genauesten erkennen aus den ersten Jahrgängen der Neuen Zeitschrift für Musik, welche der Verein als Bundesorgan benutzte. Erst nach vielen neugierigen Anfragen über den geheimnißvollen Bund tritt endlich Schumann, der bis jetzt die Bundesnamen Florestan und Eusebius geführt, mit seinem wirklichen Namen hervor, und es geht daraus deutlich hervor, wie er eigentlich die Person war, um welche sich die übrigen Glieder untergeordnet bewegten. Er erscheint nun auch als genannter Redacteur der Neuen Zeitschrift und sucht unter eignem Namen den reformatorischen Tendenzen des Vereins in größerm Kreise Eingang zu verschaffen. Das Blatt eröffnete eine Polemik gegen das in den Jahren 1830—40 üppig wuchernde Virtuosenunwesen und gegen die bedeutungslose und schlechte musikalische Presse. Damals beherrschte ein Organ vorzugsweise die musikalische Meinung in Deutschland: die Allgemeine musikalische Zeitung von Breitkopf und Härtel. Der berühmte Rochlitz hatte dieselbe 1799 begründet. Sie erschien anfangs als Vertreterin des Fortschritts,

und ihren beharrlichen Mahnungen allein verdankt Beethoven seine Anerkennung in Deutschland. Später ging sie aus Rochlitz' Händen in die G. W. Fink's über, der sie auf den conservativen Standpunkt überführte, wohin sie sich schon seit mehren Jahren neigte. Fink mochte und durfte diesen Standpunkt nicht verlassen, welchen zu behaupten der Verlagshandlung sehr am Herzen lag. Jede Musikzeitung, welche sich in den Händen von Musikalienverlegern befindet, muß nothwendigerweise diesem Schicksale erliegen. So lange eine solche Handlung mit jungem, frischem Geiste arbeitet und emporzukommen strebt, wird sie mit Eifer junge Talente unterstützen. Dieses Streben wird dann aufhören, sobald die Handlung sich genügend consolidirt und so viel materielle Kräfte gesammelt hat, daß sie keine Concurrenz auf dem Markte mehr scheuen darf. Die Allgemeine Zeitung schleppte von jenen Zeiten ihr Dasein bis zum Jahre 1847, wo sie unter der Redaction Lobe's selig entschlief. Die Neue Zeitschrift begann von ihrem ersten Entstehen an eine Polemik gegen ihre ältere Schwester, die ihr gar zu zahm und tolerant gegenüber dem verderbten Kunstleben erschien. Die Kritik dieses Blattes umging das Zugeständniß des Geistreichen, Genialen, so wie den Kampf gegen das Mittelmäßige, Talentlose mit gleicher Vorsicht. Ueberall fühlte man das Schwankende, Unwahre, Unzuverlässige in der Kritik der Allgemeinen Zeitung, und darum nahm man mit Freuden das junge, frische Organ auf, das, von gebildeten Künstlern geleitet, Wahrheit und Unparteilichkeit zu geben versprach. Und wirklich hat die Zeitschrift in den ersten Jahren ihres Bestehens viel Ersprießliches geleistet, und Schumann selbst wurde durch die Beschäftigung mit derselben weiter gefördert und im Innern geklärt. Es ist deutlich wahrzunehmen, wie er sich immer mehr und mehr aus den romantischen Nebeln herausfindet. Jede neue Composition zeigt ungeheure Fortschritte, und ehe er noch sein 25stes Werk herausgegeben, konnte man schon mit Gewißheit voraussagen, daß er unter die besten Meister deutscher Tonkunst zu zählen sein würde.

Die meisten seiner Compositionen aus dieser ersten Periode sind für Pianoforte geschrieben, und es scheint fast, als ob Schumann anfangs den damals glänzenden Weg des Virtuosenthums habe beschreiten wollen, wozu ihm vielleicht das Leben in dem Hause Friedrich Wiek's die nächste Veranlassung gab. Schumann konnte sich aber auf diesem Wege nicht gefallen: er war zu ernst, um der großen Masse auch nur die kleinste Concession in Ausübung der Kunst zu machen. Seine damaligen Compositionen, aus deren romantischer Schwülstigkeit nur verständige und wohlwollende Kunstgenossen den wahren Inhalt herauszufinden vermochten, würden dem Publicum nur Anlaß zur Verwunderung und zur Abwehr gegeben haben.

Wenn auch diese ersten Tondichtungen im Laufe der Jahre nicht an Werth zugenommen, so sind sie doch im Allgemeinen dem Dilettanten jetzt verständlicher geworden, und wer Schumann und seinen Bildungsgang genau erkennen will,

darf mit ihnen nicht unbekannt geblieben sein. Die große Verbreitung der Chopin'schen Werke hat Schumann indirect sehr viel geholfen. Beide gehen lange Zeit denselben Weg und stehen in einer innigen Wechselwirkung. In spätern Zeiten trennte sich ihr Pfad. Chopin blieb der Romantik treu: seine ersten Werke unterscheiden sich in keiner Hinsicht von seinen letzten, und wie er immer die gleiche Materie handhabte, so goß er sie auch immer in dieselbe Form. Schumann, von Anfang schon durch seine Nationalität tiefer und gründlicher, wendete sich immer mehr und mehr auf einen geistig freien Weg und bewahrte sich so vor dem Einerlei, an dem Chopin nach und nach zu Grunde ging. Die technische Schreibweise Beider war dieselbe, wie sie die Nach-Hummel'sche Zeit in Folge der Vervollkommnung der Instrumente geschaffen hatte. Obgleich aber Chopin Hunderte von kleinen Noten mehr schrieb als Schumann, so war doch des Erstern Technik leichter der Hand einzuüben, als die spröden und contrapunktischen Figuren des Letztern.

Unter den Compositionen in dieser ersten Periode sind einige Gruppen zu unterscheiden, die zwar nicht der Zahlenreihe nach einander folgen, aber hinsichtlich ihres Inhaltes in der innigsten Verbindung stehen. Es mag hier zuerst die Gruppe aufgestellt werden, deren einzelne Nummern sich auf die äußere Bildungsgeschichte Schumann's und seiner Genossen zurückführen. Es sind dies die Davidsbündlertänze (op. 6), der Carneval von Venedig (op. 9) und die Sonate „Florestan und Eusebius," in Fis moll (op. 11). In letzterm Werke treten die beiden Gestalten Florestan und Eusebius einander gegenüber; sie ziehen sich wechselsweise an und stoßen sich wieder ab. Bald tritt das freundliche Wesen des Eusebius in den Vordergrund, aber bald verdrängt ihn wieder der heißblütige, stürmische Florestan und so wogen die Wellen des Gegensatzes hin und wieder bis an's Ende des Werkes, ohne daß die gewünschte Versöhnung in diesem psychischen Drama eintritt. Der Carneval (op. 9) ist ein Maskenscherz im höhern poetischen Gewande, nicht im entferntesten zu vergleichen mit jenem polternden, zappelnden und miauenden Hanswurst, welchen der Geiger Ernst so häufig auf den Schwungsaiten seiner Saiten producirt hat. Schumann's Carneval zerfällt in eine Menge einzelner Stücke, deren jedes eine bestimmte Maskenfigur producirt. Es treten auf: Arlequin, Pierrot, Colombine 2c., ferner der blasirte, noble Chopin und nicht zu vergessen Florestan und Eusebius. Diese einzelnen Stücke sind die vortrefflichsten musikalischen Charakteristiken; die Treue und Wahrheit in der Schilderung reißt zur Bewunderung hin. Bei weitem aber die Krone des ganzen Werkes bildet das Finale: der Davidsbündlermarsch. Diese Gesellen mengen sich wie toll in das Gewühl der Masken und singen dem alten Kunstzopfe das Spottlied: Als der Großvater die Großmutter nahm 2c. Schon in den papillons (op. 2) benutzt Schumann dasselbe Motiv, um in humoristischer Weise die alten Leipziger Herren zu züchtigen, die ihn und seine jungen Genossen über die Achsel anzusehen pflegten. Die Davidsbündlertänze bieten für den Uneingeweihten nicht genügend Interessantes. Die

Herren tanzen, unter ihnen natürlich Florestan und Eusebius, oftmals auf zu ausgewählte und außerordentliche Weise, daß man die Absicht deutlich sieht, sie wollen sich auszeichnen und den Alten etwas Neues vortanzen. Eine zweite Gruppe bilden die Werke: Phantasiestücke (op. 12), Etudes symphon. (op. 13), Concert sans orchestre (op. 14), Kinderscenen (op. 15), Kreisleriana, (op. 16), woran sich noch die Novelletten (op. 21) und die Nachtstücke (op. 23) fügen lassen. Alle diese Werke liegen noch auf rein romantischer Basis; es sind in ihnen meist kurze, abgerissene Sätze enthalten, welche mehr durch die Originalität und Tiefe der Motive befriedigen, als durch die formale Darstellung. Alle diese Werke sind gewiß mit dem größten geistigen Kampfe geboren: der Schöpfer ringt mit dem Stoffe, er ist noch nicht stark genug, ihn in edlere Formen zu zwingen. Den Uebergang zu der folgenden Periode der künstlerischen Thätigkeit Schumann's bilden die Werke: Arabeske (op. 18), Blumenstück (op. 19), Humoreske (op. 20) und Sonate in C moll (op. 22). Es zeigt sich in diesen Werken schon jene Klarheit und Durchsichtigkeit, die den Werken der mittlern Periode eigenthümlich ist. Besonders hervorzuheben ist die Sonate, aus welcher das erstemal hervorgeht, daß der Componist im Stande sein wird, die längere und höhere Kunstform mit Leichtigkeit zu beherrschen.

Es war nöthig, diese erste Periode der Thätigkeit Schumann's näher in's Auge zu fassen, weil in ihr der Schlüssel zur Erkenntniß seiner Kunstrichtung liegt. Ihn führte sein Unterricht und seine Umgebung nicht nach einer bestimmten Kunstrichtung, wie dies bei Mendelssohn der Fall war, der als junges Reis schon durch geschickte Gärtner auf den Baum der alten Classicität gepropft wurde. Mendelssohn verfiel nicht in die Irrthümer, mit denen Schumann lange Jahre zu kämpfen hatte. Der Kampf war schwer, aber er drang durch.

Von Jugend an auf sich selbst gewiesen und durch keine bestimmte musikalische Zucht geleitet, mußte er den Weg für seine Thätigkeit sich selbst vorzeichnen. Auch seine Freunde und Anhänger waren ihm nicht geistig so weit überlegen, um irgend einen nachhaltigen Einfluß auf ihn auszuüben. Diese künstlerische Autonomie ist es, die man andeutet, wenn man ihn einen Romantiker nennt. Die Anwendung dieses Begriffs auf die Musik kann nur bildlich und uneigentlich verstanden werden. Es liegt darin die Bedeutung einer Emancipation von gewissen, durch logische und ästhetische Gesetze befestigten Wahrheiten; es liegt darin ein geflissentliches Negiren des Anerkannten und durch den Gebrauch Geheiligten, ein Streben, die Fesseln der sogenannten Classicität abzuschütteln, die „vorsätzliche Ungeschicklichkeit", von der früher die Rede war, das geflissentliche Verachten anerkannter Kunstformen und die willkürliche Verwendung der Kunstmitel. Daß jugendliche, begabte Geister in dem stürmischen Verlangen, sich auszuzeichnen, leicht in solche Romantik sich verirren, ist in dem Wesen der menschlichen Natur begründet; daß Schumann diesen Weg betrat und ihn längere Zeit mit allen seinen Consequenzen

verfolgte, ist ebenso natürlich. Schumann verließ das Panier der Romantik, als er durch eifriges Studium zu der Ansicht sich erhoben hatte, daß neues Gute nur der schaffen kann, welcher das alte Gute verstanden hat und zu würdigen versteht.

Die zweite größere Periode von Schumann's künstlerischer Thätigkeit umfaßt Opus 25 bis 60. Es ist erstaunlich, in welcher kurzen Zeit sie geschaffen wurden, (1840—1846). Ueberhaupt ist Schumann der productivste Componist unsers Jahrhunderts. Es kann hier nicht die Rede sein von Czerny und ähnlichen Fabrikarbeitern. Schumann, obwohl seine materiellen Verhältnisse in diesen Jahren nicht für die glänzendsten gelten konnten, hat sich dennoch keinen Augenblick an der heiligen Kunst versündigt. Gerade von dieser Periode an tragen seine Werke den Stempel des höchsten Nachdenkens. Tag und Nacht schafft und feilt er; er würde es für eine Sünde halten, wenn er nicht über die kleinste Note Rechenschaft geben könnte. In den letztvergangenen Jahren hat er das viel übertrieben, in der jetzt vor uns liegenden Zeit sprudelt aber der Quell seiner Phantasie so lustig, so hell und so frisch, daß es gut erscheint, wenn er dem Uebermuthe Zügel anlegt, daß es sogar besser gewesen wäre, er hätte in manchen Fällen noch mehr Strenge gegen sich ausgeübt. Alle diese Werke sind im edlern Sinne des Wortes originell. Die frühern dürfen theilweise auch auf diese Bezeichnung Anspruch machen, doch liegt in ihnen mehr die Originalität eines trotzigen Kindes; hier erblicken wir geistige Freiheit, sichere Erkenntniß der vorliegenden Aufgaben, Gewandtheit und Fertigkeit in der Behandlung des Stoffes. Und sicher sind nach Beethoven und Weber aus keines Componisten Feder so neue, glänzende unwiderstehliche Melodien geflossen. Keiner unter uns versteht, wie er, die Kunst, seine Melodien durch die lebendigsten contrapunktischen Gebilde zu umkleiden. Es dürfen des Beispiels wegen hier nur zuerst seine Liedersammlungen angedeutet werden. Welche Innigkeit, welche Tiefe und Wahrheit der Melodie, und das vortreffliche Beiwerk in der Begleitung, die treffendste Zeichnung zu dem Charakter des Gedichtes! Der Vorwurf, die Begleitung des Pianoforte sei zu schwer geschrieben, fällt jetzt von selbst weg, wo die neuere Technik des Clavierspiels so weite Verbreitung gefunden hat. Noch weniger ist der Einwand zu beachten, die Singstimme sei unsingbar geschrieben: er ist meist ausgegangen von Sängern von Profession, denen diese neue ernste Weise nicht behagte, weil sie nicht mit den Gurgeleien übereinstimmte, welche sie aus der so gesunkenen Opernmusik der letzten Jahrzehnte gelernt hatten. Spätere Werke Schumann's trifft dieser Tadel allerdings mit Recht. Von einer Schuld aber ist er in diesen Liedern nicht frei zu sprechen: die theilweise unüberlegte Auswahl der Gedichte. Besonders sind hier zu erwähnen: die Myrthen (op. 25, 4 Hft.) und der Liederkreis von Heine (op. 48, 2 Hft.). Es finden sich da, und so auch in einzelnen andern Heften, spröde, unmusikalische Verse genug, denen der Componist die Musik aufgezwungen hat; es mußte biegen oder brechen. Innerhalb der Grenze dieser Periode finden sich 17

Sammlungen Lieder. Am meisten hervorzuheben aus diesen sind op. 35, 36, 39, 42, 45, 49. Auch mit mehrstimmigem Gesang beschäftigt er sich jetzt (op. 33, Lieder für Männerstimmen, op. 55 und 59, Lieder für gemischten Chor). — Im Gebiete der Kammermusik finden wir op. 41, drei Streichquartette, op. 44, Clavierquartett, op. 47, Clavierquartett. Diese Werke zählen zu seinen besten, besonders die letzten beiden. In dieser Zeit erscheinen auch seine ersten Orchesterwerke: 1. Sinfonie in B (op. 38), Ouverture, Scherzo, Finale (op. 52) und Clavierconcert (54). Die Sinfonie hat die Rundreise durch ganz Deutschland gemacht, sie hat nur wenig große Städte unberührt gelassen, in denen die Herren Capellmeister sich mit Händen und Füßen dagegen sträubten. Nur erfrorne und erstarrte Herzen wissen diese Frühlingsklänge nicht zu würdigen. Grämliche Naturen, die, weil sie selbst als Schwindsüchtige nicht mehr laut zu jauchzen vermögen, Andere ob ihrer lauten Fröhlichkeit tadeln. Es gibt nur eine Sinfonie von gleich fröhlicher, frischer Lebenskraft, die achte in F. von Beethoven. Das zweite angeführte Orchesterwerk (op. 52) hat sich weniger Beifall errungen, obgleich es ein tüchtiges Werk ist. Die Schuld liegt daran, daß es erst aufgeführt wurde, nachdem die Sinfonie sich schon aller Herzen bemächtigt hatte. Das Clavierconcert reiht sich in seinem Ernste und seiner Gediegenheit würdig an die Erzeugnisse Mozart's, Beethoven's und Mendelssohn's. Obgleich bis jetzt wenig von den Virtuosen benutzt, wird es doch in der Zukunft immer mehr und mehr an das Tageslicht gezogen werden. Doch dürfte es nur in den Händen ernster und tüchtiger Künstler gelingen, da seine Schwierigkeiten der solidesten Art sind und nicht durch bloßes Studium von Schulfiguren gelöst werden können. Nächst der erwähnten ersten Sinfonie hat noch ein Werk Sympathien in weiterm Kreise für Schumann erweckt: das Paradies und die Peri, für Solostimmen, Chor und Orchester, eine Art Oratorium, die Dichtung entlehnt aus Lalla Rook von Thomas Moore. Es wurde in Leipzig das erstemal aufgeführt im Winter 1843. Wenn schon die Sinfonie die Zahl seiner Anhänger bedeutend vermehrt hatte, so wuchs deren Anzahl durch diese Aufführung in so hohem Grade, daß eine gewisse Partei in Leipzig, die nur in Einem den Messias erblicken wollte, betroffen wurde. Der Text der Peri, der indischen Mythologie entlehnt, ist poetisch und sinnig, doch ist er nicht im Stande, lange Zeit den Hörer gleichmäßig zu fesseln, da seine Hauptwirkungen in dem ersten Theile liegen, und von hier bis an's Ende des dritten ein unaufhörliches Sinken in den poetischen und musikalischen Wirkungen den Hörer nicht in gleicher Spannung zu halten vermag. Abgesehen von diesen Mängeln bietet die Peri eine Menge der herrlichsten musikalischen Motive, in den Kriegerchören und der Schlußfuge des ersten Theiles erscheint des Componisten Talent für dramatische Musik zum erstenmal, es manifestirt sich hier sogar glänzender, als die Oper Genoveva späterhin bestätigt hat. Die Wahl des Textes bleibt trotz der

angedeuteten Mängel immer noch eine gute; sie ist wenigstens besser, als das für unsere Zeiten unzweckmäßige Verharren in den alttestamentlichen Texten.

Clavierwerke lieferte Schumann in dieser Zeit wenig; das Instrument bot dem hohen Schwunge seiner Phantasie jetzt zu wenig Spielraum. Daher erscheint jetzt das Pianoforte in Verbindung mit Streichinstrumenten (op. 44, 47) oder in Verbindung mit dem Pedal. Für diesen Zweck schrieb er zwei Werke: op. 56, Studien für den Pedalflügel, und op. 58, Skizzen für Pedalflügel, in contrapunktischem Style, dem er sich jetzt mit allem Eifer zuwendet. Diese beiden Werke lassen sich gewissermaßen als Einführung in die folgende Periode betrachten, wo der Ernst, man möchte sagen die Grübelei, leider manchen guten Gedanken zum Besten des Contrapunkts niederdrückt. Als reines Clavierwerk dieser Periode sind nur zu betrachten die drei Romanzen, op. 28.

(Schluß im nächsten Heft.)

Deutsche Staatsmänner*).

1.

Heinrich Freiherr von Arnim.

Die tüchtige Gesinnung in der Rede, welche Heinrich v. Arnim neuerdings in Kiel gehalten, hat die Aufmerksamkeit Deutschlands von Neuem auf ihn gezogen. Der edle Freiherr ist vor den schärfer ausgeprägten Charakteren, welche die Märzrevolution entweder hervorbrachte oder in eine neue Phase der Entwickelung leitete, in den Hintergrund getreten; sonst wäre die eigenthümliche Mischung widerstrebender Momente in seinem politischen Verhalten wohl geeignet, Diejenigen zu fesseln, bei denen das Interesse für eine psychologische Studie das objective Interesse an der politischen Entwickelung überwiegt.

Heinrich von Arnim, der unter den preußischen Staatsmännern des Jahres 1848 in deutscher Gesinnung und auch in der Neigung zu liberalen Concessionen vielleicht am weitesten ging, ist nicht aus der liberalen Opposition der vierziger Jahre hervorgegangen; seine Bildung stammt vielmehr aus dem Centrum der romantischen Reaction, jener Gesellschaft geistreicher Männer in der Wilhelmsstraße, die sich um den gegenwärtigen König geschaart hatte, zu gleichmäßigem Widerstand gegen den bürgerlichen Geist der Neuerung wie gegen die altpreußischen Traditionen des bureaukratisch-militärischen Systems. In dieser Gesellschaft scheint er sogar zu der äußersten Rechten gehört zu haben, wenn wir wenigstens der

*) Radowitz Heft 11. Manteuffel 12. Vincke 18.

Schilderung seines ehemaligen Freundes Radowitz Glauben schenken, der ihn in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" unter dem Namen Arneburg darstellt. Arneburg hat einen sehr starken Anstrich von jenem aristokratisch-militärischen Pietismus, der damals unter den höhern preußischen Offizieren zu grassiren anfing; von Liberalismus findet sich bei ihm keine Spur, und Waldheim, das eigentliche Organ des Verfassers, macht dem Zeitgeist viel größere Concessionen.

Heinrich von Arnim, wie wir aus ältern biographischen Andeutungen in der D. Ztg. entnehmen, stammt aus dem Hause Sukkow in der Uckermark, ist der jüngste von 13 Brüdern und steht in den fünfziger Jahren. Sein Vater war ein sehr leidenschaftlicher Mann, der seine Kinder mit großer Härte behandelte und mit seiner sanften Frau, einer geborenen Gräfin Solms-Sonnenwalde aus der Lausitz, in sehr unglücklicher Ehe lebte; seine Brüder sind, als Erben des unglücklichen Temperaments des Vaters, zum Theil gewaltsam durch eigene Hand gefallen. Er besuchte das Pädagogium zu Halle, machte, noch halb Knabe, die Freiheitskriege mit, ließ sich ein Pferd unter dem Leibe erschießen und erhielt eine Wunde in den Fuß, weswegen er noch jetzt etwas hinkt. Nachher studirte er in Heidelberg, wo er seine spätere Gemahlin, die schöne und geistreiche Tochter des vormaligen holländischen Gesandten am würtemberger Hofe, Baron Strick von Linschotten, kennen lernte. Seine Carriere im Staatsleben hat er nicht auf die gewöhnliche Weise eröffnet; er hat nie ein Examen gemacht. Im Jahre 1822 wurde er als Gesandtschafts-Attaché in der Schweiz angestellt, und lebte dann als Legationssecretair in München, Kopenhagen und Neapel. Hier wurde er nach dem Tode des Grafen Flemming interimistischer Geschäftsträger. In Neapel bereits verheirathet, verlor er einen Sohn und scheint damals in die orthodoxe Richtung gekommen zu sein. Dort ist ihm eine merkwürdige Bekehrung eines Katholiken gelungen. Victor Amadeus Huber, Sohn der Therese Huber, der bekannte Schildknappe der Legitimität, auf Cotta'sche Rechnung in Spanien, England und Italien reisend, lebte damals in Neapel, brachte einige Wochen mit dem Freiherrn auf Capri zu und wurde von diesem für das protestantische Christenthum gewonnen. In diese Zeit fällt die Reise des jetzigen Königs, damaligen Kronprinzen von Preußen nach Italien, wobei Arnim als Cicerone diente, ein glänzendes Fest auf dem Vesuv gab und dem Kronprinzen sehr nahe trat. Nachdem Graf Voß zum Gesandten in Neapel ernannt war, wurde Arnim als wirklicher Geschäftsträger in Darmstadt angestellt, wo er wieder einen Sohn verlor und durch seine Todesanzeige Aufsehen erregte. Von da kam er 1839 als wirklicher vortragender Legationsrath in's Ministerium des Auswärtigen, doch war seine Thätigkeit nur von kurzer Dauer, weil er sich in Folge eines Rangstreits mit einem Collegen, Herrn v. Lecoc, mit dem Minister Ancillon überwarf. In diese Zeit fallen seine theologischen Studien und sein Verkehr mit der „Wilhelmstraße". Der verstorbene

König liebte ihn nicht und hielt ihn fern; der jetzige König aber, welcher seit dem Zusammentreffen in Italien sehr für ihn gestimmt war, erhob ihn bei seinem Regierungsantritt in den Freiherrnstand (1840), und ernannte ihn zum Gesandten in Brüssel, wo er sich in Förderung der deutschen Interessen sehr tüchtig gezeigt hat. Ihm hauptsächlich verdankt man den Handelsvertrag von 1844, über welchen Gegenstand er damals eine anonyme Flugschrift: „Handelspolitisches Testament", veröffentlichte. Auch hat er eine deutsch-protestantische Kirche gegründet. Bald darauf vertauschte er seinen Posten mit der noch wichtigern und angenehmern Stellung als Botschafter zu Paris, nicht gerade zur Freude seines Vorgängers, des Grafen v. Arnim-Heinrichsdorf. Zu Anfang seines Aufenthalts in Paris starb seine treffliche Gattin, mit der er vor dieser Versetzung eine Reise nach Paris und London gemacht hatte, und hinterließ ihm eine einzige Tochter. Bei seinem Aufenthalt in London hatte er bei Bunsen gewohnt, mit welchem er auf sehr vertrautem Fuße stand. Schon damals waren sie in Beziehung auf eine Frage, die später die kritische unserer Nationalität wurde, die schleswig-holsteinische, einig, und zwar sowohl aus dem Gesichtspunkte der Legitimität, wie der deutschen Ehre. Daß er im Uebrigen damals noch sehr absolutistisch gesinnt war, zeigt ein Umstand, den wir bisher übergangen haben: durch seine Vermittelung ist nämlich Hassenpflug, den er in Norderney kennen gelernt hatte, erst nach Sigmaringen, dann nach Luxemburg, endlich nach Preußen gekommen.

In der Schreckensnacht vom 18. März befand er sich mit seinem Vetter, dem Grafen v. Arnim-Boitzenburg, auf dem Schlosse. Der Sturm der Februarrevolution scheint auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Die meisten Berichte schreiben seiner Stimme den entscheidenden Einfluß auf den König zu, in Betreff der Zurückziehung des Militärs in einem Augenblicke, von dem vielleicht der Wendepunkt der Revolution abhing.

Arnim war der Erste, der in das neugebildete Cabinet seines Vetters, des Grafen Arnim, aufgenommen wurde. Er erhielt das wichtige Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, das in dem Augenblicke, wo die Herzogthümer sich gegen die Uebergriffe der dänischen Krone erhoben, und wo Preußen der schon seit langer Zeit in den Gemüthern des deutschen Volks vorbereiteten Bewegung die feste Richtung geben sollte, noch ungleich an Bedeutung gewann. Es war dies der wesentliche Punkt, in welchem die neue, autonome preußische Politik sich von der alten, diplomatisch-legitimistischen scheiden sollte; für den Augenblick vielleicht wichtiger, als das unmittelbare Verhalten in der deutschen Frage und den innern Angelegenheiten. Es war dies der Punkt, in welchem die beiden verschiedenen Elemente, aus denen das neue Cabinet zusammengesetzt war, sich feindlich begegnen mußten. Ehe aber noch dieser Zwiespalt zum Ausbruch kam, deckte das gesammte Ministerium mit seiner Verantwortlichkeit einen Act der Krone, der damals durch ganz Deutschland eine fieberhafte, ungesunde Bewegung hervorrief;

einen Act, den die heutige Reaction mit ihrem Herzblut aus der preußischen Geschichte auswischen möchte.

Es war der schwarz-roth-goldne Ritt vom 21. März. Die Idee gehört Arnim an, mehrere seiner Collegen wurden davon unerwartet betroffen. Es ist dieser Act von den verschiedensten Parteien auf das härteste angefochten, und doch kann man eigentlich nur sagen, daß er in eine ungünstige Zeit fiel und im Einzelnen ungeschickt angelegt war. Im Wesen der Sache enthielt er das Unvermeidliche und Zweckmäßige: es war eine offene Erklärung sowohl der preußischen als der deutschen Revolution gegenüber nothwendig die Erklärung, daß man mit dem constitutionellen Princip Hand in Hand gehen und der nationalen Bewegung des deutschen Volks das geben wollte, was ihr noch fehlte: Einheit, Ordnung, Concentration. Aber freilich gehörte die symbolisch-phantastische Form, in der diese Erklärung abgegeben wurde, den Reminiscenzen der romantischen Schule an, und war in keiner Weise auf den Charakter des deutschen Volks berechnet, das zwar selber von Zeit zu Zeit gerne extravagirt, es aber nicht duldet, wenn hochgestellte Personen vor ihm Komödie spielen. An ein unmittelbares, praktisches Vorangehen in der Entwickelung der deutschen Verfassung, das damals, über eine Woche vor dem Zusammentritt des Vorparlaments, noch möglich war, wurde nicht gedacht; man begnügte sich mit dem Aufzug, und ließ die eigentliche Leitung der Bewegung in die Hände der Demagogen fallen.

So wurde der Act der Versöhnung und Erhebung eine Demüthigung für das Königthum, eine Demüthigung für Preußen. Er hatte keine andere Folge, als ein fanatisches Wuthgeschrei des Pöbels, dem die constitutionelle Partei zu ihrem Schaden mit wenig Ausnahmen nirgend energisch genug entgegentrat. — Beiläufig bemerkt, hat ganz aus ähnlichen Gründen die Kaiserwahl der Nationalversammlung für diese Partei einen ähnlichen Ausgang gehabt. Das Königthum hat sich an ihr gerächt. — Zunächst wurde die allgemeine Frage durch die bestimmten praktischen Interessen in den Hintergrund gedrängt.

Das Cabinet sollte ein Ausdruck der liberalen Partei des vereinigten Landtags sein. Von den Führern der damaligen Opposition waren aber nur Auerswald und Schwerin eingetreten; Camphausen und Hansemann weigertensich, an einer Verwaltung Theil zu nehmen, die von einem wegen absolutistischer Polizeimaßregeln übel berufenen vormärzlichen Minister geleitet wurde. An sie schloß sich die linke Seite des Cabinets an, die aus drei verschiedenen Elementen zusammengesetzt war: der romantischen Schule (Arnim), dem ständischen Liberalismus (Auerswald), der altpreußischen Bureaukratie (Bornemann). Die Nothwendigkeit, ein aus gleichen Bestandtheilen zusammengesetztes Cabinet zu bilden, machte sich um so dringender fühlbar, da in urgenten Fragen, wegen Schleswig-Holstein und Posen, die bisherigen Minister sich nicht einigen konnten. So kam es dahin, daß Arnim offen erklärte, mit dem Conseilpräsidenten nicht länger dienen zu wollen. Graf Arnim-

Boitzenburg wurde zum Rücktritt halb genöthigt, und ein Ministerium des reinen Liberalismus unter der Leitung Camphausen's gebildet.

Den Gang dieses Ministeriums und seine Fehlgriffe in der deutschen Frage wie in der innern Angelegenheit gedenken wir bei der Charakteristik Camphausen's anzudeuten. Was Arnim eigenthümlich angehört, ist das Verfahren in Schleswig-Holstein und wenigstens theilweise in Posen.

Das letztere ist zwar von geringerer Wichtigkeit. Man hatte in der Hitze der Märztage den Polen Versprechungen gemacht in Beziehung auf ihre nationale Reorganisation, die entweder auf nichts herausliefen, wenn man sie umdeuten wollte, wie es später geschehen ist, oder auf die Wiedereinrichtung eines polnischen Reichs, und was damit unmittelbar verbunden war, Krieg gegen Rußland. An den letztern konnte der Staat nur dann denken, wenn er in sich selbst einig und Herr seiner eigenen Kräfte war. Der nothwendige Widerstand gegen die Demokratie machte einen so weit aussehenden Plan unmöglich. Man kam auch bald zu der Ueberzeugung, daß ein unabhängiges Polen dem eignen Staat verderblich werden müsse, und den Aufstand zu beseitigen, kostete nach dieser Ueberzeugung keine große Mühe. Aber man hatte sich doch tiefer eingelassen, als es für die Einhaltung eines consequenten Ganges in der Politik angebracht war. Die Mission des General Willisen in das Großherzogthum war ein folgenschwererer Schritt, als die ersten Verheißungen. Willisen ist jetzt durch seine edelmüthige Hingebung an die Sache der Herzogthümer ein populärer Mann geworden, aber man darf darüber nicht vergessen, daß sein damaliges Verhalten mehr das eines Träumers als eines Staatsmanns war. Willisen ist zu geistreich, um praktisch zu sein; er studirte den Tacitus, während draußen bereits Polen und Deutsche im heftigsten Handgemenge begriffen waren. — Diese Ereignisse in Posen waren darum nicht unwichtig, weil dadurch nicht allein die Mißstimmung Rußlands gegen das neue Preußen verschärft, sondern auch eine Einsicht in das zweifelhafte und schwankende Wesen der preußischen Politik gegeben wurde, die sich nur zu bald bei der Einmischung in die dänische Frage geltend machen sollte.

Die directe Intervention in den Herzogthümern ist Arnim's Werk. Graf Arnim-Boitzenburg ist entschieden dagegen gewesen; auf dem Landtag erklärte Bismark-Schönhausen, er könne dem phaëtonischen Fluge der preußischen Politik nicht weiter folgen. Beide müssen insoweit anerkannt werden, als sie den Ernst der Sache auffaßten. Es war eine merkwürdige Selbsttäuschung, wenn Arnim in diesem Schritt nichts weiter sah, als eine Expedition, wie die der Franzosen nach Antwerpen; es war ein Anflug von seinem alten träumerischen Wesen, wenn er das Anerbieten, Kaperbriefe zu ertheilen, mit sittlicher Entrüstung von sich wies, da doch nicht wohl abzusehen war, auf welche Weise man sonst dazu gelangen sollte, einer Seemacht allmälig Widerstand zu leisten.

Hätte man sich damals in seinen Ansprüchen gemäßigt, so wären vielleicht von

Dänemark Bedingungen zu erhalten gewesen, die es zu der jetzigen Schmach Deutschlands nicht hätten kommen lassen.

Aber es war allerdings Preußens und seiner großen Bestimmung würdiger, ohne Scheu vor allen Eventualitäten mit dem Schwert voranzugehen. Ein mit Energie und Erfolg geführter Krieg mußte nicht nur das Königthum in Preußen rehabitiliren, sondern ihm auch Deutschland erobern. Aber dann war allerdings eine Garantie nothwendig, daß der Krieg nicht blos angefangen, sondern auch mit Entschlossenheit fortgeführt wurde; daß ein paar Noten vom russischen Kaiser nicht den ganzen preußischen Muth abstumpften; daß man nicht dahin kam, die gegen den Feind gewendeten Regimenter im eigenen Lande zu brauchen. Mit einem Wort: die liberale Partei durfte nur dann sich auf einen so weitaussehenden Plan einlassen, wenn sie entschlossen war, das Ruder des Staats bis auf's Aeußerste zu behaupten.

Das ist der schwerste Vorwurf gegen Arnim. Er ist vom Platz gewichen, weil die Straßenjungen Berlins ihn beleidigten, weil die Berliner Constituante ihm verdrießliche Scenen machte. Bei dieser sentimental-empfindlichen Gemüthsrichtung darf man einen ernsten Krieg nicht unternehmen. Der Rücktritt des Ministeriums Camphausen, so fein er auch mit constitutionellen Formen überkleidet wurde, war nicht eine politische Maßregel, sondern eine Folge persönlichen Verdrusses. Staatsmänner, die verdrießlich werden, geben ihre Sache verloren.

Es wurde in der Zeit dem Ehrgeiz eine neue Laufbahn geöffnet: das Reichsministerium. Arnim war in Vorschlag und hat sich auch lebhaft darum beworben. Damals hatte man aber die deutsche Sache Oestreich in die Hand gespielt, der gemüthliche Heckscher war ein Figurant in den Händen Schmerling's. Es war wieder eine Illusion unsers Staatsmannes, daß er die Reichsregierung für wichtiger hielt, als die Regierung des concreten Staats. Ein günstiges Geschick bewahrte ihn davor, sich in einer unhaltbaren Stellung zu compromittiren.

Es ist seit der Zeit von ihm eine ziemliche Anzahl Flugschriften erschienen. Sie geben kein klares Bild seiner Politik; sie sind dunkel und sprechen mehr zum Gemüth als zum Verstande. Er hat in einer beständigen Unruhe gelebt; vor einigen Jahren eröffnete ihm seine Wahl zur ersten preußischen Kammer wenigstens den Schein einer neuen Thätigkeit. Er schloß sich der liberal-conservativen, der specifisch deutschen Partei an, aber ohne besondern Erfolg; er ist kein Redner, und zu einer entschiedenen Opposition ist, abgesehen von seinen Antecedentien, seine Stellung nicht unabhängig genug. Sein reicher Vetter Boitzenburg ist auch darin viel günstiger gestellt.

In seiner amtlichen Stellung, wie in seiner Partei, hat ihm seine Persönlichkeit geschadet. Er ist leidenschaftlich, reizbar; seine Untergebenen haben ihn nicht geliebt, den Monarchen selbst soll er sich durch sein brüskes Wesen, das ihn schon während seiner diplomatischen Laufbahn auszeichnete, auf immer ent-

fremdet haben. Es ist nicht anzunehmen, daß wir in ihm den Staatsmann der Zukunft sehen; wir können aber mit dem wohlthuenden Eindruck, den seine ehrenwerthe Haltung in den letzten Tagen gemacht hat, von ihm scheiden.

Dramaturgische Miscellen.

II.

Adrienne, Schauspiel von Otto Prechtler. — Wir wollen mit der Wahl dieses Schauspiels nicht sagen, daß es eine bedeutende Stellung in der Entwicklung unsres Theaters einnähme; wir ziehen es hervor, weil sich einzelne Betrachtungen, die wir über das historische Drama zu machen haben, bequem daran knüpfen lassen.

Der Stoff hat einen novellistischen Zuschnitt. Ein junges hübsches Mädchen ist zur Moucharde erzogen, sie soll die Feinde ihrer Regierung in ihr Netz ziehen und ihre Geheimnisse auskundschaften. In einem dieser Fälle begegnet es ihr, die bisher in ihrem eitlen Treiben die Stimme des Herzens noch nicht vernommen hat, daß sie von einem tiefen Gefühl ergriffen wird; dieses Gefühl klärt sie über ihr bisheriges Leben auf, und da sie dem Mann ihrer Liebe nicht wohl ihre Vergangenheit mit in den Kauf bringen kann, so bleibt ihr nichts übrig, als auf eine schickliche Weise umzukommen. Sie stirbt für ihn.

Der Stoff ist sowohl für die Novelle als für das Drama geeignet. Balzac hat ihn in seinem Roman: Les Chouans, Prosper Mérimée in einem seiner bessern Stücke: Les Espagnols en Danemarck benutzt. In beiden, wie in unserer Adrienne, ist ein historischer Hintergrund hineingewebt. In den beiden französischen Stücken ist es Napoleon, in dem deutschen Philipp II. von Spanien, dessen Charakter die Localfarbe hergibt.

Es ist überhaupt ein falsches Vorurtheil, von unsern Märzkritikern verbreitet, daß ein novellistischer Stoff der dramatischen Behandlung unwürdig sei. Interessante Abenteuer, wozu die Novelle auffordert, bringen auch, wenn sie zu diesem Zweck arrangirt werden, interessante Conflicte des Gefühls und der Leidenschaft mit sich, und erwerben dadurch Bürgerrecht auf dem Theater. Auch das novellistische und das historische Moment streiten nicht unbedingt mit einander. Ein Bruch in den Ideen einer Zeit wird sich auch in den Herzen der Einzelnen kund geben, ja er muß, um eine allgemein menschliche Form anzunehmen, individuell dargestellt werden. Wenn unsere Kritik fordert, daß die Leidenschaft sich auf die Träger der geschichtlichen Idee beziehen soll, so ist damit für das Wesen der Sache noch nichts ausgemacht. Denn wird der Held in ein Privatverhältniß verwickelt, so ist sein Heldenthum dann weiter nichts, als eine äußerliche Folie

für die Episode; die Episode ist die dramatische Hauptsache. Ob Romeo nur ein Einzelner aus den feindlichen Häusern ist, oder, wie die Oper es verbessert hat, der Chef der Ghibellinen, ist ein unwesentlicher Umstand.

Dagegen kann man mit Recht fordern, daß das Historische und das Novellistische nicht blos äußerlich neben einander hergehen, sondern sich einander mit innerer Nothwendigkeit bedingen. Das hat Prechtler nicht verstanden. Der historische Vorwurf, in welchem sich die Novelle bewegt, ist der portugiesische Erbfolgestreit. Der alte König Heinrich, der Nachfolger Sebastian's, ist im Sterben, und von Seiten der beiden Prätendenten, des Königs von Spanien wie des Priors von Crato, findet ein Wetteifer in der Intrigue statt, den alten Mann zu einem für ihre Ansprüche günstigen Testament zu bestimmen. Diese Intriguen fördern in der Hauptsache nichts, und die Schwankungen des Königs, der sich bald von dem Einen, bald von dem Andern hinreißen läßt, ermüden das Publicum, nicht weil sie an sich undramatisch wären, sondern weil darüber die eigentliche Intrigue, auf die man gespannt sein soll, stille steht. In diesen Fehler verfallen die Franzosen nie. Scribe hätte z. B. in seinem „Glas Wasser", noch mehr in „Bertrand und Raton", hinlängliche Gelegenheit gehabt, die Früchte seiner historischen Lectüre an den Mann zu bringen; er vermeidet es aber, und mit Recht, denn in einem Drama ist Alles fehlerhaft, was nicht die Hauptsache fördert.

Abgesehen davon, werden die meisten Dichter, sobald sie aus dem gewohnten Kreise der Liebe, Eifersucht, Haß u. dgl. herausgehen, und sich auf das eigentliche geschichtliche Feld, die Politik begeben, unfähig, eine dramatische Spannung zu erhalten, sie werden langweilig. So geht es z. B. Voltaire stets, sobald er die Novelle verläßt. Die Fähigkeit, einen Act der Politik dramatisch zu beleben, ist ein Probestück für den echten Dichter. Unter den Deutschen hat es Keiner besser verstanden, als Schiller. Die neuere Kritik hat mit großem Eifer den Betisan dieses großen Dichters aufgespürt, und nicht ohne Erfolg; es wäre wohl einmal an der Zeit, auf seine Vorzüge die Aufmerksamkeit zu richten. Es erfordert das aber ein ernsthaftes, über die coulanten pseudo-philosophischen Phrasen hinausgehendes Studium. Eine einzelne Scene gäbe dazu hinreichende Veranlassung. Was kann es z. B. für einen undankbarern Stoff geben, als die definitive Ratification eines im Wesentlichen bereits abgeschlossenen Vertrags! Das ist der Inhalt der Unterredung zwischen Wallenstein und Wrangel, und nun frage ich Jeden, der diese Scene aufmerksam liest, oder noch besser, anhört, ob nicht ein dramatisches Leben und eine Spannung darin ist, die nicht größer sein könnten bei tausend Herzensconflicten. Die einzige Scene, in welcher Göthe Egmont und Oranien zusammenführt, ist allgemeiner bekannt und geschätzt, weil wir Deutsche noch immer die Unart haben, unsere Dichter mehr zu lesen als zu hören. Freilich lernt man mehr daraus, es wird eine Fülle trefflicher Maximen und Charakterzüge geboten, eigentlich ist es aber nichts anders als der Wett-

gesang zweier schöner Individualitäten, die einander nicht verstehen, und die daher auch in keine wirkliche Dialektik treten können. Göthe's Charaktere sind, wie man ganz mit Recht bemerkt hat, weich und empfänglich; aber sie sind nicht bildsam, daher auch nicht dramatisch. Sie sind in ihrer Art fertig, die Geschichte kann sie zerstören, aber nicht in ihnen ein neues Leben hervorrufen. Die Götz, Weißlingen, Egmont, Alba, Oranien, Faust, Tasso u. s. w. haben keine Geschichte, keine dramatische Entwickelung, und Wilhelm Meister könnte Jahrhunderte lang in Lehr- und Wanderjahren sich herumtreiben, tausend Gräfinnen und Komödianten könnten an ihm arbeiten, und er würde am Ende doch kein Anderer sein, als zu Anfang. — Der Mangel an Dialektik in jenem Dialog macht sich erst fühlbar, wenn man ihn hört: man empfindet dann recht lebhaft, wie jene Maximen und jene in ihrem Contrast sehr berechtigten individuellen Lebensrichtungen sich nur antithetisch ergänzen, aber nicht dialektisch entwickeln. — Göthe's Charaktere haben darum ohne Ausnahme den Anschein größerer Vollendung, und unsere Apostel des kategorischen Imperativs können ohne große Mühe bei Schiller's bestimmbaren und bildsamen Persönlichkeiten den Mangel an fertiger Reife nachweisen. Aber diese Menschen sind darum nicht weniger geeignet, unsere Theilnahme anzuregen und uns zu erschüttern. Freilich wird Wallenstein, weil seine äußere Stellung wie seine innere Leidenschaft einen beständigen Conflict darstellen, in dem ganzen Stück wie in jener Scene, bestimmt, und zwar bestimmt durch untergeordnete Naturen. Aber das geschieht mit Macbeth, Othello, Brutus u. s. w. nicht minder, wenn sie nur im Uebrigen Gelegenheit haben, sich als Helden zu zeigen.

Im Drama sollen die Helden bestimmt werden — anders als im Epos — und durch welchen äußerlichen, unbedeutenden Anlaß der innere Conflict seine Richtung bekommt, ist gleichgültig, wenn wir nur die Nothwendigkeit dieser Wechselwirkung übersehen.

Es ist bei der Darstellung historischer Ereignisse — und damit komme ich wieder auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war — die Aufgabe des Dichters, die historischen Gegensätze, die in der Geschichtschreibung sich als Maximen gegenüberstehen, in einen individuellen Proceß zu übersetzen. Dramatisches Leben, oder Leben überhaupt, ist damit identisch. Der Dichter löst damit dies Räthsel, das der abstracte Verstand aufgestellt hat, ohne es beantworten zu können, weil er eben aus den Abstractionen nie herausgehen kann: die Einheit der Freiheit und der Nothwendigkeit. Wir sollen uns zugleich an dem innern Erguß der Freiheit erfreuen, und doch empfinden, daß er genau so erfolgt, wie er erfolgen muß. — Unter dieser Bedingung ist dem Dichter jeder Stoff erlaubt, und Schiller hat von dieser Freiheit einen ausschweifenden Gebrauch gemacht, er hat in der Regel Stoffe gewählt, vor denen sich jedem Andern das Haar sträuben würde. Jeder Stoff, auch die Politik: nur muß man ihr, weil sie der dramatischen Behandlung größere Schwierigkeiten entgegensetzt, darum nicht auch eine größere Dignität beimessen wollen.

Dieses individuelle Leben durchzuführen, wird unsern deutschen Dichtern durch einen Umstand erschwert, der bei Prechtler wieder recht auffällt. Wir stehen mit unserer dramatischen Sprache und namentlich unserm Vers genau auf dem Standpunkt, wie die französische Tragödie in der Zeit, als Lessing ihrer allmächtigen Geltung entgegentrat. Unsere Empfindungsweise wie unser Denken ist ein conventionelles geworden, wir geben geprägte Münzen aus, die nicht mehr gewogen werden dürfen. Die Sirenenstimme des Schiller'schen Verses hat die nachtheiligsten Wirkungen gehabt. Er hat das Gewöhnliche geadelt, das Gemeine idealisirt; jetzt empfangen wir es in dieser Form aus zweiter Hand, ohne den Reiz und die Berechtigung einer freien Individualität. Nur wenige Dichter — ich kenne eigentlich nur Kleist — haben sich einen eigenthümlichen Vers, eine eigne poetische Sprache und Anschauung zu schaffen gewußt; denn die Schule, welche in der Restaurationszeit die Bühnen beherrschte, und an dem in deutsche Romantik übersetzten sinnlichen Kling-Klang des Calderon'schen Theaters geschult war — die Werner, Müllner u. s. w. — waren selbst dieser Convenienz gegenüber ein Rückschritt. Die östreichischen Dichter — Grillparzer, Halm, unser Prechtler — haben sich, ganz wie Körner, an Schiller's Vorbild gehalten, sie haben nur noch eine sentimentale Thränenbrühe darüber gegossen. — Aus dieser fertigen, unfreien und darum unpoetischen Weise kommen wir nur durch dasselbe Mittel heraus, welches Lessing bereits angewendet hat: unsere Tragiker müssen wieder zur Prosa greifen. Man wendet auf die erhöhte Sprache der Tragödie den Ausspruch jenes französischen Aristokraten an, der Abends immer seidene Strümpfe trug, „weil man sich mehr in Acht nimmt, in den Schmutz zu treten," aber der Vergleich paßt nicht. Im Gegentheil wird man sich wohl besinnen, in schlichter Prosa jenes Zeitungsgewäsch auf die Bühne zu bringen, welches den eigentlichen Inhalt unserer „Haupt- und Staatsactionen" ausmacht: mit den conventionellen Zierrathen des Schiller'schen Verses versehen, glaubt man es sich eher gefallen lassen zu dürfen.

Ich meine nicht, daß die unrhythmische Form die höchste und letzte des Dramas sein dürfe. Aber als Uebergangsstufe scheint sie mir nothwendig. Erst müssen wir lernen, auch in der Sprache zu individualisiren, ehe wir an Idealität denken.

Diese Befreiung der Sprache wird auch auf die Charaktere und Situationen einwirken. Mit der fertigen Sprache nehmen wir auch gern jene fertigen Costüme und fertigen Anekdoten mit in den Kauf. So hat Prechtler seinen Liebhaber, ohne allen Grund, blos aus Reminiscenz an Marquis Posa, dessen Sprache ihm vorschwebte, in's Malteser-Costüm geworfen. So ist der Bösewicht des Stücks, der eigentliche Faiseur der spanischen Intrigue, der Adriennen angestiftet hat und sie mit Drohungen und Dolchen verfolgt, sobald sie von ihrem Geschäft abgehen will, ein bloßer Theaterpopanz, der nur da ist, um den Kindern Grauen zu machen. Das ist um so mehr Schade, da Prechtler nicht ohne Talent ist; in

einzelnen Scenen (z. B. der Scene in der Loge, als mitten in der Unterredung der beiden Liebenden der plötzliche Tod des Königs bekannt wird, wie der am Brunnen, wo jener Popanz, der sich bisher für Adriennens Bruder ausgegeben hat, sie mit der Erklärung überrascht, daß sie nur sein Werkzeug sei, und daß er auch ein wildes sinnliches Gelüst auf sie geworfen habe) hat er wenigstens den theatralischen Effekt glücklich gefunden, und von diesem, den man mit Unrecht geringschätzt, zum dramatischen zu steigen, ist nur noch eine freiere Bildung vonnöthen.

Außerdem hat das Stück einen großen Vorzug vor den meisten unserer Bühnenmachwerke: es enthält eine zusammenhängende, vollkommen verständliche Handlung, ein zweckmäßiges Ineinandergreifen der verschiedenen Scenen, und man darf nicht erst Logogryphe auflösen, um den moralischen Inhalt des Ganzen zu übersehen. —

Dumas' Comte Herman und Schillers Räuber. — Comte Herman heißt ein fünfactiges Stück, welches im December vorigen Jahres in Paris aufgeführt wurde — das 40ste seit den zwanzig Jahren, wo Alexander Dumas zuerst die Bühne betrat: eine anerkennenswerthe Arbeitskraft, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß daneben noch alljährlich ein oder zwei zehnbändige Feuilleton-Romane erschienen, und daß unter jenen mit wunderbarer Eilfertigkeit hingeworfenen Pièçen einige recht gelungen zu nennen sind. Wo Dumas als Vertreter des national-französischen Geistes auftritt, wie er ihn in alten Chroniken studirt und durch die eigenen Schicksale und Empfindungen ergänzt hat, ist er immer — ich will nicht sagen musterhaft, aber amüsant. Aber er hat sich von Zeit zu Zeit bemüßigt gefunden, den deutschen Geist, wie er sich durch die Romantik allmälig in Frankreich einbürgerte, wiederzugeben; er phantasirt mit Hoffmann von einem transcendentalen Don Juan, schreibt philosophisch-kritische Vorreden, in denen er sich über die Idee seiner poetischen Schöpfung ausläßt, und wirft tiefsinnige Blicke auf's Menschenleben und dessen Bedeutung. Dieses närrische Gebährden eines Franzosen, der im Mysticismus Geschäfte machen will, soll unsere Aufmerksamkeit hier in Anspruch nehmen.

„Graf Hermann" ist hervorgerufen durch Schiller's Räuber; zum Dank läßt ihn der Dichter in Deutschland spielen, unter Heidelberger Studenten, in den Bädern von Baden-Baden und auf fränkischen Schlössern. Der eine Hauptheld, Doctor Fritz, hat sich durch die Lectüre der Rolle des Franz Moor gebildet. Er erklärt Schiller für einen großen Philosophen, ohne zu überlegen, daß „die Räuber" keineswegs eine Billigung jenes Bösewichts, sondern eine gründliche Widerlegung seiner abscheulichen Grundsätze, wenn auch nur durch ein argumentum ad hominem enthalten. Der französische Dichter hat sich also die überflüssige Mühe gegeben, ihn zum zweiten Male zu widerlegen. — Fritz glaubt an keinen Gott, und ist folglich, wie es sich die Franzosen nicht anders vorstellen können, der krasseste

Materialist von der Welt. Er hat sehr gründlich Naturwissenschaft studirt, benutzt seine Kenntnisse aber nur zur Befriedigung seiner Habsucht. Kleinliche Zwecke hintansetzend, hat er sich gleich ein recht weites Ziel gesetzt: er will die so und so viel Millionen des Grafen Hermann erben, verkauft ihm zu diesem Zweck seine Braut, die er früher selber gekauft hat, um sie nach dem Tode des Grafen — den er nicht positiv, sondern durch falsche ärztliche Behandlung beschleunigt — selber zu heirathen, und mit ihr die besagten Millionen. Sein Zweck wird durch eine unerwartete Wendung vereitelt, und er beschließt daher, sich zu tödten. „Quand un homme comme moi a vu s'évanouir une espérance nourrie trois ans, et avec cette espérance évanouie échouer un projet qui eût changé la face de sa vie, cet homme ne fait pas un second essai, ne tente pas une seconde expérience: — cet homme meurt." Wovon der Grund nicht recht abzusehen, wenn es nicht der ist, eine Sterbescene im Franz-Moor'schen Geschmack aufzuführen, mit den Zuthaten, welche die moderne Bildung unerläßlich macht. — Fritz vergiftet sich nämlich, und benutzt seine letzten Augenblicke, über die Natur des Giftes wie über die dadurch hervorgerufenen Empfindungen sehr kaltblütig physikalische und psychologische Beobachtungen anzustellen. Zuletzt findet er, daß sein Verstand mehr und mehr schwindet, bis er im letzten Augenblick, wo man schließen muß, derselbe habe ganz aufgehört, ausruft: Mon Dieu, Seigneur! pardonnez-moi. Dieser Ausruf eines halb erloschenen Geistes kann eigentlich nicht viel beweisen, aber dem katholischen Dichter kommt es auch mehr auf die moralische Wirkung desselben an. Dumas erklärt nämlich in dem Nachwort: — nous avons laissé s'échapper de la poitrine haletante de Fritz ce dernier cri de terreur auquel Dieu, sous le nom de contrition parfaite, a promis sa miséricorde infinie. Also ganz noch wie bei Calderon, trotz Pascal und Voltaire! Wie bequem doch diese gute Kirche ist!

Dem Bösewicht ist ein ebenso abstracter Tugendspiegel entgegengestellt. Graf Hermann ist nicht nur so gutmüthig, allen Nothleidenden auf die fabelhafte Weise des Grafen Montechristo zu helfen, sondern er vergibt auch allen Sündern, selbst dem Bösewicht, der an ihm seit drei Jahren herum mordet, und schließt damit, zum Besten seiner Mitmenschen, aus Tugend eine Todsünde zu begehen: er vergiftet sich selbst, um seiner jungen Gemahlin Freiheit zu lassen, seinen Neffen zu heirathen. — Wieder katholisch! Bei uns kann man sich in solchem Fall scheiden lassen.

Warum ich dies närrische Machwerk vorführe? — Weil uns in diesem Zerrbild die Unnatur des Originals so recht aufgeht. Diese Antithese des Bösen und Guten, wie sie Schiller versucht hat, muß immer lächerlich ausfallen. „Die Räuber" sind ein sehr schlechtes Stück, wir werden es nur nicht gewahr, weil sich die Träume und Schwärmereien unserer frühesten Jugend daran knüpfen, und weil wir nicht mehr unterscheiden können, was wir hineinempfunden und was wir

herausgelesen haben. — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sich die Räuber noch immer auf den Brettern erhalten, von denen so manches bessere Stück verschwunden ist; noch merkwürdiger, daß sie in der abscheulichen Schröder'schen Bearbeitung zur Aufführung kommen, die uns den Todeskampf des Franz doppelt vorführt, um die Gerechtigkeit des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" durchzusetzen. Ich weiß auch keine andere Erklärung, als daß das Stück für Coulissenreißer ein guter Vorwurf ist.

Diejenigen Rollen, welche eigentlich dem Drama seine Bedeutung gegeben haben, der freche Cynismus des Franz und Spiegelberg (Aus Einer Pistole geschossen u. s. w.) und die studentische Renommage des Helden (Mir ekelt vor diesem tintenkleckfenden Säculum u. s. w. — Gebt mir hundert Mann wie ich, und ich will aus Deutschland eine Republik machen, gegen welche Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sein sollen) — das alles wird ausgelassen, ebenso das Gespräch mit Moser, das als psychologische Einleitung zur Traumgeschichte nothwendig ist, und es bleibt nichts übrig, als plumpe Intrigue, unnöthige, zweckwidrige Grausamkeit und rohes Studententreiben mit einiger Weinerlichkeit gemischt. Zum Ueberfluß hat man die Geschichte in die Zeit des Mathias Corvinus (!) verlegt, und dadurch jenem Aufathmen von der dumpfen Luft einer unseligen Convenienz alle Berechtigung genommen.

Damit will ich freilich nicht sagen, daß das Stück sich besser ausnehmen würde, wenn das mittelalterliche Wamms sich in den modernen Frack verwandelte. Es ist eben nichts mehr damit zu machen. Die Räuber haben ihre große culturhistorische Bedeutung; für ein Kunstwerk muß man sie aber nicht mehr ausgeben wollen.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Den 13. September 1850.

Der Kampf zwischen den liberalen Puritanern und den mit den Altconservativen föderirten Altliberalen wird noch immer in den Wiener Blättern fortgesetzt. Ein Correspondent der Ostdeutschen Post „von der ungarischen Grenze" sieht in dem Bündniß, welches die Altliberalen mit der Partei Somsich einzugehen bereit sind, um gegen die Centralisation anzukämpfen, das unverkennbare Spiel des Teufels, der die alten Kämpen des Liberalismus durch die „Intriguen und gleißnerischen Reden der Conservativen bethört und umgarnt hat," und auch schon seine Krallen gegen das Volk ausstreckt, um dies zu „ködern" und den „Klauen der Altconservativen zu überliefern"; „aber", ruft der Correspondent von der ungarischen Grenze aus, „fehl geschossen! Das Volk besitzt in vielen Punkten mehr Takt und Ueberzeugung, als viele seiner Führer" u. s. w. Als Gegner dieses Gespensterſehers tritt ebenfalls in der Ostdeutschen

Post Graf Karl Jay, ein Altliberaler ohne Furcht und ohne Tadel, auf, und erklärt mit größter Kaltblütigkeit, — die man bei den Bertram's selten zu finden pflegt — daß er durchaus noch keinen Vorgeschmack von Fegefeuer und Höllenpfuhl verspüre, daß er sich noch gänzlich seiner irdischen Laufbahn bewußt sei, wo er Oberprocurator der in Christo lebenden evangelischen Protestanten Ungarns war, wo er bei mehrern Conferenzen der liberalen Partei präsidirte, und jene Errungenschaften mit erkämpfen half, welche heute so sehr in Mißcredit gerathen sind. Auch möge der Correspondent von der ungarischen Grenze wegen der „Ränke" der Conservativen überhaupt unbesorgt sein, „denn," meint Graf Jay, „der Zweck ist edel, die Mittel ehrlich, de internis praetor non judicat. Haben die Conservativen auch Nebenzwecke, das kümmert uns wenig; denn treten diese nach errungenem Siege an's Licht, so sind sie todt geboren; tauchen sie während des Kampfes auf, so werden sie über Bord geworfen. Die Kraft hiezu fehlt nicht, und wo diese nicht fehlt, ist kein: zu spät" u. s. w.

Ich habe in diesen Blättern die bisherige Handlungsweise der Altconservativen streng beurtheilt, aber zugleich darauf hingedeutet, daß in der Popularität, welche sie durch ihr Auftreten gegen das Ministerium Schwarzenberg erlangt haben, etwas mehr als bloßer Oppositionskitzel liege; die entschiedene Sprache, welche Somsich in seiner Brochure führt, hat diese Popularität noch vergrößert; und der Correspondent von der ungarischen Grenze brauchte nur auf der Donau, Theiß oder Marosch zu uns herabzuschwimmen, und er könnte sich überzeugen, daß das Volk zwar nicht „geködert" ist, aber — ungetheilt die von Somsich ausgesprochenen Ansichten theilt; oder Schwarzenberg brauchte zum Experiment nur einen Reichstag zu berufen, und der genannte Correspondent würde sich belehren können, wer von „dem Takte und der Ueberzeugung des ungarischen Volkes" eine bessere Kenntniß hatte: er oder Graf Karl Jay!

Sie werden fragen, wie sich unsere hiesige Presse in dieser Frage benimmt? Darauf läßt sich sehr schwer antworten; denn um wirklich zu verstehen, was die Leitartikel in unsern Journalen wollen, müßte man jeden derselben abschreiben, und das, was zwischen den Zeilen steht, mit in den Text aufnehmen, und noch außerdem eine besondere Divinationsgabe besitzen. — Unsere deutschen Blätter wollen sich es vielleicht selbst glauben machen, daß sie der Centralisation, welche mit der Germanisirung Hand in Hand geht, aufrichtig zugethan sind; nur haben die Wiener Blätter das vor ihnen voraus, daß diese jenseits der Karpathen von der Gesinnung des Volkes an der Wag, Theiß und Marosch ganz nach ihrem Belieben sprechen können, was bei uns doch wohl nicht mit Anstand geschehen kann. — Unsere ungarischen Journale führen vollends eine jämmerliche Existenz. Im Vormärz war in Ungarn die magyarische Presse viel weniger beengt, als die deutsche, da man die unbändigen Magyaren ohnedies für unverbesserlich hielt, und von ihren rebellischen Journalen im väterlich regierten Kaiserstaate nichts zu fürchten hatte, während die deutschen Blätter aus Ungarn nach Oestreich gehen und hier den Krankheitsstoff in das gesunde Leben der Erbländer pfropfen konnten. Heute wird in der Constitution vom 4. März den Erbländern versprochen, ihnen die Märzerrungenschaften unangetastet zu lassen, während Ungarn Alles genommen wird, was es durch die Märzgesetze schon factisch besessen, natürlich muß man also den Organen des Kaiserstaates noch Manches nachsehen, während von magyarischer Seite gar kein Widerspruch geduldet wird.

In unserm Zwitterzustande haben wir noch das Glück, anstatt eines Censors deren zwei zu haben. Die Soldateska hackt mit dem Säbel der Feder die Spitze ab, und die Polizei schlägt mit dem Stock die Journalisten auf die Finger. So wurde vor einigen Tagen Nagy Ignácz wegen eines in seinem „Hölgyfutár“ *) aufgenommenen Gedichtes zu drei Monaten Arrest verurtheilt, und bald darauf dem Herausgeber des Blattes angedeutet, daß dieses während der Strafzeit des Redacteurs nicht erscheinen dürfe. Sie sehen also, daß unter dem Sturmhute doch bessere Köpfe sitzen, als unter der Pickelhaube. In Berlin sperrt man die Redacteure ein, aber das Grundübel, die Redaction, bleibt, man verbietet den Postdebit, aber es bleiben ja noch Eilwagen und Eisenbahnen, die das Gift im Lande ausstreuen helfen; man sperrt also bei uns die Redaction ein und das Spiel hat ein Ende, und man hat dabei noch das Recht des Redacteurs gewahrt, daß ihm während seiner Abwesenheit kein Anderer in's Handwerk pfusche.**) Andererseits wurde Herr Lévai, ein Mitarbeiter des Pesti napló, von der Polizei zu drei Tagen Arrest verurtheilt, weil er im obigen Blatte erzählte, daß in einer gewissen Stadt ein gewisser städtischer Beamter in einer gewissen Angelegenheit es nicht so gemacht habe, wie man es billig erwarten durfte u. s. w.; nun traf es sich, daß Pesth auch eine gewisse Stadt ist, und daß in Pesth auch gewisse Beamte sind, und daß unter diesen gewissen Beamten einer vielleicht auch etwas nicht so gemacht hat, wie man es billig erwarten durfte; also eine unverkennbare Anspielung auf die Regierung, ein Attentat auf die gesetzlichen Gewalten des Staats, eine verkappte persönliche Beschimpfung beamteter Personen: in die Kuh mit dem Scribler! —

Aber nicht nur a posteriori, sondern auch a priori wird bei uns die Dressur der Presse gehandhabt. So wurden unlängst alle Redacteure in den zwei Schwesterstädten auf die Stadthauptmannschaft beschieden, und ihnen dort eingeschärft, durchaus keine die Person des Herrn Statthalters, Baron Gehringer, betreffende Notizen aufzunehmen. Undankbare Ungarn! Durch die Märzgesetze ward ihnen zwar ein eigener, aber nur in der Person des Erzherzogs Stefans unverletzlicher Statthalter zugesagt; jetzt sitzt in der Hauptstadt Ungarns ein eo ipso unantastbarer Souverän, und dennoch hören sie nicht auf zu schmollen!

Die Musik ist auch ein integrirender Theil des Preßgebiets. Sie werden es also natürlich finden, daß unsere Leierbuben diese Tage sämmtlich auf's Stadthaus transportirt, und ihren hölzernen Euterpen die revolutionären Attribute abgenommen wurden. Die Nieten des Rákóczi-, Kossuth- und Klapkamarsches wurden aus den Walzen herausgezogen. Mehrere der wandernden Tonkünstler nahmen Repressalien, und zogen daheim die Nieten der östreichischen Volkshymne aus den gestrichenen Leierkasten. „Und sollten's olli andern Stück' verbieten,“ sagte einer bei dieser Operation, „du kummst m'r g'wiß nimmer eini!“ —

Daß in Wien wieder zwei Volksblätter, die „Nationalzeitschrift“ und die „Schnellpost“, das Zeitliche gesegnet haben, werden Sie bereits vernommen haben. Diese zahmen Kinder des Belagerungszustandes sind an Unverdaulichkeit wegen unmäßigen Genusses

---

*) Damenbote.

**) Wie wir vernehmen, wurde Herr N. Ignácz und sein Blatt gestern vom Militärcommando freigegeben.

von barátfülek*) gestorben; denn sie wollten es mit der Militärbehörde nicht verderben, und richteten daher ihr Geschoß gegen das Pfaffenthum, welches, wie bekannt, bei unsern Rettern der Monarchie nicht in besonderer Gunst steht. Allein unsere Regierung ist vielleicht durch die jüngsten Reden in der Paulskirche für das große Friedensproject gewonnen worden, und ist daher gesonnen, für die Zukunft anstatt der Waffen der rohen Gewalt jene des Friedens und der christlichen Milde, wie Missionen, wunderthätige Jungfrauen anzuwenden; obgenannten Blättern wurde also der Proceß gemacht, aufreizende Artikel verbreitet zu haben, (es waren Schilderungen der von den Russen in der ungarischen Stadt Losonz verübten Gräuel, aus dem in Pesth erscheinenden magyarischen amtlichen „Magyar hirlap" übersetzt) und zum Nichtsein verdammt. Die frommen Väter haben dabei den Vortheil, gar nicht compromittirt zu sein.

Das Magyar hirlap theilt eine Petition mit, welche die evangelischen Protestanten Ungarns der Wittwe des seligen Palatins, Erzherzogin Maria Dorothea, überreichten, um sie an den Stufen des Thrones niederzulegen. Die evangelisch-protestantische Kirche hat, wie bekannt, ihren Schwerpunkt in Ungarn in dem Stamme der Nordslaven. Diese sind, mit Ausnahme dreier kleinen Gegenden in Neutra, Liptau und Thuwócz, gut ungarisch, und ihre Geistlichen nahmen zwar nicht alle thätigen Antheil an der Revolution, galten aber allgemein, mit Ausnahme einiger in obgenannten Gegenden wohnenden Panslavisten, für gute Patrioten. Nachdem die Revolution besiegt war, kamen die Panslavisten an's Ruder, und Haynau hob die alte Presbyterialverfassung der ungarischen evang. Protestanten auf und setzte nach Militärbezirken geistliche Oberhirten ein, die nichts weniger als das Zutrauen der Gläubigen besaßen und als mächtige Bureaukraten ohne Synoden und Presbyterialversammlungen die Angelegenheiten der Kirche — und zwar in ihrem panslavistischen Sinne — leiteten. Die Protestanten wenden sich also an ihre alte hohe Beschützerin mit einem Protest, in welchem sie sich auf ihre verbrieften Rechte, auf den Wiener und Linzer Frieden und die von den europäischen Mächten garantirte pragmatische Sanction u. s. w. berufen, und auch darauf hindeuten, daß Se. Majestät dem katholischen Clerus bedeutende neue Rechte zugestanden, während ihnen ihre alten genommen werden.

Sie sehen also, daß sich bei uns noch innerhalb des Belagerungszustandes jene Kräfte organisiren, die einst außer den Grenzen desselben mächtig an dem System der jetzigen Regierung rütteln werden; und bei uns wundert man sich über die lange Dauer des Ausnahmszustandes! — In Oestreich sind nur drei Fälle möglich: entweder Schwarzenberg ändert seine Politik, oder er macht einem Andern Platz, der seine Politik aufgibt, oder der Belagerungszustand wird beibehalten. Das Zweite ist möglich, das Dritte sehr wahrscheinlich.

Schließlich will ich Ihnen noch zwei Prachtstücke aus dem Schatz der östreichischen freien Presse vorlegen. Vielleicht gelingt es einigen Exemplaren der Grenzboten, auf die Nachwelt zu kommen, so werden sie Zeugniß abgeben von den Zuständen einer Zeit, welche solche Geisteskinder hervorbringen konnte.

No. 1. Im vergangenen Monat brachte die Ostdeutsche Post in einer Notiz die Neuigkeit, daß bei der Freiin Karoline von Perin, Gründerin des ersten demokratischen

---

*) Wörtlich „Mönchsohren," der Name einer sehr schmackhaften, aber geilen Mehlspeise bei den Magyaren.

Frauenvereins in Wien, in ihrer Wohnung zu Penzing Hausdurchsuchung vorgenommen, und bei dieser Gelegenheit mehrere hundert Exemplare des Journals „der Radicale" mit Beschlag belegt worden sind.

Nach einigen Tagen theilt die liberale (?) Ostdeutsche, — nicht unter den Annoncen, sondern im Hauptblatte — einen Brief von folgendem Inhalt mit:

„Herr Redacteur! Ich habe gestern in Ihrem Blatte gelesen, daß man auf die Denunciation einer Anverwandten (?) eine Haussuchung bei der K. Freiin v. Perin veranstaltet, und viele Exemplare vom „Radicalen" weggenommen hat. (Es waren zwei große Kisten und ein großes Faß damit angefüllt; im Ganzen über 7 Centner schwer.) Indem ich nicht möchte, daß der Verdacht auf eine andere Person fiele, erkläre ich, daß ich die Denunciation gemacht, weil die Perin immer ganz unverholen sagt, diese Kisten enthielten ihren größten Reichthum, und es würde noch die Zeit kommen, wo sie Gebrauch davon würde machen können. Ich habe schon einen Fuß im Grabe, allein so lange die Zunge nicht unter der Erde liegt, werde ich meine Stimme erheben gegen Alle, die wie sie in ihren Reden und Handlungen den größten Haß gegen die legale Autorität zeigen, und schon Knaben zu verführen suchen, in der Hoffnung, sie später für die verbrecherischen Pläne, an welchen sie Theil nehmen, brauchen zu können. Wie verderblich K. Perin schon auf ihren jüngsten Sohn wirkt, wird Jedermann leicht ermessen können, wenn ich sage, daß sie sich nicht scheut, dem Kinde unter dem Auge seiner würdigen Großmutter zu sagen, daß es den Becher, für welchen sie noch immer die Trauer trägt, sich zum Vorbilde nehmen soll. Ich werde nicht allein sie, sondern Jeden verfolgen und angeben, von dem ich erfahren sollte, daß er zu den Wühlern gehört. Ich werde meine letzte Kraft, das letzte Licht meiner Augen zu diesem Zwecke verwenden, und wenn es gegen einen Minister, gegen Fürsten, ja! sogar gegen einen Erzherzog wäre, denn mein Vater war der Feldzeugmeister Vogelsang, der Niemand fürchtete, und ich bin meines Vaters Tochter!!! Penzing, Nr. 145. den 16. August 1850. Karoline Freiin von Vogelsang."

Das Naive ist der höchste Grad der Kunst, denn beide stehen der Natur am nächsten. Ihre Reactionärs werden es vielleicht im System, in der Philosophie der Reaction weiter gebracht haben, aber die Natürlichkeit müssen sie erst von unsern edlen Damen lernen.

No. 2. Der Name Johann Jonaticzki Ritter von Adlerstein dürfte Ihnen vielleicht schon entfallen sein, aber suchen Sie nur in den Nummern Ihres Blattes vom vergangenen Winter, und Sie werden dort die „Federzeichnungen" des edlen Ritters finden, welche von Ihrem Wiener Correspondenten vollkommen gewürdigt wurden.

In diesen Federzeichnungen erzählt uns Herr Adlerstein, daß er in seiner Jugend Soldat war, dann zum Dienste untauglich geworden, und sich nach langem Hin- und Herschwanken (was aber schwerlich so lange gedauert haben mag, als es uns in seinen Federzeichnungen vorkommt) entschlossen habe, nach Ungarn zu gehen, um den rohen ungebildeten Söhnen der Haide eine Dosis von seinem Geiste und Wissen beizubringen. Der untaugliche Ritter wurde Erzieher in einem adeligen Hause, oder vielmehr in vielen, aber sehr vielen adeligen Häusern, denn seine edle Seele konnte sich unmöglich mit der „Falschheit, dem Lug und Trug des räuberischen Volkes" befreunden, und nachdem er mit Glück durch mehrere dieser Sobrihöhlen gewandert war, und da Gelegenheit hatte, zu sehen, wie ein ungarischer Edelmann seine Magd mit Peitschenhieben

tractirte, weil sie sich keine Ehre daraus machte, von seinem Sohne, einem ungarischen Edelmann, genothzüchtigt zu werden, andern Orts aber mit blutendem Herzen erfahren mußte, wie die Magyarinnen die Unschuld ihrer eigenen Töchter verhandelten ꝛc., entschloß er sich, diese Lasterpfützen zu verlassen und ging nach der deutschen Stadt Pesth. Bis hieher geht die Autobiographie des Johann Jonaticzky von Adlerstein. Um das Bild zu ergänzen, werden wir, die wir die Ehre haben, den edlen Ritter eben von Pesth aus zu kennen, das Mangelnde hinzufügen.

In Pesth errichtete sich Herr Jonaticzki ein Federngeschäft, das heißt, Herr Jonaticzki concurrirte nicht etwa mit unsern Handelsjuden, oder jenen Handlungshäusern unserer Stadt, welche in diesem Artikel großartige, selbst bis zu Ihnen nach Sachsen sich erstreckende Geschäfte machen, sondern er kaufte sich eine oder zwei Gänsefedern und saß zu Hause in einem sehr abgetragenen Schlafrock, und wartete, bis Jemand kam und sein Talent in Anspruch nahm; dann nahm er Feder und Papier zur Hand und führte jene Handlung aus, welche wir *Schreiben* zu nennen pflegen! Herr Jonaticzki hatte das Glück, immer mit dankbaren Leuten in Berührung zu kommen, und er nahm, um den Dankerfüllten in keine Verlegenheit zu bringen, einen oder zwei Zwanziger zum Andenken an. Dieser Zustand des Herrn Jonaticzki dauerte bis 1848. — Die Revolution, welche das bescheidenste Talent in den Vordergrund drängt, gab auch dem Geiste des Ritters einen Ruck vorwärts; aber Herr Jonaticzki, rein adliges Vollblut, konnte sich unmöglich mit dem „rebellischen Raubgesindel und den stinkenden Juden" verbinden; er trat also in die Dienste des Pesther high life, nämlich der Spießbürger. — Zu diesem Zwecke associirte er sich mit Herrn Petriesovich Horváth Lázar, dem frühern Redacteur des hochtoryschen Modejournals „Honderü", der sich jetzt, wo das Magyarische überhaupt rebellisch wurde, und nicht viel über das Lächeln der Baronin C. auf dem Balle der Gräfin X., oder über den türkischen Shawl der Hofräthin M. in der Soirée der Septemvirin Y. ꝛc. zu referiren war, ein deutsches Blatt herauszugeben entschloß, welches er die „*Morgenröthe*" taufte. Anfangs wollten die Herren Associés zwar noch nicht die Mésalliance mit dem Bürgerpack eingehen, und sie schonten nicht die Mühe, beide zu den jüdischen Großhändlern auf dem neuen Marktplatze zu gehen, und ihnen beizubringen, daß das Wohl des Judenthums nur davon abhänge, wenn jeder israelitische Kaufmann eine Actie für 20 Gulden Münze einlöste, und die „Morgenröthe" durch diese Actien vor allen Zufälligkeiten gesichert würde, allein die dummen Juden *wollten* ihr eigenes Interesse nicht auffassen, und die Emancipation lief ihnen bis nach Szegedin davon und Herr Jonaticzki mit seinem neuen Chef waren genöthigt, die gerechte Entrüstung der Pesther Bürger über die Anmaßungen der Juden zu theilen. Auf diesem Felde gerieth der Ritter mit dem Redacteur des „Ungar": Klein, und mit dem Redacteur der „Opposition:" Chownitz (der damals auch in Pesth und republikanisch-demok. soc. war) in heftigen Streit. Wir können hier diese schöne Episode in dem großen Leben Jonaticzki's nicht ganz mittheilen, nur das Einzige soll hier Erwähnung finden, daß ihm Chownitz eines Tages in seiner „Opposition" von seinem Stiefelputzer antworten ließ.

Als später die Wogen der Revolution höher stiegen, zog sich Jonaticzki ganz zurück und in dieser stillen Zurückgezogenheit sammelte er jene Schätze, mit welchen er die Welt in seinen „Federzeichnungen" beschenkte. Die Federzeichnungen haben zur Zeit ihrer Erscheinung ganz Deutschland in Staunen gesetzt, und wie wir hören, soll jetzt bereits die 10. Auflage in Angriff genommen sein; allein das wahre Verdienst wurde zu allen

Zeiten verkannt, und so fand sich auch ein gewisser Csárdásy Gábor, ein roher pöbelhafter Magyar, der Herrn Jonaticzki in der Ostdeutschen Post der Lüge, Heuchelei, Verleumdung und Schmarozerei zeihte. Gegen diesen tritt ein „Freund der Wahrheit" für Jonaticzki in die Schranken, und für 25 Zeilen Sprechsaal per 5 kr. C.-M. bezahlend, spricht er folgendermaßen:

„Die giftige Zunge schmachgieriger Verleumdungssucht hat sich auch erfrecht, einen ausgezeichneten, durch musikalisch-militärisch-stylistische Werke vortrefflich anerkannten, von unwidersprechlichen hohen Autoritäten zweifelsohne mußenvollen Literaten und historischen Verfasser Herrn Jonaticzki von Adlerstein in einem Sprechsaal dieses Blattes zu verunreinigen. Man kennt die im Busche heimtückisch lauernden Intriguenspinner, die tödtlich getroffen von dem unvergleichlich gut geschriebenen Geschoß des Herrn Jonaticzki von Adlerstein, der in seinem Werke über Ungarn's letzte Geschichtsunthaten das magyarische Heldenthum so gezeichnet hat, wie ein Mann von so unparteiischen Geistesgaben, mit patriotischem Hochgefühl gefüllt, es allein so ausgezeichnet zu zeichnen vermag. Ein Hoch ihm und seiner großen Feder ein dreimaliges Heil, eben deshalb schon, weil ein Csárdásy Gábor (der oben erwähnten blöckenden Schmähwuthssprechsaal geschrieben hat), ein Mensch, der in der Literatur ganz obscurantischen Namens bis auf den heutigen Tag geblieben ist, sich erfrecht, die giftige Zunge schmachgieriger Verleumdungswuth gegen einen anerkannten, in der Literaturgeschichte Austria's durch viele intelligente Werke und einzelne schriftliche gedruckte Leistungen fast (ohne unbescheiden zu heißen) berühmten Literaten entgegen zu blöcken. Wenn ein obscurartiger Csárdásy Gábor es wagt, einen Adlerstein zu schmähen, daß sein Buch ein „elendes Geschmiere" sein soll, welche Schmiere verdient das Geschmiere einer so falschen verleumdungsschwangern Zibethkatze, die ihre in Gift und Arsenik getauchten Krallen zu solcher Federfrechheit in bezahlten Inserationen ausstreckt. O! der hämische Einschicker dieses neidischen Pamphletismus wird sich noch vor Neid die giftigen Nägel an den Klauen abbeißen, wenn das Ritterkreuz des Verdienstordens den verdienstreichen gegnerischen Verfasser im Knopfloch für die patriotischen Lieferungen seines vaterländischen, nur durch spärliches Honorar belohnten Geistes zieren wird, gleichwie der Ordensstern der berühmten Legion d'honneur auch einfachen Unteroffizieren und Gemeinen, wie Literaten und Rittern, in beiden Hemisphären der Waffen und des Geistes die hochklopfende Brust am Rocke ziert.

Ein Freund der Wahrheit."

So tragisch endete die Geschichte von den einstigen Schöpfern der „Morgenröthe" in Pesth. Petricsevich Horváth Lázár ist*) Thorhüter im Tempel des heiligen Grabes in Jerusalem und sein Freund Johann Jonaticzki, Ritter von Adlerstein, wird candidirt zum Ritter des Ritterkreuzes des östreichischen Verdienstordens. △

Aus Wien.

Die Mißhandlung, welche Haynau in London erfuhr, ist noch immer das Feldgeschrei unserer Gutgesinnten, die nun weidlich auf das constitutionelle England schimpfen, das sie doch selbst stets als Muster priesen, wenn es galt, verrottete Institutionen einzuführen. Diesen Herren ist freilich das Säbelregiment die beste Staatsform; nur schade, daß es sich bald überlebt haben wird. Denn seit den Ereignissen der letzten

*) Nach der Erzählung mehrerer aus dem Oriente gekommenen Reisenden.

zwei Jahre ist ein ganz anderer Geist selbst in unsere Armee gefahren. Häufig, wenn ich meinen Abendspaziergang über das Glacis mache, begegnet es mir, daß aus dem Munde eines gemeinen Soldaten mir ein herzhaftes „Guten Abend" entgegentönt — eine Erscheinung, welche im Vormärz unter die ἀδυνατα gehörte. In der Regel folgt dieser Begrüßung eine in madjarisch accentuirtem Deutsch gesprochene Schilderung der in den Reihen der Insurrectionsarmee mitgekämpften Schlachten, die ein Fluch auf Görgey schließt. Aber nicht allein die Tausende von Honveds, eingereiht in alle Regimenter und zerstreut im ganzen Kaiserstaate, sind es, welche den Samen der Unzufriedenheit in sich tragen, der früh oder spät eine schlimme Frucht gebären wird. Auch die Intelligenz, zur Strafe für ihre Freiheitsbestrebungen dem Militärkörper einverleibt, wirbt insgeheim Rekruten für ihre Gesinnung. Und selbst für die übrige Mannschaft ist jene Periode nicht ohne Nutzen geblieben; der beschränkteste Verstand erkennt es jetzt recht gut, woher er Heil zu hoffen hat — ob von den Offizieren, die sie während des Feldzugs Brüder nannten und jetzt bei dem mindesten Vergehen wieder prügeln lassen wie vorher — oder von dem Volke, das die Freiheit mit ihnen theilen will. Darum machen auch Belohnungen, wie die jüngst bei einer Parade gespendete Gratislöhnung, nicht die gewünschte Wirkung mehr. Darum greift auch die Regierung wieder zu ihrer alten sichern Waffe „Divide et impera." Wir verweisen nur auf die projectirte Dreitheilung Polens*). Die Gräuelthaten, welche die Bauern in Galizien heute wie im Jahr 1846 an den durchgängig liberalen Edelleuten üben, empören jedes menschliche Gefühl. Im Vormärz waren es die sogen. Mandataren, ein Mittelding zwischen Unterthan und Gutsherrn, welche den Achselträger auf beiden Seiten machten. Wer ist es aber heute — fragt billig der Leser — der diese fluchwürdige Wirthschaft auch in dem constitutionellen Oestreich aufrecht erhält? Wir antworten ganz einfach: die Regierung durch ihre Beamte. Diese wissen das glimmende Feuer immer frisch zu schüren, und statt zu versöhnen, werfen sie die Flammen des Hasses zwischen Edelmann und Bauer. Erst kürzlich hörte ich einen jungen Polen sagen: „Ich habe einen greisen Vater daheim und ich würde Jedem die Hirnschale entzweischlagen, der es wagte, ihm ein Haar an seinem Haupt zu krümmen; aber er ist kaiserlicher Beamter, und ich werde ihn nicht beweinen, wenn bei einem Siege meiner Nation ihn der strafende Arm Gottes trifft."

Literaturblatt.

Skandinavische Bibliothek. Leipzig, Carl Lorck. Das Meerweib. Von Emanuel St. Hermidad. Aus dem Dänischen von F. Leo. 4. Bd. Zwei Freunde. Von Carl Bernhard. A. d. Dän. von K. Kannegießer (Gesammelte Werke von C. B., Bd. 15). Die Buchhandlung Lorck verdient für ihre unermüdliche Thätigkeit, uns die literarischen Erzeugnisse unserer verwandten Stämme bekannt zu machen, volle Anerkennung. Wenn es ihr, mit Ausnahme der lieblichen Andersenschen Mährchen, nicht gelungen ist, diesen Werken in Deutschland ein bedeutendes Publicum zu verschaffen, so ist das nicht ihre

---

*) In einen polnischen, einen ruthenischen und einen gemischten Kreis.

Schuld. — Es wäre die Frage, ob es sich nicht der Mühe lohnte, die alten dänischen Heldensagen, von denen uns in Deutschland noch Vieles unbekannt sein soll, zu übersetzen. — Die neuere dänische Literatur, wie wir sie aus diesen Uebersetzungen kennen gelernt haben, ist im Allgemeinen nichts weiter, als ein Abklatsch der Romantik, welche bei uns vor 30 Jahren blühte. Nur die Stoffe sind nach der nationalen Eigenthümlichkeit modificirt. — „Das Meerweib" ist wieder ein recht schlagender Beleg für diese Behauptung. — Von allen Meerweibs-Geschichten ist, wenn wir Goethe's Fischer ausnehmen, die Undine von Fouqué noch immer die beste Bearbeitung. Ein artiger Einfall von Paracelsus — daß die seelenlos geschaffenen Meerweiber durch die Vermählung mit einem Menschenkind eine Seele erhalten — mit großem Geschick und selbst einem gewissen Anflug von Poesie durchgeführt. Dergleichen Einfälle müssen so lose als möglich hingeworfen sein, die Phantasie muß einen so weiten Spielraum als möglich haben, wenn sie sich frei und heiter in diesen willkürlichen Combinationen bewegen soll. Jede genauere Ausführung stört die Illusion und das leichte Farbenspiel, wie das Betasten der Libelle in Goethe's Gedicht. — Unser Dichter ist in seinem Pragmatismus bis zur Scurrilität gründlich. Die Meerweiber haben nicht einen Fischschwanz, sondern plumpe, mit Schuppen bedeckte Füße, auf denen sie nur ungeschickt gehen können. Das erinnert ja an die Fettgänse! Ihre unterirdischen Grotten werden dadurch für das Athmen eingerichtet, daß eine durchströmende Welle ihre gebundene Luft verbreitet u. s. w. — Wenn Menschen ertrinken, werden sie in einem Zustand, der alle Eigenschaften des Todes mit der vollständigsten Besinnung verbindet, auf einen Tisch gelegt; verliebt sich ein Meerweib in sie, so werden sie zu Meermännchen belebt, und schwimmen mit den Delphinen und ähnlichen Ungeheuern in lustiger Jagd in den Gewässern herum; hat aber ein Meermensch Lust, als wirklicher Mensch auf die Oberwelt zu gehen, so kann er den Körper jenes Todten annehmen. — Das sind offenbar humoristische Anlagen, Phantasiestücke in Callot's Manier, wie sie Hoffmann und Arnim versucht haben. Und das geht noch weiter. Der Held der Geschichte liegt als Todter auf dem Tisch, neben ihm zwei andere Leichen: eine treulose Geliebte und deren Vermählter; die Eifersucht, welche der Todte empfindet, und die Ungewißheit, ob die beiden Leichen nicht ähnliche Empfindungen hegen, ist sehr komisch. Er wird durch die Liebe der Meerkönigin Wassermensch, die beiden andern Leichen bleiben liegen, bis zwei Meermenschen in ihre Gestalt fahren und auf die Oberwelt gehen. Ihm selber wird das Leben unter den Menschen zuletzt auch langweilig, und er fährt daher, wozu er nun als Seemensch das Recht hat, in die Gestalt eines Ertrunkenen. Durch diesen Körper, der einem liederlichen Bonvivant angehörte, kommt er nun in sehr verwickelte Verhältnisse; er hat eine Braut, die aber eigentlich nicht seinen neuen, sondern seinen alten Menschen liebt, und daher „ihn" verschmäht, weil sie „ihn" liebt u. s. w.; er trifft auch die alte Geliebte und deren Ehemann wieder, es ist aber nicht die alte Geliebte und deren Ehemann, sondern die beiden Wassermenschen, die deren Gestalt angenommen haben. Dieses beständige Durcheinanderwerfen verschiedener Seelen und Körper — ungefähr wie die Betrachtung im verwunschenen Prinzen — bei denen die Person die Identität mit sich selbst vollkommen vergißt, würde einen sehr komischen Eindruck machen, wenn der Ton des Ganzen nicht moralisch und sentimental wäre. Durch eine krasse Gegenüberstellung sentimentaler und humoristischer Momente läßt sich allerdings der komische Eindruck noch verstärken, aber dann ist die Empfindsamkeit nur

ein Spiel, eine Täuschung. Wenn sich aber der Dichter mit vollem Ernst in seine eigene Empfindung verstrickt, so weiß man nicht mehr, soll man gerührt oder belustigt werden? Und diese Ungewißheit ist höchst lästig. — Zuletzt schleift der Held, der übrigens ein ziemlicher Schurke ist, seine Meerkönigin an's Land und läßt sie als Seeungeheuer für Geld sehen; auch das ist wieder von der tragischen Seite gefaßt. — Die Einleitung, ein Reiseabenteuer in Savoyen, enthält einige glückliche landschaftliche Schilderungen. —

Der Roman von Bernhard, der sich auf die Schilderung von den gesellschaftlichen Zuständen beschränkt, ist niedlich genug; ungefähr in der Manier der Friederike Bremer, aber munterer, belebter, anschaulicher. Er wendet nur sehr geringe Mittel an, und leistet damit das Mögliche. Es leuchtet eine gute, gesunde Gesinnung und ein tüchtiger praktischer Sinn daraus hervor. — Der Dichter scheint sehr productiv zu sein: es sind in dieser Sammlung neben dem genannten Roman und 8 Bänden ähnlicher Art (die Hospital-Verlobung. — Eine Familie auf dem Lande. — Der Eilwagen. — Ein Sprichwort. — Die Declamation. — Schooßsünden. — Der Commissionär. — Tante Franziska. — Der Kinderball. — Das Glückskind) noch zwei historische Romane in 7 Bd. enthalten: Christian VII. und sein Hof, und König Christian II. und seine Zeit.

Niederländische Bibliothek. Leipzig, Carl Lorch. Niederländische Dorfgeschichten Von C. van Schaick. Deutsch von Ed. Wegener. 4 Bände. — Baas Gansendonck. Von Hendrik Conscience. Aus dem Vlämischen von O. L. Wolff. 1 Band.

Die Literatur der Dorfgeschichten wächst in's Ungeheure. Bald wird es keine, auch noch so unbedeutende Provinz, keinen Kreis, keine Gemeinde mehr geben, die nicht ihre heimischen Dichter aufzuweisen hätte. Und alles das im Lauf weniger Jahre. Man kann auch des Guten zu viel thun. Bei diesen Erzählungen von studirter Einfachheit, die auf unsern Geschmack nur darum Eindruck machen, weil er durch starke Gewürze überreizt ist, darf man wohl ausrufen, wie jener gutmüthige Hagestolz zu seiner erfinderischen Haushälterin: Ein schönes Gericht, aber koch' es mir nicht zu oft. — Die idyllischen Figuren dieser Dorfgeschichten haben eine auffallende Familienähnlichkeit; trotz ihrer schwarzwälder, schweizer, böhmischen und vlämischen Maske erinnern sie mehr oder minder an ihr Orginal, den westphälischen Hofschulzen in Immermann's Münchhausen. In diesem Roman hat die rohe Natur, oder vielmehr die bäurische Convenienz ihre Berechtigung, weil sie dem unsittlichen Raffinement der höhern Gesellschaft entgegengestellt wird. Sonst ist es wohl in der Ordnung, wenn solche Genrebilder nur zur Ausmalung eines größern Bildes benützt werden, wie es W. Scott mit so vielem Glück in seinen historischen Romanen gethan hat. — Die Personen, welche den Gegenstand jener Schilderungen ausmachen, werden sie gewiß nicht lesen, und die feine Welt, bei der es jetzt Modesache ist, wird es auch müde werden, sich fortwährend in eine künstliche Stimmung zu versetzen, die ihrer sonstigen Empfindungsweise vollkommen widerspricht. — Ich habe die niederländischen Dorfgeschichten nicht zu Ende lesen können, obgleich ich gestehen muß, daß sie in ihrer Art vortrefflich geschrieben sind, daß sie an Virtuosität der Detailzeichnung und an Erfindung leidlich gesunder Menschen mit Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf wetteifern können. Aber das Idyll bedingt Kürze; der siebzigste Geburtstag von Voß ist noch immer ein Muster in dieser Art

Dichtung; eine weitausgesponnene Geschichte, die weiter nichts ist als eine Mosaikarbeit aus fertigen Zuständen, wird zuletzt unerträglich, wenn das Einzelne auch noch so gut ausgeführt ist. Nur ein unmittelbarer pädagogischer Zweck, wie es bei Jeremias Gotthelf der Fall ist, kann sie rechtfertigen. — Cornelius van Schaick ist 1808 zu Amsterdam im Bürgerstande geboren, hat eine streng protestantische Erziehung gehabt, und ist seit 1832 Prediger. Er hat früher nur einige theologisch-belletristische Producte geliefert, bis er 1847 mit einem größern Volksbuche „Geert" hervortrat, einer vlämischen Bearbeitung von Gotthelf's: Uli, der Knecht. Noch in demselben Jahre erschienen: Jacob, een verhaal uit het tijdvak der Apostelen und: God zorgt of de handschoenmaker uit de achterbuurten van Amsterdam. Seinen eigentlichen Ruf hat er 1848 durch das oben angeführte Werk: Tafereelen uit het Drentsch dorpsleben (Bilder aus dem Drenthschen Dorfleben) erworben. — Auch als Kanzelredner soll er von Bedeutung sein.

Der kleine Roman von Conscience ist schwach. Der Anlage nach ein satyrisches Charakterbild von reichgewordenen Bauern, die in lächerlichem Dünkel über ihren Stand hinausstreben, springt er plötzlich, über alles Erwarten und ohne alle Berechtigung, in's Tragische über, und endet mit Mord und Todtschlag, mit Schwindsucht aus Liebe u. dgl. Das paßt sich nicht; zu allen Dingen gehört eine gewisse Stimmung, und wenn uns Jemand mitten unter herzlichem Gelächter in alle Greuel einer Criminalgeschichte schleudert, so werden wir mit Recht verdrießlich. — Was Hendrik Conscience's literarische Gesammtthätigkeit betrifft, so verweisen wir auf eine frühere Abhandlung in diesen Blättern, bei Gelegenheit seines Romans: Jakob von Arteveldt. (1850 Heft 10.)

Neue lustige Komödien. Von Adolph Glaßbrenner. Hamburg, Verlags-Comptoir. I. Kaspar der Mensch. „Hier," sagt der Verfasser:

Herrscht Nichts als Willkür und Verrücktheit. Hier
Hört so zu sagen wirklich Allens auf,
Was Form und Inhalt edelt. Ruh' und Ordnung
Der Poesie, wie jegliches Gesetz
Der Ethik und Aesthetik sind von ihm,
Dem schlechtgesinnt-unritterlichen Autor
Aufs Aeußerste verletzt. Vernunft wird Unsinn,
Wahrheit zum Trug und Möglichkeit zur Hexe,
Und scheint auch Manches schlicht aus eurem Leben,
Schaut es nur näher an: es ist verrückt!
Stoff und Behandlung kämpfen um den Preis
Der Liederlichkeit, ihrer Dirne, die
Auf hohem Weinfaß sitzt und buhlerisch-
Verliebte Blicke auf den Ritter wirft u. s. w.

Dieser vollkommen richtigen Selbstkritik hätten wir wenig hinzuzufügen, wenn wir nicht zwei allgemeine Betrachtungen daran knüpfen wollten: eine politische und eine ästhetische.

Die Berliner Demokratie ist in vielen Dingen zurückgegangen, aber Eines hat sie

nicht verlernt: das Schimpfen. Kaspar, der allein wahre Mensch — zugleich Hanswurst und Demokrat — entlarvt sämmtliche Parteien, die nicht mit den blutrothen Septembriseurs Hand in Hand gehen, und findet, daß hinter ihnen der Teufel steckt. Als z. B. der Kalif hingerichtet, seine Räthe und Anhänger massacrirt werden sollen, tritt ein „Pilger" auf, der das Volk ermahnt, keinen Mord zu begehen, die Freiheit nicht in Anarchie zu verwandeln, da reißt ihm Kaspar die Mütze ab, und siehe da, es ist richtig der Teufel. Nur der Teufel ist es gewesen, der sich über die Volksjustiz à la Lichnowsky, Auerswald, Latour, Lamberg u. s. w. scandalisirt hat. — Es lebe das souveräne Volk und der absolute Unsinn!

Die zweite Bemerkung betrifft die Kunst. — Es ist seit den Zeiten der romantischen Schule ein Glaubensartikel unsers ästhetischen Katechismus, daß Aristophanes nicht nur ein großer Dichter war — das zu wissen, braucht man nicht in die romantische Schule gegangen zu sein — sondern daß auch seine Form die absolute des Lustspiels ist. — Die Gründe, die sie anführen, sind verschiedener Art. Die Genialen behaupten, zur Komödie sei unbedingte Freiheit, d. h. unbedingte Willkür erforderlich; die Weisen dagegen, die anscheinende Frivolität und Gesetzlosigkeit des attischen Dichters beruhe eigentlich auf der innersten Nothwendigkeit, und seine wilden Gedichte seien nichts, als eine poetische Umschreibung der Hegel'schen Logik von §. x bis §. z. — Die Grenzboten sind so frech und unehrerbietig, Beides in Zweifel zu ziehen. Sie halten es weder für die Aufgabe des Drama's, die Logik und Metaphysik in Verse zu bringen, noch glauben sie, daß Aristophanes es gethan habe, mit oder ohne Wissen. Sie erfreuen sich an der hohen Poesie der Frösche, der Wolken u. s. w., wie an der hohen Poesie im Goethe'schen Faust, sie müssen aber, als Kunstwerk betrachtet, das Eine wie das Andere verdammen. Es ist freilich bequem, glühende Oden und Dithyramben in cynische Gassengeschichten einzuschieben, und wie im Traume, beständig die eine Figur mit der andern zu verwechseln, es wird dies auch nie verfehlen, einen komischen Eindruck zu machen, aber nur vorübergehend. Die Welt des Traumes ist nicht die Welt der Kunst; Menander und seine Nachfolger haben sehr recht daran gethan, die Fußtapfen ihres großen Vorgängers zu verlassen, so wie Molière Recht hatte, aus der italienischen Maske in's regelmäßige Lustspiel überzugehen. — Von den modernen Aristophanen kann man sagen: „Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt; aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist." — Es ist sonderbar, wenn auch in dem Wesen der Romantik begründet, daß gerade dasjenige, was uns in Aristophanes als fremdartig erscheinen muß, die Seltsamkeit und das Willkürliche in seiner Form, hervorgezogen und als Vorbild betrachtet wird, daß sein sittlicher Werth seinen Nachahmern als völlig gleichgültig erscheint. Statt dessen sollten sie bei ihrer Verehrung einmal gründlicher auf den Inhalt seiner Werke eingehen, und z. B. die Ritter zum Gegenstand ihres Studiums machen, wo der souveräne Unverstand und seine Speichellecker, der Demos und sein Paphlagonier, mit meisterhafter Hand so dargestellt sind, wie sie in Athen und in Berlin sich zeigen, wie sie zu allen Zeiten gewesen sind und sein werden.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

1. FEB. 1973

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

